Schiller

Biogr.
1850

Ehrlich
(Goethe)

Goethe und Schiller



von

Moriz Ehrlich

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
1897.

Goethe und Schiller

Goethe und Schiller

ihr Leben und ihre Werke

von

Moriz Ehrlich

Mit Illustrationen von **Woldemar Friedrich**, **Franz Skarbina**,
Kopfleisten von **Richard Püttner** und Porträts in Holzschnitt

Berlin

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

1897.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhalts-Verzeichnis

Friedrich Schiller

Auf einsamer Höhe



Eingang

Wenn der Deutsche das Höchste und Reinste bezeichnen will, was von geistigen Vorstellungen seiner Seele erreichbar ist, so nennt er die Namen der beiden Dichter, welche durch ihre Werke das klassische Ideal der Kunst und durch ihr Leben das nicht minder klassische Ideal des Menschen, in zweierlei Gestalt zusammenstimmend aufgestellt haben. Dabei zeigt sich ein kleiner Unterschied. Der litterarisch Gebildete, der das Ideal als einen klaren Begriff und Besitz faßt, sagt „Goethe und Schiller", damit zugleich seine Kenntnis von dem Entwickelungsgang der nationalen Dichtung bekundend; der gemeine Mann dagegen, der das Schöne und Wahre als ahnende Sehnsucht im Herzen trägt, sagt: „Schiller und Goethe". Denn dem Volk als Masse steht der jugendliche Genius näher, und erst durch diesen geht ihm der Weg zum Verständnis des künstlerisch Vollendeteren. Allen aber gemeinsam ist das Gefühl, daß die beiden großen Namen zusammengehören, daß der eine nicht ausgesprochen werden kann, ohne den andern hervorzurufen, und allen bedeuten sie nicht bloß eine vergangene glänzende Litteraturepoche, nicht bloß eine Reihe unsterblicher Dichtungen, sondern eine bestimmte, lebendig-gegenwärtige Empfindung, eine einheitliche Weltanschauung, ein wirkendes Princip und einen vorbildlichen Wahlspruch.

So selbstverständlich uns aber diese Thatsache erscheinen mag, so ist sie doch keineswegs immer als solche allgemein anerkannt worden. Vielmehr haben schon bei Lebzeiten der beiden Dichter und seit ihrer ersten Vereinigung Beschränktheit und Unverstand, Neid und Mißgunst, Rivalität und Parteisucht ihr Äußerstes versucht, die Verbundenen von einander abzulösen, sie einzeln für ihre Eigensucht in Anspruch zu nehmen und den einen gegen den andern auszuspielen. Die schadenfrohe Geschäftigkeit eines Böttiger, die hinterlistigen Kabalen Kotzebues, der anmaßliche Ehrgeiz der beiden Schlegel setzten ihre Hebel in Bewegung, um eine Entzweiung der geistigen Machthaber herbeizuführen; das ganze Heer mittelmäßiger Zunftschreiber, die für ihre

litterarische Existenz fürchteten, that sich als Widersacher der verbündeten Autorität auf, und wäre es nach ihnen gegangen, so hätten die beiden Genien einander allezeit als feindliche Nebenbuhler bekämpfen müssen; selbst die Eifersucht alter vertrauter Freunde, wie Herder und Knebel, drohte ihrem Einverständnis Gefahr. Auch wurde die Parteilichkeit aufrichtiger Anhänger nicht müde, die Frage zu erörtern, welcher von beiden Dichtern der größere sei, und noch lange nach deren Tode setzte sich dieser Streit fort, der erst in unseren Tagen einer unbefangeneren Betrachtung gewichen ist.

Indessen wäre es doch ungerecht, wollte man diese zwiespältigen Bestrebungen bloß aus absichtlichem Übelwollen oder verkehrtem Urteil herleiten; sie wären gar nicht möglich geworden, hätte nicht wirklich ein bedeutsamer Gegensatz in der dichterischen Persönlichkeit beider Männer den Anlaß dazu geboten. Schienen sie doch sich selbst vor ihrer Verständigung nichts weniger als dazu angethan, sich geistig aneinander zu schließen. Goethe, bereits auf der Höhe seines Ruhmes, verhielt sich still ablehnend gegen die stürmischen Erzeugnisse des aufstrebenden Dichtergenossen, und Schillers erste Äußerungen über den angebeteten Halbgott sind von einem gewissen eifersüchtigen Groll nicht frei. Ja, als beide bereits in benachbarten Städten wohnten, gingen sie noch jahrelang nebeneinander her, ohne in gegenseitige persönliche Beziehungen zu treten. Eine ganze Welt von Gegensätzen, äußeren und inneren, lag zwischen ihnen. Ein Altersunterschied von zehn Jahren trennte sie. Goethe war der Busenfreund eines Fürsten, in hohen Ämtern und Würden, an der Regierung des Landes teilnehmend, von seiner Umgebung vergöttert, für die Gebildeten der Nation der anerkannte Herrscher im Reiche der Poesie; Schiller nur kürzlich der Tyrannei eines Fürsten entronnen, ohne sichere Lebensstellung, ohne feste Heimstätte, durch revolutionäre Dichtungen die Jugend des Volkes fortreißend, ein gefährlicher Prätendent auf den Thron des Geistes. Aber nicht bloß die gegenwärtigen Umstände mußten sie auseinander halten, auch ihr ganzer Lebensgang von der Wiege auf, ihre Herkunft, ihre Erziehung, ihre Schicksale, ihre körperlichen Anlagen, ihr Temperament, ihre Neigungen und Gewohnheiten. Goethe, geboren in einem wohlhabenden Patrizierhause der altberühmten freien Reichs- und Handelsstadt Frankfurt am Main, Enkel ihres höchsten Beamten, umhegt von der sorgsamsten Elternpflege, in weitverzweigten Familien- und Freundschaftskreisen aufgewachsen, in dem vom Vater geleiteten Unterricht von Kindheit auf mit Anschauung genährt, früh mit den mannigfaltigsten Lebens- und Weltverhältnissen vertraut, mit dem weiblichen Geschlecht zwanglos verkehrend, aus der Freiheit des elterlichen Hauses zur Freiheit des Universitätslebens sanft hinübergeleitet, in den bildenden Künsten wie in der Musik dilettierend, von gesunder harmonischer Konstitution, zu allen körper-

lichen Übungen geschickt, ein guter Fechter, ein leidenschaftlicher Tänzer und Schlittschuhläufer, ein ausdauernder Schwimmer, ein mutiger Reiter, ein unermüdlicher Wanderer, am liebsten unter freiem Himmel lebend, aller äußeren Sorge fremd, frei den Neigungen seines Genius folgend und durch ein günstiges Geschick rasch auf den Gipfel des Daseins gehoben; dagegen Schiller, ein Soldatenkind, dessen Vater sich mühsam in unstätem Kriegsleben zum Leutnant heraufgearbeitet, fast im Lager zur Welt gebracht, früh der mütterlichen Sorgfalt entzogen, unter Entbehrungen aufwachsend, in einem despotisch regierten Staat, nach abstrakter Methode unter dem strengen Zwang einer militärischen Anstalt wie in einem Treibhaus erzogen, weiblichem Umgang fremd, mit ungestilltem Verlangen nach Licht und Luft kränkelnd, zu einem ungeliebten Berufe bestimmt, nach der Konduitenliste der herzoglichen Akademie „im Reuten, Fechten und Tanzen schlecht“, aus der Knechtschaft zu wilder Ungebundenheit ausbrechend, unruhig nach einer sichern Heimstätte umherspähend, immer in Geldnöten, durch angestrengte Arbeit dauernd ins Zimmer gebannt und genötigt sein Talent dem Erwerb dienstbar zu machen: so verschieden waren die Voraussetzungen, unter welchen die Formen ihrer Geistesthätigkeit sich bis zu einem Gegensatz entwickeln mußten, der sie zwei unvereinbaren Enden menschlicher Lebensgesinnung und Weltbetrachtung zuzuweisen schien. Denn was, sollte man meinen, kann einander entschiedener ausschließen, als Goethes naive, sinnlich-gegenständliche und Schillers sentimentale, sittlich-vernunftmäßige Auffassungs- und Darstellungsart, Goethes in der Natur aufgehender und Schillers die Natur aus sich hervorspinnender Genius, Goethes auf fortwährende Veredelung und Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit und Schillers auf Erhebung und Beglückung der ganzen Menschheit gerichtetes Streben?

In der That zeigt sich dieser Antagonismus deutlich, wenn Schiller am 12. August 1787 aus Weimar, noch bevor er Goethe gesehen, der damals abwesend in Italien war, an seinen Freund Körner über ihn schreibt: „Eine stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge“, und am 12. September 1788 nach der ersten Begegnung: „Im ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und

Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden." Am 2. Februar 1789 kommt eine Art Widerwillen gegen Goethes menschliche Eigentümlichkeiten noch viel stärker zu Tage: „Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine Prüde u. s. w. — Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gee habt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben." Ja, am 9. März 1789 läßt er sich zu dem Ausruf hinreißen: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Auf der anderen Seite klingt nicht minder widerwillig, was Goethe über seine damalige Gesinnung gegen Schiller lange Jahre nachher — denn aus jener Zeit selbst sind keine Äußerungen vorhanden — aus der Erinnerung aufgezeichnet hat: „Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert um das, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich ältere und neuere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten, ich nenne Heinses „Ardinghello" und Schillers „Räuber". — Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. — Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet; denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach

seiner Art wirken zu wollen; er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter. Daher denn so viel Treffliches und Albernes sich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt. — Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten, als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich: denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen; die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, sowie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury, schienen mir gleichfalls gefährdet; ich war sehr betroffen. — Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Wert und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! — Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen „Ardinghello“ und „Franz Moor“ eingeklemmt!“ (Annalen 1794). Und weiter in Bezug auf Schillers damalige ästhetische Grundansichten: „Sein Aufsatz über Anmut und Würde war ebensowenig ein Mittel, mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und Er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. — Anstatt sie als selbständig, lebendig, vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte. Dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden: denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener.“ —

Diese Kluft zwischen dem ganzen Wesen beider Männer war so tief, daß sie sich sogar bis auf die ursprünglichsten Bedingungen des leiblichen Lebens erstreckte. „Wir waren,“ bezeugt Goethe, „Naturen sehr verschiedener Art, und zwar nicht bloß in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Luft, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift.“ Goethe arbeitete am liebsten des Morgens, Schiller bei Nacht; Goethe im Umhergehen diktierend, Schiller im Sitzen. Goethe war ein geschworener Feind des Tabaks, Schiller rauchte und schnupfte gern. Goethe befand sich am wohlsten bei hohem, Schiller bei niederem Barometerstand.

Ein so durchgehender Gegensatz ihrer Persönlichkeit mußte sich auch in der äußeren Erscheinung offenbaren, und es ist interessant, die Schilderungen zu vergleichen, die jeder vom anderen in wenigen Worten entwirft.

Schiller schreibt über Goethe unter dem frischen Eindruck der ersten Begegnung: „Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse."

Und Goethe sagt in der Erinnerung an seinen längst dahingeschiedenen Freund: „Alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache."

Obgleich ganz besonderen und verschiedenartigen Stimmungen entsprungen, glaubt man in diesen flüchtigen Strichen doch physiognomisch kenntliche Züge entgegengesetzter Charaktere zu sehen: dort die ruhig in sich geschlossene, mild waltende Beherrschung der Thatsachen, hier die kraftbewußte, auf große Wirkungen ausgehende ideenreiche Eroberungslust.

So standen sich die beiden größten Dichter der Nation gegenüber, als ob sie bestimmt wären, für immer einander fern zu bleiben, oder gar sich in grundsätzlichem Kampf zu befehden. „An keine Vereinigung war zu denken ... Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung machte, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in eins nicht zusammenfallen können."

Dennoch kam der Moment, in dem ihr Verhältnis der gegenseitigen Abstoßung in das der Anziehung umschlagen sollte; denn es zeigte sich unerwartet, daß die aus verschiedenen Richtungen herlaufenden Bahnen ihrer geistigen Entwickelung an einem bestimmten Punkte zusammentrafen und ineinander übergingen.

Die entscheidende Annäherung erfolgte auf neutralem Gebiete, ohne jede Absicht, gleichsam auf mechanischen Anstoß, durch Begegnung in einer natur-

forschenden Gesellschaft, deren periodischen Sitzungen Goethe gewöhnlich beiwohnte. Er selbst erzählt den Hergang:

„Einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seinen Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause; das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.‘ Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus „Anmut und Würde“ fiel mir wieder ein; der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: ‚Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.‘ Schiller . . . erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht: keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: ‚Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne.‘ Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten.“

Der Vorgang hat etwas Dramatisches. Der Zwiespalt zweier Geister offenbart sich vor unsern Augen und drängt sogleich zum entschiedensten Ausdruck. Es fallen die beiden Schlagworte unvereinbarer Principien wie zur Losung erbitterten Kampfes; aber die höchste Spannung führt zugleich die Lösung herbei, die Gegner erkennen sich als Brüder und reichen sich versöhnt

die Hand zum unzertrennlichen Bunde. Man möchte als Gleichnis an zwei von derselben Kraft erfüllte Magnete denken, die auseinander gehalten werden, solange ihre gleichnamigen Pole gegenüberstehen. Im Momente ihrer mechanischen Berührung ist die Abstoßung am stärksten. Aber gerade durch sie kann eine Drehung herbeigeführt werden, welche die korrespondierenden Pole einander zukehrt, und nun tritt die Anziehung in ihr Recht und drängt die verwandten Elemente unwiderstehlich zur Verbindung.

Wenn Schiller die sichtbare Gestalt der symbolischen Urpflanze, den Grundtypus aller wirklich vorhandenen Pflanzen in ihren wesentlichen Eigenschaften darstellend, als eine aus der Reflexion entsprungene Idee in Anspruch nahm, während Goethe sie als eine aus der Anschauung gewonnene Erfahrung darbot, so bezeugt dies zwar die verschiedenartigen Wege ihrer Geistesthätigkeit, aber auch zugleich ihre Richtung auf ein gemeinsames Ziel. Goethe ging von der Betrachtung der Einzeldinge aus und faßte ihre notwendigen Bedingungen zu einer allgemein gültigen Grunderscheinung zusammen; Schiller leitete aus den notwendigen Forderungen des Denkens die allgemeine Form ab und führte die Mannigfaltigkeit der Einzeldinge auf sie zurück. Goethe bediente sich der Anschauung, Schiller der Reflexion. Der eine erhob sich aus der Natur zum Geist, der andere senkte sich gleichsam aus dem Geist in die Natur herab, und so mußten sie einander auf halbem Wege begegnen. Denn beide suchten das Ewige im Vergänglichen, die Notwendigkeit im Zufall, das Urbild im Einzelwesen, das Göttliche im Menschen, und beide waren zu der Überzeugung gelangt, daß dasselbe einheitliche Gesetz, welches die organische Schöpfungsreihe der Natur beherrscht, auch für die höchste Offenbarung des menschlichen Geistes, für die Schöpfung eines dichterischen Kunstwerks Geltung haben müsse. Sobald sie daher ihre Einigkeit in diesem Punkte erkannten, war es unausbleiblich, daß sie ihren Weg von nun an gemeinsam weiter gehen mußten, und „zwischen ihren Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen," und „so besiegelten sie, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettstreit zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert."

Bedeutsam aber für die Folge war es, daß die erste Verständigung zwischen den beiden großen Dichtern nicht auf dem ästhetischen Gebiete, sondern auf dem der Naturforschung stattfand, jener Wissenschaft, welche vor allen anderen den Nachweis der Gesetzlichkeit in allen Lebensäußerungen der Natur zu ihrer eigensten Aufgabe macht. Denn die Bildungsgesetze, an welche auch die Kunst, als erhöhte Natur, gebunden sein mußte, zu

erforschen und in bewußter Freiheit zu befolgen, blieb fortan das höchste Ziel, dem beide in ihrem dichterischen Schaffen wetteifernd und einander fördernd gemeinsam zustrebten.

Übersieht man die entgegengesetzten Wege, die sie vorher gegangen, so erscheint ihr Zusammentreffen in diesem bestimmten Zeitpunkt wie eine ausgesprochene Absichtlichkeit der Vorsehung, wie das planvoll angelegte Werk eines zielbewußten Schicksals, welches wollte, daß zwei so mächtige Individualitäten nicht einander entgegen, sondern miteinander vereint wirken sollten. Eine ähnliche Empfindung drückte Goethe selbst aus in den Worten: „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate. — So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg.“

Von diesem Standpunkt aus rückwärts betrachtet rückt die Verschiedenheit ihrer Anlagen und ihrer Entwickelung in ein ganz anderes Licht, und es entsteht der Eindruck, als seien sie von vornherein dazu bestimmt gewesen, nicht einander auszuschließen, sondern zu ergänzen, zu erhöhen und wie der Verlauf zweier Ströme, die aus einem Zwillingsquell entspringen und auf entgegengesetzten Wegen zu derselben Mündung einbiegen, sich zu einem vollkommenen, weitumfassenden Kreise zusammenzuschließen.

In ihrem Lebensgange wie in ihren Werken treten merkwürdige Analogien, bedeutsam entsprechende Ähnlichkeiten und parallele Beziehungen hervor, welche bei aller Verschiedenheit des Grundwesens zugleich auf eine ursprüngliche Verwandtschaft und auf ein geheimes Gesetz als gemeinsam leitendes Princip hindeuten.

Goethe sowohl wie Schiller stammen aus protestantischen Bürgerfamilien, die aus dem Handwerkerstande durch eigene Kraft in drei Generationen zu geachteten Lebensstellungen emporstiegen und deren bis zur Reformationszeit nachgewiesene Vorfahren ihren Wohnsitz zwischen Franken und Schwaben wechselten.

Auf beide Söhne scheint die Form des Geistes vom Vater, die Richtung des Gemüts und der Einbildungskraft von der Mutter übergegangen zu sein. Goethes Vater, der Jurist, beschäftigte sich gern mit bildender Kunst, Sprachen und Reisebeschreibungen; Schillers Vater, der gewesene Feldchirurg und Offizier, mit Mathematik, Philosophie und Gärtnerei. Goethes Mutter zeigte ein heiteres, Schillers Mutter ein ernstes Gottvertrauen. Auf beide Kinder wirkte früh die Bibel und das

Theater und erregte in ihnen eine spielende Thätigkeit für Kanzel und Bühne. Beide mußten einen ungeliebten Beruf ergreifen und unterließen es nach der nötigsten Prüfung, den akademischen Doktorgrad zu erwerben. Goethe hörte neben den juristischen auch medicinische Vorlesungen, Schiller hatte vor seinem medicinischen Studium schon das juristische betrieben. Beide gaben ihren Beruf auf und verließen freiwillig genötigt ihre Heimat unter außergewöhnlichen, etwas abenteuerlichen Umständen. Beide nahmen, wenn auch nicht unter gleich günstigen Bedingungen, ein Amt an, das ihrem Genius zugleich die Möglichkeit lassen sollte, sich ungehindert zu entfalten und auszubreiten. Jeder stand eine Zeitlang im innigsten Freundschaftsverhältnis zu einer gleichgestimmten verheirateten Frau aus vornehmen Kreisen. Beide fanden an demselben großherzigen Fürsten einen verständnisvollen Gönner und Förderer ihres Strebens. Die Ähnlichkeit der einzelnen Schicksalsmomente ist um so bemerkenswerter, je weniger eine solche von Hause aus in den äußeren Glücksumständen beider vorhanden war.

Auffallender noch ist die Übereinstimmung in den Anregungen und Stufen ihres geistigen Entwickelungsganges. Richtung, Fortschritte und Ziel ihrer schöpferischen Principien knüpfen sich an dieselben Namen. Klopstock giebt ihnen zuerst den Eindruck einer großen dichterischen Persönlichkeit und das Gefühl selbständigen deutschen Wesens; der große Bahnbrecher Lessing leuchtet ihrem Urteil und Geschmack voran; Rousseau, der schwärmerische Apostel der Natur, ruft ihre individuelle Empfindung gegen die heilig gehaltenen Formeln einer entarteten Gesellschaft auf; Shakespeares gewaltiger Schöpfergeist befreit ihren dramatischen Gestaltungsdrang von dem falschen Regelzwang mißverstandener Einheitsforderungen; der Urvater des Epos Homer zeigt ihnen in der edlen Einfalt und stillen Größe das Geheimnis der echten Poesie; die unvergänglichen Meisterwerke der griechischen Tragiker deuten ihnen die höhere Wahrheit dramatischer Einheitsforderung, und in der Harmonie des Guten mit dem Schönen, des Sittlichen mit dem Sinnlichen stellt sich ihnen das höchste Ideal des Lebens und der Dichtkunst dar. So vollkommen wird die Übereinstimmung ihrer Principien, daß sie sich sogar bei beiden zu gleicher Zeit mit fast denselben Worten ausgesprochen findet. Goethe stellt in seinem Gedicht: „Dauer im Wechsel“ der Vergänglichkeit alles Irdischen den Trost entgegen:

„Denke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.“

Und in Schillers scenischem Prolog: „Die Huldigung der Künste“ rühmt die Poesie von sich selber:

„Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönres find' ich nichts, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele."

Von der Auflehnung gegen die ausgehöhlten Regeln einer morschen Überlieferung war Schiller wie Goethe ausgegangen, das Recht des eigenen persönlichen Wesens hat jeder von ihnen in seiner Weise zur Geltung gebracht, und schließlich fanden sich beide in der selbstgewählten Bethätigung des allgemeinen lebendigen Gesetzes zusammen. „Natur und Freiheit" ist der Kampfesruf, mit dem sie die dichterische Laufbahn betraten, „Kunst und Schönheit" der Wahlspruch, den sie am Ziel bekennen.

Auf diese Weise haben die beiden Geister die gleiche Bahn durchlaufen, aber nicht auf derselben Strecke; sie haben demselben Ziele zugestrebt, aber jeder auf seinem eigenen Wege. Wie auf zwei Hälften eines Kreises bewegen sie sich fort. Von demselben Punkte gehen sie aus, wenden sich nach entgegengesetzten Richtungen, entfernen sich immer weiter voneinander, durchmessen entsprechende Stationen, nähern sich wieder und reichen sich endlich zusammentreffend die Hand. Aber der Eine steigt, ein rüstiger Wanderer, strebend und hoffend hinan durch grünende Thäler zu luftigen Höhen, wo weit, hoch, herrlich der Blick rings ins Leben hineindringt. Seitwärts des Überdachs Schatten zieht ihn an und ein Frischung verheißender Blick auf der Schwelle des Mädchens. Seinem Genius vertrauend singt er dem Regengewölk, dem Schlossensturm entgegen wie die Lerche. Seinen Gang leitet Natur, die jeden zum Genuß des Lebens schafft, durch die Blüten und Fruchtgefilde des Südens, vorüber an Göttertempeln der Vorzeit, über Gräber heiliger Vergangenheit, zum Schutzort vor'm Nord gedeckt und wo dem Mittagsstrahl ein Pappelwäldchen wehrt. Der Andere zieht, ein rastloser Pilgrim, durch ein mächtig Hoffen und ein dunkles Glaubenswort dem Aufgang zu getrieben aus dem engen dumpfen Leben hinüberstrebend in des Ideales Reich. Durch kalte Nebelgründe muß er wandeln, wo er nur von fern die ewig grünen Hügel erblickt, bekränzt mit goldenen Früchten und unvergänglichen Blumen. Vergebens wünscht die Sehnsucht sich Schwingen, hinüberzufliegen. Berge und Schlünde muß sein Fuß überwinden. Unverwandt haftet sein Blick am Horizont, wo der Himmel die Erde zu berühren scheint, aber das Dort ist niemals hier. Ein ergrimmter Strom braust ihm entgegen, ein Nachen schwankt auf ihm, aber ach! der Fährmann fehlt. Doch er glaubt und wagt, die Segel sind beseelt, und des Gedankens Wunder trägt ihn in der Schönheit stille Schattenlande.

Goethe und Schiller tragen beide das Ideal der Vollkommenheit in der Seele, aber jener als Urbild, dieser als Vorbild. Jener ahnt es im Vorhandenen und sieht es stufenweise in der Natur sich entwickeln; dieser sucht

es in der Phantasie und empfindet seinen weiten Abstand von der Wirklichkeit. Daher bei jenem die heitere Zuversicht, bei diesem die wehmütige Sehnsucht.

Ein Jahrzehnt später als Goethe war Schiller geboren und ein volles Jahrzehnt nach „Götz von Berlichingen" traten „Die Räuber" auf den Plan. Schiller saß noch auf der Schülerbank, als Goethe bereits der Meisterschaft nahe war. Es ist unverkennbar, daß Schiller seine ersten Dramen auch unter dem Einflusse von Goethes Jugendwerken verfaßte. Aber er nahm jenen zum Vorbild, nicht um seine Art nachzuahmen, sondern um auf seine eigene Art mit ihm zu wetteifern. Er variierte dasselbe Thema, aber in einer schärferen Tonart und mit verstärkter Instrumentierung. Goethe „wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen," Schiller „predigte das Evangelium der Freiheit." Wollte er Goethes Vorsprung einholen, so mußte er dessen Anlauf überbieten und einen kürzeren Weg einschlagen; der kühne, steile Aufflug des freien Gedankens sollte ihn rascher fördern, als jenen der allmählich ansteigende Pfad der reichen Erfahrung. Natürliche Anlage, Lebensumstände und Erziehung, der Geist der Zeit und seine eigene bewußte Absicht drängten ihn zugleich auf eine andere Bahn als die seines Vorläufers. Er gesteht es später selbst ausdrücklich, daß er sie gewählt habe, „um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen." Wäre Schiller zu gleicher Zeit mit Goethe geboren, in gleicher Art mit ihm aufgetreten, um auf gleicher Linie mit ihm fortzugehen, er hätte notwendig hinter ihm zurückbleiben müssen, er hätte vielleicht für eine abgeschwächte Wiederholung oder eine fratzenhafte Übertreibung gegolten, er hätte sich nur als ein Nachbild Goethes dargestellt und wäre gar an der sieghaften Macht des glänzenden Nebenbuhlers zu Grunde gegangen, wie der arme Lenz. So aber wurde der Nachfolger des Vorgängers ebenbürtiges Gegenbild, und daß er zuerst mit Bewußtsein noch über ihn hinausging, um sich später gleich ihm einzuschränken, daß er sich so scharf von ihm abgrenzte, um sich dann desto enger an ihn anzuschließen, daß er die von jenem übergangene Seite des menschlichen Geistes in Anspruch nahm, um darnach die Herrschaft über den ganzen Menschen mit ihm zu teilen: das gerade war das Geheimnis seiner Eigenart, seiner Größe und seiner Wirkung, das die notwendige Vorbedingung für das segensreiche Bündnis der beiden dichterischen Großmächte.

Den Unterschied zwischen dem geistigen Wesen Goethes und Schillers faßt man gern in die bequemen Schlagworte: objektiv und subjektiv. Aber diese schroffe Entgegensetzung kann nur dann zu einem richtigen Verständnis führen, wenn man die beiden Begriffe nicht in ihrer unbedingten, buchstäblichen Bedeutung anwendet, sondern mit der nötigen Einschränkung, welche ihnen in der Thätigkeit des lebendigen Geistes zukommt. Jeder Mensch und

jede Zeit ist zugleich objektiv und subjektiv, ja alle Geistesthätigkeit schlechthin ist nur möglich durch das Zusammenwirken von Objekt und Subjekt, von Außenwelt und Persönlichkeit. Kein Eindruck eines Gegenstandes kann wahrgenommen werden ohne die innere Regung des denkenden Bewußtseins, kein Bewußtsein der Persönlichkeit kann hervorgerufen werden ohne Wahrnehmung eines äußeren Gegenstandes. Beide Thätigkeiten des Geistes ergänzen einander. Es kommt nur darauf an, von welcher Seite der erste Anstoß ausgeht: von der sinnlichen Wahrnehmung oder vom reinen Denken, und was in der Wiedergabe des Vorganges stärker zur Geltung kommt: das Bild des Gegenstandes oder die Seele des Beschauers. In diesem Sinne kann sogar in dem einzelnen Menschen wie in der allgemeinen Geistesentwickelung der Menschheit das Vorwiegen des Objekts oder des Subjekts einander ablösen, und in diesem Sinne hat auch der objektive Dichter seine subjektive und der subjektive Dichter seine objektive Periode gehabt. In den lyrischen Jugendgedichten und im „Werther“ tritt ebensowohl Goethes persönliche Empfindung in den Vordergrund, wie im „Tell“ und „Wallenstein“ Schillers persönliche Gesinnung hinter der thatsächlichen Schilderung zurücktritt. Nur bleibt zwischen beiden immer der Unterschied des Grades bestehen und die Verschiedenheit des Weges, auf dem das Ergebnis zu stande kommt. In dieser Einschränkung also auf die Form der Darstellung angewendet, darf die geläufige Bezeichnung als berechtigt gelten, ganz allgemein gefaßt wäre sie unhaltbar. Wollte man sie unter anderem an dem Inhalt prüfen, der den Werken der beiden Dichter zu Grunde liegt, so könnte man umgekehrt Goethe subjektiv und Schiller objektiv nennen. Denn Goethe behandelt als eigentlichen Gegenstand aller seiner Dichtungen, mit geringen Ausnahmen, unter den verschiedensten Einkleidungen immer nur sein eigen Selbst und die innersten Vorgänge seines Lebens, freilich ein Selbst, welches sich zu dem der ganzen Menschheit erweitert und Lebensvorgänge, deren abgeklärte Gestalt in allen Herzen der Welt sich wiederspiegelt. Schiller hinwiederum nimmt seine Stoffe, ebenfalls mit geringfügigen Ausnahmen, aus den äußeren Vorgängen der umgebenden Welt oder der geschichtlichen Überlieferung, um sie dann freilich mit dem Geiste seines eigenen Wesens zu durchtränken. Goethe wandelt sein Selbst zum Gegenstand seiner Darstellung, Schiller wandelt den Gegenstand seiner Darstellung zu seinem Selbst. Jeder von ihnen schafft nach seinem Ebenbilde und in jedem ihrer Werke ist ihre Persönlichkeit ganz enthalten. Kunst und Leben ist in ihnen eins geworden, aber ihr Leben wie ihre Kunst hat sich in verschiedenem Trieb entwickelt: Goethe folgte der Bestimmung seiner Natur, Schiller der Forderung seines freien Willens. Und doch löst sich auch dieser Gegensatz in einer höheren Anschauung zur Einheit auf; denn auch der freie Wille jedes Menschen ist

durch seine Natur bestimmt, und ebenso kommt die Bestimmung seiner Natur nur in der Bethätigung des Willens zum Bewußtsein.

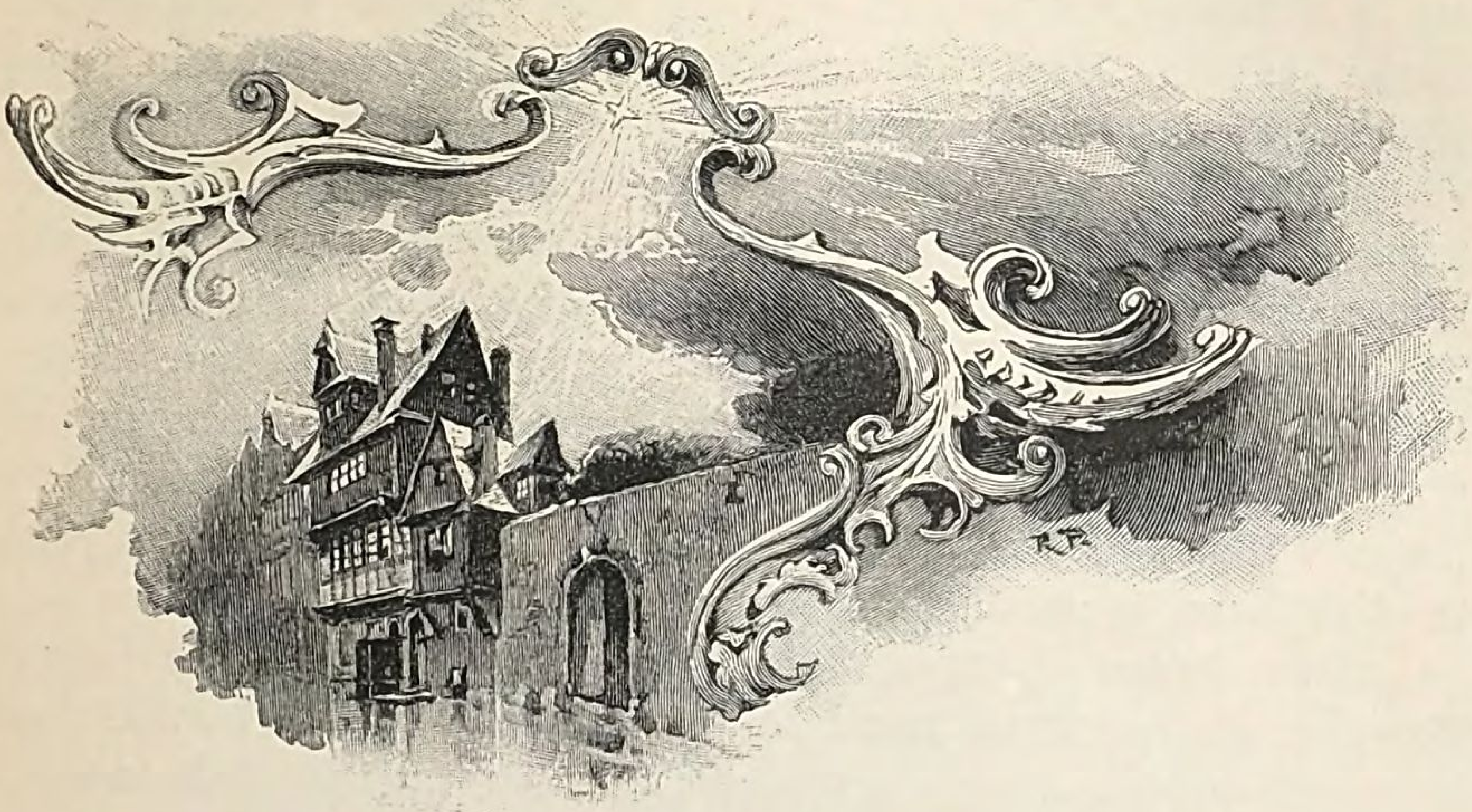
So stehen denn die beiden großen Persönlichkeiten am Himmel deutscher Dichtung wie zwei zusammengehörige Sterne, welche in verschiedenartigem Glanze leuchten, jeder eine eigenartige Welt für sich und jede die andere zu einem höheren Weltsystem ergänzend, beide zugleich aber das Ideal verkörpernd, das sie selbst in ihren Werken aufgestellt haben, ein Doppelbild schöner Menschlichkeit. So erfüllt sich auch, was Schiller im richtigen Vorgefühl ihres bleibenden Verhältnisses zu einander schreibt: „Man wird uns, wie ich in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specifizieren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander koordinieren."

Andere Zeiten, andere Bestrebungen. Das Pendel der Weltgeschichte schwingt abwechselnd in weitem Bogen jetzt nach der einen und dann nach der anderen Seite, aber der Zeiger der Entwickelung rückt stetig und unaufhaltsam in derselben Richtung vor nach jenem Ziele, auf welches alle großen Geister, die je auf Erden gelebt, in wiederkehrender Übereinstimmung hinweisen.

Rein und wahr gebiert sich die Idee aus der Naturempfindung des Genius und tritt in die Welt, gekleidet in das durchsichtige Gewand der Schönheit. Aber bald ergreift sie die alternde Macht und umspinnt sie mit immer trüberen Hüllen, die das innere Leben zu ersticken drohen. Doch die Idee ist unsterblich. Sie sprengt die starr gewordenen Schalen und ringt sich nach Jahrhunderten aus einem anderen Genius in verjüngter Gestalt ans Licht.

So ist das Neue immer nur eine Erneuerung, eine Wiedergeburt aus dem ewigen Schöpfungsquell der Natur, eine Befreiung des lebendigen Geistes von den bleiernen Fesseln des Buchstabens. Wirklich neu ist immer nur die Persönlichkeit, in der die Wiedergeburt der Idee sich vollzieht, und die Form, welche sie ihr nach ihrem eigenen Wesen aufprägt. Und auf dieser Rückkehr zur Natur, die zugleich den Fortschritt zum Ideal erzeugt, ist der frühere Genius des späteren Führer. Darum ging die Renaissance zur Antike, die klassische moderne Kunst zur Renaissance und zum Griechentum in die Lehre; darum sahen Goethe und Schiller ihre höchsten Vorbilder in Shakespeare und Homer, und darum wird auch der kommende Genius einer neuen Generation an die Ideale Goethes und Schillers anknüpfen, nicht um ihre Formen nachzuahmen, sondern um in ihrem Geist seine eigene Persönlichkeit auszubilden und, wie sie selbst, von der freien Empfindung der Natur zur reinen Darstellung der Schönheit fortzuschreiten.

Johann Wolfgang Goethe



I.

Über Goethes Eintritt ins irdische Leben walteten glückliche Aspekte. Nicht bloß der Stand der Gestirne am eigentlichen Himmel, wie ihn „Dichtung und Wahrheit“ mit lächelnder Mystik verzeichnet, bedeutete dem Neugeborenen ein sonniges Schicksal, auch am politischen und litterarischen Horizont waren verheißungsvolle Sterne im Aufsteigen begriffen, auch der engere Bezirk des Heimatsorts und der Familie bot die günstigsten Voraussetzungen.

Friedrich der Große, seit neun Jahren zur Herrschaft gelangt, gab der Welt das ungewohnte Beispiel eines freien Geistes auf dem Throne. Selbst Philosoph und Dichter, hatte er den wegen seiner Aufklärung verbannten Philosophen Christian Wolff nach Halle auf den Lehrstuhl zurückgerufen, hatte der Wissenschaft aus der verfallenen Berliner Akademie eine glänzende Stätte neu begründet und ging eben damit um, den berühmtesten Dichter seiner Zeit, Voltaire, dauernd für seinen persönlichen Umgang zu gewinnen sowie seine eigenen philosophischen Werke in französischer Sprache der Öffentlichkeit zu übergeben: derselbe Fürst, der nicht lange darauf Deutschland von den Fesseln der französischen Politik befreien sollte.

Zu gleicher Zeit begann auch schon die deutsche Dichtung sich der erschlaffenden Nachahmung französischer Regelmäßigkeit abzuwenden und auf ursprünglichere Quellen ihrer Kraft zu besinnen. Die erste Übersetzung eines Stückes von Shakespeare, des „Julius Cäsar“ (von C. W. von Borck), war

bereits erschienen; Gottscheds pedantische Autorität war durch seine abgefallenen Jünger in den „Bremer Beiträgen“ erschüttert; Gellert stellte in seinen „Fabeln und Erzählungen“ ein selbständiges deutsches Gegenbild zu Lafontaines berühmten Musterstücken auf, ebenso frisch und anmutig in ihrer Natürlichkeit, wenn auch nicht ebenso vollendet in der künstlerischen Form; Klopstock gab mit den ersten drei Gesängen seines „Messias“, im Inhalt an den Engländer Milton und in der Versform an die Griechen sich anlehnend, dem deutschen Gefühl einen höheren Schwung, wie der deutschen Sprache einen reicheren Klang; Wieland begann seine akademischen Jahre, und Lessing bestand als junger Student in Leipzig die erste Prüfung seiner dramatischen Kraft durch die Aufführung seines Lustspiels „Der junge Gelehrte“.

Unter solchen geistigen Vorzeichen wurde Johann Wolfgang Goethe um die Mittagsstunde des 28. August 1749 in Frankfurt am Main geboren, der alten freien Reichsstadt, welche seit sechs Jahrhunderten die Wahl der deutschen Kaiser in ihren Mauern sich vollziehen sah, und in welcher seit zwei Jahren der mütterliche Großvater des Täuflings als Schultheiß das höchste richterliche Amt auf Lebenszeit verwaltete.

Der milde, fruchtbare Landstrich, gegen Norden geschützt von dem mäßig hohen Gebirgszuge des mit Wald, Obst und Reben geschmückten Taunus, von der Krümmung des Mains in raschem Lauf durchzogen, und die Stadt selbst, auf beiden Seiten des Flusses gelegen, reich an altertümlichen Bauwerken und geschichtlichen Erinnerungen, durch ihre weltberühmten Messen ein Mittelpunkt des Handels und Verkehrs, hielten eine Fülle heiterer und bedeutsamer Eindrücke der Natur und des Lebens für ein empfängliches Menschenkind bereit.

Die Eltern gehörten beiderseits Familien an, deren Vorfahren sich zu gleicher Zeit in Frankfurt niedergelassen hatten. In ihnen vereinigte sich fränkisches und schwäbisches Blut. Die mütterlichen Ahnen, denen der Dichter seine Vornamen verdankt, waren, soweit sie nachweisbar sind, alle Juristen. Der älteste, Georg Weber, noch mit dem ursprünglichen, später erst ins Lateinische übersetzten Familiennamen, ist in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Weikersheim a. d. Tauber im würtembergischen Jaxtkreis zu finden. Sein Enkel, der Heidelberger Universitätsprofessor Johann Wolfgang Textor, wurde ein Jahrhundert später (1690) als Syndikus nach der freien Stadt Frankfurt berufen, und dessen Enkel wiederum, der kaiserliche Rat und Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor, war der Großvater des Dichters.

Väterlicherseits stammte der Großvater, Friedrich Georg Goethe, aus Artern an der Unstrut, in der thüringischen Grafschaft Mansfeld, wo sein Vater, Hans Christian Goethe, (1656) als Hufschmied genannt wird. Er selbst wanderte als Schneidergeselle in Frankfurt ein (1687), heiratete

dort die Schneiderswitwe Anna Elisabeth Lutz und nach deren Tode (1700), als bereits wohlhabender Bürger, in zweiter Ehe (1705) die verwitwete Besitzerin des Gasthauses zum Weidenhof Cornelia Schellhorn, geb. Walter, ebenfalls die Tochter eines wohlhabenden Schneidermeisters. Aus ihrem Besitz stammte das nach dem Tode ihres zweiten Mannes (1730) erworbene Geburtshaus Goethes am Großen Hirschgraben, in welchem sie



Goethes Vater.

noch, mehr als achtzigjährig, den Haushalt führte, sowie das von der früheren Gastwirtschaft her erhaltene wohlgefüllte Weinlager. Dieser seiner Großmutter erinnerte sich der Dichter aus seiner Kindheit „gleichsam als eines Geistes, einer schönen hageren, immer weiß und reinlich gekleideten Frau, sanft, freundlich, wohlwollend."

Ihr jüngster Sohn, Johann Kaspar Goethe, der Vater unseres Wolfgang, am 31. Juli 1710 geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf dem Gymnasium zu Koburg, einer der besten Lehranstalten jener Zeit, studierte dann in Leipzig und Gießen die Rechte und erlangte an letzterer Univer-

sität durch eine rühmliche Dissertation den Doktorgrad, nachdem er noch vorher als Praktikant am Reichskammergericht zu Wetzlar sich die nötige geschäftliche Übung angeeignet hatte. Seiner Leidenschaft für das Reisen folgend, die er auch später, wenngleich nur auf Landkarten, bethätigte, begab er sich zu längerem Aufenthalt nach Italien und brachte, von dort über Frankreich und Holland zurückkehrend, mannigfache Sammlungen und Erinnerungen heim, an deren Genuß er noch im Alter mit pedantischer Behaglichkeit zehrte. In Frankfurt bewarb sich der aufstrebende Rechtsgelehrte nunmehr mit einigem Selbstbewußtsein um ein Amt, wenn auch vorderhand nur ein untergeordnetes. Auf Gehalt wollte er verzichten, wenn er dafür Befreiung von der üblichen Kugelwahl erhielte. Der Rat schlug das regelwidrige Gesuch ab. In seinem Stolz gekränkt ergriff der Zurückgewiesene ein Auskunftsmittel, das ihn den höchsten Mitgliedern des Rats dem Range nach gleichstellen, zugleich aber auch von jeder ferneren Bewerbung um ein städtisches Amt ausschließen mußte. Er wandte sich an den kurz zuvor erwählten Kaiser Karl VII. mit einem Bittgesuch um Verleihung des Titels eines kaiserlichen Rats und erhielt in der That gegen Zahlung einer Gebühr von 313 Gulden 30 Kreuzern die Ausfertigung, datiert vom 16. Mai 1742. Seinen juristischen Beruf übte er indes weder als Anwalt von Privatinteressen, noch als Vertreter irgend eines Reichsstandes öffentlich aus, sondern lebte mit seiner Mutter frei und unabhängig seinen Studien und Liebhabereien und schmückte das geräumige Haus am Hirschgraben mit merkwürdigen Gegenständen der Natur und Kunst, mit einer Gallerie von Gemälden meist einheimischer Meister und einer stattlichen Büchersammlung aus verschiedenen Wissenschaften und in verschiedenen Sprachen. Erst sechs Jahre später entschloß er sich, eine Lebensgefährtin zu wählen und hielt, bereits achtunddreißig Jahre alt, bei dem Stadtschultheißen um dessen älteste Tochter an, die soeben erst das siebzehnte Lebensjahr vollendet hatte. Diesmal war er glücklicher in seinem Anspruch. Der Sproß der gesellschaftlich hochangesehenen Gelehrtenfamilie, deren Haupt seit einem Jahre zum höchsten Amt der Stadt aufgestiegen war, aber seinem Leben doch die schlicht bürgerliche Haltung und Gesinnung bewahrt hatte, wurde dem wohlsituierten kaiserlichen Rat nicht versagt, und die Jungfrau Katharina Elisabeth Textor folgte dem um zwanzig Jahre älteren, aber würdigen und stattlichen Manne, wenn auch nicht mit ausgesprochener Neigung, so doch willig und vertrauend zum Altare.

Die Trauung ward am 20. August 1748 vollzogen durch den Senior des geistlichen Ministeriums, Johann Philipp Fresenius, den Seelsorger der Familie Textor, der als solcher auch dem neuen Goetheschen Hausstand seine geistliche Hilfe lieh und ein Jahr darauf den ersten Sprößling der jungen Ehe auf die Namen seines großväterlichen Paten Johann Wolfgang taufte.

Er ist das Urbild des Oberhofpredigers in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“.

Das zweite Jahr brachte eine Tochter, nach des Vaters Mutter Cornelia genannt, die vertraute Jugendgenossin des Dichters, die spätere Gattin seines Studienfreundes Johann Georg Schlosser. Vier andere Kinder, die noch folgten, zwei Söhne und zwei Töchter, starben wieder im frühesten Jugendalter. Auf die Überlebenden aber vereinigte sich die zärtlichste Liebespflege der Mutter und die peinlichste Erziehungssorgfalt des Vaters. In dem Erstling ihres Bundes konnten beider Eltern Gemüts- und Geistesanlagen zu glücklichster Ergänzung zusammentreffen: von der einen Seite die ernste, strenge Gewissenhaftigkeit, die gemessene Haltung, die peinliche Ordnungsliebe, der Wissens- und Thätigkeitstrieb, der Kunst- und Sammelsinn, der Hang zu genauer Beobachtung; von der andern Seite die derbe Naturfrische, die harmlose Genußfreudigkeit, die erfindungsreiche Einbildungskraft, die anschaulich treffende Schilderungsgabe. Schopenhauers Satz, daß vom Vater der Wille, von der Mutter der Intellekt forterbe, scheint sich hier zu bestätigen. Auch in der körperlichen Gestalt fühlt man sich versucht, soweit eine Vergleichung der vorhandenen Bildnisse es zuläßt, die festen Knochenanlagen: die breite Stirn, die kräftigen Backenknochen, die stattliche, am Ansatz etwas gebogene Nase und das vorragende Kinn auf jenen, dagegen die beweglichen Teile des Gesichts: die groß geschlitzten, klar blickenden Augen mit den rein gezeichneten Brauen und die sanft geschwungenen Lippen auf diese zurückzuführen. Bekannt sind die oft citierten Verse, in denen Goethe selbst von sich sagt:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.“

Wenn er aber dann noch andere seiner hervorstechenden Eigenschaften von früheren Ahnen herleitet und sich deshalb am Schluß die Originalität abspricht, so wird dieses Wort von niemandem ernsthaft genommen werden dürfen; denn nur in der innigen Verbindung aller dieser Eigenschaften zu einer einheitlichen Kraft und in der ganz neuen Wirkung, welche aus einer solchen Verbindung entspringt, besteht ja gerade die Originalität der Persönlichkeit. Sie ist die Freiheit in der Notwendigkeit.

In dem kleinen Wolfgang regte sich das geistige Leben schon sehr früh mit außergewöhnlicher Kraft. Es offenbart sich eine treibende Einbildung, ein empfindliches Nervensystem, ein leicht verletzbarer Schönheitssinn, starke Sympathie und ein heftiger Wille in dem, was die „Frau Rat“ dem andächtig schwärmenden „Kinde“ Bettina Brentano lange Jahre später von ihrem

berühmten Sohn erzählt hat: „wie er schon mit neun Wochen ängstliche Träume gehabt, wie Großmutter und Großvater, Mutter und Vater und Amme um seine Wiege gestanden und lauschten, welche heftige Bewegungen sich in seinen Mienen zeigten, und wenn er erwachte, in ein sehr betrübtes Weinen verfallen, oft auch sehr heftig geschrieen hat, so daß ihm der Atem entging und die Eltern für sein Leben besorgt waren. Sie schafften eine Klingel an; wenn sie merkten, daß er im Schlaf unruhig ward, klingelten und rasselten sie heftig, damit er bei dem Aufwachen gleich den Traum vergessen möge. Einmal hatte der Vater ihn auf dem Arm und ließ ihn in den Mond sehen, da fiel er plötzlich, wie von etwas erschüttert, zurück und geriet so außer sich, daß ihm der Vater Luft einblasen mußte, damit er nicht ersticke. —"

Sodann heißt es: „Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: ‚Das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden.' Er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Haus kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart; er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit. Damals war er drei Jahr alt. — Zu der kleinen Schwester Cornelia hatte er, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung; er trug ihr alles zu und wollte sie allein nähren und pflegen, und war eifersüchtig, wenn man sie aus der Wiege nahm, in der er sie beherrschte: da war sein Zorn nicht zu bändigen. Er war überhaupt viel mehr zum Zürnen wie zum Weinen zu bringen."

Einen andern Zug, in dem das heitere Temperament des Knaben hervortritt, hat Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" aufgenommen. An einem schönen Nachmittag warf er nicht bloß das kleine irdene Geschirr, mit dem er in der offenen Hausflur spielte, auf die Straße, um sich an dessen Zerbrechen zu ergötzen, sondern holte auch, von den gegenüber wohnenden, sonst ernsten Brüdern von Ochsenstein dazu angereizt, Teller und Töpfe aus der Küche und schickte sie nach. „Die Mutter," sagt Bettina, „war sehr erstaunt, die Schüsseln alle herausfliegen zu sehen, da war er eben fertig und lachte so herzlich mit den Leuten auf der Straße, und die Mutter lachte mit."

Die Mutter hatte aber nicht bloß ihre Lust an den harmlosen Spielen des Knaben, sie vermittelte seiner empfänglichen Phantasie auch die ersten poetischen Eindrücke und regte seine Darstellungsgabe an durch Märchen, die sie erfand und von ihm fortspinnen ließ. „Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und alles, was in der ganzen Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald selbst fester glaubte, als meine Zuhörer, und da wir uns erst

zwischen den Gestirnen Straßen dachten, und daß wir einst Sterne bewohnen würden, und welchem großen Gestirn wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern wie ich; ja, ich war im höchsten Grad begierig, unsere kleinen eingebildeten Erzählungen weiter zu führen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang



Goethes Mutter.

er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh' ich meine Wendung genommen hatte: ‚Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen tot schlägt!‘ Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt.

Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: ‚Du hast's geraten, so ist's gekommen!‘ da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen sollte, und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den andern verriet; so hatte ich die Satisfaktion, zum Genuß und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu bekennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall.“

Gab so die Mutter dem Erzählungstrieb Wolfgangs den ersten Anstoß, so weckte die Großmutter Cornelia, in deren geräumigem Zimmer die Kinder gern spielten, den Keim dramatischer Gestaltungskraft in ihrem Liebling, indem sie an einem Weihnachtsabend den Kindern die Geschichte von David und Goliath in einem Puppenspiel vorstellen ließ. Auch hier begnügte sich das junge Talent nicht, ein müßiger Zuschauer zu bleiben, sondern begann bald selbst, sich thätig zu erweisen. Er wußte sich das Textbuch zu verschaffen, lernte es auswendig, machte sich aus Wachsklümpchen seine Schauspieler zurecht und wiederholte so auf seine Art die Darstellung des Stückes. Er ruhte auch nicht eher, als bis mit Hilfe der Mutter der Widerstand des allem Theaterwesen abholden Vaters überwunden ward und er die Fäden der wieder hervorgeholten Puppen zu eigener Leitung in die Hand bekam: ein Vorgang, dessen ausführlicher Bericht sich im Beginn von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ als Jugenderinnerung des Helden wiederfindet. — Die gute Großmutter Cornelia war inzwischen bereits am 26. März 1754, wenige Monate nach jenem denkwürdigen Weihnachtsabend, sechsundachtzig Jahre alt, gestorben. — Allmählich setzte dann der heranwachsende Knabe an die Stelle der Puppen als Schauspieler sich selbst mit seinen Spielkameraden und führte allerlei angeeignete oder frei improvisierte Theaterstücke auf, für die er mit Hilfe eines schneidernden Bedienten eine ganze Rüstkammer ausstattete. Zuletzt liefen diese Spiele auf Parteiungen und Gefechte aus, bei denen Wolfgang einer der Anführer war. Überhaupt erschien er immer als das geborene Haupt der kleinen Schar, denen die andern, nach einem Ausdrucke seines Jugendfreundes Max Moors, gleichsam nur als „Lakaien“ dienten. Er war sich seines Vorzugs auch wohl bewußt und zeigte dies durch eine gewisse Würde in Gang und Benehmen. Als ihm einmal vorgehalten wurde, daß er sich mit seinem Geradehalten sehr sonderbar vor den andern

Knaben auszeichnete, erwiderte er: „Mit diesem mache ich den Anfang, später werd' ich mich noch mit allerlei auszeichnen."

Der Vater seinerseits, von Geschäften entfernt, verwandte alle seine Muße und Lehrhaftigkeit darauf, die geistige Aufnahmefähigkeit der Kinder nutzbringend zu fördern. Hielt er doch auch seine junge Gattin in den ersten Jahren ihres Ehestandes zur Pflege des Klavierspiels und Gesangs, zur Erlernung des Italienischen und zu fleißigem Schreiben an. Der ganze Unterricht war von vornherein auf mannigfaltige Anschauung und emsige Übung gestellt. Die im Vorsaal hängenden römischen Prospekte öffentlicher Plätze und Bauwerke wurden gern erklärt, eine kleine, aus Italien mitgebrachte Marmor- und Naturaliensammlung manchmal vorgezeigt. Später diente der „Orbis pictus" des berühmten Joh. Amos Comenius, eine vortrefflich zusammengestellte Bilderwelt für Kinder, dazu, die Grundlagen alles gegenständlichen Wissens der sinnlichen Anschauung zu vermitteln. Ähnliches leistete für die heiligen Überlieferungen der Religion die große Foliobibel mit Kupfern von Merian, für die profane Kenntnis der Vorzeit Gottfrieds Chronik mit ihrer ebenfalls von Merian illustrierten „Beschreibung der Furnemsten Geschichten, so sich von Anfang der Welt biß auff unsere Zeiten zugetragen", und dazu fügte die Acerra philologica von Peter Lauremberg noch „200 auserlesene, nützliche, lustige und denkwürdige Historien und Discurse aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Scribenten zusammengebracht".

Den häuslichen Unterricht unterbrach der Umbau der Wohnung im Jahre 1755, wobei der sechsjährige Wolfgang, als Maurer angethan, mit der Kelle in der Hand, die Legung des Grundsteins für den neu anzubauenden Flügel zu vollziehen hatte. Damals wurde in ihm zum erstenmal jenes eingehende Interesse für das Bauwesen erweckt, das er bald in Papparbeiten durch Erfindung artiger Lusthäuser mit Pilastern, Freitreppen und flachen Dächern übte und später, als Jüngling und Mann, betrachtend und ausführend noch mannigfach bethätigte. Während des Umbaues wurden die Kinder auf eine Weile aus dem Haus zu Verwandten gethan und in eine öffentliche Schule geschickt. Dadurch gewann der Knabe die längst erwünschte Freiheit, mit Genossen in der Stadt umherzustreifen, die altertümlichen Bauwerke und Merkwürdigkeiten zu besichtigen, dem Treiben auf dem Fluß, dem Gewühl auf den Marktplätzen zuzuschauen und von dem inwendigen Gange der Stadtmauer aus die mannigfaltigen Beschäftigungen und Zustände der Bewohner in Gärten, Höfen und Hintergebäuden zu beobachten.

Das Eintreten der Messen gab Gelegenheit, die verschiedenartigsten Erzeugnisse der Erde und des menschlichen Gewerbfleißes kennen zu lernen, und die sie einleitenden städtischen Feierlichkeiten machten mit altehrwürdigen Bräuchen, die ihnen folgenden ländlichen Feste mit lustigen Sitten und Ge-

wohnheiten des Volkes vertraut. Dagegen hatte der bis dahin vor jedem zweifelhaften Umgang sorgfältig behütete Knabe von der Unart böswilliger Schulkameraden auch manches zu leiden und zeigte bei einer solchen Gelegenheit ebensoviel Selbstbeherrschung als sieghafte Entschlossenheit, wie aus folgendem von ihm selbst erzählten Geschichtchen hervorgeht: „Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen; so lange wir Kinder alle beisammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir Wohlwollenden, nachdem sie lange genug gewartet, hinweggingen, und ich mit drei Mißwollenden allein blieb, so dachten diese mich zu quälen, zu beschämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlassen und kamen mit Ruten zurück, die sie sich aus einem geschwind zerschnittenen Besen verschafft hatten. Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreife bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wut, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem einen, der sich's am wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte; den Andern, einen Jüngeren und Schwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der letzte noch übrig und nicht der schwächste, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Verteidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide und durch eine geschickte Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von seiner brachte ich ihn nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden".

Ist das nicht wie ein handgreifliches symbolisches Vorbild zu dem späteren berühmten Schauspiel des ebenso plötzlich hervorbrechenden und ebenso wuchtig entschiedenen Xenienkampfes?

Die gleiche geduldige Selbstbeherrschung bewies der junge Held, als er von den Pocken befallen, den ganzen Körper mit Blattern übersät und das Gesicht zugedeckt, mehrere Tage blind und in großen Leiden lag. Er gewann es über sich, ruhig zu bleiben, um nicht das Übel durch Reiben und Kratzen zu vermehren, und so ging die Krankheit vorüber, ohne eine sichtbare Spur auf der Haut zurück zu lassen.

Im neuen Hause nahm der Vater, der die außerordentlichen Naturanlagen Wolfgangs wohl erkannte, die Leitung des Unterrichts mit um so größerem Eifer wieder in die eigene Hand und setzte ihn mit unermüdlicher Beharrlichkeit fort, nur in den wichtigsten Schulfächern von einigen Berufs-

lehrern unterstützt, bei denen der Knabe gemeinschaftlich mit Nachbarskindern Privatstunden erhielt. Rasch eignete er sich eine gewisse Fertigkeit in den alten und neueren Sprachen an. Aus seinem achten Jahr sind eine Anzahl kurzer Glückwünsche, griechisch, lateinisch und deutsch zugleich, erhalten; ferner längere lateinische Gespräche, welche nicht bloß eine leichte Beherrschung des Ausdrucks, sondern auch frühreifes Urteil, heitere Laune und sichere Beobachtung zeigen. Französisch und Englisch kam dann hinzu, später sogar noch Hebräisch. Nebenbei raffte Wolfgang auch einige Kenntnis des Italienischen auf, welches seiner Schwester Cornelia vom Vater beigebracht wurde, während er in demselben Zimmer seine Aufgaben wiederholte. Der Grammatik freilich konnte sein angeborener Sinn für inneren Zusammenhang keinen Geschmack abgewinnen, weil er sie nur als willkürliches Gesetz kennen lernte, doch trommelte und sang er sich ihre Regeln, sowie die geographischen Gedächtnisverse der obwohl abgeschmackten Reime wegen gern vor. Die Übung in den Sprachen aber wie in der Erdkunde setzte er thätig fort und verband beides einige Jahre später durch die Erfindung eines Briefromans, in welchem sieben durch die Welt zerstreute Geschwister in sieben verschiedenen Sprachen sich wechselseitig Nachricht von ihren Erlebnissen zukommen lassen. Der älteste Bruder, auf Reisen befindlich, schreibt gutes Deutsch; die Schwester, in der Heimat, ebenfalls deutsch, aber in einem frauenzimmerlichen Stil, mit lauter Punkten und in kurzen Sätzen; ein Bruder, der Theologie studiert, gefällt sich in lateinischen Episteln mit griechischen Nachschriften; zwei andere, in Hamburg und Marseille als Handlungsdiener angestellt, schicken englische und französische Briefe; der nächste schreibt als Musikus auf seinem ersten Ausflug italienisch, und der naseweise Jüngste, dem keine andere Sprache übrig geblieben, legt sich aufs Judendeutsch.

Einen wichtigen Teil des Unterrichts bildete neben den Sprachen noch Zeichnen und Musik. Auch das Tanzen sollte nicht vernachlässigt werden. Mit wunderlicher Ernsthaftigkeit unterwies der Vater seine beiden Kinder in den Positionen und Schritten und blies zu ihren Menuettversuchen selber „etwas Faßliches im Dreivierteltakt“.

In der Bibliothek des Vaters fand Wolfgang reiche Nahrung für seine Wißbegierde wie für seine Phantasie. Sie enthielt außer den juristischen und antiquarischen Werken Wörterbücher aus verschiedenen Sprachen und Reallexiken, aus denen man sich Rats erholen konnte, die neuesten Reisebeschreibungen, sowie die besten Ausgaben der lateinischen Schriftsteller und neben den damaligen deutschen auch die vorzüglichsten italienischen Dichter. Eine besondere Vorliebe hatte der Vater für den Tasso, dessen „Befreites Jerusalem“ in Kopps Übersetzung auf den Knaben einen so starken Eindruck machte, daß er die Geschichte Tankreds und Rinaldos, soweit er sie ge-

lesen, mit seinen Spielgenossen als Theaterstück vorzustellen versuchte. Auch fehlten nicht mancherlei anregende Unterhaltungsschriften, unter denen besonders der „Robinson Crusoe", die „Insel Felsenburg", Lord Ansons „Reise um die Welt" und nicht zum wenigsten die „Verwandlungen" des Ovid die junge Einbildungskraft nachhaltig und nicht immer ungefährlich beschäftigten, während Fenelons „Telemach" in der Neukirchischen Übersetzung eine sittlichere und wohlthätige Wirkung auf das Gemüt ausübte. — Von den damaligen deutschen Dichtern liebte und besaß der Vater nur die reimenden, die er allein für wahre Dichter hielt: Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller, und ihre Lesung erweckte in Wolfgang eine Reim- und Versewut, mit deren Erzeugnissen er sich schon damals vor den ähnlichen Versuchen befreundeter Knaben wetteifernd hervorthat.

Zu gleicher Zeit geriet er an die ganze Reihe jener unverwüstlichen Volksbücher, welche in Frankfurt selbst auf das schrecklichste Löschpapier gedruckt vor der Hausthür jedes Büchertrödlers für wenige Kreuzer zu haben waren: den „Eulenspiegel", die „vier Heymonskinder", nach deren Mutter die Frau Rat später den Namen „Frau Aja" erhielt, die „schöne Melusine", an welche Goethes Märchen „Die neue Melusine" anklingt, den „Kaiser Oktavianus", die „schöne Magelone", den „Fortunatus" mit Seckel und Wünschhütlein bis auf die Sage vom „Ewigen Juden", welche seinem leider nur Bruchstück gebliebenen Gedichte gleiches Namens zu Grunde liegt, und jedenfalls auch den „Doktor Faust", dessen Gestalt wohl hier zum erstenmal vor seiner Einbildungskraft aufgetaucht ist. Auch das Urepos der Griechen, die „Ilias", lernte er schon damals kennen in einer prosaischen Übersetzung des Herrn von Loen unter dem Titel: „Homers Beschreibung der Eroberung des Trojanischen Reichs."

Inzwischen war ein Ereignis eingetreten, welches die ganze bewohnte Welt mit einem plötzlichen ungeheuren Schrecken erfüllte. Das Erdbeben von Lissabon, am 1. November 1755, hatte wie mit einem Schlage eine ganze prächtige Residenzstadt zerstört und einen großen Teil ihrer Bewohner der Vernichtung oder dem Elend preisgegeben. Die übertriebenen Schilderungen der angerichteten Verwüstung, die von manchen Leuten ausgesprochene Furcht vor einer Wiederholung des Unglücks in der eigenen Nähe, die Bußpredigten in der Kirche, die Erörterungen zu Hause erschütterten das kindliche Gemüt in einem solchen Grade, daß es an der väterlichen Milde und Weisheit des Schöpfers, der hier Gerechte und Ungerechte dem gleichen Verderben überlieferte, zu zweifeln begann.

Man darf wohl unbelächelt annehmen, daß dieser erste erschütternde Eindruck aus der Jugendzeit mitgewirkt hat, des Dichters natürliche und grundsätzliche Abneigung gegen jeden gewaltsamen, revolutionären Vorgang zu befestigen.

Zwar stellte sich in der lebenschwellenden Seele des Knaben das Gleichgewicht der Kräfte bald wieder her und er vergaß den zornigen Gott über dem Schöpfer und Erhalter all der schönen Natur mit ihren Tieren und Pflanzen, aber er konnte sich diesen unter einer persönlichen Gestalt nicht vorstellen. Da ihn auch die trockene Moral des protestantischen Religionsunterrichts nicht befriedigte, und er häufig von den Gesinnungen jener Sekten hörte, die, unter mancherlei Namen von der gesetzlichen Kirche abgesondert, sich der Gottheit unmittelbarer zu nähern suchten, so machte er sich ebenfalls nach seinem Sinn eine Art Naturreligion zurecht, verehrte Gott in seinen Werken und brachte ihm auf seinem Zimmer beim Aufgang der Sonne in kindlicher Weise ein symbolisches Opfer dar.

Sah er sich so im Göttlichen schon früh aus der Allgemeinheit auf seine eigene Anschauung zurückgewiesen, so wurde ihm bald genug auch im Weltlichen die öffentliche Meinung verdächtig und sein persönliches Urteil herausgefordert. In seinen geistigen Gesichtskreis trat zum erstenmal die Erscheinung eines zeitgenössischen, lebendig wirkenden Helden, der die Mitwelt durch seine Thaten zu heftiger Parteinahme aufregte. Friedrich der Große war im Jahre 1756 in Sachsen eingefallen und hatte so jenen wechselvollen und folgenreichen Krieg eröffnet, der sieben Jahre lang fast ganz Europa in Atem halten und Goethes Vaterstadt eine Zeitlang auch unmittelbar in Mitleidenschaft ziehen sollte. In Frankfurt selbst entstand unter der Bürgerschaft eine Spaltung in zwei politisch verschieden gesinnte Parteien, welche auch Mitglieder derselben Familien in Unfrieden brachte. Die ältere Generation und namentlich der Rat hing zumeist im Gefühl angestammter Reichswürde dem österreichischen Kaiserhause an, während die jüngere Generation sich dem kühn aufstrebenden preußischen Heldenkönig zuneigte. So hielt denn auch in Goethes Familie der Großvater Textor, der als Schöff den Krönungshimmel über Kaiser Franz I. gehalten hatte und von Maria Theresia mit einer goldenen Gnadenkette beehrt worden war, mit seinem Schwiegersohn Pastor Starck und einigen anderen Schwiegersöhnen und Töchtern streng zur herrschenden österreichischen Partei, während der Vater, der seinen Ratstitel dem von Preußen unterstützten bayrischen Kaiser Karl VII. verdankte, mit seinem Hause und einigen Anverwandten, namentlich einer jüngeren Schwester seiner Frau, der leidenschaftlichen Tante Melber, Fritzisch gesinnt waren. Wolfgang, der mit Eifer und Behagen die wider die Österreicher gerichteten Sieges- und Spottlieder abschrieb und sich einprägte, mußte im Hause der Großeltern, wo er als ältester Enkel und Pate allsonntäglich zu speisen gewohnt war, seinen Helden schmähen und verleumden hören, ohne etwas darauf erwidern zu dürfen. Dadurch wurden ihm nicht nur die sonst so vergnüglichen Stunden vergällt, sondern er lernte auch die Gerechtigkeit der

Menschen bezweifeln und nahm schon damals den Keim zu jener Nichtachtung des Publikums in sich auf, welche den Dichter später gegen das Urteil der Menge zeitweise so unempfindlich machte.

Allmählich entstand die Besorgnis, daß bei einer Teilnahme Frankreichs der Krieg sich auch auf das Gebiet Frankfurts erstrecken könnte. Die Kinder wurden deshalb etwas enger beaufsichtigt und waren genötigt, sich mehr im Hause zu unterhalten und zu beschäftigen. Durch das wieder hervorgesuchte Puppenspiel wurde Wolfgangs Erfindungsgabe angeregt und übte sich nicht bloß an den aufzuführenden Stücken, sondern auch an selbst ersonnenen Märchen, die der phantasievolle Knabe den gern und gläubig aufhorchenden Gespielen als eigene Erlebnisse zum besten gab. Eins dieser Knabenmärchen, „Der junge Paris", wird im zweiten Buch von „Dichtung und Wahrheit" mitgeteilt. Obgleich seine Form späterer Zeit angehört, hat es doch in Erfindung und Darstellung den kindlichen Charakter behalten und zeigt eine so heiter spielende Einbildungskraft, eine so anmutig reizende Anschaulichkeit, eine so geschickte Verbindung wirklicher Dinge zu phantastischen Eindrücken, daß uns aus diesem frühen Erzeugnis das Bild des dichtenden Knaben in seiner ganzen reinen und liebenswürdigen Frühreife des Geistes und Herzens entgegenschaut.

Derselbe dichterische Trieb, welcher ihn befähigte, die Fabel zur Wahrheit zu machen, verleitete ihn aber auch beinahe, sich die eigene Wirklichkeit ins Märchenhafte umzugestalten. Hervorgerufen durch Mißreden tückischer Gesellen, welche dem Enkel des Schultheißen die Vorteile dieser Verwandtschaft mißgönnten und den vielleicht zur Schau getragenen Stolz darauf durch Verunglimpfung des anderen, väterlichen Großvaters wett zu machen suchten, entwickelte sich in Wolfgang die abenteuerliche Idee, er sei gar nicht des letzteren wirklicher Nachkomme, sondern stamme, wenn auch nicht eben auf gesetzliche Weise, von irgend einem vornehmen Herrn her. So anstößig das Gefallen an einem solchen Gedanken erscheint, wenn man ihn wirklich ernst nimmt, so hatte das Spielen damit in diesem Falle doch nichts anderes zu bedeuten, als das heimliche Gefühl geistiger Kraft und Überlegenheit, welches in irgend einer Weise gegenständlich zum Bewußtsein kommen wollte. Zufällig erinnerte sich Wolfgang aus dem Zimmer der Großmutter Cornelia eines nach ihrem Tode verschwundenen Miniaturbildes, das einen Herrn in Uniform mit Ordensstern darstellte. Der einmal geweckte Spürsinn des Knaben forschte nun unter den Geschlechtern der benachbarten Fürsten und großen Herren nach seinem vermutlichen natürlichen Vorfahr und mühte sich durch Vergleichung der Bildnisse, welche in der Wohnung ihres dem Goetheschen Hause befreundeten Geschäftsträgers Rath Schneider zahlreich an den Wänden hingen, Ähnlichkeiten der Gesichtszüge mit seinem Vater oder mit sich



Das Puppentheater.

selber herauszufinden. So hatte auch dieser thörichte, grundlose Wahn, welcher nach einiger Zeit wieder verschwand, die bedeutsame Folge, daß er den Scharfblick des jungen Dichters für physiognomische Kennzeichen entwickelte, eine Fähigkeit, die ihm später bei der Mitarbeit an Lavaters „physiognomischen Fragmenten“ trefflich zu statten kam und überall in seinen Werken die charakteristische Schilderung auch der äußeren Persönlichkeit im höchsten Grade auszeichnet.

Jener Rat Schneider zeigt sich zu gleicher Zeit auch als der Vermittler eines anders gearteten Einflusses. Er war es, der Klopstocks „Messias“ dem Vater Goethe zum Trotz, welcher die reimlosen deutschen Hexameter nicht als Verse gelten ließ, heimlich ins Haus brachte. Auf Wolfgang und Cornelia machte die Dichtung, deren auffallende Stellen sie auswendig lernten, wenn auch nicht den völlig rechten, so doch jedenfalls einen starken Eindruck, namentlich die Verwünschungen in dem Gespräch zwischen Satan und Adramelech im Roten Meere, durch deren unversehene leidenschaftliche Recitation sie eines Tages den an ihrem Vater hantierenden Barbier so erschreckten, daß dieser ihm das Seifenbecken in die Brust goß. Wurden nun auch die Hexameter, welche dieses ergötzliche Unglück verschuldet hatten, erst recht aus dem Hause verbannt, so blieb doch die frühe Wirkung ihres erhabenen Ausdrucks und ihres rhythmischen Wohlklanges auf Ohr und Sinn des Knaben unverloren und darf wohl als erster Antrieb zu des Dichters später so kunstvollendeter Anpassung der deutschen Sprache an antike Versmaße gelten.

Vorläufig jedoch folgten ganz entgegengesetzte Bildungseindrücke. Französische Truppen, welche als Verbündete der Österreicher während des Krieges schon öfter ungehindert Frankfurt durchzogen hatten, bemächtigten sich am zweiten Neujahrstage 1759 mit schweigender Zustimmung, wie es scheint, des Schultheißen, Bürgermeisters und Rats, der Stadt und hielten sie über vier Jahre besetzt. In das Goethesche Haus wurde der Königsleutnant Graf Thoranc einquartiert, ein aus Grasse, unweit Antibes in der Provence gebürtiger Offizier von hohem Rang, welcher als richterlicher Statthalter des Königs alle Streitigkeiten der Militärpersonen untereinander und mit den Bürgern zu entscheiden hatte. Obgleich der Graf sich gegen seine Wirte mit musterhafter Rücksicht betrug, vermochte der starr preußisch gesinnte und in seiner pedantischen Ordnung gestörte Rat Goethe seinen Haß gegen die ungebetenen Gäste so wenig zu verbergen, daß die heiter vermittelnde Frau Rat, unterstützt von einem gewandten und gefälligen Dolmetscher, nicht selten Mühe hatte, mancherlei Verdrießlichkeiten, ja sogar einmal die angedrohte Verhaftung von ihrem Gatten abzuwenden. Dagegen ward für Wolfgang die Anwesenheit der fremden Besatzung und der Umgang mit dem wunderlichen, aber edeln und kunstsinnigen Grafen, der den auf-

geweckten Knaben gern um sich leiden mochte, zu einer Quelle mannigfacher Unterhaltung und geistiger Förderung. Der tägliche Verkehr mit den Frankfurter Malern, von denen Thoranc zahlreiche Bilder für das Schloß seines älteren Bruders in Grasse anfertigen ließ, übte seinen Blick, schärfte sein künstlerisches Urteil und weckte seine Erfindungsgabe, da ihm verstattet war, sowohl bei der Beratschlagung über die auszuführenden Sujets, als bei der Einreichung der Entwürfe und bei der Ablieferung der fertigen Gemälde seine eigene Meinung zu sagen. Das im Gefolge der Truppen aufgethane französische Theater, welches er auf ein vom Großvater erhaltenes Freibillet häufig besuchte, gab ihm Gelegenheit zur leichteren Erlernung der fremden Sprache und machte ihn mit den üblichen Formen der regelmäßigen Scenenführung vertraut. Von den ihm so vorgeführten Stücken sind die rührenden Komödien des Destouches, Marivaux und La Chaussee, welche damals zum Teil auch auf deutschen Bühnen in Übersetzungen gern gegeben wurden, heute selbst in ihrer Heimat kaum mehr bekannt. Dagegen befinden sich darunter auch zwei jetzt noch wenigstens dem Namen nach berühmte Werke: Rousseaus Oper „Le devin du village“ und Diderots ernste Komödie „Le père de famille“, welche von Lessing selbst als ein vortreffliches Stück ins Deutsche übersetzt wurde und später in Deutschland auf die Entwickelung des bürgerlichen Schauspiels nicht gerade zu dessen Vorteil einwirkte. Daß auf einer französischen Bühne Molière und Racine nicht fehlen durften, versteht sich von selbst. Die leichtflüssigen, raschen, im Konversationston gehaltenen Verse des ersteren mögen für Wolfgang damals noch unfaßlich gewesen sein. Dagegen wirkten die gemessenen Alexandriner der Racine'schen Tragödie mit ihren gewichtigen Accenten und unterstützt von den gehaltenen Bewegungen und Gebärden der Schauspieler desto eindringlicher auf sein Ohr und Auge. Auch hier setzte sich bei ihm der Eindruck sogleich in Thätigkeit um. Obwohl er anfangs von dem, was auf der Bühne gesprochen wurde, nur wenig verstand, lernte er doch aus dem Racine in seines Vaters Bibliothek ganze Reden, die ihm besonders aufgefallen waren, auswendig und deklamierte sie für sich mit getreuer Nachahmung des Sprachklangs und der Gesten, wie er sie im Theater gehört und gesehen hatte. Allmählich, nachdem er sich der Sprache genügend bemächtigt hatte, ging er dann zu eigener Produktion über und verfaßte nach dem Muster einiger mit Beifall aufgenommener parodistisch-mythologischer Spiele ein französisches ländliches Stückchen mit Königstöchtern, Prinzen und Göttern. Freilich mußte er den Schmerz erfahren, daß der junge Derones, ein allerliebster ästhetisch schwadronierender Schauspielerknabe von der französischen Truppe, mit dem er Freundschaft geschlossen, ihm sein Erstlingswerk, statt es, wie versprochen, zur Aufführung zu empfehlen, durch

Kritik und Änderung gründlich verleidete und verdarb, mit Berufung auf die feststehende Regelmäßigkeit des französischen Dramas und auf die notwendigen drei Einheiten des Aristoteles. Über das wahre Wesen dieser dramaturgischen Forderungen suchte der stutzige Autor sich nun aus den Vorreden der französischen Klassiker zu ihren Stücken und namentlich aus Corneilles Abhandlung über die drei Einheiten zu unterrichten. Allein es ging ihm damit wie früher bei der Grammatik: er sah wohl äußerliche Regeln, aber nicht ihren Grund und faßte daher schon damals jenen Widerwillen gegen die beengenden theoretischen Fesseln, welcher später in der absichtlichen Regellosigkeit des „Götz" einen so überkräftigen Ausdruck finden sollte. Kurz entschlossen warf er alle Theorie, die ihn nur verwirrte, beiseite, um sich an die lebendig wirkenden Vorbilder zu halten, und arbeitete neben fleißigerem Besuch des Schauspiels daheim die Werke Racines, Molières und Corneilles mit anhaltender Aufmerksamkeit durch. Indessen besuchte Wolfgang zu gleicher Zeit auch das deutsche Schauspiel, welches einen um den anderen Tag mit dem französischen abwechselte, und die Stücke, die er dort sah, wie Lessings „Miß Sarah Sampson" und „Der Kaufmann von London" aus dem Englischen des Lillo, mögen vielleicht ebenfalls der Theorie der Regelmäßigkeit ein wenig das Gegengewicht gehalten haben. Von den französischen Vorbildern freilich hat er sich nicht befreit, ohne ihnen seinen Tribut in einer größeren Anzahl von Nachahmungen dargebracht zu haben, von denen jedoch keine erhalten geblieben ist. Nur ihre Nachwirkung zeigt sich noch in der Alexandrinerform zweier späterer Bühnenstücke: „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen", deren Inhalt bereits mit freiem Sinn den eigensten Lebenserfahrungen des Dichters entnommen ist.

Derselbe Derones, welcher in den Gesetzen des Dramas so gut Bescheid zu wissen vorgab, weihte seinen dichtenden Freund auch in das Schauspieler- und Kulissenwesen ein. Er machte ihn mit seiner um einige Jahre älteren Schwester bekannt, deren stilles, trauriges Betragen dem teilnahmsvollen Knaben die erste Neigung, von ihr unbeachtet, einflößte; er führte ihn in die Gesellschafts- und Ankleidezimmer der Schauspieler und Schauspielerinnen, wo der jugendliche Besucher allerlei zu sehen bekam, was für seine Jahre nicht eben passend sein mochte. Manches schon von diesen frühen Eindrücken und Erfahrungen mag später auch in die Schilderung des Schauspielerlebens im „Wilhelm Meister" mit eingeflossen sein. Glücklicherweise nahm die gesunde Seele Wolfgangs an diesem gefährlichen Umgang keinen Schaden, ja, die frühe Bekanntschaft mit überfreien Umgangsformen und zweifelhaften Verhältnissen mag vielleicht wie eine Art Impfung gewesen sein, die ihn vor einer verderblicheren Einwirkung ähnlichen Giftes in der Zukunft bewahrte.

Bald machten sich auch wieder anderseitige geistige Interessen geltend, denen die leichtbewegliche und in allen Poren empfängliche Natur des Knaben sich mit gleich starker Neigung zuwandte.

Durch unablässiges Betreiben bei den Quartierherren hatte es der Rat Goethe im Sommer 1761 endlich dahin gebracht, daß Graf Thoranc, zu dem er sich durchaus in kein leidliches Verhältnis stellen mochte, aus seinem Hause umlogiert wurde. Der erste Stock, den er innegehabt, wurde an einen Freund, den Kanzleidirektor Moritz, vermietet; Wolfgang bezog sein Mansardenzimmer wieder, und da nun das Goethesche Haus keine Einquartierung weiter erhielt, so kehrte auch in das Gemüt seiner Bewohner Ruhe und Stille wieder ein, bis denn endlich am 15. Februar 1763 der Hubertusburger Friede diese siebenjährige Periode der Beunruhigung gänzlich abschloß zur großen Freude namentlich des Rats Goethe, der zur Feier des Tages seiner Gattin eine lange vorher bestellte, künstlerisch verzierte und mit Diamanten besetzte Dose überreichte.

Inzwischen ward der regelmäßige Unterricht wieder aufgenommen, Musik und Zeichnen fleißig betrieben, und in den Freistunden suchte Wolfgang durch allerhand primitive Experimente mit Magnet und Elektrisiermaschine Belehrung über die darin sich offenbarende Naturkraft zu gewinnen. Zugleich drängte ihn derselbe Forschungstrieb, den Quellen der Offenbarung auf dem ganz andern Gebiete der Religion näher zu kommen. Mit dem deutschen Text der Bibel war er längst innig vertraut nach dem Beispiel seiner Mutter, die aus dem heiligen Buch sich nicht bloß jederzeit frohes Gottvertrauen, sondern auch praktische Orakelsprüche fürs Leben holte; das Neue Testament las er auch griechisch schon ganz bequem, weil er die Evangelien und Episteln Sonntags nach der Kirche daheim übersetzen und erklären mußte; nun wollte er auch das Alte Testament, das ihm ganz besonders zusagte, zu besserm Verständnis in der Grundsprache lesen. Zu diesem Zweck lernte er hebräisch bei dem alten übersechzigjährigen Rektor des Gymnasiums Dr. Albrecht, dessen originell äsopisches Aussehen und geistreich sarkastisches Wesen der Dichter später in seiner Lebensgeschichte mit augenscheinlich liebevoller Charakteristik geschildert hat. Aber das Erlernen der Sprache war doch eben nur Mittel zum Zweck. Der scharfsinnige Schüler brachte die schon früher in ihm erwachten Zweifel über mancherlei Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten in den Überlieferungen des Alten Testamentes vor; der wohlwollende Lehrer löste sie ihm zwar nicht auf, setzte ihn aber in den Stand, sich selbst ein Urteil zu bilden, indem er ihm eine deutsche Übersetzung des großen englischen Bibelwerkes in die Hand gab, worin eine verständige Auslegung der schweren und bedenklichen Stellen sowie die verschiedenen Meinungen der bedeutendsten Gottesgelehrten enthalten

waren. Das wichtigste und letzte Ergebnis dieser Studien war aber, daß in der Einbildungskraft des Knaben sich eine lebhafte Vorstellung der in der Schrift geschilderten Länder, der sich dort vollziehenden Ereignisse, der dabei beteiligten Völker und namentlich der aus ihnen charakteristisch hervorragenden Persönlichkeiten festsetzte. Begreiflicherweise wurde der aufstrebende jugendliche Sinn am meisten von der sanft glänzenden Gestalt und den märchenhaften Schicksalen des durch eigenes Verdienst aus Unglück und Niedrigkeit zu den höchsten Ehren emporgehobenen Patriarchenknaben Joseph angezogen und seiner produktiven Natur gemäß sogleich zu thätiger Erweiterung der nur im Umriß überlieferten Geschichte angeregt. Schon früher hatte Wolfgang im Verkehr mit den Künstlern die Begebnisse, welche die Bibel von Joseph erzählt, in einem Aufsatze als zwölf Bilder beschrieben, von denen einige ausgeführt wurden. Jetzt drängte es ihn, denselben Gegenstand auch dichterisch zu behandeln. Seinem wachen Wirklichkeitssinn mochte es indes schon damals nicht genügen, das Überlieferte bloß durch die Einbildungskraft auszuspinnen. Er verlangte auch nach lebendiger Anschauung dessen, was von den Sitten und Gebräuchen des auserwählten Volkes unter den Nachkommen sich noch mochte erhalten haben. Er überwand die Scheu vor der Judengasse, führte sich bei verschiedenen ihrer Bewohner ein, von denen er wohl aufgenommen und bewirtet wurde, und ruhte nicht eher, als bis er ihr Familienleben, ihren Gottesdienst, ihre Ceremonien, ihre Feste genauer kennen gelernt hatte. Seinen „Joseph“ führte er, da ihm noch keine Versart geläufig war, die für diesen Gegenstand gepaßt hätte, nach dem Vorbild des Heldengedichts „Daniel in der Löwengrube“ von Friedrich Karl von Moser, in Prosa aus. Die Arbeit ging um so rascher von statten, da er Gelegenheit hatte, sie einem jungen Manne, der, durch geistige Überanstrengung blödsinnig geworden, in seines Vaters Hause mit Schreiben beschäftigt wurde, in die Feder zu diktieren.

Dieses äußerliche Hilfsmittel, welches Goethe bald gewohnheitsmäßig gebrauchte und später sein Lebenlang beibehielt, ist nicht ohne mitbestimmenden Einfluß auf die Leichtigkeit seines Hervorbringens wie auf die Eigentümlichkeit seines Ausdrucks geblieben; sie hat sicherlich ihr gut Teil zu der frischen Ursprünglichkeit, der lebendigen Unmittelbarkeit, dem Wohllaut, der Kraft und der durchsichtigen Schmiegsamkeit seiner Sprache beigetragen.

Als das Werk fertig war, ließ er es mit einigen geistlichen Oden, die nach Vorbildern solcher frommen Gedichte Adolf Schlegels im letzten Jahre entstanden waren, in einem Quartband reinlich abschreiben und überreichte die Sammlung unter dem Titel „Vermischte Gedichte“ dem Vater, welcher mit einer solchen Benutzung der Mußestunden sehr wohl zufrieden war.

Von dem epischen „Joseph“ ist nichts erhalten oder wenigstens bis jetzt nichts zu Tage gekommen; von den Oden ist eine übrig, mit dem Titel „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi, auf Verlangen entworfen“. Sie ist bemerkenswert als erstes auf uns gekommenes Erzeugnis des jungen Dichtergeistes und zeigt eine für sein Alter erstaunliche Kraft, Anschaulichkeit und Gewandtheit des Gedankens und des Ausdrucks. Das Verlangen, auf welches diese Dichtung entworfen wurde, mag von dem Fräulein Susanna von Klettenberg ausgegangen sein, einer Freundin und Verwandten seiner Mutter, die damals, wie noch wiederholt später, seinem religiösen Gefühlsleben zeitweilig Farbe und Stimmung gab und deren reine, schlichte Frömmigkeit er lange nachher im „Wilhelm Meister“ durch Verarbeitung ihrer eigenen hinterlassenen Aufzeichnungen unter der Aufschrift „Bekenntnisse einer schönen Seele“ so zart und liebevoll verherrlichte. Sie gehörte der stillen Herrnhutischen Gemeinde an, deren innerliche Gesinnung den Heranreifenden um so mehr anzog, als auch der trockene, geistlose Konfirmandenunterricht, der seiner Einsegnung durch den hochbetagten Pastor Johann Georg Schmidt im Jahre 1762 vorangegangen war, seinem religiösen Bedürfnis in keiner Weise genügen konnte.

Wie dieser Verkehr mit einer eigenartigen Frau seinem Gemüte zu gute kam, so wirkte der Verkehr mit verschiedenen originalen Männern schärfend und bildend auf seinen Verstand und Geschmack. Es beweist den ungewöhnlichen Ernst und die Reife seines Geistes, wenn er meist den Umgang mit älteren Leuten suchte und wenn diese an seinem Wesen so großes Gefallen fanden, daß jeder ihn für sich in Anspruch zu nehmen und womöglich zu seinem Ebenbild zu modeln trachtete. Dies gilt namentlich für drei verschiedene Freunde des Hauses, die er öfter besuchte. Schöff von Olenschlager, ein schöner, heiterer, behaglicher Mann, der in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ als deren Verlobter unter dem Namen „Narciß“ erscheint, mitteilsam, wohlunterrichtet und in Staatsgeschäften erfahren, Verfasser einer „Erläuterung der Goldenen Bulle“, deren Bedeutung er seinem jungen Freunde sorgfältig auseinandersetzte, wollte ihn zum Hofmann bilden; von Reineck, in gewissem Sinne der Gegensatz des vorigen in der äußeren Erscheinung wie im Charakter, rechtschaffen, aber starrsinnig, durch Familienunglück verbittert, nur wenigen zugänglich und niemals lächelnd, wünschte ihn zum diplomatischen Geschäftsmann; Hofrat Hüsgen endlich, ein vortrefflicher praktischer Jurist, aber zugleich ein Menschenverächter, der die Welt nur von der fratzenhaften Seite betrachtete und sich vermaß, „auch in Gott Fehler zu entdecken“, gab sich Mühe, dem vertrauend ins Leben blickenden Jüngling Rechtsgelehrsamkeit nach seinem eigenen Sinn als ein notwendiges Handwerk anzupreisen, „damit man sich und das Seinige gegen das Lumpen-

pack von Menschen regelmäßig verteidigen, einem Unterdrückten beistehen und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne." Alle drei schienen es dabei als selbstverständlich zu betrachten, daß ihr junger Liebling die juristische Laufbahn einschlagen werde, suchten ihm auch wohl die dichterische Schriftstellerei ausdrücklich zu verleiden. Der Vater nicht minder, der sein eigenes Leben als ein verfehltes ansehen mochte, insofern er seine juristischen Kenntnisse zu verwerten verhindert war, und der nun wohl wünschte, alle die für sich selbst vergeblich gehegten Hoffnungen auf hohe Ämter und Würden in dem Sohne erfüllt zu sehen, ließ dessen poetische Erzeugnisse zwar als nützliche Stilübungen gelten, legte ihnen aber weiter keine Bedeutung bei und benutzte jede Gelegenheit, ihn schon frühzeitig durch Bekanntschaft mit dem Corpus juris und Auswendiglernen eines dazu geeigneten kleinen Katechismus auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten. Auch Wolfgang selbst fühlte in sich die Kraft und das Bestreben, in der Welt etwas großes zu erringen; aber das Höchste, was ihm dabei als Lohn für seine Mühen vorschwebte, ohne daß er es noch sich oder gar anderen offen eingestand, war der Lorbeerkranz des Dichters.

Vor der Hand sollte ihn sein Talent in ein Abenteuer verwickeln, welches ihm mit kleinen Vergnügungen eine große Verlegenheit und nach dem ersten süßen Liebesgefühl die erste schmerzliche Enttäuschung einbrachte.

Eine Gesellschaft junger Leute mittlern Standes, in welche Wolfgang durch einen eng befreundeten Kameraden (von ihm Pylades genannt) geraten war, benutzte seine Fähigkeit, jede Situation aus dem Stegreif in wohlgefügten Versen zu bewältigen, zuerst, um einen aus ihrer Mitte mit einer an ihn gerichteten Liebesepistel zu mystifizieren, sodann aber, um durch Verfertigung bestellter Hochzeits- und Leichencarmina sowie anderer ähnlicher Gelegenheitsgedichte sich einen erwünschten Nebenerwerb zu verschaffen, der für gemeinsame Landpartieen und kleine Festgelage lustig verwandt wurde. Bei einer solchen Gelegenheit lernte Wolfgang als Verwandte zweier Gesellen, in deren Hause die Gasterei stattfand, ein junges reizendes Mädchen kennen, welches, einige Jahre älter als er selbst, durch Anmut und Zierlichkeit sogleich einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Der Fünfzehnjährige, an der Grenze des Jünglingsalters Stehende suchte jede Möglichkeit, sie in der Kirche und auf der Straße zu sehen, bis sich ihm endlich die Gelegenheit bot, öfter, ja fast täglich, mit ihr im Hause zusammen zu sein und zu sprechen. Bald zeigte auch Gretchen sich ihm mit schwesterlicher Neigung zugethan, welche Wolfgang jedoch, obgleich ihm, ebenso wie den andern, nicht die geringste Vertraulichkeit erlaubt ward, nach dem leidenschaftlichen Gefühl seines Herzens sich deuten mochte. Wie stark und nachhaltig die Empfindung dieses ersten erwachenden Liebesbewußtseins gewesen, beweist der

Umstand, daß die rührendste Gestalt seiner dichtenden Phantasie den Namen Gretchen erhalten hat, und die unstreitig auf diese Episode bezüglichen, wehmütig schönen Verse noch im zweiten Teil des „Faust“ im Beginn des vierten Akts:

„Täuscht mich ein entzückend Bild
Als jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf,
Aurorens Liebe, leichten Schwungs bezeichnet's mir,
Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.“

Wolfgang befand sich damals in einem wonnigen Seelentaumel, den das Herz eines jeden, der einmal jung und unschuldig geliebt, nachfühlen muß, wenn er die köstliche Schilderung liest, wie eines Abends, während der Wahl und Krönung Josephs II. zum römischen König, die junge Gesellschaft im Hause von Gretchens Vettern sich bis über Mitternacht verspätete, wie Wolfgang unglücklicherweise den Hausschlüssel nicht bei sich hatte, wie Gretchen vorschlug, die Gesellschaft sollte beisammen bleiben, wie sie Kaffee kochen ging und eine große messingene Familienlampe anzündete. „Der Kaffee diente für einige Stunden zur Ermunterung; nach und nach aber ermattete das Spiel, das Gespräch ging aus; die Mutter schlief im großen Sessel, die Fremden, von der Reise müde, nickten da und dort, Pylades und seine Schöne saßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und schlief, auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schiefertische sitzend, hatte seine Arme vor sich übereinander geschlagen und schlief mit aufliegenden Gesichte. Ich saß in der Fensterecke hinter dem Tische und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leise; aber endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeschlummert. So saß ich nun allein wachend, in der wunderlichsten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich schlief ein, und als ich wieder erwachte, war es schon heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurechte; sie war liebenswürdiger als je und drückte mir, als ich schied, gar herzlich die Hände.“

Während jener Zeit täglichen Schaugepränges hatte Wolfgang als Enkel des Schultheißen nicht nur den Vorteil, die einzelnen Vorgänge, über ihre historische Bedeutung von dem Vater vorher wohl unterrichtet und zu ihrer genauen Beschreibung angehalten, ganz aus der Nähe zu beobachten, sondern konnte auch seinem Mädchen Zutritt zu den Sehenswürdigkeiten verschaffen. Wie selig aber fühlte er sich, als es ihm gar vergönnt war, sie am Abend der großen Illumination an seinem Arme in der Stadt umherzuführen! Als er sie spät in der Nacht bis an ihre Thür begleitet hatte, küßte sie ihn



zum ersten- und letztenmal auf die Stirn. Mit welch süß berauschender Empfindung mag der junge Menschensohn in jener Nacht sein Lager aufgesucht haben, und zu welchen bitteren Schmerzen wurde er am nächsten Morgen erweckt!

Es war inzwischen herausgekommen, daß zu der Gesellschaft jener jungen Leute, mit denen Wolfgang Umgang pflog, auch einige leichtfertige Burschen gehörten, die sich schlechter Streiche, ja wohl gar der Unterschlagung von amtlichen Geldern schuldig gemacht haben sollten. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, zu deren Zweck auch Wolfgang, wenn auch nur privatim durch einen Hausfreund, ein Verhör zu bestehen hatte. Der Vater war entsetzt, die Mutter betrübt, Schwester Cornelia schmerzlich besorgt. Die ganze Sache stellte sich zwar zuletzt weit unverfänglicher heraus, als es anfangs den Anschein hatte, aber die fröhlichen Zusammenkünfte hatten selbstverständlich ein Ende, und Gretchen, obwohl offenbar außer jeder Beziehung zu den erhobenen Anschuldigungen, sah sich doch veranlaßt, in ihre Heimat zurückzukehren.

So endete des jungen Dichters erstes Liebesverhältnis, wie auch fast alle seine späteren, mit harter Entsagung. Wolfgang war über diesen Ausgang der Sache untröstlich, wollte von dem Fortgang der Krönungsfeierlichkeiten nichts mehr sehen, quälte sich selbst mit Vorwürfen und überließ sich den leidenschaftlichsten Ausbrüchen des Schmerzes, die seine Gesundheit zu untergraben drohten. Was ihm die bitterste Pein verursachte, war die ihm zugebrachte Aussage Gretchens im Verhör, daß sie ihn zwar mit schwesterlicher Zuneigung, aber immer nur als ein Kind betrachtet habe.

Jedoch diese Enttäuschung, welche sein Selbstgefühl tief verletzte, regte es zugleich zu heilsamer Gegenwirkung auf und stellte seinen wankenden Organismus wieder ins Gleichgewicht. Er raffte sich zu neuer geistiger Beschäftigung auf, wobei ihm die Gesellschaft eines von ihm geschätzten Hofmeisters, den ihm der besorgte Vater zur Aufsicht beigegeben, sehr zu statten

kam. Durch ihn lernte er die Geschichte der Philosophie kennen, die er sich für seine Anschauung über die ursprüngliche Verbindung dieser Wissenschaft mit Poesie und Religion zu nutze zu machen wußte, während ihm der methodische Zusammenhang der verschiedenen, aufeinander folgenden Systeme nicht einleuchten wollte und eine Lehrmeinung so berechtigt wie die andere erschien; doch fühlte sich seine Natur zu den Lebensgrundsätzen der Stoiker besonders hingezogen. Mit jenem älteren Freunde machte er nun häufige Spaziergänge ins Freie, zog ihn, da sein verwundetes Gemüt noch die Menschen scheute, in die Einsamkeit der Wälder, übte sich, nach der Natur zu zeichnen, und bildete dadurch seine Fertigkeit zur Wiedergabe, mehr aber noch seine Fähigkeit zur Auffassung der Gegenstände aus. Dem Vater waren die gezeichneten Blätter willkommen, und methodisch, wie er in allem war, veranlaßte er Wolfgang, das Unausgeführte zu vervollständigen. In diesem selbst aber regte sich in der Folge der Zweifel, ob die Natur ihn nicht vielmehr zum bildenden Künstler statt zum Dichter bestimmt habe, und er setzte auch später seine zeichnerischen Bemühungen fleißig fort, ohne es freilich jemals zu einer wirklich künstlerischen Leistung zu bringen.

Bald trieb den noch nicht völlig Beruhigten eine unbestimmte innere Sehnsucht aus der Einsamkeit in die Ferne, er unternahm allein oder in zufälliger Gesellschaft Wanderungen nach dem Gebirge und den umliegenden Orten, kam nach Wiesbaden und Schwalbach, an den Rhein, bis nach Mainz und Biberich und kehrte erfrischt und lebensfroh wieder zurück.

Nun erwachte auch wieder das Verlangen, sich an gleichalterige, gleichgesinnte Menschen anzuschließen. Die Gelegenheit hierzu schien sich ihm in einem Geheimbund junger Leute zu bieten, der unter dem Namen „Arkadische Gesellschaft“ Gott und der Tugend gewidmet sein sollte und dessen Stifter, der junge Isenburg von Buri, der Sohn eines vor kurzem geadelten Regierungsdirektors, zugleich sein Vorsteher (Archon) war. An diesen wandte sich Wolfgang mit einem Gesuch um Aufnahme in den Bund, das als erster von ihm überbliebener Brief und wegen der darin enthaltenen Selbstschilderung hier vollständig und getreu auch nach der ihm eigenen Rechtschreibung folgen mag:

„An Ludwig Ysenburg von Buri in Neuhof.
Wohlgebohrner,
Insonders Hochzuehrender Herr,

Ew. Wohlgebohrn werden Sich wundern, wenn ein unbekannter sich unterstehet, bey Ihnen eine Bitte vorzubringen. Doch billig sollten Sie mit allen Denjenigen, die ihre Verdienste kennen, nicht erstaunen. Da Sie wohl wissen können, daß ihre Eigenschaften selbst auch noch in fernern Ländern als wo ich wohne die Gemüther Ihnen eigen zu machen vermögend sind.

Sie sehen aus meiner Vorrede, daß ich zur Zeit, um nichts als ihre Bekanntschaft anhalte, biß Sie erfahren, ob ich werth bin, ihr Freund zu seyn, und in ihre Gesellschaft einzugehen.

Werden Sie über meine Kühnheit nicht unwillig, und verzeihen Sie ihr. Ich kann nicht anders, denn wenn ich auch länger schweigen und ihre großen Eigenschaften insgeheim verehren wolte, wie ich bißher gethan habe, so würde mir dieses die größte Betrübtnüß von der Welt erwecken. Keiner von meinen Freunden, die Sie kennen, gönnt mir dieses unschätzbare Glück. Vielleicht ist auch ein kleiner Neid Schuld daran. Aber eben fällt mir die beste Ursache ein, Sie wollen keinen Menschen, der meinen Fehler hat in ihre Bekanntschaft bringen, damit Sie deswegen nicht zur Verantwortung gezogen werden. Ew. Wohlgebohrn werden wißen, daß wir unsere Mängel gar gern bedecken, wenn wir einen Zutritt zu einer Persohn, die wir verehren, zu erlangen suchen. Ich aber habe es mit dem Freyer im Raabener gemein, daß ich meine Fehler voraussage. Ich weiß zwar, daß Ihnen die Zeit bey meinem Geschwätze sehr lang werden wird, doch was hilfts, einmal müßen Sie es erfahren, entweder vor, oder nach der Bekanntschaft. Einer meiner haupt Mängel ist, daß ich etwas heftig bin. Sie kennen ja die colerische Temperamente, hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben laßen. Ich will mich aber gern unter ein Regiment begeben, wenn es so geführt wird, wie Mann es von ihren Einsichten erwarten kann. Gleich in dem Anfange meines Briefes, werden Sie meinen dritten Fehler finden. Nemlich daß ich so bekannt an Ihnen schreibe, als wenn ich Sie schon Hundert Jahre kennete, aber was hilfts, diß ist einmal etwas, das ich mir nicht abgewöhnen kann. Ich hoffe Ihr Geist, der sich nicht an Kleinigkeiten, wie das Ceremoniel ist, bindet, wird mir es verzeihen, glauben Sie aber, daß ich niemals die schuldige Hochachtung außer Acht setze.

Noch eins fällt mir ein, ich habe auch denjenigen Fehler mit dem vor angeführten Manne gemein, nemlich daß ich sehr ungeduldig bin, und nicht gerne lange in der Ungewißheit bleibe. Ich bitte Sie entscheiden Sie so geschwind als es möglich ist.

Dieses sind die Haupt=Fehler. Ihr scharfsinniges Auge wird noch Hundert kleine an mir bemerken, die mich aber dennoch, wie ich hoffe, nicht aus ihrer Gnade setzen sollen, sondern alles wird vor mich reden, und meine Fehler so wohl als mein Eifer werden Ihnen zeigen, daß ich bin und beständig bleiben werde

Meines Wohlgebohrnen und
Insonders Hochzuehrenden Herrn
aufrichtigst ergebener Diener
Joh. Wolfgang Goethe.

Frankfurth
den 23den May
1764

P. S. Solten Sie wegen meines Alters besorget seyn, so sag ich Ihnen zur Beruhigung, daß ich ohngefehr die Jahre des Alexis habe. Ich beschwere mich sehr über Ihn, daß Er mich bißher von einem Tag zum andern vertröstete, mich in ihre Bekanntschaft zu bringen. Belieben Sie wie ich hoffe und Sie inständigst darum ersuche, mich mit einem Rück-Schreiben zu beehren, so haben Sie die Gütigkeit, und setzen meinen vornahmen auf die Addresse. Ich wohne auf dem großen Hirschgraben. Leben Sie wohl."

Alexis war der Bundesname eines Freundes (von Schweitzer), durch den Wolfgang von dem Verein gehört hatte. Aber es war ein falscher Freund. Denn anstatt für seine Aufnahme zu wirken, hintertrieb er sie und warnte sogar den Archon Isenburg vor dessen Bekanntschaft „seiner Laster wegen", womit vermutlich sein schon schwer genug gebüßter Verkehr mit jener zweifelhaften Gesellschaft gemeint sein sollte. Indessen that diese Nachwirkung seines sorglosen Lebenswandels seinem wiedergewonnenen Gleichmut weiter keinen Schaden, und da er auch auf einen zweiten Brief an Isenburg vom 2. Juni mit halben Zustimmungen hingehalten wurde, ließ er die ganze Bewerbung fallen.

Um so enger noch schloß er sich nun nach diesen Erfahrungen an seine Schwester Cornelia, die, nur ein Jahr jünger als er, von der Kindheit her seine liebste Gespielin und in der innigsten Gemeinschaft mit ihm herangewachsen, die einzige verständnisvolle Vertraute aller seiner inneren Erlebnisse geblieben war. Das Bild, das Goethe in seiner Lebensbeschreibung ebenso unbefangen wie liebevoll von ihr entwirft, zeigt ihr Wesen gerade zu einer Vertrauten um so mehr geeignet, als sie trotz ihrer Bedeutsamkeit durch ihre zwiespältige Natur verhindert wurde, mit eigenen Ansprüchen hervorzutreten und sich zum Gegenstand einer leidenschaftlichen Teilnahme zu machen. Ihr Äußeres, das der Bruder etwa zehn Jahre später auf dem Rande eines Korrekturbogens des „Götz" mit Bleistift zeichnete, läßt ebenso wie ihr Inneres, auffallende Ähnlichkeiten mit Wolfgang erkennen; nur sind gewisse gemeinsame Formen des Gesichtes und gewisse Eigenschaften des Charakters übertrieben, wogegen andere zu sehr zurücktreten, so daß das schöne harmonische Verhältnis der Züge, welches den Bruder zum Liebling aller Menschen machte, bei der Schwester verschoben erscheint. Die vortretende Nase, das kräftige Kinn, die dem Bruder wohl anstehen, geben dem Gesichte der Schwester einen zu männlichen Typus, während die an sich schöne rundgewölbte Stirn, durch die modische Haartracht jener Zeit vergrößert erscheint und die großen, vorliegenden, von starken, schwarzen Augenbrauen überspannten Augen mit ihrem seelentiefen Blick zwar Klarheit und Wohlwollen, aber nicht Zärtlichkeit und Sehnsucht ausdrücken mögen. Dementsprechend

überwog bei ihr der Verstand, die Würde und die Wahrhaftigkeit, so daß sie wohl die Liebe und das Vertrauen aller jungen Mädchen ihrer Bekanntschaft gewann, für die jungen Männer aber keine Anziehungskraft hatte. Nur vorübergehend schien sich zwischen ihr und einem jungen Engländer eine gegenseitige Neigung zu entwickeln.



Goethes Schwester.

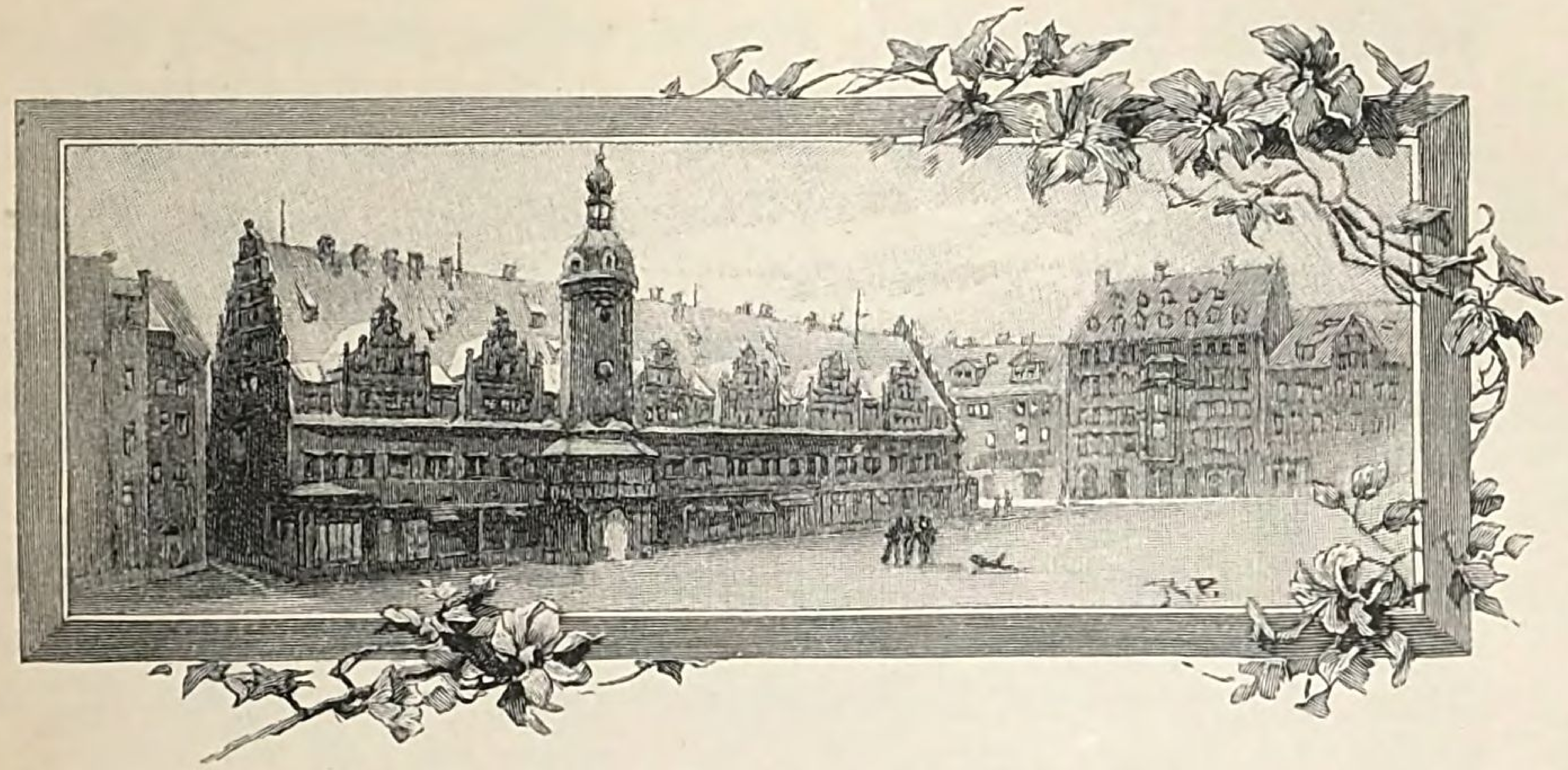
So schmerzlich nun Cornelia selber zu Zeiten ihr Wesen empfand, so war sie darum doch nicht weniger heiterer Geselligkeit geneigt. Mit ihr und mit einem Kreise jugendlicher Paare, der sich um sie gesammelt hatte, machte Wolfgang Lustfahrten und Ausflüge zu Wasser und zu Lande, wobei zur Erhöhung des geselligen Reizes auf den Vorschlag eines humoristischen Genossen die Paare jedesmal durchs Los zusammengegeben wurden: eine Veranstaltung, welche Goethe selbst später zu wiederholten Malen wie in Frankfurt, so auch in Weimar noch als Staatsminister bei regelmäßigen gesellschaftlichen Vereinigungen gern zur Aufnahme brachte.

Darüber wurde jedoch die Vorbereitung zur Universität weder körperlich noch geistig vernachlässigt. Der künftige Student lernte fechten und reiten, beschäftigte sich eifrig mit der lateinischen Sprache, die er ebenso wie die neueren Sprachen mit Überspringung der Grammatik durch fleißiges Lesen der Schriftsteller auf das natürlichste wie etwas Selbstverständliches sich aneignete. Er wiederholte zwar auch, was er an juristischen Kenntnissen bereits gewonnen hatte, aber innerlich stand ihm doch als eigentliches Ziel die Ausbildung seiner Dichtergaben, welche zu üben er auch in dieser Zeit nicht unterlassen hatte, vor Augen. Da er der Überzeugung war, daß zur Vervollkommnung seiner Fähigkeit eine gründliche Kenntnis des Altertums nötig sei, so war es sein Herzenswunsch, sich durch das Studium der Sprachen, der Altertümer und der Geschichte auf eine akademische Lehrthätigkeit vorzubereiten und zu diesem Zweck nach Göttingen zu gehen, wo die berühmtesten Professoren jenes Faches sich befanden. Der Vater indessen hatte bereits bestimmt, daß Wolfgang nach Leipzig gehen sollte, und da er hartnäckig auf seinem Willen bestand, fügte sich zwar der gehorsame Sohn, gab aber trotzdem seinen Plan nicht auf, sondern setzte sich heimlich vor, sich einen eigenen Studienlauf zu entwerfen. Er sah nun seinem Abgang zur Universität um so ungeduldiger entgegen, als seit der Entfernung Gretchens ihm auch die Vaterstadt verleidet war und selbst die Verfassung der Republik, von der er manches Unrühmliche kennen gelernt hatte, ihm keineswegs in vorteilhaftem Lichte erschien. Seine damalige Stimmung tritt deutlich in den Versen hervor, die er an seinem Geburtstage seinem Jugendfreunde Maximilian Moors zum Abschied ins Stammbuch schrieb:

„Dießes ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält:
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poëten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgesetztes Geld
Sieht sie aus, die beste Welt.

Es hat der Autor wenn er schreibt
So was Gewisses, das ihn treibt,
Den Trieb hatt' auch der Alexander
Und all die Helden mit einander.
Drum schreib' ich auch allhier mich ein:
Ich möcht' nicht gern vergessen seyn.
Risum teneatis amici!

28. August 1765. J. W. Goethe,
der schönen Wissenschaften Liebhaber."



II.

Zu Michaelis 1765, am Sonntag den 29. September, trat in Begleitung des die Herbstmesse besuchenden Buchhändlers Fleischer nebst dessen Gattin der eben erst sechzehnjährige Jüngling die Reise nach Leipzig an voll heller Zukunftsträume und froher Erwartung, in der Ferne das zu finden, was er daheim vermißt hatte: ein volles, glückliches Lebensgefühl und die unbeschränkte, eigenmächtige Entfaltung seiner Fähigkeiten.

Nach einer mehrtägigen Fahrt bei schlechtem Wetter und auf schlechten Wegen, langte die Gesellschaft zur Meßzeit in Leipzig an. Unterwegs war der Wagen einmal bei anbrechender Nachtzeit stecken geblieben, und von der gemeinsamen Anstrengung, sich loszuarbeiten, hatte Wolfgang sich einen Schmerz in der Brust geholt, der in der Folge noch von Zeit zu Zeit wiederkehrte und ihn erst nach mehreren Jahren gänzlich verließ. Die Stadt mit ihren hohen, schönen, gleichmäßigen Häusern, mit ihrem lebendigen Verkehr und ihrer imposanten neuen Wohlhabenheit machte trotz ihres Gegensatzes zu der Altertümlichkeit Frankfurts auf ihren künftigen Bewohner einen sehr guten Eindruck. Am meisten behagten ihm die ungeheuren Gebäude, die einen großen viereckigen Hofraum umschließend, mit ihren doppelten Vorderseiten einen Durchgang nach zwei Straßen boten.

In einem solchen Hause zwischen dem Alten und Neuen Neumarkt, nach seinem Wahrzeichen „die Große Feuerkugel“ genannt, erhielt Wolfgang ein

paar Zimmer, welche der Buchhändler Fleischer nur während der Messe benutzte. Als Stubennachbarn fand er einen gründlich unterrichteten Kandidaten der Theologie Limprecht vor, der sich durch übermäßiges Studieren ein Augenleiden zugezogen hatte und gänzlich mittellos war, so daß er sich nur durch Unterstützungen wohlwollender Gönner erhalten konnte. Wolfgang wandte dem Bedürftigen sogleich nicht bloß seine freundliche Teilnahme, sondern auch seine thätige Hilfe zu durch einen regelmäßigen Geldbeitrag, den er ihm jahrelang und sogar noch von Straßburg aus fortgesetzt angedeihen ließ.

So bewährte er schon damals durch jene schöne Wohlthätigkeit, die er dann durch sein ganzes Leben lang, vor der Welt verborgen, in häufigen Fällen wiederholte, den Sinn seiner einfach großen Worte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!"

Am Sonnabend, 9. Oktober, wurde der junge Studiosus immatrikuliert. Vorher hatte er schon sein Empfehlungsschreiben bei dem Hofrat Böhme abgegeben, der als Professor an der Universität Geschichte und Staatsrecht lehrte. Diesem, der ihn sehr wohl aufgenommen, eröffnete er seinen Vorsatz, statt der Rechtswissenschaft die Sprachen und das Altertum zu studieren und auf solche Weise sich auch in der Dichtkunst zu vervollkommnen. Böhme jedoch mahnte ihn eindringlich ab, so gegen den Willen des Vaters zu handeln, setzte ihm die Vorteile des Rechtsstudiums und die Nachteile der Philologie klärlich auseinander, und als dann auch Frau Professor Böhme mütterlich besorgt in ihrer zarten liebevollen Weise ihm zuredete, gab er nach und entschloß sich zum Studium der Jurisprudenz, ohne doch seinem Plane gänzlich zu entsagen. Er hörte demnach Böhmes Vorlesungen über Staatengeschichte, nahm auch Collegia über Institutionen, Rechtsgeschichte und Pandekten an, beschränkte aber im übrigen diese Studien auf das Unentbehrlichste und besuchte dafür auch solche Hörsäle, in denen er eine Förderung seiner allgemeinen Bildung oder seiner dichterischen Bestrebungen zu gewinnen hoffte. Ein Kolleg über Philosophie und Mathematik gehörte zur Einführung in jede Wissenschaft. Eine Vorlesung über Physik interessierte ihn besonders wegen der Experimente über Elektricität, mit deren Ergründung er sich bereits daheim als Knabe zu schaffen gemacht hatte. In des berühmten Philologen Ernesti Kolleg über Ciceros Gespräche „Vom Redner" zog ihn neben dem ästhetischen Gegenstande seine Liebe zu den alten Sprachen. Seinen eigentlichen Zwecken aber sollten Stilübungen bei Clodius und vornehmlich bei Gellert, sowie des letzteren Vorträge über Litteraturgeschichte dienen. Daneben besuchte er, wenn auch nur vorübergehend, Gottscheds Kolleg über Logik nach Wolf. Die äußere Erscheinung dieses noch ehejüngst die deutsche Litteratur beherrschenden, damals aber bereits in seiner Autorität gesunkenen

Mannes verspottet der angehende Studiosus gleich in den ersten Tagen seines Universitätsbesuchs in einem mit Versen durchsetzten Brief an seinen Jugendfreund Joh. Jacob Riese nach Frankfurt am Main (30. Oktober 1765):

„Gottsched ein Mann so groß alß wär' er vom alten Geschlechte
Jenes der zu Gath im Land der Philister gebohren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja so sieht er aus und seines Cörperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze Parisische Schue.
Wollt ich recht ihn beschreiben; so müßt' ich mit einem Exempel
Seine Gestalt dir vergleichen, doch dieses wäre vergebens.
Wandeltest du geliebter, auch gleich durch Länder und Länder
Von dem Aufgang herauf biß zu dem Untergang nieder,
Würdest du dennoch nicht einen der Gottscheden ähnlichte finden.
. . . .
. . . .
Ich sah den großen Mann auf dem Catheder stehn,
Ich hörte was er sprach und muß es dir gestehn,
Es ist sein Fürtrag gut, und seine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch steht er gleich den Riesen,
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er steets prahlend spricht.
Genug er sagte viel von seinem Kabinette,
Wie vieles Geld ihn das und jen's gekostet hätte."

Was er brauchte, fand der wißbegierige Studiosus freilich in keinem jener Hörsäle. Die Philosophie wollte ihn nicht aufklären; in der Logik konnte er sich nicht damit befreunden, die Geistesthätigkeiten, die ihm von selbst geläufig waren, erst auseinander zu zerren, um ihren Gebrauch zu erkennen; von der Jurisprudenz hörte er nur, was er schon wußte; Gellert schien ihm in seinen Vorlesungen „von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff" zu haben, und des jungen Professor Clodius praktische Anleitungen förderten ihn ebensowenig wie die des alten Gellert, weil beide an den Arbeiten ihrer Zuhörer nur die einzelnen Fehler kritisierten, ohne ihnen den rechten Weg zu zeigen.

Das Vergnügen, das ihm die Lehre versagte, suchte der von heißem Drang überschäumende Jüngling im Leben und hielt sich „in Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten" schadlos. Um in der galanten Leipziger Welt mit Ehren bestehen zu können, mußte er seine von Hause mitgebrachte solide, aber etwas altfränkische Garderobe mit modischen Kleidern vertauschen. Die Formen einer guten Lebensart brachte dem Ungeberdigen seine mütterliche Gönnerin, die Frau Professor Böhme, bei, sogar bis auf die in Gesellschaft unerläßlichen Kartenspiele, deren Erlernung

jedoch ihm ebenso sauer ward wie früher die Grammatik, weil ihm, hier wie dort das Prinzip fehlte, wonach er den inneren Zusammenhang hätte erfassen können. Viel wichtiger noch war aber der Einfluß der gebildeten Frau auf Wolfgangs ästhetischen Geschmack. Mit ihrem scharfen Urteil enthüllte sie ihm nicht nur die Schwächen all der neueren Dichter, die, wie Chr. Fel. Weiße, damals allgemein beliebt waren und an denen auch er bis jetzt Gefallen gefunden hatte, sondern auch seine eigenen Gedichte, von denen er ihr manchmal etwas anonym vortrug, setzte sie ihm herunter. Da nun außerdem ein von ihm zur Hochzeit seines Mutterbruders, des Advokaten Dr. Textor, verfaßtes Gedicht, das daheim großen Beifall gefunden, von seinem Lehrer Clodius arg verspottet wurde, da Gellert seine eigenen Zuhörer von der Poesie abmahnte und sogar Wolfgangs Prosa bei diesem kein günstiges Urteil fand, so ergriff den enttäuschten Dichter eine solche Entmutigung, daß er alle seine vollendet oder zu weiterer Ausführung von Hause mitgebrachten Jugendarbeiten ins Feuer warf. Seine damalige Stimmung klagt er in einer poetischen Epistel vom 28. April 1766 dem bereits genannten Riese:

„Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Bußen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten
Und nicht der Mußen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach du weißt mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muße liebte mich und gäb mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leyer zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen,
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz
Der glaubt es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um empor zu rudern.
Und auch vielleicht, mir von der Götter Hand,
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt ich, ich hab sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah, und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn

Des Wurms im Staube, der den Adler sieht,
Zur Sonn' sich schwingen und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor, und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub. Doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf. Den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmahl zieht der Wind
Den Odem ein. Es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor."

Einen regelmäßigen, sehr ausführlichen Briefwechsel führte er mit seiner Schwester, und zwar außer in deutscher, auch in französischer und englischer Sprache, um sich, dem Wunsche des Vaters gemäß, darin zu üben. Er erzählt ihr nicht blos von seinem Leipziger Leben und Dichten, sondern hält ihr auch ästhetische und moralische Vorlesungen, korrigiert den Stil ihrer Briefe und giebt ihr gute Ratschläge für ihre Lektüre. Da er merkt, daß der Vater Corneliens Briefe überwacht und sie benutzt, um ihm seinerseits Ermahnungen zukommen zu lassen, so schreibt er ihr einmal (12.—14. Oktober 1767) geradezu: „Zuletzt kann ich einen Wunsch nicht verbergen, daß der liebe Vater, deine kleinen Stücke, die du mir schicken willst, nicht eher zu sehen bekomme biß sie abgeschrieben und bereit sind an mich abzugehen; dann mußt du ihn bitten, dir seine Meinung darüber zu sagen die du wie in einem Anhange überschicken mußt mit der Ueberschrift Sentimens et corrections de mon cher pere. Denn jetzo kriege ich niemals etwas das ganz von dir wäre, und ich sehe manchmal mit Lachen, wie ein gutes einfältiges Mädgen Reflektionen macht, die niemand als ein einsehender erfahrener Mann machen konnte."

Daß Wolfgang außerdem an den Vater regelmäßig geschrieben haben wird, ist nicht zu bezweifeln. Daß er an die Mutter selten geschrieben, aber stets in demselben herzlichen Verhältnis zu ihr geblieben ist, zeigen die für sie einem Briefe an Cornelia beigeschlossenen Verse:

„An meine Mutter.

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir,
So lang Dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich Dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels
Der tief im Fluß, vor ewgem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Fluht,
Mit stürmschen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt, und ihn dem Aug entreißt.

So wenig weicht die Zärtlichkeit für Dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom
Vom Schmerz gepeitscht bald stürmend drüber fließt,
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt, und sie verhindert daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt, und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt, und Dir
Bey jedem Blicke zeigt, wie Dich Dein Sohn verehrt."

Der Verkehr, den Wolfgang in Leipzig neben den Familien, an die er empfohlen war, den geselligen Zerstreuungen und dem üblichen Umgang mit Studiengenossen suchte und fand, bestand ebenso wie in Frankfurt und später in Straßburg meist aus Männern, die, älter als er, ihn durch irgend eine besondere Tüchtigkeit in ihrem Wesen anzogen, und von denen er eine Förderung seines Geistes- und Gemütslebens erwarten konnte.

An dem Mittagstisch, den er bei dem Professor der Medizin und Botanik, Hofrat Ludwig nahm, lernte er den Magister der Philologie Morus kennen, bei dem er sich über griechisches und römisches Altertum Rats erholte. Der Kreis von jüngeren und älteren Ärzten, der sich dort zusammenfand, erregte durch ausschließlich medizinische Gespräche sein neugieriges Interesse, das sich dann in Straßburg zu wissenschaftlichem Anteil steigerte und viele Jahre später frisch wieder auflebend, folgenreiche anatomische und botanische Arbeiten zeitigte.

Gerade in jenen Tagen, als Wolfgang am meisten entmutigt war, kam sein Jugendfreund Horn, einer der lustigsten Genossen seiner Frankfurter Ausflüge, nach Leipzig, um ebenfalls Jura zu studieren, und erheiterte ihn auch hier durch seinen Umgang. Kurz darauf traf, sehnlichst erwartet, sein Landsmann Johann Georg Schlosser ein, der, zehn Jahre älter als er, ihm schon in Frankfurt, wo er sich als Advokat niedergelassen hatte, als Muster eines edlen Charakters und durchgebildeten Geistes gepriesen worden, dem er aber dort noch nicht näher getreten war. Diesem jungen Manne, der jetzt als Geheimsekretär zu dem Herzog Friedrich Eugen von Württemberg ging, schloß er sich zu dauernder Freundschaft an; durch ihn wurde er zu neuem poetischen Schaffen angeregt; an ihn richtete er eine Anzahl deutscher, französischer und englischer Gedichte, wozu er den Stoff aus ihren Unterhaltungen nahm. Nun speiste er täglich mit Schlosser in dessen Absteigequartier, einem kleinen Weinhause im Brühl, dessen Wirt Schönkopf hieß. Dort fand er eine neue geschlossene Tischgesellschaft, die ihm sehr behagte und deren Gespräche seinem eigenen Nachdenken zu der Einsicht halfen, daß die flache, weitschweifige, inhaltlose Art der modischen Dichtung nur durch Bestimmtheit und Kürze zu überwinden sei. Allmählich erholte sich Wolfgang von seiner dichterischen Niederlage und gewann bald wieder ein geläutertes

Selbstvertrauen, so daß er im nächsten Jahr (11. Mai 1767) an seine Schwester Cornelia schreiben konnte: „Da ich ganz ohne Stolz bin, kann ich meiner innerlichen Ueberzeugung glauben, die mir sagt, daß ich einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden, und daß ich durch Fleiß einmal einer werden könnte. Ich habe von meinem zehnten Jahre angefangen Verse zu schreiben, und habe geglaubt sie seyen gut, jetzo in meinem 17ten sehe ich, daß sie schlecht sind, aber ich bin doch 7 Jahre älter, und mache sie um 7 Jahre besser. Hätte mir einer anno 62 von meinem Joseph gesagt, was ich jetzt selbst davon sage, ich würde so niedergeschlagen worden seyn, daß ich nie eine Feder angerührt hätte.

Vorm Jahre als ich die scharfe Critick von Clodiusen über mein Hochzeitsgedichte laß, entfiel mir aller Muht und ich brauchte ein halbes Jahr Zeit biß ich mich wieder erholen und auf Befehl meiner Mädchen einige Lieder verfertigen konnte. Seit dem November habe ich höchstens 15 Gedichte gemacht, die alle nicht sonderlich groß und wichtig sind, und von denen ich nicht eins, Gellerten zeigen darf, denn ich kenne seine jetzige Sentiments über die Poesie. Man lasse doch mich gehen, habe ich Genie, so werde ich Poete werden, und wenn mich kein Mensch verbessert, habe ich keins; so helfen alle Criticken nichts.“

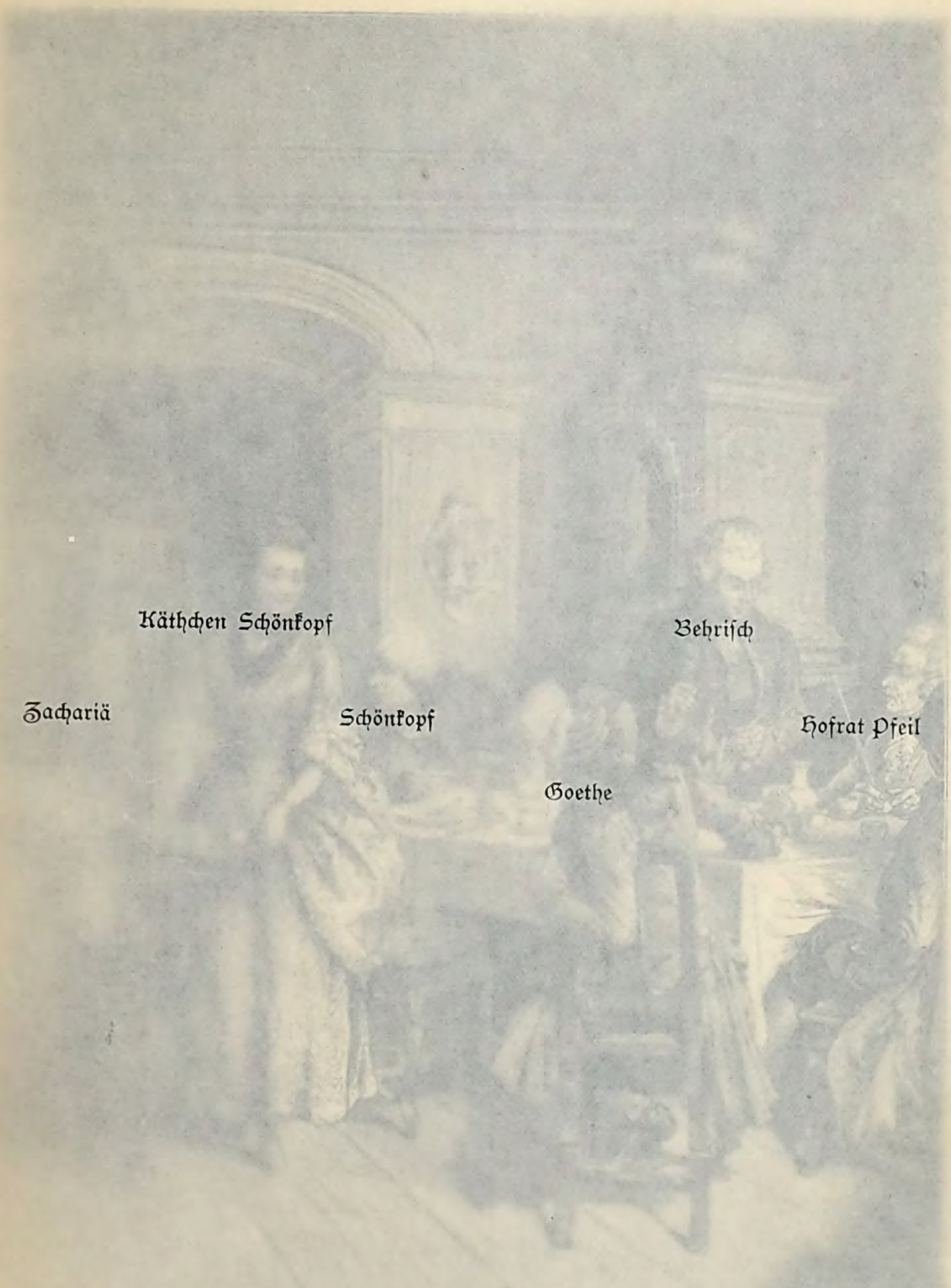
Auch nach Schlossers Abreise behielt Wolfgang den Mittagstisch im Schönkopfschen Hause, an welches ihn bald ein starker Magnet fesseln sollte: die Liebe. Der Wirth hatte ein hübsches Töchterlein Anna Katharina Schönkopf, das die Speisen bereiten half, auch wohl bei Tisch aufwartete. Wolfgang, dessen Herz seit Gretchens Verlust trotz leichter Tändelei mit einer Freundin seiner Schwester, Charitas Meixner, kaum ernstlich berührt worden war, fand jetzt ein wohliges Behagen daran, mit dem zierlichen Mädchen freundliche Blicke zu wechseln. Bald entspann sich ein zartes Verhältnis zwischen Beiden, und Wolfgang brachte, da er das Mädchen nur im Hause sprechen konnte, auch seine Abende, ja den größten Teil seiner freien Zeit in ihrer Gesellschaft oder doch in ihrer Nähe zu. Es wurde gemeinschaftlich musiziert, Theater gespielt, und die neue Liebe gab dem beglückten Jüngling neues, frohes Lebensgefühl. Freilich sollte auch dieses Glück keinen langen Bestand haben. Wie früher Gretchen, so war auch Käthchen, oder wie sie in „Dichtung und Wahrheit“ heißt, Annette, älter als Wolfgang um drei Jahre; wie jene, so hatte auch diese, wie es scheint, eine mehr schwesterliche Zuneigung zu dem treuherzigen, schmucken Studenten, den sie doch nie zu heiraten hoffen durfte, während Wolfgangs Gefühl sich bald zu lodernder Leidenschaft steigerte. „Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen“, schreibt er (1. Oktober 1766) an einen andern Frankfurter Jugendfreund Wilhelm Carl Ludwig Moors, „und jetzo fühle ich zum aller-

erstenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht den elenden kleinen Trakasserien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Auge auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Moors, Du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja sie ist des großen Glückes werth, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können etwas dazu beyzutragen . . . Ich muß Dir noch am Ende im namen der Freundschaft das heiligste Stillschweigen auflegen. Laß es keinen Menschen wissen, keinen ohne Ausnahme. Du kannst denken, welches Uebel daraus entstehen könnte."

Selbstverständlich hielt er besonders vor seiner Familie dieses Verhältnis geheim, und an seine Schwester, die ihn nach seinen Leipziger Damenbekanntschaften gefragt haben mochte, schreibt er noch ein halbes Jahr später (15. Mai 1767) nur: „La petite Schoenkopf merite, ne pas etre oubliée entre mes connoissances vivantes. C'est une tres bonne fille, qui a sa droiture de coeur, joint une naivete agreable, quoique son education ait eté plus sevére, que bonne. Elle est mon oeconome, quand il s'agit, de mon linge, de mes hardes, car elle entend très bien cela, et elle sent du plaisir de m'aider de son savoir, et je l'aime bien pour cela."

Aber der kühle Ton dieser Schilderung ist nur erzwungen; denn zu derselben Zeit quälte Wolfgang sich und sein Mädchen durch häufige Scenen grundloser Eifersucht, aus denen sein Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" hervorging, in dramatischem Bilde eine Beichte und Buße zugleich seiner Herzensthorheit. In der Form, den gereimten Alexandrinern, noch ganz der damals herrschenden zierlich zopfigen Manier angehörig, unterscheidet es sich doch von seinen Vorbildern schon auf das vorteilhafteste dadurch, daß der Vorgang dem wirklichen Leben entstammt und die Personen ungeachtet des imaginären Schäfergewandes mit des Dichters eigener warmer Empfindung erfüllt sind.

Einen Schritt weiter noch geht das zu derselben Zeit vollendete Lustspiel „Die Mitschuldigen", dessen Wurzeln noch in die Frankfurter Zeit zurückreichen. Es bildet eine Art schelmenhaften Gegenstückes zu jenem gefühlvollen Bilde und zeichnet mit kecker Laune und ohne Kostümverhüllung anbrüchige Zustände des bürgerlichen Familienlebens, in welche Wolfgang schon während und nach seiner Gretchenperiode nur zu scharf hineingesehen hatte. Der an sich unerquickliche Inhalt ist durch den leicht humoristischen Ton gemildert und



Im Schönkopfschen [illegible]

eingesehen das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht den elenden kleinen Trakasserien des Liebhabers zu danken, nicht durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Blick auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Bandkrämerinnen einer H. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Behrisch, Du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja sie ist des großen Glückes werth, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können etwas dazu beyzutragen. ... Ich muß Dir noch am Ende im namen der Freundschaft das heiligste Stillschweigen auflegen. Laß es keinen Menschen wissen, keinen ohne Ausnahme. Du kannst denken, welches Uebel daraus entstehen könnte."

Selbstverständlich hielt er besonders vor seiner Familie dieses Verhältnis geheim, und an seine Schwester, die ihn nach seinen Leipziger Damenbekanntschaften gefragt haben mochte, schreibt er noch ein halbes Jahr später (12. Mai 1767): „La petite Schoenkopf merite de ne pas être oubliée entre mes connaissances féminines. C'est une tres bonne fille, qui a sa droiture de coeur jusqu'à une naiveté agreable, quoique son education ait été plus sévère que bonne. Elle est mon oeconome, quand il s'agit, de mon linge, de mes hardes, car elle entend très bien cela, et elle sent du plaisir de m'instruire de son savoir, et je l'aime bien pour cela."

Aber der leichte Ton dieser Schilderung ist nur erzwungen; denn zu derselben Zeit quälte Wolfgang sich und sein Mädchen durch häufige Scenen grundloser Eifersucht, auf denen sein Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" beruhend, in dramatischem Bilde eine Beichte und Buße zugleich seiner Herzenswirren. In der Form, den gereimten Alexandrinern, noch ganz der damals herrschenden gänzlich zopfigen Manier angehörig, unterscheidet es sich doch von seinen Vorbildern schon auf das vorteilhafteste dadurch, daß der Vorgang dem wirklichen Leben entstammt und die Personen ungeachtet des unwahren Schäfergewandes mit des Dichters eigener warmer Empfindung erfüllt sind.

Einen Schritt weiter noch geht das zu derselben Zeit vollendete Lustspiel „Die Mitschuldigen", dessen Anfänge noch in die Frankfurter Zeit zurückreichen. Es bildet eine Art schelmenhaften Gegenstückes zu jenem gefühlvollen Bilde und zeichnet mit keckster Laune und ohne Kostümverhüllung anbrüchige Zustände des bürgerlichen Familienlebens, in welche Wolfgang schon während und nach seiner Gretchenperiode nur zu scharf hineingesehen hatte. Der an sich unerquickliche Inhalt ist durch den leicht humoristischen Ton gemildert und



Im Schönkopfschen Weinhaus.

die gezwungene Form der gereimten Alexandriner durch ihre freie Behandlung so glücklich überwunden, daß die Sprache sich ganz realistisch ausnimmt. Beide Stücke haben, wenn auch nicht die ausgesprochene Tendenz, so doch den innewohnenden Geist der „vorsichtigen Duldung" gemein und sind, neben einer Anzahl kleinerer Gedichte aus jener Zeit, die ersten Beispiele jener Gelegenheitsdichtungen im besten Sinne, deren Gegenstände, aus wirklichen Anlässen hervorgehend, durch Phantasie und Empfindung erweitert, fortgeführt, geläutert und abgeschlossen werden, und von welchen Goethe selber sagt, daß sie alle „nur Bruchstücke einer großen Konfession bilden".

In den „Mitschuldigen" ist bereits der Einfluß von Lessings „Minna von Barnhelm" erkennbar; denn die Wirte in beiden Stücken zeigen eine offenbare Familienähnlichkeit. Goethe hatte das Lessingsche Lustspiel am 18. November 1767 in dem vor kurzem eröffneten Neuen Theater gesehen, für welches Oeser den Vorhang und Dekorationen gemalt hatte. Es war mit großem Beifall aufgenommen worden und hatte auf ihn als erste aus dem Leben gegriffene Theaterdichtung von bedeutendem nationalen Gehalt einen großen Eindruck gemacht. Er begnügte sich deshalb nicht damit, es anzuschauen und sich von ihm zu eigener Produktion anregen zu lassen, sondern brachte es auch mit seinem Freundeskreise privatim zur Aufführung, wobei er selbst den „Wachtmeister" spielte.

Fast noch folgenreicher aber als das lebendige Beispiel dieses Stückes wurde für ihn das Erscheinen der „Hamburgischen Dramaturgie", in welcher Lessing den siegreichen Kampf gegen die erstarrte Form des französischen Dramas begann, die eigentliche Bedeutung der Aristotelischen Einheiten erörterte und die wahren Erfordernisse dramatischer Wirkung an den Alten und an Shakespeare nachwies. Goethe, der die Werke des großen Briten bereits in der Wielandschen Übersetzung gelesen hatte, bemühte sich jetzt, dessen Geist auch in der Ursprache zu erfassen, sowohl aus William Dodds Sammlung „The beauties of Shakespeare selected" als wohl auch aus einzelnen vollständigen Dramen.

Trotz der Verehrung, die Goethe demnach für den Reformator der deutschen Litteratur hegen mußte, vermied er doch, als dieser sich im Mai 1768 mehrere Wochen in Leipzig aufhielt, die Gelegenheit ihn zu sehen. Ein aus Bescheidenheit und Stolz gemischtes Selbstgefühl hielt ihn zurück, da er noch nicht den Anspruch machen konnte, dem berühmten Manne etwas zu sein, und doch auch wieder in dem heimlichen Bewußtsein seiner Bestrebungen auf demselben Gebiete nicht unbeachtet bei Seite stehen wollte.

Gegen den Reformator der deutschen Kunst brauchte er diese Scheu nicht zu empfinden. Er hatte denn auch die Absicht, Winckelmann bei seiner angekündigten Ankunft nach Dessau entgegenzureiten, als die Kunde

von dessen am 8. Juni in Triest erfolgter Ermordung eintraf und ihn tief erschütterte.

Der Aufführung von Lessings „Minna von Barnhelm“ waren bereits andere Aufführungen altbeliebter oder auch neu auftauchender Stücke, wie der „Herzog Michel“ von Krüger und der „Hausvater“ von Diderot vorangegangen sowohl im Schönkopfschen Hause als in dem des Buchdruckers Breitkopf, mit dessen musikalischen Söhnen und liebenswürdigen Töchtern Wolfgang gern verkehrte und mancherlei gemeinsam trieb.

Sein bevorzugter Freund und Vertrauter aber war ein Mann, den er unter den Abendgästen des Schönkopfschen Weinhauses kennen gelernt hatte: Ernst Wolfgang Behrisch, der Hofmeister eines jungen Grafen von Lindenau, ein Mann von ausgebreiteter Bildung und litterarischem Geschmack, der, elf Jahre älter als Wolfgang, ein besonderes Vergnügen daran fand, das ungeduldige Wesen des lebensprühenden Jünglings durch drollig übertriebenen Gleichmut zu dämpfen. Mit scharfem Urteil und launigem Witz übte er tadelnde Kritik an allen gleichzeitigen Schriftstellern und vermochte auch seinen jungen Freund dazu, von den eigenen Gedichten, die dieser ihm zeigte, nichts drucken zu lassen. Dafür schrieb er diejenigen, die er für gut hielt, mit seiner vortrefflichen Handschrift auf dem feinsten Papier nach und nach unter allerhand komischen Umständlichkeiten und Verzögerungen ab und verehrte sie dem Dichter in einem schönen Bande. Durch die liebevolle Sorgfalt, mit der er dabei verfuhr, verstärkte er Wolfgangs Aufmerksamkeit auf Reinheit und Schärfe des Ausdrucks in den neu entstehenden Gedichten, und durch glättende Behandlung seiner mitunter launischen Ungeberdigkeit übte er auch sonst einen wohlthätigen Einfluß auf sein geselliges Betragen. Indeß entfremdete ihn doch der Umgang Behrischs, mit dem er allabendlich entweder bei Schönkopf oder in Auerbachs Keller zusammenkam, dem Verkehr in den Familien, denen er empfohlen war. Schon am 18. Oktober 1766 schrieb er an seine Schwester: „Ich fange an mit den Leipzigern, und mit Leipzig ziemlich unzufrieden zu werden. Ich binn aus der Gnade derjenigen, denen ich sonst meine Aufwartung machen durfte gefallen, und das deßwegen weil ich meines Vaters Raht gefolgt habe und nicht spielen will. Man hält mich daher, für einen in der Gesellschaft überflüssigen Menschen, mit dem nichts anzufangen ist; ich hätte mich sogar neulich, in einem Haar über, die nähmliche Materie den Unwillen der Frau Hofr. Böhme zuziehen können. Ich bin dieses ganze halbe Jahr über von keinem als Böhmens und Langens zu Gaste gebeten worden.

Noch eine andere Ursache warum man mich in der großen Welt nicht leiden kann. Ich habe etwas mehr Geschmack und Kenntniß vom Schönen, als unsere galanten Leute und ich konnte nicht umhin ihnen offt in großer Gesellschaft, das armseelige von ihren Urteilen zu zeigen.

Nichtsdestoweniger lebe ich so vergnügt und ruhig als möglich, ich habe einen Freund an dem Hofmeister des Grafen von Lindenau, der aus eben den Ursachen wie ich, aus der großen Welt entfernt worden ist. Wir trösten uns mit einander, indem wir in unserm Auerbachs Hofe, dem Besitzthum des Grafen wie in einer Burg, von allen Menschen abgesondert sitzen, und ohne Misantropische Philosophen zu seyn, über die Leipziger lachen, und wehe ihnen, wenn wir einmahl unversehens aus unserem Schloß, auf sie, mit mächtiger Hand, einen Ausfall tuhn."

Aus dieser Zeit also stammen die Studien nach dem Leben, welche der Dichter später in der Scene „Auerbachs Keller" für den „Faust" so wirkungsvoll verwertete.

Die Verbindung der beiden Freunde sollte jedoch bald genug gestört werden. Behrisch hatte seinen jungen Kameraden mit einigen Mädchen bekannt gemacht, die besser waren als ihr Ruf. Unvorsichtigerweise hatte er auch einmal seinen gräflichen Zögling in den Garten mitgenommen, wo sie zusammenkamen. Das erregte in der Leipziger Gesellschaft Anstoß und zog den beiden den Ruf der Sittenlosigkeit zu. Zudem war eine Parodie, welche von Goethe herrührend und „An den Kuchenbäcker Hendel" gerichtet, den Schwulst von griechischen und römischen Fremdwörtern in des Professor Clodius Poesien wirksam verspottete, durch Horn in die Öffentlichkeit gekommen und hatte überall Mißbilligung gefunden. Der Graf Lindenau, dem hinterbracht wurde, in welche schlechte Gesellschaft sein Sohn gezogen werde, kündigte seinem Hofmeister. Behrisch verließ Leipzig und ging, von Gellert empfohlen, nach Dessau als Erzieher des Erbprinzen, zum großen Schmerz Goethes, der seine Erbitterung über diesen Triumph Leipziger Klatschsucht in drei an seinen Freund gerichtete Oden ausströmte.

Vergebens hatte sich inzwischen Wolfgang für sein ästhetisches Urteil nach einem sicheren theoretischen Maßstab umgesehen, den er weder in Gottscheds „Versuch einer Critischen Dichtkunst" noch in dessen schweizerischen Gegners, Joh. Jak. Breitingers „Critische Dichtkunst", finden konnte. Denn wenn in Gottscheds Lehrbuch „erstlich die allgemeinen Regeln der Poësie, hernach alle besonderen Gattungen der Gedichte, abgehandelt und in Exempeln erläutert werden: überall aber gezeiget wird, daß das innere Wesen der Poësie in einer Nachahmung der Natur bestehe", so war dieses unbestimmte, seichte und schiefe Prinzip, welches die Form mit dem Inhalt und das Mittel der Darstellung mit dem eigentlichen Zweck der Dichtkunst verwechselt, durchaus unzureichend, und Breitingers Definition, welche die Poesie für „ein beständiges Gemälde erklärt" und „das eigentliche Werk der Dichtkunst" in „die poëtische Malerei" setzt, „die sich auf die Gleichheit der Wirkung beider Künste gründet", erwies sich zu eng und auf Abwege führend.

Erst Lessings „Laokoon,“, welcher durch scharfe Begriffsbestimmungen die Grenzen zwischen der bildenden und redenden Kunst aufzeigte und ihren Unterschied aus ihren verschiedenartigen Ausdrucksmitteln, dem Raum und der Zeit, herleitete, sollte das ersehnte Licht in die Verwirrung und dem tastenden Poeten einen zuverlässigen Anhalt zu fortschreitender eigener Erkenntnis bieten. Wolfgang, der in Leipzig auch die bildende Kunst nicht vernachlässigte, und bei dem Direktor der Zeichenakademie, Adam Friedrich Oeser, mit einigen Edelleuten, darunter dem spätern Staatskanzler von Hardenberg, Privatunterricht hatte, nahm den Inhalt jenes grundlegenden Werkes, sowie der später sich anschließenden Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet“ um so freudiger in sich auf, als die darin entwickelten Begriffe im wesentlichen sich mit den Idealen nahe berührten, welche ihm aus Oesers mündlicher Unterweisung und aus dessen berühmten Schülers Winckelmann eifrig gelesenen Schriften entgegentraten. Oeser, der abgesagte Feind des herrschenden Rokokostils mit seinem Muschel- und Schnörkelwerk, wurde nicht müde, seine Schüler auf das Ideal der Schönheit in den griechischen Meisterwerken hinzuweisen, deren „allgemeines vorzügliches Kennzeichen eine edle und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck“ sei. Kam Goethe auch durch ihn in der Zeichenkunst nicht weiter, so verdankte er ihm um so mehr die erhöhte Bildung seines ganzen Geistes und Geschmacks, die auch seiner Dichtung zu gute kam, wie er es, nach Frankfurt zurückgekehrt, in einem Briefe vom 9. November 1768 mit den schönen Worten anerkennt: „Was binn ich Ihnen nicht schuldig, Theuerster Herr Professor, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, daß Sie mein Herz gegen den Reitz fühlbaar gemacht haben. Ich binn Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr, ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werckstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers. Lehre tuht viel, aber Aufmunterung tuht alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet mich aufzumuntern, als Sie. Entweder ganz getadelt, oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreissen. Aufmunterung nach dem Tadel, ist Sonne nach dem Reegen, fruchtbaares Gedeyen. Ja Herr Professor wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten ich wäre verzweifelt. Sie wissen was ich war da ich zu ihnen kam, und was ich war da ich von Ihnen ging, der Unterschied ist Ihr Werk.“

Indes ließ Goethe, dessen Natur vor allem andern darauf angewiesen war, die Welt mit dem Organ des Auges zu erfassen, an noch so bestimmten Begriffen sich nicht genügen; er dürstete nach Anschauung,

die diese Begriffe deckte. Um also bedeutende Kunstwerke in größerer Anzahl betrachten zu können, entschloß er sich, die Galerie in Dresden zu besuchen. Er machte die Reise nach der Residenz heimlich, inkognito und quartierte sich dort bei einem Vetter seines Stubennachbars Limprecht ein, einem armen Schuster, dessen Briefe ihn schon interessiert hatten und dessen humoristisch-



A. Fr. Oeser.

philosophisches Wesen ihm später zum Modell des Schusters in der leider nur Bruchstück gebliebenen Dichtung „Der ewige Jude" diente. Die Art der Reise entsprang nicht etwa einer zufälligen Laune, sondern beruhte, wie die Art seiner Wohltätigkeit oder das Anknüpfen gewisser neuer Bekanntschaften unter einer Verkleidung, auf einer typischen Eigentümlichkeit seines Wesens. Solche Züge kehren in seinem Leben bei ähnlichen Anlässen in ähnlicher Weise, man möchte sagen, gesetzmäßig wieder und haben eine

gemeinsame Quelle: den Trieb, alle zufälligen, konventionellen Hüllen abzustreifen und den Dingen und Menschen als rein menschliche Persönlichkeit zu unbefangener Wechselwirkung gegenüberzutreten. Seinen Aufenthalt in Dresden widmete Goethe ausschließlich der Gemäldesammlung. Seinem auf die Wirklichkeit gerichteten Sinn blieb die ideale Schönheit der italienischen Meisterwerke noch unerschlossen; um so mehr entzückten ihn die Bilder der Niederländer, deren Gegenstände er mit der ihm bekannten Natur vergleichen konnte. Er fühlte sich dabei in ihre Betrachtungsart so tief hinein, daß es ihm hinterher gelang, Gegenstände und Situationen der Wirklichkeit selber gleichsam mit ihren Augen als fertige Bilder zu sehen: eine Fähigkeit, die er später vielfach auch im Sinne anderer Maler mit Erfolg erprobte, und die ihm von Zeit zu Zeit immer wieder den Versuch nahe legte, die bildende Kunst auch praktisch auszuüben. Er begnügte sich zu diesem Zweck nicht mit dem Oeserschen Zeichenunterricht, und da es ihm nicht gelingen wollte, der Natur durch unmittelbare Wiedergabe beizukommen, so suchte er der Fähigkeit des Auges die Fertigkeit der Hand auf einem mittelbaren Wege zuzubilden. Im Breitkopfschen Hause, wo er häufig verkehrte, hatte er den Kupferstecher Joh. Mich. Stock kennen gelernt, der daselbst die Mansarde bewohnte. Bei diesem erlernte er das Radieren von Landschaften und übte sich darin so fleißig, daß ihm manche Platte wohl gelang, wie die noch vorhandenen Abdrücke bezeugen. Einer dieser Kupferstiche trägt die Widmung an den Vater mit den Worten: Dedié à Monsieur Goethe, Conseiller Actuel de S. M. Impériale par son fils très obéissant. Doch hatte diese Beschäftigung für Wolfgangs Gesundheit später nachteilige Folgen, da er sich vor den Dünsten der zum Ätzen der Platten benutzten Säuren nicht genügend in acht nahm.

Nach dem Verlust seines Freundes Behrisch drohte der andere noch schmerzlichere Verlust des geliebten Mädchens. Käthchen Schönkopf, der launenhaften Eifersuchtsscenen endlich müde, wandte ihre Neigung einem von ihrem Freunde selbst in ihr Haus eingeführten jungen Advokaten, Johann Gottfried Kanne, zu und erregte dadurch Wolfgangs leidenschaftliche Reue und Verzweiflung. Vergebens suchte er sie jetzt durch sanftes Wesen, durch Gefälligkeit und Nachgiebigkeit wiederzugewinnen. Wie ernst es Wolfgang immerhin, wenigstens nach seiner Meinung, mit dieser Studentenliebe nahm, geht aus den Worten hervor, die er noch im Mai 1768 an seinen Freund Behrisch schrieb: „Höre Behrisch ich kann, ich will das Mädgen nie verlassen, und doch muß ich fort, doch will ich fort. Aber sie soll nicht unglücklich seyn. Wenn sie meiner wehrt bleibt, wie sie's jetzt ist! Behrisch! Sie soll glücklich seyn. Und doch werd' ich so grausam seyn, und ihr alle Hoffnung benehmen. Denn wer einem Mädgen Hoffnung macht, der verspricht. Kann sie einen rechtschaffenen Mann kriegen kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich

will ich seyn. Ich weiß was ich ihr schuldig binn, meine Hand und mein Vermögen gehört ihr, sie soll alles haben, was ich geben kann. Fluch sey auf dem, der sich versorgt eh das Mädgen versorgt ist das er elend gemacht hat. Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer andern zu sehen, biß ich die Schmerzen gefühlt habe, sie in den Armen eines andern zu sehen und vielleicht will ich sie auch da mit dieser schröcklichen Empfindung verschonen."

Aber es war zu spät. Sie mochte wohl auch das Aussichtslose des Verhältnisses erkannt haben. Genug, es fand zwischen beiden eine offenherzige Erklärung statt, wonach sie gute Freunde bleiben wollten. Später verlobte sich Käthchen mit Dr. Kanne, den sie auch heiratete. Und so schreibt Wolfgang am 26. April 1768 wieder an Behrisch: „Es sind heute zwey Jahre her, daß ich ihr zum erstenm. sagte, daß ich sie liebte, zwei Jahre Behrisch, und noch. Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschafft auf. Doch nicht ich. Ich liebe sie noch, so sehr, Gott so sehr."

Wie nach dem Verlust Gretchens suchte er auch jetzt wieder durch weite Wanderungen in der freien Natur Linderung des Schmerzes und Beruhigung des Gemüts zu gewinnen. Oft wanderte er schon in frühesten Morgenstunden nach Dölitz, dem Landgute Oesers, zu dessen geistvoller, schalkhaft heiterer Tochter Friederike er in ein herzliches Freundschaftsverhältnis getreten war. Auf diesen Spaziergängen mag aus bestimmten Anlässen noch manches jener Gedichte entstanden sein, deren Charakter Goethe selbst als „sittliche Sinnlichkeit" bezeichnet, und über die es in einem poetischen Briefe an Friederike Oeser von Frankfurt aus (6. November 1768) heißt:

„Wenn mich mein böses Mädgen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen gnug, und wagte
Dich aufzusuchen eh es tagte,
Auf Deinen Feldern die Du liebst,
Die Du mir offt so schön beschriebst.
Da ging ich nun in Deinem Paradiese,
In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluss, am Bach, das hoffende Gesicht
Vom Morgenstrahl geschminkt, und sucht' und fand Dich nicht.

Dann schlug ich, angereizt von launischem Verdrusse,
Den armen Frosch, am sonnbestrahlten Flusse,
Dann jagt' ich ringsumher, und fing
Bald einen Reim bald einen Schmetterling.

Und mancher Reim, und mancher Schmetterling
Entging

Der ausgestreckten Hand, die mitten
In ihrem Häschen stille stand,
Wenn aus dem Wald, von Stimmen oder Tritten
Den Schall, mein lauschend Ohr empfand.]

Am Tage sang ich diese Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, schrieb sie nieder
Den guten und den schlechten Reim."

Diese Gedichte sind, zwanzig an der Zahl, als „Neue Lieder, in Melodieen gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf" 1769 herausgekommen. Des Dichters Name war auf dem Titel nicht genannt. Auch sind sie bei ihrem Erscheinen damals wenig beachtet worden. Die besten von ihnen hat Goethe später unter die Sammlung seiner „Gedichte" aufgenommen.

Aber die Heilung seiner Herzenswunde wollte doch nicht so rasch von statten gehen, da der heimliche Vorwurf an ihm nagte, sein Mißgeschick selbst verschuldet zu haben. Gleichsam um sich dafür zu bestrafen, ergab er sich nun einem unregelmäßigen Leben und „stürmte in seine physische Natur", bis seine Gesundheit Schaden litt. Unvorsichtiger Gebrauch von kalten Bädern, übertriebene Versuche, nach mißverstandenen Rousseauschen Grundsätzen den Körper abzuhärten, ein Sturz mit dem Pferde, welcher die noch von der Reise her bestehenden Brustschmerzen vermehrte, und manches andere kam hinzu: genug, im Juli 1768 wurde Wolfgang nachts plötzlich von einem Blutsturz überfallen, der sein Leben zu bedrohen schien. Er hatte gerade noch die Kraft, seinen Stubennachbar Limprecht zu wecken, der auch sogleich den Doktor Reichel herbeiholte. Des Arztes sorgfältiger und liebreicher Behandlung verdankte der Kranke eine baldige, wenn auch vorderhand nur kümmerliche Wiederherstellung. Es blieb doch eine Geschwulst am Halse zurück, die für jetzt nicht zu beseitigen war. Dafür schien die Krankheit auch eine Art innerer Krisis herbeigeführt zu haben, denn Wolfgang wurde von seiner Mißlaune befreit und gewann wieder eine Heiterkeit des Geistes, wie er sie lange nicht gefühlt hatte.

Die Zeit der Genesung ward ihm angenehm verkürzt durch die liebevollen Bemühungen der Familien Oeser, Breitkopf, Stock, sowie sonstiger alter und neuer Freunde, welche sich wetteifernd seiner annahmen. Unter den letzteren ist der Nachfolger Behrischs, Ernst Theodor Langer, schon darum bemerkenswert, weil ihm der Graf Lindenau das Hofmeisteramt bei seinem Sohne nur unter der Bedingung übergeben hatte, daß er Goethes Umgang meiden sollte. Er aber, gerade durch diese Warnung neugierig gemacht, suchte sogleich Gelegenheit, den gefürchteten jungen Menschen kennen zu lernen, und fand solches Gefallen an ihm, daß er ihn täglich, aber vorsichtshalber

nur in der Dunkelheit des Abends, zu Spaziergängen abholte. Langer, ein vorzüglicher Gelehrter, der später als Bibliothekar in Wolfenbüttel Lessings Nachfolger wurde, lenkte Goethes fieberhaften Heißhunger nach Kenntnissen wieder den geliebten Alten zu und überließ ihm eine Anzahl griechischer Autoren zum Tausch gegen deutsche Dichter und Kritiker.

Kurz vor seiner Erkrankung hatte sich Goethe noch an Wielands antikisierendem Epos „Musarion“ entzückt, dessen erste Aushängebogen er Oeser und dessen versammelten Schülern auf dem Malerboden über dem Theater vorlas. Jetzt, da er die Kenntnis des Altertums an der Quelle schöpfte, mochte er einsehen, wie weit jene Verquickung klassischer Formen mit moderner Philosophie und französischer Leichtfertigkeit von der keuschen Einfalt wahren griechischen Wesens abstand, und die Bewunderung, die er trotzdem dem Meister der Erzählungskunst bewahrte, galt nur noch der geistreichen Anmut seiner Darstellung.

Aber auch in religiösem Sinn wirkte Langer durch seine eigene verständig gläubige Überzeugung auf das zart empfängliche Gemüt des Genesenden und lehrte ihn die Bibel, die er bisher nur in menschlicher Weise hochgeschätzt, wieder als göttliche Offenbarung anschauen.

Endlich war Wolfgang wieder so weit gekräftigt, daß er die Heimreise antreten konnte. Er that es, ohne von Käthchen Abschied genommen zu haben, wohl aus Scheu vor gewaltsamer Aufregung, die seine Natur schon damals vermeiden mochte, wie er denn das Abschiednehmen auch später bei ähnlichen Trennungen gern unterließ. „In der Nachbarschaft war ich“, schreibt er nachher von Frankfurt aus, sich entschuldigend, an Käthchens Vater, „ich war schon unten an der Thüre, ich sah die Laterne brennen, und ging biß an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder herunter gekommen.“

So verließ denn der Studiosus die Musenstadt nach einem dreijährigen Aufenthalte am 28. August 1768. Auch dies ist ein mehrfach wiederkehrender Zug in Goethe's Leben, daß er bedeutsame Handlungen oder Entscheidungen auf seinen Geburtstag anzusetzen liebte, sei es, daß ihm heimlich die günstige Sternenstunde seiner Geburt vorschwebte, oder daß er den physischen Lebensabschnitt mit einem Abschnitt seiner geistigen Entwickelung verknüpfen wollte.

Noch kränkelnd an Leib und Seele, aber doch im Kern des Wesens gesund geblieben, arm an Ausbeute seines juristischen Studiums, aber bereichert an Herzenserfahrung, und an Einsicht, Geschmack und Bildung weit über sein Alter hinausgewachsen, kehrte der neunzehnjährige Jüngling am 3. September 1768 ins Vaterhaus zurück.

Das erste Wiedersehen konnte keine reine Freude bringen. Der alte Rat sah sich in seinen Erwartungen enttäuscht; Mutter und Schwester waren von dem elenden Aussehen des Ankömmlings schmerzlich betroffen; Wolfgang selber, obwohl keiner sonderlichen Schuld bewußt, empfand in seinem reizbaren Gemüt den unausgesprochenen Vorwurf doppelt bitter. Es galt vorerst, sich körperlich zu erholen und seelisch zu beruhigen. Der Vater verbarg seinen Verdruß, so gut es ging, die Mutter ließ ihrem Liebling die zärtlichste Pflege angedeihen, und Cornelia, in der Zwischenzeit dem Vater durch dessen pedantische Tyrannei immer mehr entfremdet, gesellte sich um so enger wieder ihrem Bruder zu und ersann mit ihren Gespielinnen allerlei Unterhaltung, um ihn zu erheitern. Der zu Rate gezogene Arzt, Dr. Metz, der vor kurzem erst das Fräulein von Klettenberg vom Tode gerettet, fand den eigentlichen Sitz des Übels nicht in der Lunge, wie man befürchtet hatte, sondern in den Verdauungsorganen. Aber die Genesung wollte nur langsam von statten gehen. Die Geschwulst am Halse sollte erst vertrieben, dann, als dies nicht gelang, gezeitigt werden, und endlich mußte man sie doch aufschneiden. Ihre langsame Heilung verursachte Unbequemlichkeit und Schmerzen. Unter solchen Umständen konnte sich Wolfgang in den ersten Wochen daheim nicht behaglich fühlen, zumal wenn er seinen jetzigen eingeschränkten Verkehr mit seinem Leipziger Freundeskreise verglich, mit dem er von seiner Krankenstube aus noch einen regen Briefwechsel unterhielt. So schreibt er denn über seinen Zustand am 6. November 1768 an Friederike Oeser:

„So launisch, wie ein Kind das zahnt;
Bald schüchtern, wie ein Kaufmann den man mahnt,
Bald still wie ein Hypochondrist,
Und sittig, wie ein Mennonist,
Und folgsam, wie ein gutes Lamm;
Bald lustig, wie ein Bräutigam,
Leb' ich, und binn halb kranck und halb gesund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht so viel Athem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn sie mit Stolz erzählt,
Was ich bey Euch gehabt, und was mir jetzt hier fehlt.

Da sucht man nun mit Macht mir neues Leben,
Und neuen Muht und neue Krafft zu geben;
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Cortex Chinä,
Die junger Herrn erschlaffte Nerven
An Augen, Fus und Hand,
Aufs neue stärcken, den Verstand,
Und das Gedächtniß schärfen.

Besonders ist er drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen,
Was Unordnung so schlimm gemacht,
Und heisst mich meinen Willen zwingen.
‚Bey Tag, und sonderlich bey Nacht,
Nur an nichts reitzendes gedacht!‘
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeist,
Den jeder Reitz bis zum Entzücken reisst.
Des Bouchers Mädgen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau,
Mit riesigem Gesicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleissig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tisane
Setzt er mir statt des Weins dazu.

O sage Du,
Kann man was traurigers erfahren?
Am Körper alt, und jung an Jahren,
Halb siech, und halb gesund zu seyn?
Das giebt so melanchol'sche Laune,
Und ihre Pein
Werd' ich nicht los, und hätt' ich sechs Alraune.
Was nützte mir der ganzen Erde Geld?
Kein krancker Mensch genießt die Welt.

Er ging fast nur aus, um die ihm schon früher bekannten kleinen Kunstsammlungen zu besuchen, in denen er sich jetzt mit erhöhtem Verständnis umsah. Daheim füllten Zeichnen und Märchenschreiben einen großen Teil seiner Zeit aus. Er dichtete wenig, las aber desto mehr und sprach in den Briefen an Friederike Oeser und ihren Vater über die neuesten Erzeugnisse in Litteratur, Kunst und Kritik. Wielands „Idris“ und Gerstenbergs „Ugolino“ sind ihm aparte Erscheinungen großer Geister, aber den Gesang Ringulphs des Barden „als Varus geschlagen war“ verspottet er, wie alle Gesänge dieser Art als „ein Gewäsche das nichts taugt als die Zeit zu vertreiben. Forcirte Gemälde, weil der Herr Verf. die Natur nicht gesehen hat, ewige egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht, und die Situationen, die es etwa reicht, sind sehr genützt. Und was geht mich der Sieg der Teutschen an, dass ich das Frohlocken mit anhören soll, ah! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das thut's nicht.“

Zugleich entwickelt er seine eigenen Ansichten über dichterische Schönheit, und es zeigt sich, daß seine Eigenart dazu neigt, die Grenzen der Poesie enger zu ziehen, als es Lessing in seinem „Laokoon“ gethan hat: „Grazie und das hohe Pathos sind heterogen; und niemand wird sie vereinigen, daß

sie ein würdig Sujet einer edlen Kunst werden, da nicht einmal das hohe Pathos ein Sujet für die Mahlerey dem Probierstein der Grazie, und die Poësie hat gar nicht eben Ursache ihre Gränzen so auszudehnen, wie ihr Advocat meynt. Er ist ein erfahrner Sachwalter; lieber ein wenig zu viel als zu wenig; ist seine Art zu dencken. Ich kann, ich darf mich nicht weiter erklären, Sie werden mich schon verstehen; Wenn man anders als grosse Geister denkt, so ist es gemeiniglig das Zeichen eines kleinen Geists: Ich mag nicht gerne, eins und das andre seyn. Ein grosser Geist irrt sich so gut wie ein kleiner, jener weil er keine Schranken kennt, und dieser weil er seinen Horizont, für die Welt nimmt. O, meine Freundinn, das Licht ist die Wahrheit, doch die Sonne ist nicht die Wahrheit, von der doch das Licht quillt. Die Nacht ist Unwahrheit. Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung; eine Gebuhrt von Wahrheit und Unwahrheit. Ein Mittelding. In ihrem Reiche liegt eine Scheidung so zweydeutig, so schielend, ein Herkules unter den Philosophen könnte sich vergreiffen."

Aber wenn er auch mit Lessing nicht immer einverstanden ist, gegen Herder, der im eben erschienenen ersten Heft seiner kritischen Wälder den „Laokoon" angriff, nimmt er doch für ihn Partei: „Lessing! Lessing! wenn er nicht Lessing wäre, ich möchte was sagen. Schreiben mag ich nicht wider ihn, er ist ein Eroberer und wird in Herrn Herders Wäldchen garstig Holz machen, wenn er drüber kömmt. Er ist ein Phänomen von Geist, und im Grunde sind diese Erscheinungen in Teutschland selten. Wer ihm nicht alles glauben will, der ist nicht gezwungen, nur widerlegt ihn nicht. Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort thun können, kein kleinerer Geist wird einen größeren überwinden."

Eine liebe, vertraute Gesellschaft war ihm die mütterliche Freundin Susanna von Klettenberg, für deren fromme Glaubensanschauung sein Gemüt in der letzten Leipziger Zeit durch den Verkehr mit Langer vorbereitet war. Zwar ließ er sich von ihr nicht überzeugen, daß seine innere Unruhe nur daher rühre, weil er keinen versöhnten Gott habe, glaubte vielmehr, mit seinem Gott recht gut zu stehen, aber der Streit darüber wurde jedesmal auf die freundlichste Weise beigelegt, und die heitere gottergebene Demut, mit der sie selbst ein unheilbares Leiden ertrug, verfehlte nicht, auch seine Ungeduld zu sänftigen.

Nächst dem Glauben führte ihn mit ihr ein interessanter Aberglaube zusammen. Der sie beide behandelnde Arzt, Dr. Metzer, der ebenfalls dem Herrnhuter Kreise angehörte, war zugleich ein Geheimniskrämer und liebte es, seine Patienten auf gewisse mystisch-alchymistische Bücher hinzuweisen, denen er seine wunderwirkenden Mittel verdanke. So wurden denn die Hauptwerke dieser Art angeschafft und zu dreien — die Mutter war auch dabei —

bei verschlossenen Thüren an den Winterabenden eifrig durchgearbeitet: Georg von Wellings „Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum“, die Schriften des Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, Agrippa von Nettesheym, Van Helmont und Starckey, sowie die „Aurea Catena Homeri“ des Herwerd von Forchenbrunn: lauter scheinwissenschaftliche Werke, welche in phantastischer Weise die Natur von einem organisierten System von Geistern beseelt darstellen und die Bereitung des Steins der Weisen als eines Universalheilmittels lehren.

Diese Studien, welche später dem „Faust“ zu gute kamen, wurden jedoch durch eine neue Erkrankung Wolfgangs unterbrochen. Am 7. Dezember 1768, dem Geburtstage Cornelias, erlitt er einen so heftigen Kolikanfall, daß er das Leben aufzugeben vermeinte. Die Mutter in ihrer Herzensangst, da kein Mittel helfen wollte, drängte den Dr. Metz, sein Universalwundersalz zu erproben, von dem er mitunter geheimnisvolle Andeutungen gemacht. Zugleich befragte sie die Bibel als ihr Notorakel und fand als Antwort den Spruch Jerem. Kap. 31 Vers 5: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“ Das Wundersalz half in der That, und das Orakel hatte wahr gesprochen. Jenes erhöhte das Vertrauen zu dem Arzt, dieses das Vertrauen zu Gott. Die auffallende Rettung aber hinterließ einen so starken Eindruck in der Seele von Mutter und Sohn, daß sie für alle Zukunft als das günstigste Vorzeichen betrachtet und der glückverheißende Spruch bei verschiedenen Anlässen des Lebens mit gläubigem Vertrauen wieder angeführt ward.

Drei Wochen mußte Wolfgang das Zimmer hüten und vertrieb sich die Zeit mit Zeichnen und Märchenschreiben. Kaum einigermaßen wiederhergestellt, nahm er seine alchymistischen Studien wieder auf und ging in seinem Giebelzimmer, wo er sich einen kleinen Windofen hatte herrichten lassen, zu praktischen Experimenten über. Gelang es ihm auch nicht, den Stein der Weisen herzustellen, so erwarb er doch einige chemische Kenntnisse und wurde mit den Werken des berühmten Chemikers und Arztes Boerhave bekannt, dessen „Aphorismen“ namentlich durch ihre geniale Klassifikation der Krankheiten sein Interesse für die Medizin lebhaft anregten. Auf der andern Seite führten ihn die mystischen Studien zu tieferm Nachdenken über Gottheit, Welt, Schöpfung und Religion. Gottfried Arnolds „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“ klärte ihn über die verschiedenen Meinungen der Rechtgläubigen und der Ketzer auf und sprach die ihm zusagende Überzeugung aus, daß gerade nur bei den von der Kirche ausgestoßenen Denkern der wahre Sinn des Christentums zu finden sei.

Am Anfang des Jahres 1769 hatte er schon wieder ausgehen dürfen, als ihn von neuem ein Rückfall „vier Wochen an den Bettfuß und vier Wochen an den

Sessel anschraubte“. Den Vater machte die immer wieder getäuschte Erwartung der Gesundheit ungeduldig, da es sein dringendster Wunsch war, die unterbrochenen juristischen Studien so bald als möglich zum Ziele geführt zu sehen. Durch gelegentliche Bemerkungen schien er dem Sohne seinen Zustand zum Vorwurf zu machen. Wolfgang, dem der Aufenthalt zu Hause verleidet wurde, ergriff daher gern den Vorschlag, nach seiner Wiederherstellung zum Abschluß seiner Studien nach Straßburg zu gehen. Der herannahende Frühling schien andauernde Besserung zu bringen, so daß er im Sommer Ausflüge in die Umgegend machen konnte. Sein fortdauerndes Interesse am Herrnhuterwesen führte ihn mit dem Legationsrat Moritz nach Marienborn im Darmstädtischen zum Besuch der dortigen Brüdergemeinde.

Aber noch sollte seiner Leiden nicht ganz ein Ende sein. Er hatte neben seinem fleißigen Zeichnen auch wieder zu radieren angefangen. Plötzlich befiel ihn eine neue Plage. Die Kehle ward ihm wund, das Zäpfchen arg entzündet, und heftige Schlingbeschwerden stellten sich ein. Nach vielen vergeblichen Versuchen, das Übel durch Gurgeln und Pinseln zu beseitigen, fiel dem Kranken ein, daß es durch unvorsichtigen Gebrauch der Säuren beim Ätzen der Platten hervorgerufen sein könnte. Dem Arzte leuchtete dies ein, und das Radieren ward aufgegeben. In der That schwand nun die Krankheit, und des Vielgequälten Genesung ging ungehindert von statten. Zu Ende des Jahres war er völlig wieder hergestellt und konnte sich mit dem Plane befassen, zur Wiederaufnahme und Vollendung seiner juristischen Studien kommende Ostern nach Straßburg zu gehen.

Ähnlich wie dem Körper erging es auch seiner Seele. Er konnte Leipzig nicht vergessen. Die kaum leicht vernarbte Liebeswunde wurde durch den fortdauernden Briefwechsel mit Käthchen immer wieder gereizt und erregte von Zeit zu Zeit neue Schmerzen. Am 12. Dezember 1769 schreibt er ihr: „Mein Körper ist wieder hergestellt; aber meine Seele ist noch nicht geheilt, ich binn in einer stillen unthätigen Ruhe, aber das heisst nicht glücklich seyn. Und in dieser Gelassenheit, ist meine Einbildungskraft so stille, dass ich mir auch keine Vorstellung von dem machen kann was mir sonst das liebste war. Nur im Traum erscheint mir manchmal mein Herz wie es ist, nur im Traum vermag ich mir die süssen Bilder zurückzurufen dass meine Empfindung lebendig wird, ich habe es Ihnen schon gesagt, diesen Brief sind Sie einem Traum schuldig. Ich habe Sie gesehen, ich war bey Ihnen, wie es war, das ist zu sonderbaar als dass ich es Ihnen erzählen möchte. Alles mit einem Wort, Sie waren verheurahtet. Sollte das wahr seyn? Ich nahm Ihren lieben Brief, und es stimmt mit der Zeit überein; wenn es wahr ist, o so möge das der Anfang Ihres Glückes seyn.

Wenn ich uneigennutzig darüber denke, wie freut das mich, Sie, meine

beste Freundinn, Sie, noch vor jeder Andern, die Sie beneidete, die Sich mehr dünckte als Sie, in den Armen eines liebenswürdigen Gatten zu wissen, Sie verjüngt zu wissen, und befreyt von jeder Unbequemlichkeit, der ein lediger Stand und besonders Ihr lediger Stand ausgesetzt war. Ich dancke meinem Traum, daß er mir Ihr Glück recht lebhaft geschildert hat, und das Glück Ihres Gatten und seine Belohnung dafür dass er Sie glücklich gemacht hat. Erhalten Sie mir seine Freundschafft, dadurch dass Sie meine Freundin bleiben, denn, auch biss auf die Freunde müssen Sie jetzt alles gemein haben. Wenn ich meinem Traum glauben darf, so sehen wir einander wieder, aber ich hoffe noch sobald nicht, und was an mir liegt will ich seine Erfüllung hinauszuschieben suchen. Wenn anders ein Mensch etwas wider das Schicksal unternehmen kann. Ehmals schrieb ich Ihnen etwas räthselhafft, von dem was mit mir werden würde, jetzt läßt sich's deutlicher sagen, ich werde den Ort meines Aufenthalts verändern, und weiter von Ihnen wegrücken. Nichts soll mich mehr an Leipzig erinnern, als etwa ein ungestümmer Traum, kein Freund der daher kömmt, kein Brief. Und doch merke ich, dass mich es nichts helfen wird. Geduld, Zeit und Entfernung, werden das thun was sonst nichts zu thun vermag, sie werden jeden unangenehmen Eindruck auslöschen, und unserer Freundschafft, mit dem Vergnügen, das Leben wiedergeben, dass wir uns nach einer Reihe von Jahren, mit ganz andern Augen, aber mit eben dem Herzen wiedersehen werden. Biss dahin leben Sie wohl. Doch nicht ganz biss dahin. Binnen Einem viertel Jahre, sollen Sie noch einen Brief von mir haben, der Ihnen den Ort meiner Bestimmung, die Zeit meiner Abreise melden wird, und Ihnen das zum Ueberfluss noch einmal sagen kann was ich Ihnen schon tausendmal gesagt habe. Ich bitte Sie mir nicht mehr zu antworten, lassen Sie mir's durch meinen Freund sagen, wenn Sie noch was an mich haben sollten. Es ist das eine traurige Bitte, meine beste, meine Einzige von Ihrem ganzen Geschlechte, die ich nicht Freundinn nennen mag, denn das ist ein nicht bedeutender Titul gegen das was ich fühle. Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören mögte, es ist mir leid genung dass meine Träume so geschäfftig sind."

Es ist in diesem Briefe schon etwas von dem Tone, den er später Lotten gegenüber anschlägt. Und endlich heißt es am 23. Januar 1770: „Wahrhafftig es war mein ganzer Ernst da ich meinen letzten Brief schrieb, keine Feder wieder anzusetzen, Ihnen zu schreiben; Aber, es war sonst auch offt mein ganzer Ernst, etwas nicht zu thun, und Käthgen konnte mich es thun machen wie es ihr beliebte, und wenn die Frau Docktorinn eben die Gabe behält, nach ihrem Köpfgen die Leute zu gouverniren, so werd' ich auch wohl an Mad. Canne schreiben müssen, und wenn ich es auch tausendmal mehr verschworen hätte, als ich es gethan habe. Wenn ich mich recht erinnere

so war mein letzter Brief einigermassen in einer traurigen Gestalt, dieser geht schon wieder aus einem noch munterern Tone, weil Sie mir biss auf Ostern Aufschub gegeben haben. Ich wollte Sie wären kopulirt und Gott weiss was noch mehr. Aber im Grunde schiert mich's doch, das können Sie sich vorstellen.

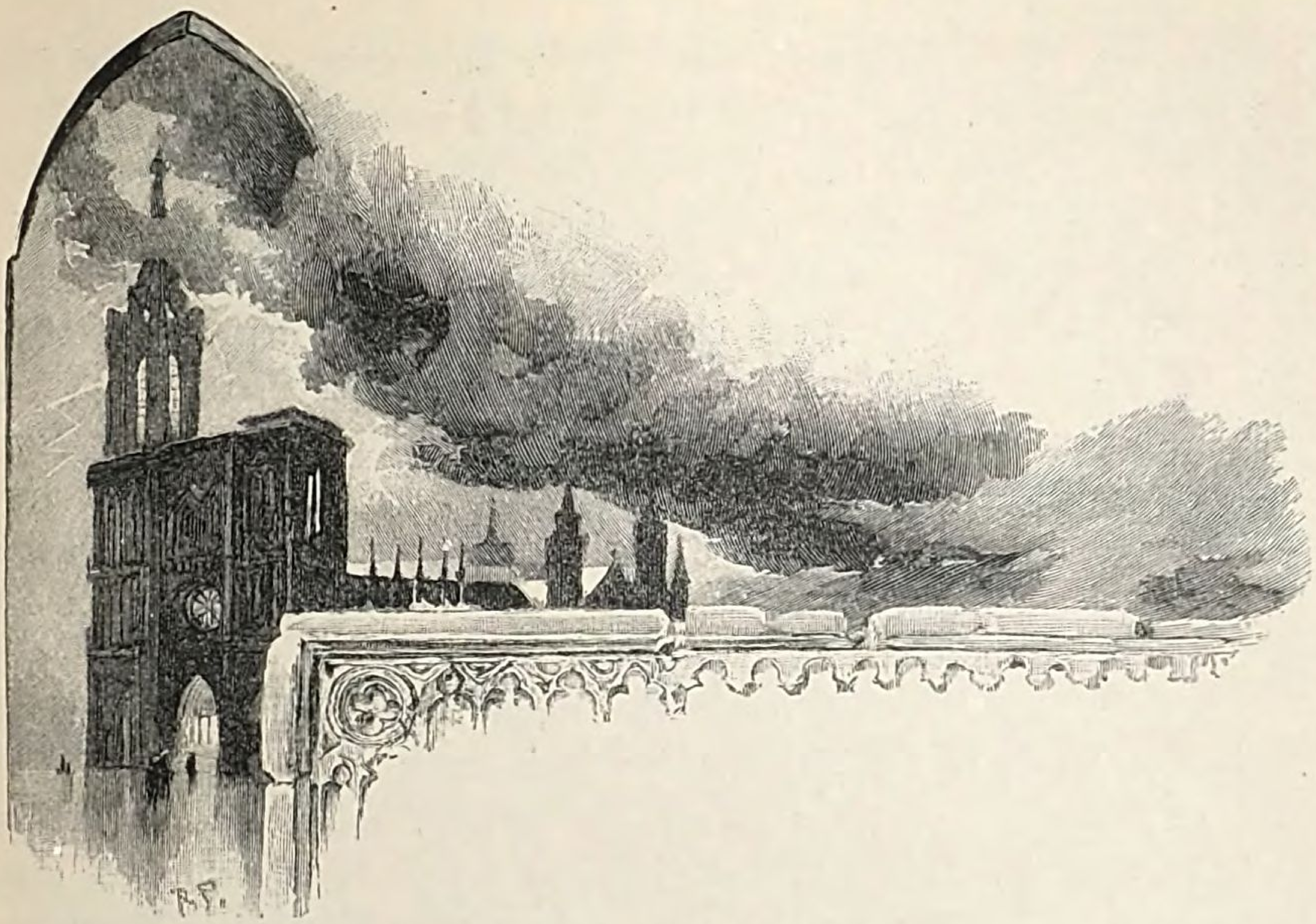
Dass ich ruhig lebe, das ist alles was ich Ihnen von mir sagen kann, und frisch und gesund, und fleisig, denn ich habe kein Mädgen im Kopfe . . .

Aber alles wohl betrachtet, Frankfurt binn ich nun endlich satt, und zu Ende des Merzens geh ich von hier weg. Zu Ihnen darf ich nun noch nicht kommen das merck ich; denn wenn ich Ostern käme so wären Sie vielleicht noch nicht verheurahtet. Und Käthgen Schönkopf mag ich nicht mehr sehen; wenn ich sie nicht anders sehen soll, als so. Zu Ende Merzens geh ich also nach Straßburg, wenn Ihnen daran was gelegen ist, wie ich glaube. Wollen Sie mir auch nach Straßburg schreiben? Sie werden mir eben keinen Possen thun. Denn Käthgen Schönkopf — nun ich weiss ja am besten, dass ein Brief von Ihnen mir so lieb ist als sonst eine Hand.

Sie sind ewig das liebenswürdige Mädgen, und, werden auch die liebenswürdige Frau seyn. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wissen was das heisst. Wenn ich meinen Nahmen nenne, nenne ich mich ganz, und Sie wissen, dass ich, so lang als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe."

Das war der letzte Brief. Sie haben einander nicht wieder geschrieben. Am 7. März 1770 war Käthchens Hochzeit, und noch in demselben Monat machte sich Wolfgang auf den Weg nach Straßburg, wo ein neues Leben des Geistes und Herzens auf ihn wartete.

Vor seiner Abreise veranstaltete er ein zweites Autodafé seiner Leipziger Arbeiten. Die ganze dichterische Ausbeute seines anderthalbjährigen Frankfurter Aufenthalts war fast nur eine Umarbeitung der „Mitschuldigen", an denen er mit besonderer Liebe immerfort gebessert. In Frankfurt selbst hatte er mehr gedacht als gelebt. In der erzwungenen Muße der Krankenstube war er damit beschäftigt gewesen, die Nachwirkungen der Leipziger Eindrücke aufzuräumen, zusammenzufassen und in sich zu verarbeiten. Seine Kunstanschauung hatte sich geklärt, sein ästhetisches Urteil befestigt. Oesers künstlerisches Ideal der „Einfalt und Stille" lebte in seiner Seele. Er hatte jetzt einen Standpunkt.



III.

In der doppelt empfänglichen Stimmung eines an Leib und Seele Genesenden kam der zwanzigjährige, an Kraft und Schönheit frisch aufblühende Jüngling am 2. April 1770 in Straßburg an. Sein erster Gang, nachdem er im Wirtshaus „Zum Geist“ abgestiegen, war nach dem berühmten Münster, das er schon auf der Fahrt eine lange Strecke vorher gewahrt und im Auge behalten hatte. Er stieg hinauf, sah von der Plattform aus mit Entzücken das weite, reiche, von waldbewachsenen Bergen begrenzte, wohlangebaute und wohlbewohnte Land mit seinen Hügeln und Niederungen, seinen Flüssen und Bächen, seinen Dörfern und Meierhöfen im heitern Sonnenglanze liegen, mitten darin die von fruchtbaren Auen und dichten Baumreihen umgebene Stadt, und sein junges liebedürftiges Herz erging sich in leisen Ahnungen darüber, was ihm an dem neuen schönen Ort bevorstehen möchte. Das Wundergebäude selbst, als er dann davorstand, machte ihm einen ungeheuern und zugleich angenehmen Eindruck, ohne daß er sich vorerst Rechenschaft darüber gab, daß es die gesetzmäßige Ausführung der künstlerischen Idee war, was diese Widersprüche in der Empfindung vereinigte.

Seine Wohnung nahm er an der Sommerseite des Fischmarkts, seinen Mittagstisch in der Krämergasse bei einem Paar alten Jungfrauen Lauth durch Vermittelung eines den Herrnhuterkreisen angehörigen Handelsmannes,

dem er von Hause empfohlen war. Dieser machte ihn auch mit einigen andern Frommen bekannt. In ihm selbst klingt seine religiöse Gesinnung von Frankfurt nach, wenn er dem Theologen Limprecht, den weiter zu unterstützen er nicht vergessen, zugleich mit einer Geldsendung am Charfreitag 1770 (12. April) schreibt: „Ich bin wieder Studiosus und habe nun, Gott sey Dank, so viel Gesundheit, als ich brauche, und Munterkeit im Ueberfluß. Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe, und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo. Draus folgt denn, daß ich auch etwas klüger bin und erfahren habe, was das heißt: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Freilich singen wir erst das Hosianna dem, der da kommt; schon gut! auch das ist Freude und Glück: der König muß erst einziehn, eh er den Thron besteigt."

Indessen behält er doch immer eine eigene Religion für sich, die nichts weniger als pietistisch kopfhängerisch ist; denn am 19. April erklärt er ebenfalls an Limprecht: „Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich seyn sollte, dafür danke ich auch. Luther sagt: ‚Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken als für meinen Sünden'. Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz."

Auch dauerte sein Verkehr mit den Frommen im Lande nicht lange, da sie ihm zu beschränkt und unduldsam waren. Schon am 26. August 1770 schreibt er an Fräulein von Klettenberg: „Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar stark, ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet, aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung, auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen."

Dagegen war ihm seine Tischgesellschaft, die aus zehn Personen, ältern und jüngern, meist Medizinern, bestand, unterhaltend und angenehm und von wirklichem Nutzen; von Einem darunter heißt es in demselben Briefe: „Herr ...., ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist, der bei der Kälte des Bluts womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: Daß wir auf diese Welt gesetzt sind besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft; und daß der brauchbarste der beste ist. Und alles was daraus folgt."

Dieser Mann war der achtundvierzigjährige Junggeselle Dr. Salzmann, Aktuarius beim Vormundschaftsgericht, der vermöge seiner persönlichen Würde, seines Alters und seiner Erfahrung am Tisch den Vorsitz führte und, wenn es nötig war, die Ordnung unter den jungen Leuten mit wohl-

wollendem Ernst aufrecht zu erhalten wußte. An ihm fand Wolfgang in Straßburg einen Mentor, wie er in Leipzig an Behrisch gefunden hatte, nur mit gesetzterm Wesen und ohne des andern drollige Extravaganzen. Bald schloß er sich ihm in herzlicher Freundschaft völlig an. Er richtete sich nach ihm in äußerer Tracht und gesellschaftlichen Benehmen und wurde durch ihn in die besten Kreise eingeführt, zu welchem Zweck er Kartenspiel und Tanzunterricht wieder aufnahm; auch fragte er ihn um Rat wegen der Fortsetzung seiner juristischen Studien. In der That gab ihm Salzmann den schnellsten Weg zur Promotion an. Er wies ihm einen tüchtigen Repetenten zu, aus dessen Heften der fleißige Student das zum Examen Notwendige durch Fragen und Antworten in kurzer Frist erlernte, so daß er schon am 10. September die Prüfung als Kandidat bestehen konnte. Die dadurch erübrigte Zeit verwendete er, ähnlich wie in Leipzig, zu naturwissenschaftlichen Studien, auf welche seine Wißbegierde durch den Verkehr mit den Medizinern der Tischgesellschaft von neuem hingelenkt worden. Er hörte nicht nur Chemie und Anatomie, sondern besuchte auch Kliniken und sogar eine Vorlesung über Entbindungskunst. Daneben unterrichtete er sich durch die neuesten Schriften über das Wesen der Elektricität, deren Erscheinungen ihn schon als Knaben angezogen hatten, und interessierte sich bereits damals für die Farbenlehre, welcher er nach langen Jahren mit gleichem Eifer, wenn auch nicht mit gleichem Glück wie der Anatomie, seine wissenschaftliche Thätigkeit zuwenden sollte.

Dagegen ruhte in dieser Zeit seine Ausübung der bildenden Kunst, und selbst sein Bedürfnis nach Anschauung in ihrem Gebiete fand geringe Nahrung. Nur eine einzige bedeutsame Gelegenheit bot sich hierzu, als für die Durchreise der jungen Königin Marie Antoinette nach Paris (7. Mai 1770) ein Teil der Empfangssäle mit Teppichen ausgeschlagen wurde, welche nach Rafaels Kartons gewirkt waren. An ihnen konnte sich der Jünger Oesers nicht satt sehen, weil ihm hier zum erstenmal Kunstwerke großen Stils in Masse entgegentraten, die, obgleich nur Nachbildungen, sogleich auf ihn die entschiedene Wirkung des Rechten und Vollkommenen machten. Freilich ging es ihm dabei ähnlich wie beim Anblick des Münsters: er suchte einstweilen vergeblich das, was ihn so außerordentlich ansprach, zu begreifen. Auch blieb dieser erste starke Eindruck der klassischen italienischen Kunst auf lange Zeit in der Seele still verwahrt. Die Idee des deutschen Bauwerks dagegen, in dessen Betrachtung er sich immer von neuem versenkte, stand bald klar vor seinem entzückten Geiste, wie er es zum Andenken an dessen Erbauer mit begeisterten Worten aussprach in einem kleinen Aufsatz: „Von deutscher Baukunst: D. M. Ervini a Steinbach,“ den Herder später in sein Heft „Von deutscher Art und Kunst“ aufnahm. Daß diese Art und Kunst sich nicht ohne weiteres auf die bloßen Principien Oesers zurückführen ließ, sah er ein, und so erklärt

er in jenem Aufsatz selbst, wie er dazu kam, darüber hinaus- oder vielmehr dahinter zurückzugehen: „Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hatt ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonimische Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten, Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerliche Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlicher Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: ‚Ganz von Zierrath erdrückt!‘ und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein, ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irrdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder, in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug, mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Theile, zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahndungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürliche Größen hab ich zum stimmenden Verhältniß erhoben.“

Der Begriff der Kunst hat sich ihm erweitert; das Schöne ist zum Notwendigen, das Angenehme zum Bedeutenden geworden: „Die Kunst ist lange bildend, eh sie schön ist, und doch, so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer, als die Schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist, wann seine

Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzuhauchen. Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben, seine Cocos, seine Federn und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehn, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammenstimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum karackteristischen Ganzen.

Diese karackteristische Kunst, ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig."

Brachte er so, sich lossagend von der Autorität überkommener Begriffe und seiner eigenen Empfindung vertrauend, dem Genius der deutschen Kunst seine Huldigung dar, so regte sich in ihm zugleich auch als Gegensatz zu den halb französierten Zuständen, in denen er sich bewegte, ein lebhaftes Interesse für die Geschichte und Litteratur der deutschen Vergangenheit und namentlich des sechzehnten Jahrhunderts, der Zeit der Renaissance und der Reformation, der Wiedergeburt der Kunst, der Litteratur und des religiösen Gefühls, der Zeit der Befreiung des Menschen aus den Banden des Gewissenszwangs, der Zeit Luthers, Albrecht Dürers und Hans Sachs', der Zeit des Götz von Berlichingen und des Doktor Faustus. Die Lebensbeschreibung des letzten Ritters, der das Recht seiner Persönlichkeit gegen den Druck einer verrotteten Hofgesellschaft verteidigt, hatte Goethe schon in Frankfurt gelesen, und die Sage von dem berühmten Zauberer, der, die Macht seines Ichs zu genießen, selbst den Bund mit dem Bösen nicht scheut, summte aus Volksbuch und Puppenspiel vieltönig vor seinem innern Ohr. Er, der nach Straßburg gekommen war mit der bestimmten Absicht, sich im Gebrauch der französischen Sprache, für die er von Jugend auf eine Vorliebe hatte, zu vervollkommnen, sollte gerade hier, je näher er das ganze geistige Wesen der Franzosen kennen lernte, sich von ihren Sitten, ihren Staatseinrichtungen, ihrer Litteratur und zuletzt auch von ihrer Sprache gänzlich abwenden. Ihre Lebensweise erschien ihm zu sehr durch gesellschaftliche Regeln bestimmt, ihre politischen Zustände voll von gesetzlichen Mißbräuchen, ihre Dichtung alt und kalt, ihre Philosophie ungenießbar. Er wollte nichts gelten lassen, als Aufrichtigkeit und Wahrheit des Gefühls und dessen raschen derben Ausdruck. Voltaires Unredlichkeit in seinen Streitschriften gegen Buffon stieß ihn ab; des Encyklopädisten H o l b a c h „Système de la nature“ mit seiner nüchternen mechanischen Weltauffassung fand er gradezu abgeschmackt; nur D i d e r o t gefiel ihm, soweit er sich der deutschen Eigenart verwandt zeigte, und R o u s s e a u, dessen Nouvelle Héloïse er eben gelesen, war der einzige, der ihm ohne Einschränkung zusagte, weil

er der veralteten Gesellschaft den Krieg erklärte und in allen seinen Schriften zur Natur als Quelle der Verjüngung drängte. Eine solche Verjüngung war aber in Deutschland angebahnt durch zwei Männer, auf deren Übergewicht über die alternden Franzosen Goethe mit innerm Stolz hinblickte: durch Friedrich II. in der Politik und durch Lessing in der Litteratur.

So kam es denn, daß er und seine Genossen das deutsche Wesen um so geflissentlicher hervorkehrten, bei Tische nichts als deutsch sprachen, und sich auch sonst gesellschaftlich an solche Kreise hielten, welche noch die Anhänglichkeit an deutsche Verfassung, Sitte, Sprache und Tracht bewahrt hatten.

Bald führte ihn sein Verlangen, auch die gegenwärtigen Verhältnisse des Landes, in dem er sich befand, durch eigene Anschauung näher kennen zu lernen, und sein angeborener Wandertrieb über die Mauern der Stadt hinaus. Mit zweien seiner Tischgenossen, dem um fünf Jahre ältern Juristen Engelberg, der wohl sein Repetitor war, und dem um ein Jahr jüngeren Mediziner Weyland, beide aus Buchsweiler im untern Elsaß gebürtig, benutzte er die Johannisferien, um am 23. Juni zu Pferde einen größern Ausflug bis nach Lothringen hinein zu unternehmen. Über Zabern und Pfalzburg gelangten sie nach Buchsweiler, wandten sich von da durch das Saarthal nach Saarbrück und durchstreiften das Gebirge. Unterwegs nahm Wolfgangs durstiges Auge nicht bloß die landschaftlichen Schönheiten der Natur in sich auf; seine Aufmerksamkeit erregten die verschiedenartigsten Gegenstände: prachtvolle Bauwerke und altertümliche Trümmer, kunstvolle Landstraßen und malerische Gartenanlagen, der Lauf der Flüsse und die geologische Beschaffenheit des Bodens, besonders aber die Förderung und Ausnutzung der Schätze, welche in der Gebirgsgegend die Erde in ihrem Schoße hegt: eine Steinkohlengrube, ein Eisenwerk, eine Alaunhütte. Überall erkundigte er sich genau nach den Einzelheiten des Betriebes und gewann so hier zum erstenmal jene einsichtige Teilnahme für Bodenbeschaffenheit und Bergbau, die ihn späterhin einen großen Teil seines Lebens beschäftigte.

Auf dem Rückwege gelangten sie über Zweibrücken und Bitsch durch das Bärenthal nach Niederbronn, wo dem Verehrer des Altertums Reste von römischen Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften aus Bauernhöfen zwischen wirtschaftlichem Gerät entgegenleuchteten und zur Anregung für das im folgenden Jahre entstandene Gedicht „Der Wanderer“ wurden. Von da kehrte dann die kleine Gesellschaft über Reichshofen und Nieder-Medern durch Hagenau zurück.

Einen andern Ausflug machte er im nächsten Jahre nach dem Oberelsaß und nahm bei dieser Gelegenheit an einer Wallfahrt von vielen hundert Gläubigen nach dem Ottilienberg bei Baar teil, wo in den Ruinen eines römischen Kastells der Sage nach die heilige Ottilie, eine schöne, fromme

Grafentochter, von ihrem Vater verfolgt, eine Zuflucht gefunden haben sollte. Das Schicksal der Heiligen prägte sich dabei seiner Phantasie so tief ein, daß er noch im späten Alter eine seiner reinsten Mädchengestalten, die rührende Dulderin in den „Wahlverwandtschaften", mit ihrem Namen taufte.

Unterdessen hatte sich die Tischgesellschaft bis auf zwanzig vermehrt, und unter den Hinzugekommenen waren zwei, zu denen Goethe in nähere, wenn auch nur vorübergehende Beziehung trat.

Der Theologe Franz Christian Lerse zog ihn durch seine Redlichkeit und Ordnungsliebe, durch die Treuherzigkeit und Bestimmtheit seines Wesens, durch seine trockene, mit ironischem Scherz gewürzte Redeweise lebhaft an, zeigte sich auch den Genossen als Fechtmeister nützlich und als Schiedsrichter oder Sekundant bei ihren Ehrenhändeln so unparteiisch und ehrenhaft, daß zum Andenken daran der wackere Geselle, der im „Götz von Berlichingen" gerade zur rechten Zeit dem bedrängten Ritter freiwillige Dienste anträgt, seinen Namen erhalten hat.

Der andere, Heinrich Jung, später als Schriftsteller unter dem Namen Jung-Stilling bekannt, damals dreißig Jahre alt, hatte, als er im September 1770 nach Straßburg kam, schon mancherlei Schicksale erfahren. Von armer Herkunft, sollte er erst Kohlenbrenner werden, ergriff aber, wie sein Vater, das Schneiderhandwerk, wurde dann, nachdem er sich durch eigene Bemühung einige Kenntnisse erworben hatte, Schulmeister, kehrte wieder zum Handwerk zurück und gab es von neuem auf, um eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Auf Grund eines ihm überkommenen Rezeptes trieb er eine Zeitlang Augenheilkunst, sah aber seine Unzulänglichkeit ein und kam nun nach Straßburg, um Medizin zu studieren. Von allen Mitteln entblößt, hatte er doch von der mystisch-pietistischen Umgebung her, in welcher er aufgewachsen war, ein so naives und festes Vertrauen in Gottes unmittelbare Hilfe, daß er bei allen Entbehrungen heiter und sorglos in die Zukunft blickte. Diese Gemütsrichtung berührte eine verwandte Saite in Goethes Empfindung so angenehm, daß er sich des schlichten Mannes gegen den Spott eines der Tischgenossen annahm und dadurch dessen innige Dankbarkeit und dauernde Zuneigung gewann. Auch bewahrte er selbst ihm eine herzliche Freundschaft, besuchte mit ihm die medizinischen Collegia und munterte ihn zum Niederschreiben seiner Jugendgeschichte auf, die er dann herausgab.

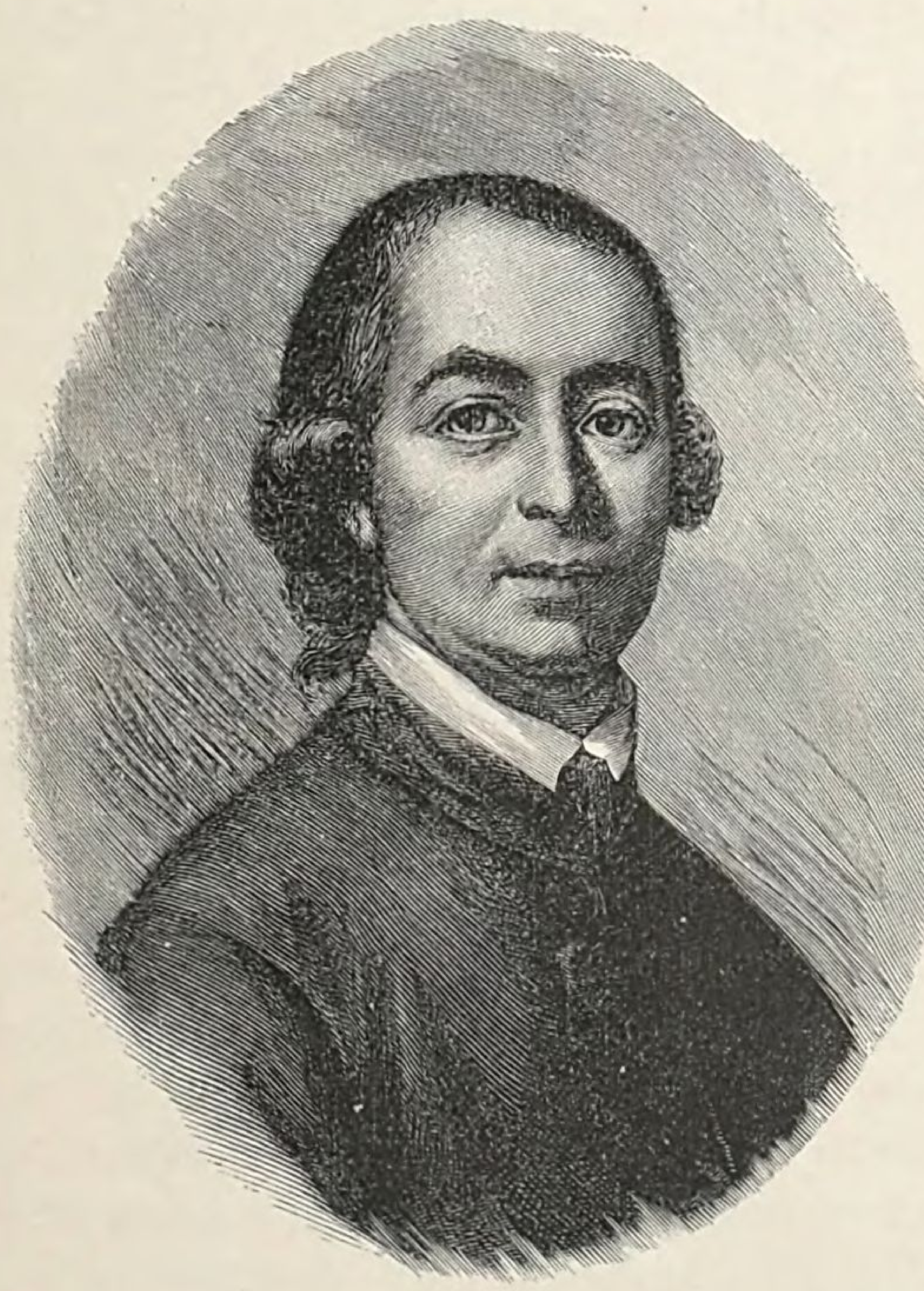
Wichtiger jedoch als alle diese Bekanntschaften, die der geniale Jüngling übersah, war für ihn die Verbindung mit Herder, der am 5. September 1770 in Straßburg eintraf und dessen überlegener Einfluß eine entscheidende Wirkung auf die Entwicklung seiner ganzen geistigen Persönlichkeit haben sollte.

Herder, fünf Jahre älter als Goethe, war bereits mehrere Jahre lang in Riga als Lehrer und Prediger an der Domschule thätig gewesen. Zu-

gleich hatte er als Schriftsteller durch seine „Fragmente zur deutschen Litteratur“ und „Kritische Wälder“ Aufsehen erregt, aber auch eine so erbitterte Fehde der darin Angegriffenen sich zugezogen, daß er sich entschloß, sein Amt niederzulegen und auf eine Zeit nach Frankreich zu gehen, um dessen Volk und Litteratur zu studieren. In Paris mit bedeutenden Männern bekannt geworden und von dort mit einer Abneigung gegen alles französische Wesen zurückgekehrt, war er im Begriff, einem Antrag des Herzogs von Holstein-Gottorp folgend, dessen jungen Sohn auf einer Reise durch Italien und Frankreich zu geleiten. Unterwegs hatte er sich in Darmstadt mit seiner nachherigen Gattin, Carolina Flachsland verlobt, ihr zulieb einen Ruf als Konsistorialrat und Oberprediger nach Bückeburg angenommen und machte nun in Straßburg längern Aufenthalt, um sich von seiner Verpflichtung gegen den jungen Prinzen von Holstein wieder entbinden zu lassen und zugleich für eine Thränenfistel, an der er litt, Heilung zu suchen.

Sobald seine Ankunft bekannt geworden, ward die ganze Tischgesellschaft begierig, den merkwürdigen Mann zu sehen; Goethe aber erhielt als erster durch einen glücklichen Zufall die Gelegenheit, ihm näher zu treten. Er begegnete ihm an der Treppe des Gasthofes „Zum Geist“, erkannte ihn an der schwarzen Predigerkleidung mit dem seidenen Mantel, dessen zusammengenommenes Ende in die Tasche gesteckt war, redete ihn an, fand freundliche Erwiderung und ward sogleich in eine lebhafte Unterhaltung gezogen, die damit endete, daß der entzückte Student von dem leutseligen berühmten Manne die Erlaubnis erbat, ihn in seiner Wohnung aufsuchen zu dürfen. Dem ersten Besuch folgten bald mehrere, und als Herder die schmerzhafte Operation und eine fortgesetze langwierige Behandlung seines Augenübels erdulden mußte, war Goethe schon täglich morgens und abends in mancherlei Weise dienst- und hilfsbereit in seiner Krankenstube zu finden. Herder nahm Gefallen an dem zutraulichen, leben- und geistsprühenden Jüngling, und dieser ordnete sich dem Manne, aus dessen höhern Einsichten und Kenntnissen seine Natur die ihr gemäße Förderung ziehen konnte, mit Freude und Geduld unter. Denn Herders Wesen gegen ihn, wie gegen seine ganze Umgebung, wechselte zwischen Anziehung und Abstoßung. Nach der ersten Zeit rückhaltloser freundlicher Mitteilung fing er an, den Jüngern seine Überlegenheit fühlen zu lassen. Je länger die Kur dauerte, ohne zur Heilung zu führen, desto häufiger ergoß sich seine grämliche und erbitterte Stimmung in tadelnde, scheltende und spöttische Bemerkungen gegen alles, was man that oder sprach, so daß er denn auch seinen aufrichtigsten Bewunderer nicht selten empfindlich traf. Indessen ließ sich Goethe dadurch nicht irre machen, sondern im Bewußtsein des großen geistigen Gewinnes, den ihm dieser Umgang brachte, ertrug er den ungerechten Tadel mit Gleichmut und suchte aus dem gerechten die nützlichste Lehre zu ziehen.

In der That wurde seine ganze ästhetische Bildung und damit auch sein dichterisches Wesen durch die Aufnahme Herderscher Anschauungen auf eine höhere Stufe gehoben. Nicht, daß er etwas Neues, Fremdes hätte auf sich einwirken lassen: alles, was ihm Herder mitteilen konnte, lag schon in seinem eigenen Sinn vorbereitet; aber durch ihn wurde das Geahnte zum Bewußtsein gebracht, das Getrennte zu einer einheitlichen Anschauung verbunden, die persönliche Empfindung zum menschlichen Allgemeingut erweitert. War Goethe



Herder.

schon von selbst dahin gelangt, die Verjüngungsquelle der Poesie in der natürlichen Empfindung zu suchen, so eröffnete ihm Herder in der Fortsetzung dieses Weges eine weit umfassendere Aussicht, indem er nachwies, daß jener Quell der poetischen Empfindung nicht bloß in der besondern Natur einzelner bevorzugter Menschen, sondern in der allgemeinen Natur aller Zeiten und Völker fließe.

Seine Abhandlung „Vom Ursprung der Sprache", an deren Vollendung er damals arbeitete und die nachmals von der Berliner Akademie mit dem Preis gekrönt wurde, entwickelte den Gedanken, wie der Mensch nicht

durch eine göttliche Eingebung, sondern durch seine eigenen natürlichen Kräfte dazu gelangt sei, sich eine Sprache zu schaffen. Hatte Goethe, dem er die Schrift mitteilte, diese schon mit beifälligem Verständnis aufgenommen, so fühlte er sich um so enthusiastischer aufgeregt, als ihm Herder seines Lehrers Hamanns, des nordischen Magus, tiefsinnigen Satz: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“ durch Dichtungen der ältesten Zeiten und der rohesten Völkerschaften erhärtete. Das Volkslied, der unmittelbare Ausdruck leidenschaftlicher Empfindung, stellte sich ihm nun als die ursprünglichste echteste Poesie dar, und die Größe seiner Lieblingsdichter bestand eben darin, daß auch in ihren Meisterwerken das Wesen des Volkslieds, nur in Stoff und Form gesteigert und erweitert, wirksam war. Die Bibel, ihm von Kindheit an vertraut, die er zuerst als unmittelbare göttliche Offenbarung, dann als das zusammengesetzte Werk erleuchteter Menschen betrachtet hatte, erschien ihm nun in dem neuen Lichte als die naturgemäße Blüte des dichtenden Volksgeistes; Homer und Ossian wurden der reinste Seelenausdruck des Charakters ihrer Nation, und Shakespeares Riesengestalt erdrückte den Bewunderer nicht mehr, da sie aus dem gesamten Leidenschaftsleben seines Volkes und aus den Märchensagen der Vorzeit herauswuchs. Aller wahren Poesie gemeinsam war nun ihr Ursprung aus der unverfälschten Natur, und wie alle Völkertypen sich in dem Grundtypus der einen Menschheit zusammenschließen, so war auch das Grundwesen des Volksliedes überall dasselbe: reine menschliche Empfindung und ihr unmittelbarer wahrer Ausdruck.

Dasselbe Princip, das Goethe aus der Betrachtung des Münsters für die bildende Kunst ableitete, ergab sich ihm hier für die Poesie. Das Ideal der Schönheit ward darum nicht verworfen, es ward nur für ein späteres Entwickelungsstadium beiseite gestellt. Sollte die Vollendung der Form keine leere Nachahmung sein, so mußte sie notwendig aus einem verjüngten, lebendigen Inhalt neu geboren werden; Kraft und Wahrheit der Empfindung mußten ihr vorausgehen, und diese waren nur aus der ewigen Quelle der Natur zu schöpfen.

In Herder, der selbst kein Dichter, aber mit tiefem, poetischem Gefühl begabt war, konnte dies Princip nur in so weit wirksam werden, daß er überall her Volkslieder aller Zeiten sammelte, übersetzte und herausgab. In Goethe dagegen, der auf Herders Anregung bei seinen Ausflügen im Elsaß ebenfalls Volksliedern nachspürte, hatte die erhöhte Einsicht zugleich die weit eindringendere fruchtbare Wirkung, daß auch seine eigene Dichtungsart eine Wandlung erfuhr und die letzte ihr noch anhangende Hülle der Konvenienz abwarf. Waren seine Leipziger Lieder noch vom Geschmack geformt und meist zu einem geistreichen oder witzigen Schlusse zugespitzt, so sollte bald in den neu ent-



stehenden Gedichten das Gefühl rein ausströmen und das Bild der Situation oder des Vorganges ohne jede Absicht eines sinnreichen Eindruckes wie im Volksliede nur um seiner selbst willen sich einstellen.

Doch damit dies geschehen konnte, mußte erst das Erlebnis eintreten, das die Lust zu neuen Liedern in ihm weckte, mußte eine quellenreine, naturfrische Liebe sein innerstes Herz aufregen, mußte das verkörperte Volkslied in Gestalt eines holdseligen Landmädchens seinem entzückten Auge begegnen. Dieses Mädchen war Friederike, die jüngste Tochter des evangelischen Landpfarrers Johann Jakob Brion in Sessenheim bei Drusenheim, etwa sechs Stunden von Straßburg.

Goethe hatte von seinem Freund Weyland, der mit der Frau Pfarrerin verwandt war, die Gastfreiheit und Anmut der ländlichen Familie oft rühmen hören und war neugierig geworden, sie kennen zu lernen. Mit Freuden nahm er daher Weylands Vorschlag an, ihn zu einem Besuch im Pfarrhaus zu begleiten. Gegen die Mitte Oktobers 1770 ritten die Freunde zusammen nach Sessenheim hinaus. Goethe, nach seiner Lust, an neue Menschen und Zustände ungehemmt durch eigene äußere Verhältnisse und darum inkognito heranzutreten, wollte als ärmlicher Kandidat der Theologie eingeführt werden und hatte sich demgemäß in Kleidung, Haartracht und Haltung wunderlich zugestutzt. Aber als er nach und nach die ganze Familie, Vater, Mutter und zwei Töchter, zu denen später sich auch noch ein Sohn gesellte, in ihrer unbefangenen herzlichen Vertraulichkeit kennen lernte, fing er an, sich seiner Rolle zu schämen. Den Hauptanteil daran hatte der tiefe Eindruck, den die neun-

zehnjährige Friederike sogleich bei ihrem ersten Eintritt auf ihn machte. Das zierliche rehschlanke Mädchen mit den schweren blonden Zöpfen und den hellen blauen Augen in seiner weißen elsässischen Nationaltracht, nahm durch die Lieblichkeit der Erscheinung sogleich sein Auge und, wie es zu Haus beim Abendessen und draußen beim Spaziergang im Mondschein sich seinem natürlichen, heiter klaren Wesen überließ, durch innere Anmut auch sein ganzes Herz gefangen. Er sah in eine jungfräuliche Seele von rührendster Unschuld, heiterster Reinheit und erquickendstem Vertrauen. Der Duft der ursprünglichen Natur selbst wehte ihn aus diesem holdseligen Menschenkinde an.

Und solcher natürlicher Zauber ward noch erhöht durch einen intimen litterarischen Reiz. Herder hatte den jungen Leuten, die ihm auf seiner Krankenstube Gesellschaft leisteten, Oliver Goldsmiths idyllischen Roman „Der Landpriester von Wakefield“ in einer Übersetzung vorgelesen und sein Entzücken über das Meisterwerk scheinbar kunstloser Erzählungskunst und feiner Menschenschilderung auch seinen Zuhörern eingeflößt. Nun wurde Goethe von der auffallenden Ähnlichkeit der ländlichen Pfarrerfamilie zu Sessenheim mit den Gestalten jener Dichtung betroffen. Wie er nach dem Besuch der Dresdener Galerie die Natur durch die Augen niederländischer Maler als Bild angesehen hatte, so sah er jetzt diese einfachen Menschen durch die Augen des englischen Dichters als poetische Schöpfungen an und erlebte ein doppeltes Idyll, in der Wirklichkeit und in der Phantasie. Man muß die Schilderung lesen, die der Greis nach vierzig Jahren in „Dichtung und Wahrheit“ von dieser Begegnung und dem ganzen Besuch entwirft, um nachzufühlen, mit welcher elementaren Macht das liebreizende Geschöpf den stürmisch empfindenden Jüngling an sich zog.

Am andern Morgen konnte er sich nicht überwinden, in dem entstellenden Anzug, in dem er gekommen, wieder vor das liebliche Mädchen zu treten, dem zu gefallen er jetzt den Antrieb fühlte. Schnell entschlossen ritt er nach dem nahen Drusenheim zurück, tauschte dort im Gasthof des bäuerlichen Wirtssohns Sonntagsanzug ein und kehrte in der neuen schmucken Verkleidung nach Sessenheim zurück. Im Pfarrhof, wo er von allen Insassen der Reihe nach beim ersten Anblick verkannt wurde, erregte der Scherz allgemeine Heiterkeit. Friederiken bat der übermütige Jüngling wegen der Art, in der er sich gestern eingeführt, um Verzeihung, und da es ihm zugleich unmöglich war, sein überquellendes Gefühl zu verhehlen, sah er zu seiner innigen Freude, wenn auch unausgesprochen, seine rasch erwachsene Neigung von ihr erwidert.

In unbefangener heiterer Geselligkeit gingen die Stunden hin. Am Nachmittag erzählte Goethe, dessen wahre Verhältnisse inzwischen der Pfarrerfamilie mitgeteilt waren, auf Weylands Vorschlag in der Laube der junger Gesellschaft ein Märchen, das später unter dem Titel „Die neue Melusine“

in „Wilhelm Meisters Wanderjahre" übergegangen ist. Dann nahm er mit Freund Weyland Abschied von den ihm so rasch lieb gewordenen Menschen und begab sich noch an demselben Abend, das Herz voll glücklicher Hoffnung auf eine baldige Wiederkehr, nach Straßburg an seine Geschäfte zurück.

Wie nun alle zärtlichen Empfindungen seines Herzens durch den neuen Trieb wieder zum Leben erwachten, das zeigt die kurze Andeutung, die er gleich nach seiner Rückkehr (am 14. Oktober 1770) in einem Briefe an eine Freundin (Mamsell F.) macht: „Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzo so unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu schreiben und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen.

Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe.

Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seiner Freunde vergessen kann, wenn's einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedaurende Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig."

An Friederike selbst schreibt er am 15. Oktober den ersten Brief (leider der einzige, der erhalten geblieben ist), dessen Ton über den reinen Einklang der beiden jungen Herzen keinen Zweifel läßt:

„Liebe neue Freundin!

Ich zweifle nicht Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge, im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihren, und für unsere Herzen wollt ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein Bischen günstig sein?

Liebe, liebe Freundin!

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein anderes; so viel merk ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein mögte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that; und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen; die Nacht brach herein und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unsrer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.

Unterdessen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag nichts sagen, entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

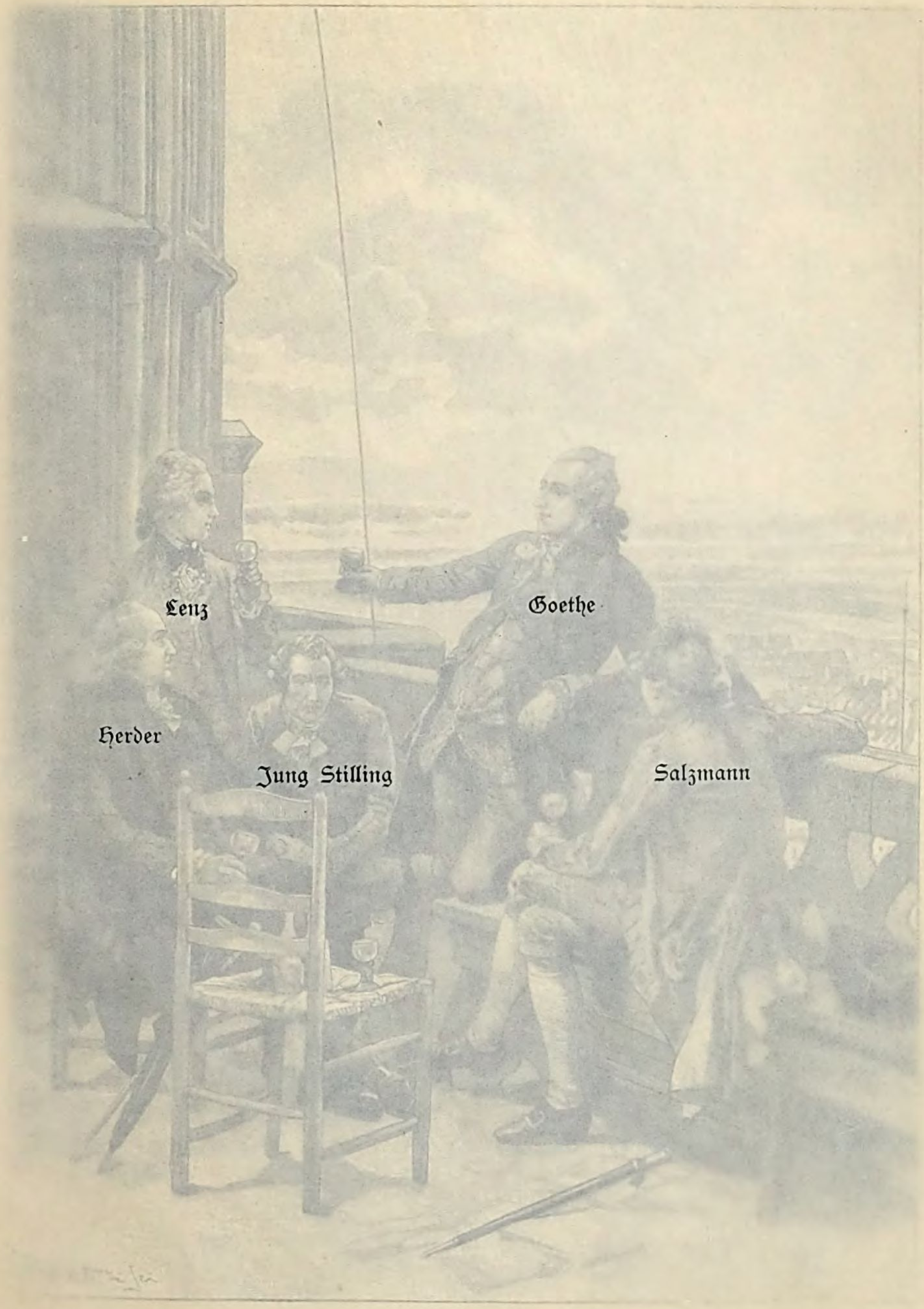
Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Weg unsre Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie balde wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu sehen. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arzenei da, und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst; sei ruhig liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nun hier, und sehen Sie, daß Sie unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzt. Zwar hoff ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unsrer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird; wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe."



Auf dem Straßburger Münster.

Die Unruhe [illegible] Rückreise können Sie sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that; und wenn Sie beobachteten, wie [illegible] Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen [illegible], meine zurück, und so ist natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch [illegible] werden konnte.

Zu Ende der [illegible] machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den [illegible]; die Nacht brach herein und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich [illegible] erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unsrer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.

Unterdessen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle [illegible]. Und noch? — O, ich mag nichts sagen, entweder Sie können's [illegible], oder Sie glauben's nicht.

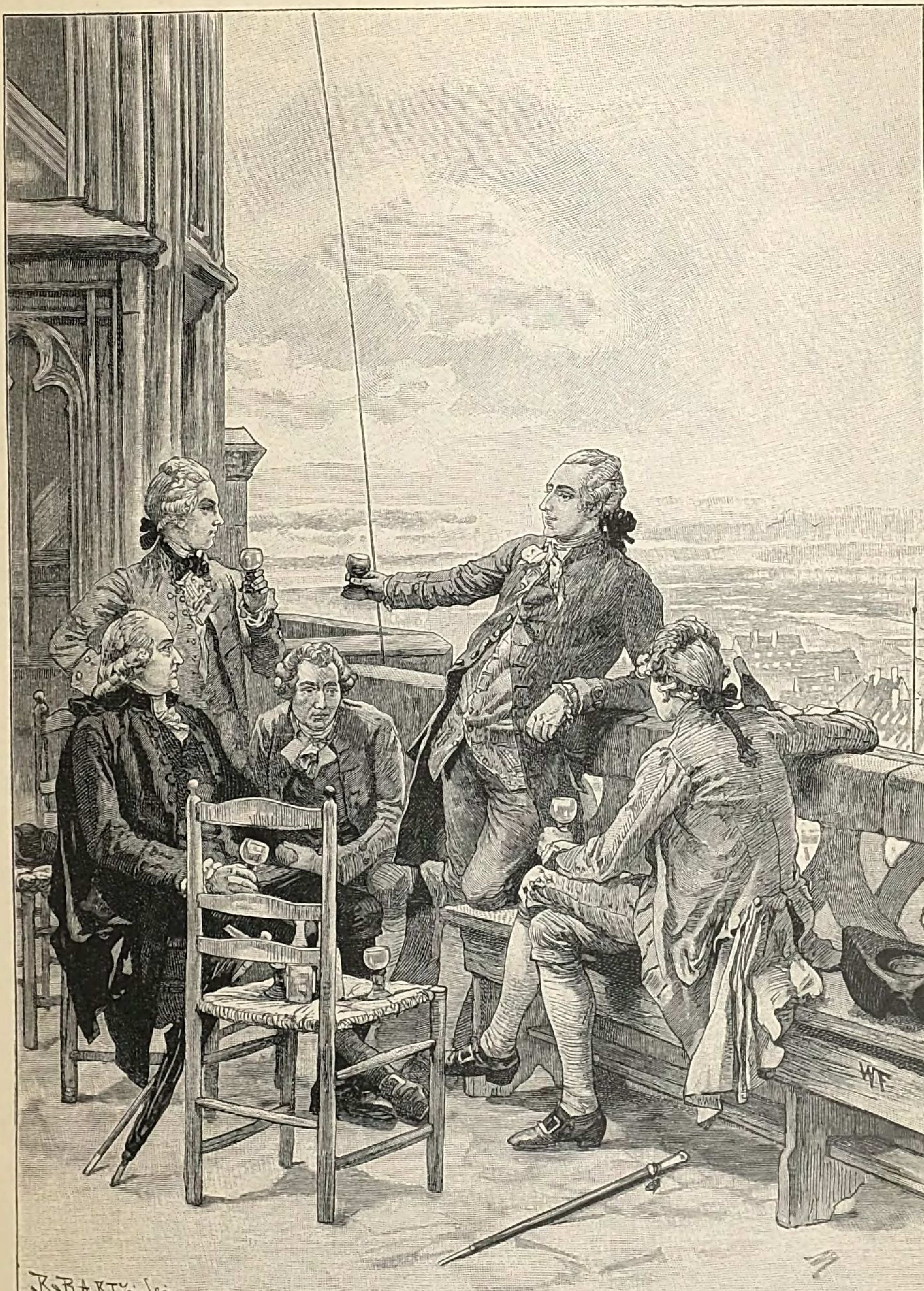
[illegible] den [illegible] Gedanke, den wir hatten, der [illegible] gewesen war, endigte sich in ein [illegible].

[illegible] Hoffnung, wieder zu sehen. [illegible] wenn uns ein bischen was [illegible] und sagen: Liebes Herzchen, [illegible] von deinen Leuten, [illegible] dann geben wir ihm inzwischen [illegible] und dann ist es geschickt und still wie [illegible] statt des Apfels gibt, wovon [illegible].

[illegible] daß Sie unrecht hatten! [illegible] auf Ihre süße Landfreuden [illegible].

[illegible] leer vorgekommen als [illegible] wenn die Zeit das Andenken [illegible] ein wenig ausgelöscht haben [illegible] wie gut, wie angenehm [illegible] vergessen können oder wollen? [illegible] und oft an Sie schreiben.

Und [illegible] Empfehlungen Ihren theuern Eltern [illegible] — was ich Ihnen gern wieder gäbe."



Auf dem Straßburger Münster.

Der so traulich begonnene Briefwechsel ward eifrig gepflegt, und die beständig wiederholte Erinnerung des Erlebten war einer fleißigen Fortsetzung der Studien nicht günstig; dafür regte sich der Trieb der Dichtung mit neuem, freudigem Drang.

Vor Herder verbarg der liebende Jüngling seine Herzenserfahrung, aber wenn er, wie häufig geschah, sich mit den Genossen auf dem hohen Altan



Friederike Brion.

des Münsters traf, um von dort mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen, so suchte sein Auge, über die Landschaft schweifend, die Stelle, wo er das liebste Plätzchen wußte und wohin ihn die Sehnsucht des Wiedersehens mit beständig wachsenden Kräften zog.

Schon der Beginn der nächsten Ferien sah ihn auf dem Wege nach Sessenheim, wo ihn, als er am Abend eintraf, Friederike mit der bestimmten Ahnung seines Kommens erwartete. Zwischen den beiden jungen Leuten entwickelte sich das herzlich vertrauliche Verhältnis wie etwas Selbstverständliches.

Auch die Eltern und Geschwister, auch die ältern und jüngern Leute, die aus der Nachbarschaft am Sonntag zu heiterer Geselligkeit eintrafen, schienen es so zu betrachten. Und sie selber dachten nicht an die Zukunft, sie fühlten nur ihr gegenwärtiges Glück und lebten auf Spaziergängen und im Gespräch, beim Tanz und beim Pfänderspiel, obwohl sie sich ganz der Gesellschaft hinzugeben schienen, doch nur füreinander.

Häufiger folgten sich die Besuche, und mit jedem neuen Aufenthalt ward die gegenseitige Neigung inniger. Von keiner Seite wurde ein entscheidendes Wort ausgesprochen, aber es war nicht anders, als sollte das Paar für immer zusammengehören.

Für das reine Glücksgefühl dieses Zustandes legen außer dem Bericht in „Dichtung und Wahrheit" einige aus dieser Zeit erhaltene Lieder das beredteste Zeugnis ab. Sie schließen sich eng an die Situationen und geben die Empfindung des liebenden Dichters in den schlichtesten Worten, mag er ungeduldig sein noch schlafendes Mädchen zum Morgenspaziergang erwarten, oder in einem ängstlichen Traum mit Geistern um sie streiten, mag er sein baldiges Kommen ankündigen, oder den Schmerz des Scheidens klagen, mag er ihr zum Angedenken ein blumiges Band schicken oder den Baum segnen, in dessen Rinde sein Name bei dem ihren steht. Wie rührend einfach spricht sich seine Freude aus, als er nach dem ersten Kuß beim Pfänderspiel sich ihrer Liebe sicher weiß:

„Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch Morgen seyn wie Heute,
Und lehr' mich ihrer würdig seyn."

Die herrlichsten beiden Früchte jener goldenen Tage sind in die Sammlung der Gedichte aufgenommen als „Willkommen und Abschied" und als „Mailied." In dem ersten: welcher ungestüme Drang der Erwartung, welche tiefatmende Stimmung der nächtlichen Natur, welche Innigkeit im Wiedersehen, welche Gepreßtheit im Scheiden und welche Dankbarkeit im Bewußtsein der gegenseitigen Liebe. Und das zweite: kaum mehr als ein artikulierter Ausruf des Entzückens, ein einziger, harmonisch gegliederter Naturlaut der süßesten Empfindung, mit nichts vergleichbar als dem schluchzenden Wonneschlag der Nachtigall. Liebe und Frühling, sein Mädchen und die Natur sind dem Glücklichen in ein einziges köstliches Lebensgefühl verschmolzen.

Dazwischen hielt Goethe in Straßburg den engsten Verkehr mit Herder fest, der immer mißlauniger geworden war, da die Heilung seines Augenübels als unausführbar hatte aufgegeben werden müssen; auch blieb er mit ihm in Briefwechsel, als jener im Anfang April 1771 Straßburg verließ.

Ein Besuch, zu welchem kurz darauf Friederike mit Mutter und Schwester bei Verwandten in der Stadt eintraf, gab ihrem Freunde Gelegenheit, sie nun auch in einer andern Umgebung zu sehen. Sie wußte sich trotz ihrer Nationaltracht in die städtischen Formen mit freier Unbefangenheit und besser als ihre Schwester zu schicken, aber der in solcher Gesellschaft unvermeidliche Zwang gab ihrem Verkehr doch manchen unbehaglichen Moment. Desto glücklicher war Wolfgang, als er zu Pfingsten sein Mädchen wieder in den geliebten ländlichen Fluren aufsuchen durfte. Indessen, selber vom Husten geplagt, traf er auch die Geliebte leidend an. Daß ihre Brust schwach war und der Schonung bedurfte, war ihm schon immer gesagt worden, ohne daß er es ihrem muntern, unangestrengten Wesen hätte anmerken können. Jetzt schien es ihre Krankheit zu bestätigen. Sein Aufenthalt in Sessenheim verlängerte sich dadurch bis zu vier Wochen, diesmal nicht mehr mit demselben reinen Glücksgefühl. Zeit und Umstände drängten ihn zur Bestimmung; zum erstenmal dachte er an ihre und seine Zukunft. Es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er, wenn auch unausgesprochen, durch sein Benehmen eine Erwartung hervorgerufen hatte, die zu erfüllen unmöglich sein würde, wollte er sich nicht völlig von seiner Familie trennen und mit seiner eigenen geistigen Entwickelung zugleich auch das künftige Wohl der Geliebten einer sicheren Gefahr aussetzen. Seine gedrückte Stimmung zeigt sich deutlich in den vier Briefen, die er während dieser Zeit (Juni 1771) an seinen Freund Salzmann nach Straßburg schrieb. In dem zweiten heißt es:

„Nun wär es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbaar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lang nicht gesehen habe.

Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freud, und fühle daß man um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksaal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden."

Und in dem dritten: „Unserm Herrn Gott zu Ehren geh ich diesmal nicht aus der Stelle; und weil ich Sie so lang nicht sehen werde, denk ich, ist es gut wenn du schreibst wie dir's geht. Nun gehts freilich so ziemlich gut, der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell, die

Kleine fährt fort traurig krank zu seyn, und das giebt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens, und leider nicht recti, die mit mir herum geht."

Das Bewußtsein, nicht recht gethan zu haben, vergällt ihm jetzt die Freude an der Nähe der Geliebten. Und doch konnte er sich nicht entschließen, nach der Stadt zurückzukehren. Er beschäftigte sich draußen, so gut er konnte. Er studierte den Homer, den er bald ohne Hilfsmittel griechisch verstehen konnte, übersetzte Stücke aus dem Ossian und las aus beiden Dichtern und wohl auch aus Shakespeare den Mädchen vor.

Endlich, nachdem Friederike wiederhergestellt war und auch sein eigener Gesundheitszustand einen noch längern Aufenthalt auf dem Lande nicht mehr rechtfertigen konnte, riß er sich blutenden Herzens los. Er hatte den Mut gefunden, dem Gedanken an eine Verbindung mit dem geliebten Mädchen zu entsagen, aber er hatte doch nicht die Kraft, so lange er noch in ihrer Nähe weilte, auch auf jeden Verkehr mit ihr gänzlich zu verzichten. Je weniger er sie nun sah, um so lebhafter wurde doch der Briefwechsel unterhalten, und Friederikens immer sich gleich bleibende Anmut im Aussprechen ihrer Gefühle war nicht dazu angethan, seine fortglühende Zuneigung zu dämpfen. Unter so bedrängten Herzensverhältnissen kam es ihm zu statten, daß er ernstliche Anstalten treffen mußte, den eigentlichen Zweck seines Straßburger Aufenthalts, die Promotion, zu stande zu bringen. Die dazu bestimmte Dissertation ward endlich vollendt. Goethe behandelte darin das Grundverhältnis zwischen Staat und Kirche und trat mit protestantischer Kühnheit dafür ein, „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften". Der Vater, dem zuliebe er eigentlich die Arbeit nur geschrieben hatte, war damit wohl zufrieden, die Fakultät dagegen hielt es für bedenklich, eine Abhandlung solchen Inhalts als akademische Dissertation veröffentlichen zu lassen, und stellte dem jungen Manne frei, statt dessen lieber über eine Anzahl einzelner Sätze zu disputieren. Goethe ging auf diesen Ausweg mit Vergnügen ein und wählte mit seinem Repetenten 56 Thesen aus, den größten Teil aus dem Privatrecht, einige wenige aus dem öffentlichen Recht, worunter folgende Nummern durch eine gewisse individuellere Färbung bemerkenswert erscheinen:

1. Jus naturae est, quod natura omnia animalia docuit. (Naturrecht ist, was die Natur alle lebenden Wesen gelehrt hat.)

46. Salus reipublicae suprema lex esto. (Das Staatswohl soll als oberstes Gesetz gelten.)

53. Poenae capitales non abrogandae. (Die Todesstrafe darf nicht abgeschafft werden.)

55. An foemina partum recenter editum trucidans capite plectenda sit? quaestio est inter Doctores controversa. (Ob eine Kindesmörderin die Todesstrafe verdient, ist unter den Rechtslehrern streitig.)

Der letzte Satz ist um so interessanter, als dasselbe Thema bald auch dichterische Bedeutung gewann. Nicht bloß Goethe selbst im Schicksal seines „Gretchen", sondern auch sein Straßburger Studiengenosse Heinrich Leopold Wagner in einem besondern Trauerspiel „Die Kindermörderin" und endlich dann Schiller in seinem Gedicht „Die Kindesmörderin" haben es mit besonderer Vorliebe behandelt.

Am 6. Oktober 1771 ging die Disputation über diese Thesen mit Lustigkeit vor sich; Opponenten waren die Tischgenossen, unter denen sich namentlich Lerse durch streitbaren Eifer auszeichnete. Es folgte der Ordnung gemäß Goethes Promotion zwar nicht zum Doktor, aber zum Licentiaten der Rechte, und den Tag beschloß der herkömmliche Festschmaus.

An diesem mag wohl auch ein neuer dichterischer Genosse, der Livländer Jakob Michael Reinhold Lenz, teilgenommen haben, der in der letzten Zeit an Goethe herangetreten war, aber statt ihn, wie er wünschte, zu beeinflussen, sich selbst von dessen höherm Genius in verhängnisvoller Weise beeinflussen ließ.

Lenz, anderthalb Jahr jünger als Goethe, war als Gesellschafter zweier junger kurländischer Edelleute nach Straßburg gekommen und durch Salzmann mit Goethe bekannt geworden. Von ähnlichen Gesinnungen wie dieser erfüllt, suchte er es ihm in der Dichtung gleich zu thun und zeigte auch in der That in Empfindung und Ausdruck eine gewisse Congenialität mit ihm. Aber wie schon sein Äußeres sich von den kräftigen, bedeutenden und freien Zügen Goethes durch Kleinheit und abgestumpfte Zierlichkeit unterschied, so war auch sein inneres Wesen weichlicher, verschwommener, ausschweifend wunderlich und zu Übertreibungen geneigt. Was beide Jünglinge bald zu inniger Gemeinschaft verband, war die unbedingte Verehrung des großen Vorbildes Shakespeare, in die auch Lerse und Jung nebst einigen andern jungen Leuten hineingezogen wurden. Aber auch hier fühlte sich Lenz mehr durch einzelne Seltsamkeiten der Phantasie und des Ausdrucks angezogen, wo Goethe den innersten Zug des Ganzen empfand, folgerte Lenz die Unbrauchbarkeit aller dramatischen Gesetze, während Goethe nur die vernünftige Befreiung von drückenden Fesseln begrüßte. Ihm war es nicht genug, die sogenannten drei Einheiten des Orts, der Zeit und der Handlung loszuwerden, welche die Franzosen sich aus dem Aristoteles zurecht gemacht hatten, er erklärte in seinen „Anmerkungen über's Theater", die er drei Jahre später nebst einer schon damals begonnenen Übersetzung von Shakespeares „Love's labours lost" herausgab, „daß es bei der echten Tragödie Shakespeares überhaupt gar nicht auf Handlung, sondern nur auf Charaktere abgesehen sei."

Goethes Hingebung an den Genius des großen Briten hatte einen tiefern Grund. Ihm hing sie mit dem innersten Princip aller wahren Dichtung zusammen, das auch seiner eigenen Seele Triebkraft war: Natur und Wahrheit.

Wie er sein Glaubensbekenntnis für die bildende Kunst in einem Dithyrambus über das Straßburger Münster entwickelt hat, so thut er dasselbe für die dramatische Kunst in einer begeisterten Rede „Zum Schäkespears Tag", die er kurz nach seiner Heimkehr für den 14. Oktober 1771 in Frankfurt niederschrieb. Es ist hier wie dort derselbe Ton der Empfindung, derselbe Gang der Gedanken, wenn es heißt:

„Wir ehren heute das Andenken des größten Wandrers und thun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.

Erwarten Sie nicht, das ich viel und ordentlich schreibe, Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid, und noch zur Zeit habe ich wenig über Schäkespearen gedacht; geahndet, empfunden wenns hoch kam, ist das höchste wohin ich's habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein blindgebohrner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernt ich sehen, und, dank sey meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhafft was ich gewonnen habe.

Ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäsigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäsig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskrafft. Ich sprang in die freye Lufft, und fühlte erst daß ich Hände und Füsse hatte. Und jetzo da ich sahe, wieviel Unrecht mir die Herrn der Regeln in ihrem Loch angethan haben, wie viel freye Seelen noch drinne sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte, und nicht täglich suchte ihre Türne zusammen zu schlagen.

Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war, nach innrer und äuserer Beschaffenheit, so, daß eher ein Marquis den Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneillen dem Sophokles zu folgen möglich wär.

Erst Intermezzo des Gottesdiensts, dann feyerlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter, dem Volck, mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze grose Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz, und gros.

Und in was für Seelen!

Griechischen! Ich kann mich nicht erklären was das heisst, aber ich fühls, und berufe mich der Kürze halben auf Homer und Sophokles und Theokrit, die habens mich fühlen gelehrt.

Nun sag ich geschwind hinten drein: Französgen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu gros und zu schwer.

Drum sind auch alle Französche Trauerspiele Parodien von sich selbst.

Wie das so regelmäßig zugeht, und dass sie einander ähnlich sind wie Schue, und auch langweilig mit unter, besonders in genere im vierten Akt, das wissen die Herren leider aus der Erfahrung und ich sage nichts davon.

Wer eigentlich zuerst drauf gekommen ist die Haupt und Staatsaktionen auf's Theater zu bringen, weiss ich nicht, es giebt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shäkespearen die Ehre der Erfindung gehört, zweifl' ich; genung, er brachte diese Art auf den Grad, der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinauf reichen, und also schwer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen, oder gar übersteigen.

Shäkespear, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgend leben als mit dir, wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärst, lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben, denn ich binn in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist als er mir von Herzen geht.

Shäckespears Theater ist ein schöner Raritäten Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaaren Faden der Zeit vorbeywallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke, drehen sich alle um den geheimen Punckt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unsres Ich's, die prätendirte Freyheit unsres Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstösst. Unser verdorbner Geschmack aber, umnebelt dergestalt unsere Augen, dass wir fast eine neue Schöpfung nötig haben, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln. Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland haben sich bey dieser Gelegenheit, wie bey mehreren wenig Ehre gemacht. Voltaire der von jeher Profession machte, alle Majestäten zu lästern, hat sich auch hier als ein ächter Tersit bewiesen. Wäre ich Ulysses; er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren.

Die meisten von diesen Herren stosen auch besonders an seinen Caracteren an.

Und ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Shäckespears Menschen.

Da hab ich sie alle überm Hals.

Lasst mir Lufft daß ich reden kann!

Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in Colossalischer Grösse; darinn liegts daß wir unsre Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschafft.

Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urteilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen. Ich schäme mich offt vor Schäckespearen, denn es kommt manchmal vor, dass ich beym ersten Blick denke, das hätt ich anders gemacht! Hinten drein erkenn ich daß ich ein armer Sünder binn, dass aus Schäkespearen die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romanengrillen aufgetrieben.

Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe.

Das was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Schäkespearen, das was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz, und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen, und Lapland einfrieren muß, daß es einen gemäsigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bey jeder fremden Heuschrecke die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

Auf, meine Herren! trompeten Sie mir alle edlen Seelen, aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken, in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschafften im Herzen und kein Marck in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind um tähtig zu seyn, ihr Schatten Leben zwischen Myrten und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Ebensowenig wie in der Schrift „Von deutscher Baukunst" verleugnet Goethe hier das Ideal der Schönheit, welches ihm nach wie vor in der „reinen Einfalt der Vollkommenheit" besteht. Aber diese Vollkommenheit der Kunst, welche sich bei den Griechen aus ihren eigentümlichen Verhältnissen heraus entwickelt hatte, konnte nicht durch bloße Nachahmung der äußern Form erreicht werden. Auch hier galt es erst zur charakteristischen Kunst zurückzukehren, deren Inhalt Natur, deren Ausdruck Wahrheit, deren Form Kraft und Freiheit sein sollte.

Das Münster, Shakespeare und das Volkslied heißen die drei großen Erfahrungen, durch welche Goethe in Straßburg sich selbst, das innerste Wesen seiner dichterischen Eigentümlichkeit gefunden hat, und es hat eine doppelte symbolische Bedeutung, daß ein echtes Volkslied, das er auf seinen Wanderungen im Elsaß aufgehascht, kaum im Schluß ein wenig umgeändert,

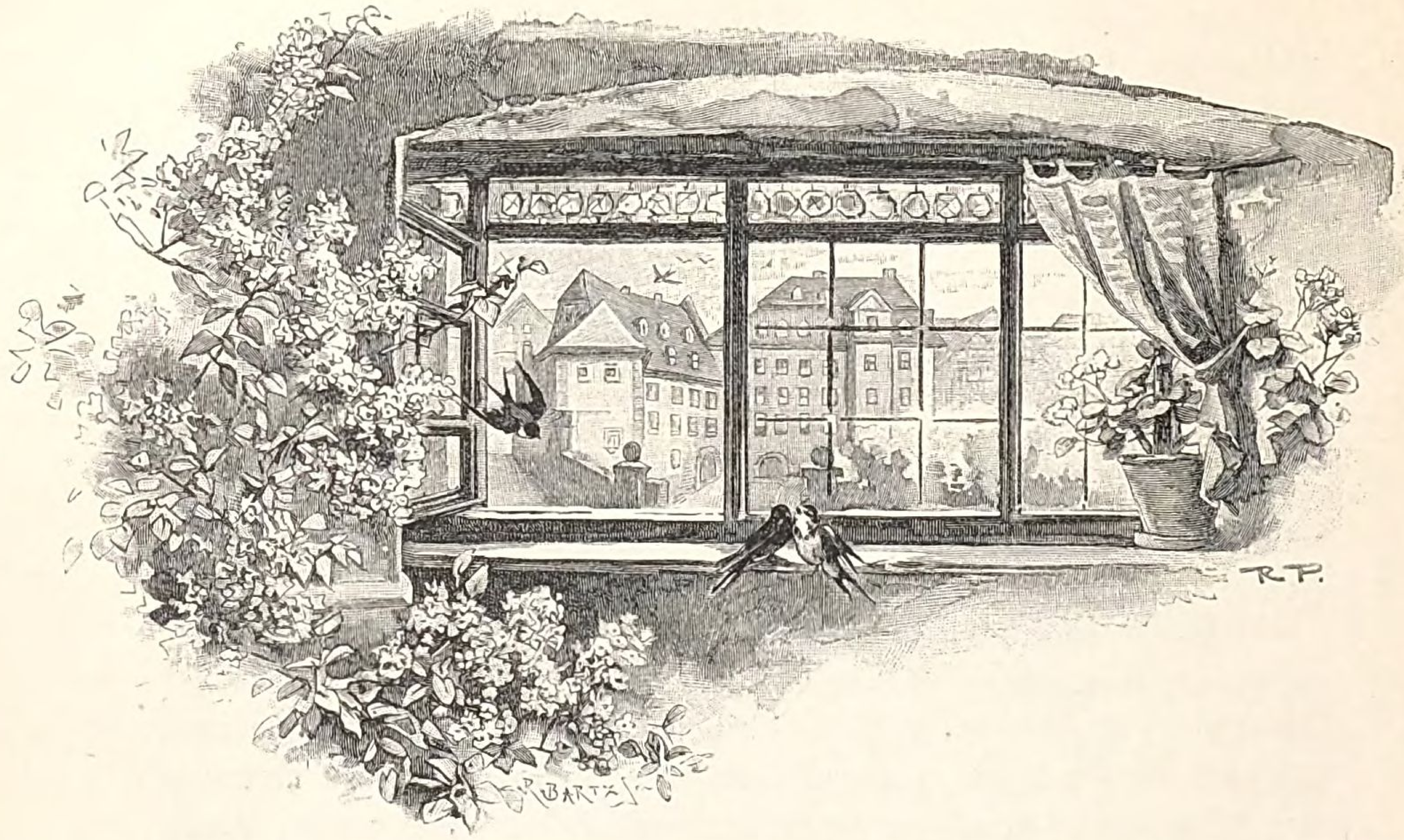
zu den Gedichten gehört, welche er Friederiken in Sessenheim zueignete: „Das Heidenröslein."

Bevor Goethe Straßburg für immer verließ, drängte ihn sein Herz, Friederiken noch einmal zu sehen. Übel war ihm zu Mut, als er von ihr Abschied nahm. Keiner Erklärung bedurfte es zwischen ihnen. Aber als er ihr die Hand noch vom Pferde reichte und ihr die Thränen in den Augen standen, ob er da nicht daran denken mochte, daß sie selbst das Heidenröslein war und er der wilde Knabe, der ihr Lebensglück gebrochen? Ohne Voraussetzung, wie im Volkslied, spann sich diese Liebe an, ohne Schluß klingt sie wehmütig aus.

Den unerträglichen Schmerz der Trennung milderte dem einsam Zurückreitenden eine heimliche Hoffnung späterer Wiederkehr, die ihm ein wacher Traum als Bild vor das geistige Auge stellte.

In der letzten Woche des August 1771 reiste Goethe von Straßburg ab, die Brust von hohen Anschauungen und Entwürfen voll.

Ehe er jedoch daran ging, das dichterische Princip, das er nun gewonnen, daheim in seinem ersten größern Werke zu verwerten, sollte ihm unterwegs noch einmal das letzte Ziel der Kunst in sichtbarer Gestalt entgegentreten, gleichsam als Mahnung, daß der Standpunkt, auf dem er sich gegenwärtig befand, nur erst eine Stufe der Entwickelung sei. Er besuchte den Antikensaal in Mannheim und sah dort in ungestörter Weise zum erstenmal die große Versammlung der herrlichsten Statuen des Altertums: den Apoll von Belvedere, den Laokoon mit seinen Söhnen, die Gruppe von Kastor und Pollux. Der Eindruck war mächtig, und er fühlte, daß jedes einzelne dieser dem Ideal schöner Vollkommenheit entsprechenden Kunstwerke auch natürlich und in sich selbst bedeutend sei. Ja der bloße Anblick eines korinthischen Säulenkapitells aus der Rotunde des römischen Pantheons mit seinen ungeheueren der lebendigen Natur nachgefühlten Akanthusblättern hätte ihn beinahe an seiner „deutschen Baukunst" irre gemacht. Aber noch konnte er über diese höchste Art der Wirkung nicht zur Klarheit kommen, die erst zu ihrer Zeit in ihm fruchtbar werden sollte; noch gärte in ihm nur der Trieb der Jugend, Kraft und Natur und rang von innen heraus zu unmittelbarem charakteristischem Ausdruck; noch galt von ihm selbst nur, was er im „Götz von Berlichingen" bald seinem „Franz" in den Mund legte: „So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz!"



IV.

Am Vorabend seines zweiundzwanzigjährigen Geburtstags traf der Licentiat der Rechte nach Abschluß seiner zweiten akademischen Lehrzeit im Elternhause wieder ein, diesmal freudig willkommen geheißen nicht blos von Mutter und Schwester, sondern auch vom Vater, dessen Wunsch er endlich erfüllt hatte.

Auch er selbst war jetzt ein anderer, als da er aus Leipzig wiederkehrte: gesund an Leib und Seele, wenn auch innerlich noch ein wenig zu scharf gespannt, fertig nicht blos mit seinem juristischen, sondern in gewissem Sinne auch mit seinem dichterischen Studium, nicht mehr tastend, anlehnend, nachahmend, sondern mit klarer Absicht, selbstvertrauend, seiner Eigenart sicher.

Seinen Geburtstag bezeichnete er, wie schon früher, so auch diesmal durch einen bedeutsamen Schritt auf seiner Lebensbahn. Er reichte an diesem Tage sein im herkömmlichen steifen Kurialstil vermutlich vom Vater verfaßtes, „gehorsamst geziemendes Bitten" um An- und Aufnahme „in den numerum dahiesiger Advocatorum ordinariorum" dem neuen Schultheiß ein; denn der frühere Schultheiß, sein Großvater Textor, war am 6. Februar

1771 gestorben, nachdem er bereits anderthalb Jahre vorher durch einen Schlaganfall auf längere Zeit die Sprache verloren und dann im Juni 1770 sein Amt niedergelegt hatte. Am 31. August erhielt der neue Rechtsanwalt die Gewährung des Gesuchs und legte am 3. September in die Hände des ältern Bürgermeisters, seines Freundes und Gönners von Olenschlager, den Amts- und Bürgereid ab. Zugleich ward ihm jedoch die Aussicht, in ein höheres Staatsamt zu gelangen, vorläufig verschlossen, da sein Oheim Johann Jost Textor in den Rat aufgenommen wurde, in welchem zwei Mitglieder derselben Familie nicht sitzen durften. Ihm selbst mag kaum etwas daran gelegen gewesen sein. Auch kümmerte er sich nicht besonders um die wenigen Prozesse, die ihm sein Oheim Textor und sein jetzt ebenfalls als Advokat in Frankfurt ansässiger Freund Georg Schlosser zuwiesen, sondern überließ ihre Bearbeitung dem Vater und einem geschickten Schreiber. Nur die eigentlichen, für das Gericht bestimmten Schriftsätze faßte er selber ab. Allgemein hieß er nun der „Doktor Goethe", obwohl er nur Licentiat war und die nachträgliche Erwerbung des Doktortitels, welche ihm gleich nach seiner Heimkehr von Straßburg aus angeboten war, ausdrücklich ablehnte, wie er es an Salzmann schreibt: „Der Pedell hat schon Antwort: Nein! Der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Cärimoniel weggerechnet, ist mirs vergangen Doktor zu seyn. Ich hab so satt am Lizentiren, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheins wegen meine Schuldigkeit thue, und in Teutschland haben beide Gradus gleichen Wehrt."

Er hatte eben noch ganz andere Dinge im Kopf und Herzen. Das Straßburger Wesen wirkte nach. Er liest seiner Schwester den Homer aus dem Stegreif deutsch vor, er übersetzt Stücke aus dem Ossian und schickt sie nebst zwölf aus dem Elsaß noch mitgebrachten Volksliedern an Herder; er kann Friederiken nicht vergessen, und ihre Antwort auf einen schriftlichen Abschied zerreißt ihm das Herz. Seine innere Unruhe beschwichtigt er wie früher durch Umherstreifen in der freien Natur, durch Andrängen an ihr geheimstes Leben. Er wird zum Wanderer, dichtet als „Wanderer", wird von andern so genannt und nennt sich selber so. Aber als größten Wanderer preist er Shakespeare, den Will of all Wills, in der Rede zu dessen Namenstagsfeier (14. Oktober), zu welcher auch Herder eine Abhandlung einschicken sollte.

Der Name „Wanderer" behält von da an für Goethe eine besondere, fast mystische Bedeutung. Das ganze irdische Leben ist ihm schon in dieser Rede nur ein Wandern, „eine Bereitung für den unendlichen Weg drüben", und fünfzig Jahre später entwickelt er in einer andern Rede („Wilhelm Meisters Wanderjahre" Buch III Kap. 9) den menschlich tiefen, weltumfassenden Sinn des Wortes.

Aber plötzlich wird der Wanderer auf eine Weile seßhaft. Eine Gärung, die er schon seit Straßburg in sich herumgetragen, klärt sich, und „Götz von Berlichingen" gewinnt Gestalt.

Am 28. November 1771 schreibt er darüber an Salzmann: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft, Sie wissen wie mich dergleichen in ein Cirkelgen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das seyn. Sie wissens lang, und koste was es wolle, ich stürze mich drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen worüber Homer und Schäkespear und alles vergessen worden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe, denn es ist traurig an einem Ort zu leben wo unsre ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, ist's wahr, fühlt sich meine Seele Essors die in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke die ich in mir selbst fühle auf ein Object würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp ich. Wenn's fertig ist sollen Sie's haben, und ich hoff Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edeln Vorfahr (die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen) im Leben darstelle. Dann weiß ich auch Sie lieben ihn auch ein bisgen weil ich ihn bringe."

Noch vor dem Ende des Jahres lag die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt" fertig vor ihm. Er hatte das Werk ohne Plan oder Entwurf angefangen. Gedrängt von seiner Schwester Cornelia, der er am Abend vorlas, was er am Morgen geschrieben, führte er es stracks in einem Zuge fort, ohne weder rückwärts, noch rechts oder links zu sehen. Er überließ sich ganz der Stimmung und seiner durch Shakespeare ausgeweiteten Einbildungskraft, von keinem andern Faden geleitet, als dem unentbehrlichsten ideellen Zusammenhang der aufeinander folgenden Vorgänge und dem eigenen wachsenden Interesse an den unter seiner Schöpferhand hervorgehenden Menschen. Dadurch erhielt die Arbeit den Charakter einer großartigen Improvisation. Das Princip, das darin waltete, war das lyrische des Volkslieds: reine Empfindung und ihr unmittelbarer Ausdruck. Dagegen kein dramatischer Zusammenschluß; keine künstlerische Einheit, weder des Orts und der Zeit, noch auch der Handlung, ja nicht einmal des Helden; denn das Interesse geht in der Mitte des Stücks

von „Götz" auf „Adelheid" über. Nur eine poetische Einheit erwuchs als Idee des natürlichen Rechts und der freien Persönlichkeit aus der Gegenüberstellung jener beiden kontrastierenden Charaktere mit den sie umgebenden Gruppen: auf der einen Seite ritterliche Männlichkeit, häuslicher Familiensinn und standhafte Freundes- und Dienertreue, auf der andern Seite verlockende Weiberfalschheit, Höflings- und Pfaffenränke, mörderischer Knechtsverrat. Jede Scene für sich aber stellte eine kleine abgeschlossene Einheit dar von prägnanter Stimmung, satter Farbe und atmendem Leben, in der Konzeption einer Romanze oder Ballade zu vergleichen, und so ergaben die siebenundfünfzig Verwandlungen, darunter manche von nur wenigen Zeilen, eine wohl abgestimmte Reihe mannigfach wechselnder ernster und heiterer, schauriger und zarter Wirkungen.

Zu einzelnen Gestalten des Stückes hatten Personen aus des Dichters nächster Umgebung als Vorbilder gedient. In der resoluten Hausfrau „Elisabeth" glaubte die Frau Rat ihr eigenes Wesen zu finden, und der wackere „Lerse" spiegelt selbst im Namen den Straßburger Universitätsfreund wieder. Die Scenen aber, durch welche Goethe in dem ungetreuen Liebhaber „Weislingen" seine eigene Schuld gegen Friederike strafte und im „Bruder Martin" seiner Verehrung für Luther, den großen Befreier der Natur und des persönlichen Gewissens, ein Denkmal setzte, das sind die Adern, in welchen das eigene Lebensblut des Dichters unmittelbar in sein Werk hinüberfloß.

Inzwischen meldete sich nach so anhaltender geistiger Anstrengung auch wieder der Trieb körperlicher Bewegung und Kraftäußerung. Aber an die Stelle des Wanderns auf Flur und Landstraße, das der Winter ohnedies verhinderte, trat der rhythmische Lauf über die gefrorene Wasserfläche. Klopstocks Verherrlichungen des „Eiskothurns" in dem soeben erschienenen ersten Band seiner Oden hatten auch Goethe für die Freuden des Schlittschuhlaufens begeistert, und so schwebte er mit rasch erlernter Kunst tagelang, oft bis in die späte Nacht hinein, auch aus der winterlich umgebenden Natur erhöhtes Lebensgefühl saugend, über die glatte Bahn dahin.

Sein fertiges Stück schickte er an Herder mit den Begleitworten: „Das Resultat meiner hiesigen Einsiedelei kriegen Sie hier in einem Skizzo, das zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar einigermaßen ausgemalt, und doch weiter nichts als Skizzo ist. Keine Rechenschaft geb' ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch sag' ich meine jetzige Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehn, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtet' es wandelte an einen Platz, wo ichs nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele dran wendete, weil ich that, um Sie drüber zu fragen, und wußte, Ihr Urtheil

wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über diesem Stück Dich lehren, wie Oeser, es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend Du eine weite, weite Reise anzutreten, und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radicale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehn soll."

Goethe hatte richtig vermutet: das Urteil Herders, das erst nach einem halben Jahr eintraf, enthielt herben Tadel. Aber der Dichter erkannte dessen Berechtigung an; denn er antwortete ihm (Anfang Juli 1772): „Von ‚Berlichingen‘ ein Wort. Euer Brief war Trostschreiben; ich setzte ihn weiter schon herunter als Ihr. Die Definitio, ‚daß Euch Shakespeare ganz verdorben ꝛc.‘ erkannt' ich gleich in ihrer ganzen Stärke; genug, es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen." Und doch dachte Herder schon damals groß nicht blos von Goethes Talent, sondern auch von seinem dramatischen Erstlingswerk; denn in seiner Abhandlung über Shakespeare schrieb er zu derselben Zeit die schönen Worte: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich Shakespeare begreifen konnte und wo du, mein Freund, der du dich bei diesem Lesen erkennst und fühlst und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo du noch den süßen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unseren Ritterzeiten, in unserer Sprache unserm soweit abgearteten Volke herzustellen. Ich beneide dir den Traum und dein edles deutsches Wirken. Laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hängt."

Und Goethe ließ nicht nach. Er that, wie er vorhergesagt. Er legte das Manuskript bei Seite und schrieb das ganze Stück um. Konnte er es auch in der Anlage und im ganzen Gang der Entwickelung nicht mehr ändern, so konnte er es doch in einzelnen Teilen erneuern, das Überwuchernde wegschneiden, das Allzugräßliche mildern, das Sprunghafte motivieren, die Handlung vereinfachen, die Vorgänge dem Geschichtlichen annähern, die Sprache reinigen und den Ausdruck dem verschiedenen Stande der Personen charakteristisch anpassen. Hatte ihn früher der innere Trieb, dem er sich hingegeben, allzu sehr ins Weite geführt, so suchte er jetzt mit bewußtem Kunstverstand die Form, wo es möglich war, zusammenzuziehen und so, wenn auch nicht eine völlige Einheit, so doch eine engere Zusammengehörigkeit herzustellen. Diesem Bestreben mußte eine Reihe farbiger und wirksamer Scenen zum Opfer fallen; außer einer gräßlichen Mordscene der aufrührerischen Bauern namentlich solche, deren Mittelpunkt die übermäßig zur Geltung gekommene Gestalt Adelheids war: ihr sieghaftes Auftreten in einer schaurig nächtlichen

Zigeunerscene, ihre Bezauberung Sickingens, die zu breite Ausführung ihres Liebeshandels mit Franz, ihre Bestrafung durch den Boten des heimlichen Gerichts, der, im Begriff, sie zu töten, noch von ihrem Reiz bestrickt wird. Was das Stück so an Poesie der Leidenschaft verlor, gewann es an Gleichmaß der Form wie an nationalem und historischen Gehalt. War dem



Johann Heinrich Merck.

Dichter die „dramatisirte Geschichte“ nur ein „Skizzo“, so nannte er nun die im Jahre 1773 vollendete Umarbeitung: „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel.“ Indeß sollte auch dieses noch nicht als endgiltige Gestalt des Stückes, sondern nur als Unterlage zu neuen Verbesserungen gelten, wie denn in der That dreißig Jahre später für die Aufführung auf der Bühne zwei neue Bearbeitungen folgten. Das zweite Manuskript wäre ebenso wie die erste Fassung liegen geblieben, hätte nicht ein neuer, ebenso wohlwollender als scharf urteilender Freund zum Druck gedrängt.

Dieser Freund war Johann Heinrich Merck, Kriegszahlmeister in Darmstadt und von seiner Landesfürstin, der berühmten Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt wegen seines festen Charakters, seiner Weltkenntnis, Erfahrung und geschäftlichen Umsicht hoch geschätzt. Acht Jahre älter als Goethe, zeigte er sich als ein Mann von umfassender litterarischer Bildung und scharfem kritischem Geist, selbst poetisch dilettierend und das Talent anderer mit unbestechlicher Einsicht würdigend, von Natur offen und edel, aber durch häusliches Unglück und das Mißverhältnis seiner Stellung zu seinen ausgebreiteten Kenntnissen und Fähigkeiten gegen die Welt verbittert, Feind aller falschen Schwärmerei, aber mitunter auch aufrichtige Begeisterung grimmig verhöhnend, dabei ein zuverlässiger Freund, wenn er sich einmal innerlich angeschlossen, und gerade durch seine scharfe Verneinung, wie Mephistopheles, nur zu um so entschiedenerer Thätigkeit reizend.

Schon in Straßburg hatte Herder, der durch seine Braut zu Darmstadt den merkwürdigen Mann kennen gelernt, von ihm zu Goethe gesprochen. Im Winter 1771 kam Merck nach Frankfurt am Main, um wegen der Herausgabe einer neuen Zeischrift, deren Leitung er übernehmen sollte, der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", sich mit Georg Schlosser zu besprechen. Dieser vermittelte seine persönliche Bekanntschaft mit Goethe, welcher auch für das neue Unternehmen Beiträge liefern sollte. Die Männer fanden sogleich Gefallen an einander, und ihr gemeinschaftlicher Freund Herder erhielt von beiden Seiten darüber Nachricht. Goethe schrieb: „Vor einiger Zeit bracht' ich auch einen reichen Abend mit Mercken zu. Ich war so vergnügt, als ich sein kann, wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen". Und zu gleicher Zeit berichtete Herders Braut von Merck: „Er war vor einigen Tagen in Frankfurt und hat Bekanntschaft mit einem Ihrer Freunde, Goethe, gemacht, der ihm wegen seinem Enthusiasmus und Genie sehr gefallen."

Im Anfang März 1772, als mit dem Frühjahr der Wandertrieb sich wieder einstellte, machte Goethe mit Schlosser einen Besuch bei Merck in Darmstadt. Neue Besuche, die er allein wiederholte, knüpften sein freundschaftliches Verhältnis zu diesem enger und brachte ihn in Verbindung mit einem Kreis geistreich empfindsamer Männer und Frauen, die sich um Merck sammelten: der „Gemeinschaft der Heiligen", wie er sie nennt. Unter diesen empfand Karoline Flachsland die Liebenswürdigkeit des jungen Dichters so lebhaft, daß Herder die warmen Berichte seiner Braut über ihn mit einem Anflug von eifersüchtigem Spott erwiderte. Die jungen Leute waren häufig beisammen, im Hause oder auf Spaziergängen, empfindsam oder munter, sangen Lieder oder tanzten Menuett. Bald deklamierte Goethe eine von Herder übersetzte schottische Ballade, bald seine eigenen neuen Gedichte, oder las auch einige

Scenen aus seinem „Gottfried von Berlichingen“ vor, über die sich Merck sehr wohlwollend aussprach. Auf dem Lieblingsplatz der Gesellschaft im Bessunger Walde wählte er sich, wie die andern, einen eigenen Felsen aus und grub seinen Namen hinein. Auch feierte er Karolinen in einem schwärmerischen „Fels-Weihegesang (an Psyche)“, sowie ihre und Mercks empfindsame Freundinnen, die Hofdamen Luise von Ziegler und Fräulein von Roussillon in den Oden „Pilgers Morgenlied (an Lila)“ und „Elysium (an Uranien)“.

Die letzten beiden Damen hatte ihm Merck bei einem gemeinschaftlichen Besuche in Hamburg zugeführt. Durch ihn lernte er auch die Freundin Wielands kennen, Sophie von La Roche, deren Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ er, ohne den Namen der Verfasserin zu wissen, in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ bereits lobend besprochen hatte. Freilich sagte ihm ihr weltgewandter französischer Hofton bei diesem ersten persönlichen Zusammentreffen viel weniger zu als die Schönheit ihrer Tochter Maximiliane.

Alle diese Anknüpfungen und Verbindungen boten dem Geistes- und Gemütsleben des Dichters willkommene Nahrung, trugen aber wenig zur Förderung des Rechtsbeflissenen bei, die doch auch im Auge behalten werden sollte.

Auf den Wunsch seines Vaters begab sich daher Goethe im Mai 1772 nach Wetzlar, um als Praktikant den Geschäftsgang des Reichskammergerichts kennen zu lernen, dessen von Kaiser Maximilian I. herstammende Einrichtung ihm aus den Studien zu seinem „Götz“ bereits vertraut war, da es zu dem darin behandelten Fehdewesen und Landfrieden in enger Beziehung stand. Aber auch in Wetzlar lag ihm die ewig junge Natur und ihre unsterblichen Sänger Homer, Theokrit, Anakreon und Pindar mehr am Herzen als die erstarrten Formen eines altersschwachen Gerichtshofs.

Zur Aufdeckung und Beseitigung der an dieser unzulänglichen Behörde von langer Zeit her fortwuchernden Prozeßverschleppungen und Mißbräuche war schon seit mehreren Jahren eine von Kaiser Josef II. angeordnete Visitation thätig, welche eine gar beträchtliche Anzahl von Gesandten der verschiedenen deutschen Reichsstände nebst ihren Sekretären in Wetzlar zusammenführte. Während die amtlichen Würdenträger dem unerfreulichen Geschäft der Untersuchung oblagen, füllten die ihnen beigegebenen jungen Leute ihre reichliche Muße durch eine heitere, übermütige und phantastische Geselligkeit aus. Sie hatten unter dem Namen der „Tafelrunde“ einen geheimnisvoll inhaltlosen Ritterorden gegründet mit allen dazu gehörigen Würden, Ceremonien und Symbolen, die mit der ernsthaftesten Miene aufrecht erhalten wurden. Jedes Mitglied hatte seinen Ritternamen. Da gab es einen „Heermeister Fayel“ und einen „Kastellan von Coucy“, da war ein „Lubomirsky der Streitbare“, „St. Amand der Eigensinnige“, „Eustach der Vorsichtige“, ein

Ritter „Wunibald“, „Windsex“ und „Masuren“. Goethe selbst, von dem lebenslustigen Kreise freundlichst aufgenommen, erhielt den Ritternamen „Götz der Redliche“.

Unter den Mitgliedern der Tafelrunde waren manche, die sich mit schönwissenschaftlichen Studien und eigener Schriftstellerei beschäftigten, aber nur mit einem, dem gothaischen Gesandtschaftssekretär Friedrich Wilhelm Gotter, sprach Goethe sich über dichterische Ideen und Pläne aus. Gotter, mit ausländischer Litteratur, namentlich der französischen und englischen, sehr vertraut, ein gewandter Übersetzer, im übrigen aber mehr geschmackvoller Versemacher als empfindender Dichter, stand mit dem von Boie herausgegebenen „Göttinger Musenalmanach“ in Verbindung und bestimmte auch Goethe zu einigen Beiträgen, deren erster das Gedicht „Der Wanderer“ war. Dadurch kam Goethe auch mit dem Kreise jener Dichter in Berührung, die sich, wie die beiden Stolberg, Bürger, Voß, Hölty als „Hainbund“ in Göttingen im Namen Klopstocks zusammenfanden und in schwärmenden Deklamationen einen Unabhängigkeits- und Freiheitssinn betonten, welcher im „Götz“ bereits eine gegenständliche und greifbare Gestalt gewonnen hatte.

Mehr als alle diese Bekanntschaften seinem Geist, sollte eine andere seinem Herzen bedeutungsvoll werden, das aus ihr den Keim zu einer neuen epochemachenden Dichtung empfing.

Einige Wochen nach seiner Ankunft in Wetzlar, Anfang Juni, traf Goethe mit dem braunschweigischen Gesandtschaftssekretär Johann Christian Kestner aus Hannover zufällig zusammen. Kestner, ein durch Gesinnung und Kenntnisse, Genügsamkeit und Ordnung gleich ausgezeichneter Mann, genau acht Jahre älter als Goethe, dessen Geburtstag auch der seine war, berichtet mehrere Monate später darüber: „Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssekretär Gotter, beredete mich einst nach Garbenheim, einem Dorf, gewöhnlichem Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn im Grase unter einem Baum auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem Epicuräischen Philosophen (v. Goué, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsege) und einem Mitteldinge von beyden (Dr. Körnig) unterhielt und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherley, zum Theil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urtheilte ich aber nichts weiter von ihm, als: er ist kein unbeträchtlicher Mensch. Sie wissen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand schon, daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir doch noch nicht genug, ihn hochzuschätzen.

Ehe ich weiter gehe, muß ich eine Schilderung von ihm versuchen, da ich ihn nachher genau kennen gelernt habe.

Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frey, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bey Kindern, bey Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben.

Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äussert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige; stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu seyn, so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der Christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration.

Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre; aber doch noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften."

Bald sollte die Bekanntschaft der beiden Männer sich zu einer besondern Beziehung gestalten, die für sie hätte verhängnisvoll werden können, wenn nicht in ihnen der Adel ihrer Natur stärker gewesen wäre, als die selbstischen Empfindungen.

Kestner hatte sich bereits vier Jahre vorher mit einem Mädchen versprochen, an das ihn eine gegenseitige herzliche, klare und zuverlässige Neigung

band. Seine Braut war des Deutschordens-Amtmanns **Buff** zweite Tochter **Charlotte**, ein echtes deutsches Mädchen, blond mit blauen Augen, von zarter Gestalt und sanftem Reiz, heiter, verständig, häuslich, gefühlvoll, gesund an Leib und Seele, eine liebevolle, treue, in sich ruhende Natur. Von ihrem Verlöbnis mit Kestner hatte nur die Mutter gewußt, die vor einem Jahre gestorben. Nach deren Tode „erbte“ **Lotte**, obwohl noch eine ältere Schwester, Karoline, im Hause war, „gleich als hätte eine Familienwahl es entschieden, die mütterlichen Sorgen für zehn Kinder“ und erfüllte, erst neunzehn Jahre alt, die übernommenen Pflichten mit musterhafter Treue und Freudigkeit. Acht Tage nach Pfingsten führte sie ein ländliches Fest auf dem eine halbe Stunde von Wetzlar entfernten Jägerhause von Wolpertshausen mit Goethe zusammen, und dieser, der bisher sein verwaistes liebebedürftiges Herz vor jedem neuen Eindruck sorgsam gehütet hatte, fühlte sich von dem weichen Zauber ihres Wesens sofort mächtig angezogen.

Kestner selbst berichtet darüber: „Den 9. Juni 1772 fügte es sich, daß Goethe mit bey einem Ball auf dem Lande war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Ich konnte erst nachkommen und ritt dahin. Mein Mädchen fuhr also in einer andern Gesellschaft hin: der Dr. Goethe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen. Er hat sehr viele Kenntnisse, und die Natur, im physikalischen und moralischen Verstande genommen, zu seinem Haupt-Studium gemacht, und von beyden die wahre Schönheit studirt. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genüge geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, (ich rede hier nach dem gemeinen Sprachgebrauch und weiß wohl, daß die Schönheit eigentlich keine Regeln hat,) eine sehr vortheilhafte einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlings-Morgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er bemerkte bey ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frey war; ich kam ein paar Stunden später; und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegen einander zu äusern. Er war den Tag ausgelassen lustig, (dieses ist er manchmal, dagegen zur andern Zeit melancholisch,) Lottchen eroberte ihn ganz, um destomehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorher hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite kennen.“

Goethe wurde ein häufiger und gern gesehener Gast im „Deutschen Hause". Er fand in Lotten eine gleichgestimmte empfängliche Seele und gewann in ihrer Gegenwart die Freudigkeit des Gemüts wieder, die er seit Friederikens Verlust entbehren mußte. Bald konnte er keinen Tag mehr ohne ihren Umgang sein. Er spielte mit den jüngern Kindern und erzählte ihnen Geschichten, wenn Lotte ihren häuslichen Beschäftigungen oblag; er saß an



Charlotte Buff.

ihrer Seite und half Bohnen schneiden oder las ihr vor. Auf Wirtschaftsgängen durch die Äcker und Wiesen des Deutschordens-Gutes wie auf Spazierwegen und Landpartieen war er ihr unzertrennlicher Begleiter. Seine Empfindung für sie wuchs zu leidenschaftlicher Zärtlichkeit; jeder Tag ward ihm zum Feste; er wünschte nichts sehnlicher, als daß es so bleiben möchte „heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben".

Auch an Kestner, mit dem er in Lottens Gesellschaft zu Haus und draußen oft zusammen war, knüpfte ihn eine aufrichtige und feste Freundschaft. Das schöne Verhältnis zwischen diesen drei vertrauenden und des

Vertrauens würdigen Menschen erlitt auch keine Störung, als Goethe das Verlöbnis der beiden andern erfuhr. „Indessen", berichtet Kestner, „ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte, und auch aufgab, so konnte er, mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze, so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bey ihm aufkeimen konnte, und er sie, in ihrer Art zu verfahren, noch selbst bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabey; es gab mancherley merkwürdige Scenen, wobey Lottchen bey mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bey mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich, und es entstanden bey mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande seyn, Lottchen so glücklich zu machen, als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahndung von dergleichen Betrachtung bemerken können."

Wie edel Goethe selbst dies Verhältnis empfand, zeigen die Worte, die er nach der Verheiratung des Paares dem begünstigten Freunde schreibt (14. April 1773): „O Kestner, wenn hab ich euch Lotten missgönnt im menschlichen Sinn, denn um sie euch nicht zu missgönnen im heiligen Sinn, müsst ich ein Engel seyn ohne Lung und Leber. Doch muss ich euch ein Geheimniss entdecken, dass ihr erkennet und schauet. Wie ich mich an Lotten attachirte und das war ich wie ihr wisst von Herzen, redete Born mit mir davon, w i e m a n s p r i c h t. ‚Wenn ich K. wäre, mir gefiels nicht. Worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab?' und dergleichen. Da sagt ich ihm, Mit diesen Worten in seiner Stube, es war des Morgens: ‚Ich binn nun der Narr das Mädchen für was besonders zu halten, betrügt sie mich, und wäre so wie ordinair, und hätte den K. zum Fond ihrer Handlung um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick der mir das entdeckte, der erste der sie mir näher brächte, wäre der letzte unsrer Bekanntschafft,' und das beteuert ich und schwur. Und unter uns ohne Praleréy ich verstehe mich einigermassen auf die Mädgen, und ihr wißt wie ich geblieben binn, und bleibe für Sie und alles was sie gesehen, angerührt und wo sie gewesen ist, biss an der Welt Ende. Und nun seht wie fern ich neidisch binn und es seyn muß. Denn entweder ich binn ein Narr, das schwer zu glauben fällt, oder sie ist die feinste Betrügerinn, oder denn — Lotte, eben die Lotte von der die Rede ist. —"

Trotzdem ließ sich Goethe von seiner enthusiastischen Empfindung mitunter weiter hinreißen, als Kestner für schicklich halten mochte, und daraus entsprangen unvermeidlich kleine Mißverständnisse und Verstimmungen, die freilich durch offene Aussprache sogleich wieder beseitigt wurden. Aber Goethe konnte doch weder der Sehnsucht widerstehen, die ihn unausgesetzt in die Nähe des geliebten Wesens zog, noch auch, wenn er bei ihr war, sich zu einem gleichgiltigern Benehmen zwingen, und die Spannung in seinem Innern wuchs. Auch jetzt wieder holte er sich auf Wanderungen, die mit dem Körper zugleich die Erfindungskraft seines Geistes in Bewegung setzten, Beruhigung und Heiterkeit.

Im Anfang August, als Lotte in Gießen zu Besuch war, ging er ebenfalls hin, um dort mit Merck zusammen den Professor Höpfner zu thätiger Beteiligung an den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" zu bestimmen. Bei diesem, den er noch nicht kannte, führte Goethe sich nach seiner beliebten Art zuerst inkognito als armer Student der Theologie ein. Er wollte durch solchen Spaß, der doch auf einer tiefern Absicht beruhte, gleich mit beiden Füßen in seine Freundschaft hineinspringen, was ihm auch vollständig gelang

Hier in Gießen sah Merck zum erstenmale Lotten, von welcher ihm Goethe bereits in allen seinen Briefen mit Begeisterung gesprochen hatte, und berichtete seiner Frau, daß „sie wirklich Alles verdiene, was er von ihr Gutes sagen könnte". Aber gleich darauf in Wetzlar, in ihren Kreis eingeführt, benahm er sich gleichgiltig gegen sie oder that doch wenigstens so zu Goethe und pries ihm dafür die prächtige Gestalt einer ihrer Freundinnen an, die noch außerdem den Vorteil darböte, daß sie von jedem Verhältnisse frei sei. Offenbar fürchtete der welterfahrene ältere Freund die Gefahr, in welcher Goethe schwebte, und wünschte ihn der aussichtslosen Verbindung zu entziehen. Darum drängte er ihn auch zur Rückkehr nach Frankfurt und zu einer Rheinreise in seiner und seiner Familie Begleitung. Goethe ging zwar darauf nicht ein, versprach jedoch, ihn nach einigen Wochen in Koblenz zu einem gemeinsamen Besuch bei Frau von La Roche in Ehrenbreitenstein zu treffen. Er war doch wohl durch Mercks Reden zur wahren Erkenntnis des unhaltbaren Zustandes gekommen und faßte darum den Vorsatz, sich eines Tages plötzlich ohne Abschied zu entfernen.

An seinem und Kestners Geburtstage, der im Buffschen Hause mit Thee und freundlichen Gesichtern gefeiert wurde, mag dieser Vorsatz, den er sogar Kestner mitteilte, erst feste Gestalt gewonnen haben; aber es dauerte doch noch vierzehn Tage, ehe er ausgeführt wurde. Am 10. September aß Goethe mittags im Garten bei Kestner, der nicht wußte, daß es das letzte Mal war. Abends waren sie im deutschen Hause beisammen. Durch einen merkwürdigen Zufall brachte Lotte das Gespräch auf den Zustand nach diesem Leben, auf

Weggehen und Wiederkommen. Goethe, im Bewußtsein, daß er am andern Morgen weggehen wollte, bezog alles auf diese bevorstehende Trennung und wurde ganz niedergeschlagen. Alle drei machten miteinander aus, wer zuerst von ihnen stürbe, sollte, wenn er könnte, den Anderen Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. — Und so ging Goethe von ihnen.

Als Kestner am andern Vormittag vom Amt nach Hause kam, fand er die folgenden noch in der Nacht geschriebenen Abschiedsworte: „Er ist fort Kestner wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen innliegenden Zettel. Ich war sehr gefasst aber euer Gespräch hat mich aus einander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bey euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf."

Der Einschluß an Lotte lautete: „Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weis wann. Lotte wie war mirs bey Deinem reden ums Herz, da ich wusste es ist das letztemal dass ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles sagen durfte was ich fühlte, ach mir wars um Hienieden zu thun, um ihre Hand die ich zum letztenmal küsste. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letztenmal begleitete. Ich binn nun allein, und darf weinen, ich lasse euch glücklich, und gehe nicht aus eurem Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Und in diesem wieder eingeschlossen: „Gepackt ists Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde so binn ich weg. Die Bilder die ich vergessen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen entschuldigung seyn, dass ich schreibe, Lotte da ich nichts zu schreiben habe. Denn sie wissen alles, wissen wie glücklich ich diese Tage war, und ich gehe, zu den liebsten besten Menschen, aber warum von Ihnen. Das ist nun so, und mein Schicksal, dass ich zu heute, morgen und übermorgen, nicht hinzusetzen kann — Was ich wohl offt im Scherz dazusetzte. Immer fröliges Muths liebe Lotte, sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig, und ich liebe Lotte, binn glücklich dass ich in Ihren Augen lese, sie glauben ich werde mich nie verändern. Adieu tausendmal adieu!

Goethe."

Morgens um sieben Uhr war er abgereist. Kestner, der erwarten mußte, daß es eines Tages so geschehen würde, fühlte sich dennoch nicht darauf vorbereitet und war in seiner Seele tief bewegt. Dasselbe berichtet er in seinem Tagebuch von der Buffschen Familie: „Unter den Kindern im

Deutschen Hause sagte jedes ‚Doktor Goethe ist fort.‘ — Mittags sprach ich mit Herrn von Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitet hatte. Goethe hatte von unserm gestrigen Abendgespräch ihm erzählt. Er war sehr niedergeschlagen abgereist. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise; es kamen ihr die Thränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Wir sprachen nur von ihm; ich konnte auch nichts anders als an ihn denken, vertheidigte die Art seiner Abreise, welche von einem Unverständigen getadelt wurde; ich that es mit vieler Heftigkeit. Nachher schrieb ich ihm, was seit seiner Abreise vorgegangen war."

Unterdeß schritt der Flüchtling dahin auf dem rechten Ufer der Lahn, das Herz erfüllt von Wehmut, aber den Geist kraftbewußt und klar; denn er hatte aus freiem Entschluß gethan, was er als Notwendigkeit eingesehen, und die Zügel des Schicksals in seine eigene Hand genommen. Und wie er so rüstig seines Weges wanderte, allein mit sich und seiner Busenfreundin, der Natur, das Auge entzückt von den malerischen Schönheiten der Landschaft und die Gedanken in die dämmernde Zukunft seines Lebens vorausschickend, gelüstete es ihn plötzlich, dem Schicksal, mit dem er sich soeben durch seine schmerzliche Entsagung verständigt hatte, auch den Aufschluß über die Bestimmung seiner Kräfte durch ein Orakelzeichen abzufordern und einem alten, gerade jetzt in seiner Seele wiedererwachten Zweifel ein Ende zu machen. Blitzschnell schleuderte er ein Taschenmesser, das er eben in der Hand hielt, aus einiger Entfernung in den von Weidenbüschen eingefaßten Fluß. Würde das Eintauchen des Messers ihm sichtbar werden, so sollte das seinen Beruf zum bildenden Künstler bestätigen, bliebe es aber von den Büschen verdeckt, so mußte er Wunsch und Bemühung aufgeben. Die Antwort war, wie alle Orakelsprüche, doppeldeutig. Das Eintauchen selbst blieb verborgen, aber das aufspritzende Wasser wurde sichtbar. Goethe deutete das trügerische Zeichen zu seinen Ungunsten, und die Welt hat keinen Grund, dies zu bedauern. Und doch, wenn man will, hat sich das Orakel gerade in seinem zwiefachen Sinne genau erfüllt. Denn wenn auch nicht als eigentlicher Beruf, so doch als Begleiterscheinung ist im Leben des Dichters die malerische Nachahmung der Außenwelt und die eindringende Beschäftigung mit der bildenden Kunst immer wieder hervorgetreten.

Gemächlich einen um den andern Tag fortschreitend gelangte Goethe nach Ems, fuhr von dort in einem Kahn den Fluß hinunter in den majestätischen Rhein und stieg bei dem Örtchen Thal am Fuß des stolzen Schlosses Ehrenbreitenstein ans Land. Von Herrn und Frau von La Roche als erster Gast freundlich empfangen, lernte er seine fein empfindende, geistreiche, in ihrer Milde

sich immer gleich bleibende Wirtin im Hause bald ganz anders als bei der frühern kühlen Begegnung schätzen. Im unbefangenen Verkehr mit ihren beiden schönen Töchtern fand er seelisches Vergnügen und in der aufkeimenden Neigung zu der ältern von beiden, der sechzehnjährigen Maximiliane, wenn nicht Vergessenheit, so doch Beschwichtigung seiner rückgewandten sehnsüchtigen Leidenschaft. Daneben wurde ihm ein anderer Gast des Hauses merkwürdig, der darmstädtische Rat Franz Michael Leuchsenring, der zwei Schatullen mit Briefen seiner empfindsamen Freunde und Freundinnen bei sich hatte und in deren freigebiger Vorlesung sich selbst bespiegelte. Von Merck, der ebenfalls bald eintraf, wurde er auf das hohle Treiben dieses Mannes aufmerksam gemacht, der, selbst ohne geistige Bedeutung, durch zarte und weiche Schmiegsamkeit bei bedeutenden Persönlichkeiten Vertrauen und Einfluß zu gewinnen wußte und hin- und herreisend eine nicht immer einwandsfreie Mittelsperson zwischen ihnen abgab. So lernte er dessen zergangenes, süßliches und intrigantes Wesen als den Typus ähnlicher Erscheinungen jener Zeit auffassen, den er sodann zu seinem satirischen „Fastnachtsspiel von Pater Brey dem falschen Propheten" verwertete.

Nach einigen Tagen trat Goethe den Heimweg an und fuhr mit Merck und dessen Familie zu Schiffe den Rhein aufwärts, die wechselnden Landschaftsbilder auf beiden Ufern des Flusses mit ergötzten Sinnen betrachtend und zeichnend.

Auch daheim setzte er dann diese Kunstübung, trotz des ungünstigen Orakelspruchs, fleißig fort und ergriff sogar in der Werkstätte des ihm von früher her befreundeten Malers und Wachstuchfabrikanten Nothnagel den Pinsel, ohne es jedoch in der Ölmalerei über einige einfache, der Wirklichkeit aufmerksam und liebevoll nachgeahmte Stillleben hinauszubringen.

Sonst war Goethes Leben in dieser Zeit äußerlich wie innerlich bewegt. Häufige Besuche alter und neuer Freunde wechselten mit einsamen Wanderungen und gesellschaftlichen Ausflügen; für die „Gelehrten Anzeigen" wurden zahlreiche Recensionen geliefert; in dem stürmischen Drang der Seele rangen scharfe Tendenzen, reine Kunstanschauungen und mächtige Gefühle nach Gestaltung durch kleine und große dichterische Werke. Daneben wurden noch die reichlicher zufließenden Anwaltsgeschäfte eifriger als früher betrieben, zur großen Zufriedenheit des Vaters, der dafür bereitwillig den größten Teil der Arbeit auf sich nahm und den „singularen Menschen" im übrigen seine eigenen Wege gehen ließ.

Aber durch alle diese bewegte Thätigkeit drang aus des Dichters Herzen der Ruf der unbefriedigten Liebe. Hatte er die Kraft besessen, sich räumlich von Lotte zu trennen, seine Phantasie kehrte doch immer wieder zu ihr zurück. In dem regen Briefwechsel ersteht von neuem der Kampf zwischen Sehnsucht

und Entsagung. Schmerzlich brennt die heimliche Wunde des verletzten Selbstgefühls, aber desto schöner überwindet er sich, macht seine Liebe zum Siegel der Freundschaft und befreit sich von seinen Leiden, indem er sie zu Leiden der Menschheit erhöht.

Kaum zu Hause angelangt, schrieb er nach Wetzlar: „Gott segne euch, lieber Kestner, und sagt Lotten, dass ich manch mal mir einbilde ich könne sie vergessen, daß mir aber dann ein Recitiv über den Hals kommt und es schlimmer mit mir wird als jemals."

Als Kestner ihn wenige Tage später (22. September) in Frankfurt besuchte, fiel ihm Goethe in der Freude des Wiedersehens um den Hals „und erdrückte ihn fast". Und als der Freund nach kurzem Aufenthalt wieder heimgereist war, rief er ihm nach (25. September): „Ich fürchte nicht dass ihr mich vergeßt, und doch sinn ich auf Wiedersehen. Hier mags denn gehn wie's kann, und ich will Lotten nicht eher wiedersehen als bis ich ihr Confidence machen kann, daß ich verliebt binn, recht ernstlich verliebt.

Was machen meine lieben Bubens, was macht der Ernst. Es wäre besser ich schriebe euch nicht, und liesse meine Imagination in Ruhe, — doch da hängt die Silhouette das ist schlimmer als alles. Leben Sie wohl."

Da nun gar Lotte ihm zum Andenken eine Bandschleife schickt, die sie bei ihrer ersten Begegnung auf der gemeinsamen Fahrt zum Balle in Volpertshausen getragen, ergreift ihn leidenschaftliche Wehmut (8. Oktober): „Dank Ihrem guten Geist goldene Lotte, der sie trieb mir eine unerwartete Freude zu machen, und wenn er so schwarz wäre wie das Schicksaal, Dank ihm. Heut eh ich zu Tisch ging, grüsst ich ihr bild herzlich, und bey Tisch — ich wunderte mich über den seltsamen Brief, brach ihn auf und steckt ihn weg. O liebe Lotte seit ich sie das erstemal sah, wie ist das alles so anders, es ist noch eben diese Blütenfarbe am Band, doch verschossner kommt mirs vor, als im Wagen, ist auch natürlich. Dank ihrem Herzen dass Sie mir noch so ein Geschenk machen können, ich wollt aber auch in die finstersten Hölen meines Verdrusses — Nein Lotte Sie bleiben mir, dafür geb ihnen der reiche im Himmel seiner schönsten Früchte, und wem er sie auf Erden versagt dem lass er droben im Paradiese wo kühle Bäche fliessen zwischen Palmbäumen und Früchte drüber hängen wie Gold — indessen wollt ich wäre auf eine Stunde bey Ihnen."

In die „finstersten Höhlen seines Verdrusses" treibt ihn zu Zeiten das überspannte Liebesgefühl, das sich zur Unzufriedenheit mit dem eigenen Selbst, mit dem Schicksal, mit dem ganzen Leben erweitert. Der kranke Zug der Zeit, genährt durch vorzügliche Werke der in Aufnahme gekommenen englischen Litteratur, durch Youngs „Nachtgedanken", Goldsmith's „Verlassenes Dorf", Sternes „Empfindsame Reise", selbst Shakespeares „Hamlet" und nicht am

wenigsten auch durch die Gesänge „Ossians“, unterstützt diese trübe Stimmung. Vergänglich erscheint die Liebe, wie alles Irdische. Die Übertriebenheit der Ansprüche an die eigene Kraft ruft ein Gefühl der Unzulänglichkeit hervor, das maßlose Streben ins Übermenschliche findet kein Ziel, der Drang nach großen Thaten keinen Boden, der Durst nach freiem Selbstgenuß der Persönlichkeit keine Befriedigung. Überall Schranken, Hemmnisse und Entbehrung. Und so erwächst der Ekel am Leben, der den Gedanken an Selbstmord als die einzig rettende That, als den Sieg des freien Menschen über das Schicksal notwendig erzeugen muß.

Der Dichter, in dessen Brust die Empfindung der Mitwelt eine gleich schwingende Saite und einen verstärkenden Wiederhall fand, trug sich denn



Schattenriß Goethes (1774).

auch selbst geraume Weile mit der Grille der Selbstvernichtung. Er stellte Betrachtungen an über die zweckmäßigste und würdigste Art, einen solchen Vorsatz auszuführen, sah sich nach Beispielen in der Geschichte um und kam zu dem Schlusse, daß nur derjenige das Recht habe, freiwillig aus der Welt zu gehen, der im stande sei, wie Kaiser Otho, als er einsah, daß sein Tod dem Vaterlande einen Bürgerkrieg ersparen würde, sich mit wohlüberlegtem Entschluß und ruhigem Gleichmut einen Dolch in die Brust zu stoßen. Der Versuch, es ihm gleichzuthun, den er nun jeden Abend beim Schlafengehen mit einem wohlgeschliffenen Dolch anstellte, wollte freilich seiner durchaus gesunden, von Lebensdrang erfüllten Natur bei dem Mangel an wirklich zureichendem Grunde nicht gelingen. Er gab daher das lächerliche Beginnen auf und beschloß, sich von den Empfindungen, die ihn bedrängten, durch ihren Ausdruck in einem dichterischen Werke zu befreien. Nur fehlte ihm zu dessen Gestaltung noch die stoffliche Grundlage.

Bedeutsam traf gerade zu dieser Zeit das Gerücht ein, Goué, der Stifter der Wetzlarer Tafelrunde, habe sich erschossen. Sofort wandte sich Goethe um nähere Auskunft an Kestner (10. Oktober 1772): „Schreiben sie mir doch gleich wie sich die Nachrichten von Goué konfirmiren. Ich ehre auch solche Taht, und bejammere die Menschheit und lass alle — kerle von Philistern Tobacksrauchs Betrachtungen drüber machen und sagen: Da habt ihr's. Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden."

Es stellte sich heraus, daß das Gerücht falsch war. Aber wenige Wochen darauf traf eine zweite ähnliche Nachricht ein, die sich bestätigte. Ein anderer Genosse des Wetzlarer Kreises, der junge Jerusalem, ebenso wie Goué Mitglied der Braunschweigischen Gesandtschaft, hatte in der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober sein Leben durch eine Kugel beendet.

Auf diese Unglückskunde schrieb Goethe an Kestner: „Der unglückliche Jerusalem. Die Nachricht war mir schröcklich und unerwartet, es war grässlich zum angenehmsten Geschenk der Liebe diese Nachricht zur Beylage. Der unglückliche. Aber die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen die nichts geniessen denn Spreu der Eitelkeit, und Götzenlust in ihrem Herzen haben, und Götzendienst predigen, und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben die Kräffte, sind schuld an diesem Unglück an unserm Unglück, hohle sie der Teufel ihr Bruder. Wenn der verfluchte Pfaff .... nicht schuld ist, so verzeih mirs Gott, dass ich ihm wünsche er möge den Hals brechen wie Eli. Der arme junge! wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich er ist verliebt. Lotte muss sich noch erinnern daß ich drüber lächelte. Gott weis die Einsamkeit hat sein Herz untergraben, und — seit sieben Jahren kenn ich die Gestalt, ich habe wenig mit ihm geredt, bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit das will ich behalten und sein gedenken so lang ich lebe."

Auf seine Bitte erhielt er von Kestner einen ausführlichen Bericht über die Veranlassung und die nähern Umstände der Katastrophe.

Der junge Jerusalem, einziger Sohn des durch seine aufgeklärte Toleranz und seine Freundschaft mit Lessing bekannten Abts und Kanzelredners, hatte in Wetzlar ein zurückgezogenes Leben geführt, neben seinen Dienstpflichten sich mit der englischen Litteratur beschäftigend. Eine unerwiderte, gänzlich hoffnungslose Leidenschaft zu der Frau seines Freundes, des pfälzischen Legationssekretärs Herd, und das Mißwollen seines Vorgesetzten, des Gesandten, verstörten sein empfindliches und ehrgeiziges Gemüt. Eine peinliche Scene mit dem Gatten der von ihm geliebten Frau und eine beleidigende Zurücksetzung, die er als Bürgerlicher in einer adligen Gesellschaft erfuhr, steigerten seinen Zustand ins Unerträgliche. So vernichtete er denn mit Pistolen, die er unter

dem Vorwand einer Reise von Kestner entlieh, ein Leben, das für ihn keinen Wert mehr hatte.

Auf Goethe mußte dieser unglückselige Vorgang einen um so tiefern Eindruck machen, als er in ihm eine Art Gegenbild seiner eigenen Sache sah. Die vollendete That Jerusalems mit ihren gräßlichen Einzelheiten weckte seine Phantasie aus ihren gefährlichen Grübeleien und gab ihr eine heilsame Ableitung nach außen. Alle seine eigenen Empfindungen wurden aufgewühlt, aber sie fingen an, sich um das fremde Schicksal zu krystallisieren. Goethe durchlebte seine jüngste Vergangenheit noch einmal in der Seele des unglücklichen Jerusalem, und seine gestaltende Phantasie schuf daraus „die Leiden des jungen Werther". Es dauerte noch Jahr und Tag, bis die Schmelzung und Wandlung des Stoffes vollzogen war. Alles, was bis dahin der Dichter an verwandten Erfahrungen und Empfindungen in sich aufnahm, wurde mit in diesen Prozeß hineingezogen. Was der Entwickelung des Begebnisses noch an Fülle der Wirklichkeit mangelte, das fand bald in dem Verlauf eines neuen Herzensverhältnisses zu einer jungen Frau die passende Ergänzung.

Inzwischen aber klärte sich Goethes Leidenschaft für Charlotte Buff immer mehr zu echter, reiner, selbstloser Freundschaft ab.

Zwar nach einem kurzen Besuch, den er wenige Tage nach jenem verhängnisvollen Ereignis in Wetzlar gemacht, gesteht er noch (10. November): „Gewiß Kestner, es war Zeit dass ich gieng. Gestern Abend hatt ich rechte hängerliche und hängenswerthe Gedanken auf dem Canapee — —" und einige Wochen darauf (29. November): „Gestern fiel mir ein an Lotten zu schreiben. Ich dachte aber, alle ihre Antwort ist doch nur, wir wollens so gut seyn lassen, und erschiessen mag ich mich vor der Hand noch nicht."

Aber schon zum Beginn des neuen Jahres heißt es: „Diese Nacht träumte ich von Lotten, und wie ich aufwachte sass ich so im Bett und dachte an all unser Wesen, von dem ersten Lager in Garbenheim, bis zum Mondenmitternachts Gespräch an der Mauer und weiter. Es war ein schönes Leben, auf das ich ganz heiter zurücksehe."

Und wieder nach einem Monat (5. Februar 1773): „Mit eurem Brief erhielt ich von Mercken dass er kommt. Heute Freytags früh wird er anlangen, und Leuschenring mit, und über das alles Schlittschuh Bahn herrlich, wo ich die Sonne gestern herauf und hinab mit Kreistänzen geehret habe. Und noch andere Sujets der Freude die ich nicht sagen kann. Darüber lasst euch wohl seyn, dass ich fast so glücklich binn als Leute die sich lieben wie ihr; dass eben so viel Hoffnung in mir ist als in liebenden, dass ich sogar Zeither einige Gedichte gefühlt und was mehr ist dergleichen. Es grüsst euch meine Schwester, es grüsen euch meine Mädgen es grüsen euch meine Götter. Namentlich der schöne Paris hier zur rechten, die goldne Venus dort und der

Bote Merkurius, der Freude hat an den schnellen, und mir gestern unter die Füse band seine göttliche Solen die schönen, goldnen, die ihn tragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde, mit dem Hauche des Windes. Und so seegnen euch die lieben Dinger im Himmel."

Die ganze Fülle des Lebens, die ihn jetzt umfing, spricht Goethe in diesem Briefe mit wenigen Worten aus. Naturgenuß und künstlerische Thätigkeit, Männerfreundschaft und Mädchengunst, zerstreuende Geselligkeit und einsame Sammlung, alles gab ihm Freude; denn ihm war in ihm selbst wohl.

Mit seiner Schwester Cornelia verband ihn eine um so innigere Vertraulichkeit, da er sie bald zu verlieren fürchtete. Es hatte sich zwischen ihr und seinem Freunde Georg Schlosser ein seelisches Verhältnis angeknüpft, und der Vater versagte die Zustimmung nicht; nur sollte die Hochzeit erst stattfinden, wenn der Bräutigam ein Amt erhalten hätte, das er in Karlsruhe erhoffte.

Goethe selbst war im gesellschaftlichen Mariagespiel, als die Mädchen um die Junggesellen würfelten, einer von Corneliens Freundinnen, Susanna Magdalena Münch, die er herzlich gern hatte, zugefallen und nannte sie sein „liebes Weibgen".

Das Zeichnen treibt er eifriger als je, sobald ihn eine Gelegenheit oder ein Gegenstand dazu anregt: auf Spaziergängen, die er allein oder in Gesellschaft unternimmt, auf seinem Zimmer, das er mit Abgüssen antiker Bildwerke, mit Zeichnungen Raphaelscher Köpfe, mit den Silhouetten Lottens und ihrer jüngern Schwester Lenchen ausgeschmückt hat, und nicht minder während eines vierwöchentlichen Aufenthalts in Darmstadt bei Merck, mit dem er sich so gut versteht, daß „sie sich in einander bespiegeln und an einander lehnen und teilen Freud und Langweile auf dieser Lebensbahn".

Noch fleißiger als mit dem Stift ist er mit der Feder. Die Arbeit für die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" hat er zwar am Ende des Jahres zugleich mit Merck und Schlosser aufgegeben, da der Verlag des Blattes in andere Hände überging. Aber desto lebendiger regen und häufen sich die schöpferischen Pläne in seiner fruchtbaren Phantasie. Der eine Zeitlang niedergedrückte Lebensmut hat durch innerliche Gegenwirkung eine doppelte Schnellkraft gewonnen und wendet sich in Trotz und Spott gegen die Übermacht der Himmlischen wie gegen die Erbärmlichkeit der Irdischen. Die Antike und die Renaissance, Homer und Shakespeare, die Bibel und Hans Sachs geben nebeneinander Anregung und Stoff, und dasselbe Thema erscheint gedoppelt im wechselnden Licht zweier verschiedener Geisteswelten. Alle diese dichterischen Bestrebungen aber, aus einem Grundgefühl entsprungen, stimmen auch zusammen in dem einen Endziel: höchste Bethätigung freien Menschentums.

Die volle historische Verkörperung dieser großen Idee hat Goethe nacheinander auf verschiedenen Gebieten menschlicher Bestrebungen gesucht. Da fand

er „Sokrates“, den philosophischen Heldengeist, „die Eroberungswut aller Lügen und Laster, besonders derer, die keine scheinen wollen“, oder vielmehr „den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menschen“, und da erschien ihm „Julius Cäsar“, die großartigste Herrschermacht, als Überwindung aller parteiischen Selbstsucht mit dem göttlichen Beruf zum Lenker und Vereiniger der Welt: aber beide Pläne kamen über die ersten Anfänge nicht hinaus. Dann tauchte „Mahomet“ auf als begeisterter Prophet und Verfechter eines reinen aus der Anschauung der Natur geschöpften Gottesglaubens. Aus dieser Idee haben sich drei Bruchstücke gestaltet: ein Hymnus Mahomets beim Anblick des gestirnten Himmels, ein Gespräch zwischen ihm und seiner Mutter und ein Wechselgesang zwischen Ali und Fatema, später als „Mahomets Gesang“ unter die „Vermischten Gedichte“ aufgenommen. Nun ersteht in „Prometheus“ die höchste bildnerische Kraft, die sich den Göttern gleich und von ihnen unabhängig fühlt, selbst Menschen erschafft, belebt, belehrt und zu ewigen Gefühlen weckt. Auch Prometheus ist nicht über das Fragment zweier Akte hinausgediehen, denen später sich das gleichnamige Gedicht hinzugesellt. Aber neben dem Titanensprößling erhebt schon der Universalmensch „Faust“ das Haupt, bestimmt, alle höchsten Kräfte der Menschheit in sich zu vereinigen und den Dichter auf seinem ganzen Lebenswege immer wiederkehrend, wachsend und Vollendung heischend zu begleiten.

Wollte es nun Goethe auch vorerst nicht gelingen, solche gewaltigen, menschlichen und künstlerischen Ideen zu einer ernsten großen dramatischen Dichtung auszubilden, so machte er inzwischen seinem Unmut über Werke und Menschen, die damit in Widerspruch standen, in scharfen, dialogisch belebten Satiren Luft.

Gegen Wieland, der in einem Singspiel „Alceste“ die griechischen Halbgötter und Helden nach modernen ethischen Begriffen umgewandelt und noch dazu in Briefen über sein eigenes Werk diese Behandlungsart dem Stil der Alten selbstbewußt entgegengesetzt hatte, schrieb er die übermütige Farce: „Götter, Helden und Wieland“; zwar war es ihm damit nur um einen harmlosen Spott unter Freunden zu thun, aber Lenz, dem er die Handschrift nach Straßburg geschickt hatte, überredete ihn, sie dort drucken zu lassen, und verursachte ihm durch diese Veröffentlichung in der Folge manche Ungelegenheit. Eine neue, rationalistisch gefaßte Bibelübersetzung des Gießener Theologen Dr. Bahrdt verhöhnte er in dem „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt“. Leuchsenrings süßliche und namentlich bei den Frauen sich einschmeichelnde Empfindsamkeit wurde in dem „Fastnachtsspiel von Pater Brey“ gegeißelt, das Wesen anderer falscher Naturpropheten, welche unter prahlender Derbheit nur ihre gewissenlose Selbstsucht und brutale Sinnlichkeit verbargen, in dem Drama „Satyros oder der

vergötterte Waldteufel". Harmloser ist das „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", in welchem der Dichter unter den Masken der Verkäufer, Marktschreier und Jahrmarktsbesucher eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten aus den damaligen Gesellschafts- und Litteraturkreisen scherzhaft charakterisiert. Dagegen hebt sich sein Ton aus humoristischen Gegensätzen zu reiner, warmer Begeisterung, wenn er in „Des Künstlers Erdenwallen" das Ringen idealen Strebens gegen die Beschränkungen der Alltagswelt schildert.

In diesen Nebenerzeugnissen seiner Muse hat Goethe durch freie Behandlung der Vers- und Sprachformen die Dichtungsweise des Altmeisters Hans Sachs weitergebildet, mit dessen Geist er später auch den Schuster Ahasverus in seinem Fragment „Der ewige Jude" erfüllte, und dessen Wesen und Werke er noch ganz besonders verherrlicht in der fingirten „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung".

Ihn umgab damals wieder der Dunstkreis des sechzehnten Jahrhunderts: er war mit der Umarbeitung seines „Götz" beschäftigt, die er im Februar 1773 vollendete. Merck, der auf mehrere Tage nach Frankfurt zu Besuch gekommen war, drängte zur Veröffentlichung des Werkes auf gemeinschaftliche Kosten: er selbst wollte den Druck übernehmen, Goethe sollte nur das Papier bezahlen. Am 16. Juni war das erste Exemplar fertig. Sogleich wurde das Schauspiel nach allen Seiten versandt und machte den Dichter, der bisher nur einem kleinen Kreise litterarisch Gebildeter bekannt geworden war, mit einem Schlage zum Liebling des deutschen Publikums. Mochten auch die zahlreich erscheinenden Recensionen einander im einzelnen widersprechen, mochten auch manche die Regellosigkeit der Komposition tadeln: alle stimmten darin überein, die ursprüngliche Kraft der Sprache, die Anschaulichkeit der Darstellung, die Tiefe der Empfindung, die scharfe Zeichnung der Charaktere, die Deutschheit der Gesinnung zu rühmen. Die ausführlichste Besprechung, in dem von Wieland herausgegebenen „Teutschen Merkur", nennt das neue Drama „ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten, deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht, und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfalle schauernder Empfindung ergriffen werden." Wieland selbst hält es für nötig, dem nicht durchweg lobenden Aufsatz am Schluß noch die Anmerkung beizufügen, daß er über einige Grundsätze der poetischen Kunst und über deren Anwendung ganz anders denke als der Recensent. Besonders scheine ihm beinahe alles, was dieser an „Götzen von Berlichingen" tadle, ohne genügsamen Grund getadelt worden zu sein. Und obwohl ihm

Goethe in seiner Farce so übel mitgespielt, verteidigt er ihn sogar noch in einer eigenen Gegenrecension gegen die dem Stück gemachten Vorwürfe.

Indes, so allgemeines Aufsehen auch das Werk machte und so großen Beifall es seinem Verfasser eintrug, so blieb doch der von Merck erhoffte Vorteil des gemeinschaftlichen Verlages aus; ja da sich bald auch ein Nachdrucker des Vertriebes bemächtigte, geriet der von seinem Vater karg gehaltene Dichter in Verlegenheit, wie er nur die Kosten für das Papier decken sollte, und mußte sich das Geld dazu von Freunden leihen.

Schon vor dem „Götz" hatte er auf seine Kosten zwei Aufsätze drucken lassen, welche, obgleich auf einem ganz anderen Gebiet sich bewegend, dennoch ihren Ursprung denselben Quellen verdankten. Luther, der größte Mann des sechzehnten Jahrhunderts, führte ihn notwendig zur Bibel, und der Geist des fortwirkenden Protestantismus zur freien Forschung und humanen Duldung. So ist denn wahre Toleranz, nicht aus Verstandesgründen, sondern aus gläubiger Frömmigkeit, der Inhalt der einen Schrift, welche nach dem Beispiel von Rousseaus „Lettre d'un vicaire" unter dem Titel: „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen" herauskam. „Luther", sagt der Verfasser darin, „arbeitete uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreyen, möchten doch alle seine Nachfolger so viel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand. Er arbeitete sich durch verjährte Vorurtheile durch, und schied das göttliche vom menschlichen, so viel ein Mensch scheiden kann, und was noch mehr war, er gab dem Herzen seine Freiheit wieder, und machte es der Liebe fähiger." Die andere Schrift hieß: „Zwo wichtige bisher unerörterte Biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben." Zur ersten Frage aus dem Alten Testament sucht Goethe nachzuweisen, daß auf den Tafeln Mosis nicht unsere allgemeinen moralischen zehn Gebote, sondern die zehn besondern Gesetze des Bundes zwischen Jehova und dem israelitischen Volk gestanden hätten. Die zweite Frage, aus dem Neuen Testament, löst er dahin: Mit Zungen reden, heiße „Vom Geist erfüllt, in der Sprache des Geists, des Geists Geheimnisse verkündigen". Er meint: „Das war jene einfache, allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen", und setzt hinzu: „Mehr als Pantomime doch unartikulirt muß die Sprache gewesen sein." Von diesen beiden Schriften erregte namentlich der „Brief des Pastors" durch seinen innig menschlichen Glaubenston die Aufmerksamkeit Lavaters und gab ihm die erste Anregung zu einem lebhaften brieflichen Verkehr mit dem Verfasser, dem bald auch persönliche Annäherung und Vertrautheit folgte.

Unterdessen rückte der Tag der Vermählung Lottens mit Kestner und die Abreise des Paars nach Hannover immer näher, und der drohende Ver-

lust regte in Goethe noch einmal alle schmerzlich süßen Erinnerungen an das unwiederbringliche Glück der Wetzlarer Zeit auf. Er ließ es sich nicht nehmen, selbst die Trauringe zu besorgen, und als er sie Kestner übersendet, schreibt er dazu: „Lasst nun das die ersten Glieder zur Kette der Glückseeligkeit seyn die euch an die Erde wie an ein Paradies anbinden soll, ich binn der eurige, aber von nun an gar nicht neugierig euch zu sehn noch Lotten. Auch wird ihre Silhouette auf den ersten Ostertag, wird hoffentlich seyn euer Hochzeittag, oder wohl gar schon übermorgen aus meiner Stube geschafft und nicht eher wieder hereingehängt biss ich höre daß sie in den Wochen liegt, dann geht eine neue Epoche an und ich habe sie nicht mehr lieb, sondern ihre Kinder zwar ein bissgen um ihrentwillen, doch das tuht nichts und wenn ihr mich zum Gevatter bittet so soll mein Geist zwiefältig auf dem Knaben ruhen, und er soll gar zum Narren werden über Mädgen die seiner Mutter gleichen.“ Und in dem vorigen eingeschlossen an Lotte: „Möge mein Andenken immer so bey Ihnen seyn wie dieser Ring, in ihrer Glückseeligkeit. Liebe Lotte, nach viel Zeit wollen wir uns wiedersehn, Sie den Ring am Finger, und mich noch immer, für Sie.

Da weis ich keinen Nahmen, keinen Beynahmen. Sie kennen mich ja.“

Die Hochzeit fand schon etwas früher statt, als er erwartet hatte, am Palmsonntag, 4. April, und so antwortet er auf die Nachricht hiervon an Kestner: „Gott seegn euch denn ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreytag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen biss ich sterbe. Lebt wohl. Grüsst mir euren Engel und Lengen sie soll die zweyte Lotte werden, und es soll ihr eben so wohl gehn. Ich wandre in Wüsten da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich. Ich gehe nicht in die Schweiz. Und unter und über Gottes Himmel binn ich euer Freund und Lottens.“

Damit mußte denn für den Menschen Goethe der Traum der Leidenschaft zu Ende sein. Was in dem fortgesetzten Briefverkehr sich noch findet, ist reinste, edelste Freundschaft. Wiedergesehen hat er die „liebe Lotte“ erst nach dreiundvierzig Jahren.

Nicht so der Dichter Goethe. In seiner Phantasie spann er die abgerissene Liebesempfindung weiter fort und verwebte sie mit dem Schicksal des unglücklichen Jerusalem zum Bilde eines Verhängnisses, wie es folgerichtig ihn selbst hätte treffen müssen, wenn er nicht die Entschlossenheit gehabt hätte, ihm rechtzeitig aus dem Weg zu gehen. „Werthers Leiden“ waren Goethes eigene Leiden. In seiner Dichtung zieht er die Konsequenzen der Probleme und Konflikte, die er in der Wirklichkeit durch Entsagung be-

seitigte. Er mußte sich in effigie töten, um in persona gänzlich befreiten Gemütes weiterzuleben.

Ganz naturgemäß zerfiel auch die Geschichte, die zu erzählen war, in zwei äußerlich getrennte Hälften: die eine, von der ersten Begegnung bis zu Werthers Flucht und Lottens Vermählung, konnte bis in die kleinsten Einzelheiten der Situationen das verklärte Erinnerungsbild selbsterlebter Wirklichkeit sein; die andere, von der Rückkehr Werthers in Lottens Nähe bis zu seinem freiwilligen Tode, mußte „aus Bekanntem zusammengesonnen" werden. Der Verlauf der äußern Ereignisse und ihr folgerichtiger Zusammenhang war in dem Bericht Kästners über Jerusalems Unglück gegeben, nur mußte der Dichter der „träumenden Darstellung die Fülle seiner Liebe borgen und anpassen".

Aber es kamen auch noch analoge eigene Erlebnisse hinzu, um die Ausgestaltung des Werkes zu fördern. Die schöne Maximiliane La Roche, welcher Goethe seit seinem Besuch in Ehrenbreitenstein und einem späteren Wiedersehen in seiner Vaterstadt eine herzliche Neigung bewahrt hatte, heiratete nach Frankfurt. Goethe fühlte gerade damals sich sehr vereinsamt. Lotte war mit Kestner nach Hannover abgereist. Caroline Flachsland ging als Herders Gattin nach Bückeburg; Goethe hatte ihrer Trauung in Darmstadt beigewohnt, aber sein Verhältnis zu Herder, durch dessen höhnisch-schulmeisterndes Wesen und durch Leuchsenrings Klatschereien gestört, wollte sich noch nicht wieder herstellen. Freund Merck ging mit seinem Hof auf längere Zeit nach Berlin und Petersburg. Und was der empfindlichste Verlust für ihn war: nun heiratete auch seine herzensvertraute Schwester Cornelia und übersiedelte mit Schlosser nach Emmendingen, wo dieser endlich ein Amt erhalten hatte. Um so erfreulicher eröffnete sich die Aussicht auf einen dauernden Verkehr mit Maximiliane, zumal „ihr Künftiger ein Mann zu sein schien, mit dem zu leben ist", eine Erwartung, die sich freilich nicht ganz erfüllen sollte.

Der ihr bestimmte Gatte, ein aus Mailand gebürtiger reicher Kaufmann, Peter Anton Brentano, war ein vierzigjähriger Witwer und Vater von vier Kindern, nüchtern, selbstgefällig und nur seinem Handelsinteresse hingegeben, während die siebzehnjährige lebenslustige Maximiliane in ihrem Elternhause an einen regen geistigen Verkehr mit bedeutenden Menschen gewöhnt war. Auch hatte sie dieser Verbindung nicht aus freier Neigung zugestimmt, sondern nur aus Gehorsam gegen den Wunsch der Mutter und um der äußeren Vorteile willen.

Mitte Januar 1774 traf das neuvermählte Paar, von Sophie la Roche begleitet, in Frankfurt ein. An den Festlichkeiten, mit denen die junge Frau hier in den reichen Handelskreisen gefeiert wurde, nahm Goethe als Freund der Familie la Roche teil. Welche Hoffnungen er für sich hegte, zeigt die

nachfolgende Stelle seines Briefes: „Diese drittehalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir zufrieden und glücklich, als man's sein kann. Wir sag' ich; denn seit dem funfzehnten Jenner ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt: das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehn eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine (?) Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. Brentano ist ein würdiger Mann, eines offnen starken Charakters, viel Schärfe des Verstands, und der tüchtigste zu seinem Geschäft. Seine Kinder sind munter einfach und gut."

Von Brentano selbst zu häufigem Besuch aufgefordert, übte Goethe das Recht des Hausfreundes, spielte mit den Kindern, begleitete Maximilianens Klavierspiel auf dem Violoncell und war auf Spazierfahrten und Eispartieen in ihrer Gesellschaft. Bald jedoch hatte er sie auch durch tröstlichen Zuspruch aufzurichten, wenn ihre feine Empfindung durch den Öl- und Käseduft des Hauses und das nicht immer zarte Benehmen des Gatten verletzt wurde. Es konnte nicht ausbleiben, daß durch die unbefangene Vertraulichkeit der beiden jungen Leute die Eifersucht des nicht eben hochherzigen Italieners gereizt wurde. Eine von diesem herbeigeführte beleidigende Scene bewirkte, daß Goethe das Haus verließ mit dem Vorsatz, es nicht wieder zu betreten. An Sophie la Roche schrieb er gleich darauf (22. Januar 1774): „Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen ist, ehe ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken denken, liebe Mama, ich habe in denen schrecklichsten Augenblicken für alle Zukunft gelitten, ich bin ruhig, und die Ruhe laßt mir. Daß ich Sie nicht drinnen sehn würde, was die Leute sagen würden 2c. .... Das habe ich alles verstanden. Und Gott bewahre ihn vor dem einzigen Fall, in dem ich die Schwelle betreten würde."

Seitdem sah er Maxe nur am dritten Ort und selten; aber wenn sie ihm begegnete, war's „immer eine Erscheinung vom Himmel". Ins Haus kam er erst wieder, als sie nach Jahresfrist Mutter geworden war, auf Brentanos überfreundliches Drängen, ganz seinem Vorsatz und seinen lautern Gesinnungen gemäß, wie sie in den Worten an Sophie la Roche erscheinen (28. März 1775): „Ich hab' ihr mein Wort gehalten und versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen wollte, wolle ich wiederkehren, ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt. Amen."

Diesmal war die freiwillige Entsagung weniger schmerzvoll, und die Umwandlung des Erlebnisses in Dichtung ging unmittelbar vor sich, weil es

sich wie von selbst dem werdenden Werke als Ergänzung einfügte. Hatte die Nachricht von Jerusalems Tode den ersten Anstoß zum Beginn der Krystallisation gegeben, so gab der Bruch mit Brentano die letzte Bewegung zu ihrem Zusammenschluß. Ende Januar 1774 hatte bereits die Trennung stattgefunden. Am 1. Februar begab sich der Dichter an die Arbeit, und binnen vier Wochen war sie vollendet. Nicht daß in dieser kurzen Zeit die gesammten Werther-Briefe überhaupt erst entstanden wären; vielmehr reicht die gelegentliche Aufzeichnung einzelner Stücke des ersten Teils sicherlich in den Sommer und vielleicht noch weiter zurück. Aber jetzt erst waren auch für den zweiten Teil die früher blos gedachten Situationen zu wirklichen Erfahrungen geworden; jetzt ergab sich eine lückenlose Folge sich steigernder Empfindungen vom ersten Erwachen der Leidenschaft bis zum unglückseligen Entschluß der Selbstvernichtung; jetzt konnte das Vereinzelte aneinander gereiht, das Mangelhafte ergänzt, das Verschiedene aufeinander bezogen und das Zerstreute zu einem übereinstimmenden Ganzen zusammengegliedert werden. Jetzt erhielt auch die „Lotte" der Dichtung die schwarzen Augen und die weiche Bestimmbarkeit der Maxe, in „Alberts" Charakter wurde Kestners freundliche Würde durch Brentanos trockene Unempfindlichkeit ersetzt, und in der Gestalt des „Werther" steigerte Goethe sein eigenes Wesen bis zu jener krankhaften Überreizung, wie sie das Ziel der Geschichte erheischte; denn er wollte einen jungen Menschen darstellen, „der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt".

Den eigentlichen Kern und die besondere Bedeutung der „Leiden des jungen Werthers" bildet also nicht die bloße Liebesgeschichte, obwohl an ihrem Faden zumeist das Schicksal des Helden sich abrollt, sondern seine erhöhte und überreizte Seelenstimmung, welche damals zugleich die allgemeine Stimmung des jungen Geschlechts in Deutschland war: der unwiderstehliche Drang nach Freiheit und Natur, die Auflehnung des Individuums gegen die Satzungen der Allgemeinheit.

In diesem Grundgefühl ist „Werther" mit „Götz" verwandt, so verschieden auch sonst die beiden Charaktere sind; denn diese stellen die beiden entgegengesetzten Pole deutschen Wesens dar: die naive That und die gefühlsselige Schwärmerei. Der Dichter that den notwendigen Schritt aus der Vergangenheit in die Gegenwart und stellte hier wie dort der Zeit ihren Sohn gegenüber, der an ihr zu Grunde gehen muß, weil sie ihm die Möglichkeit versagt, seine natürlichen Kräfte zu gebrauchen. Götz steht am Ende einer ablaufenden, Werther am Beginn einer anlaufenden Entwickelungsperiode; aus jener klingt des Bruder Martin Appell an die Natur in diese hinüber.

Götz stirbt in der herbstlichen Abendsonne; Werthers Lebensgefühl erwacht am süßen Frühlingsmorgen. Dort Wehmut über die verlorene Freiheit, hier Sehnsucht nach der geahnten.

Götz sowohl als Werther vertreten das Recht der Persönlichkeit, der letzte Ritter gegen die Übergriffe der Fürsten, der erste Weltbürger gegen den Dünkel des Adels. Jener verteidigt, was er hat; dieser möchte erst erringen, was ihm vorenthalten wird. Der thätige Mann wehrt sich kämpfend, der träumerische Jüngling zerstört sich leidend.

Aus der Verschiedenheit der Charaktere folgte mit innerer Notwendigkeit die Verschiedenheit der Darstellungsform. Der Mann der That konnte nur öffentlich handelnd im Drama sich ausleben, der Mann des überschwenglichen Gefühls seine einsamen Schmerzen nur in Briefen an einen vertrauten Freund aussprechen. Freilich auch Rousseaus „Nouvelle Heloïse“, welche Goethe während seiner Wetzlarer Zeit mehrfach im Sinne hatte, war in Briefen abgefaßt; aber wenn die Technik dieses Werkes als Muster vorgeschwebt haben mag, so ist doch die Ähnlichkeit der Kunstform selbst nur durch die Ähnlichkeit des Gegenstands bedingt gewesen, und Goethe hat sein Vorbild, wenn es denn eins sein soll, an Wahrheit und Natur weit übertroffen.

Wie Goethe selbst erzählt, ergab sich ihm die Briefform unmittelbar aus der dramatischen Form, indem er gewöhnt gewesen sei, jede Frage, die ihn beschäftigte, wenn er allein war, mit einer oder der andern Person, die er sich anwesend dachte, durchzusprechen. In diesem Sinne stellen sich die Briefe Werthers auch als eine Art Zwiegespräch dar, nur daß die hier und da angedeuteten Erwiderungen des Freundes nicht ausdrücklich mitgeteilt werden.

Notwendigerweise haben „Götz“ und „Werther“ wie im Inhalt, so auch in der Form, trotz deren scheinbarer Verschiedenheit, dasselbe gemeinsame Grundprincip: Freiheit von Regeln und Auswirkung der Natur. Beide Werke sind ohne vorher entworfenen Plan ausgeführt. Wie „Götz“ keine geradlinig Schritt vor Schritt fortgehende Handlung, so zeigt „Werther“ keine ununterbrochen zusammenhängende Erzählung. Hier wie dort vollzieht sich die Entwickelung sprungweise, von Scene zu Scene, wie von Brief zu Brief wechselnd in Stimmungsbildern, nach dem Wesen der Lyrik: reine Empfindung und ihr unmittelbarer Ausdruck. Hier wie dort spaltet sich im Fortgang der Begebenheit das Interesse; denn wie im „Götz“ neben den eigentlichen Helden des Stückes als zweite Triebfeder der Handlung sich Adelheid stellt, so tritt im „Werther“ zu der unglücklichen Liebe als zweites Motiv der That noch der verletzte Ehrgeiz. Aber was Goethe später der Ausstellung Napoleons gegenüber als einen Verstoß gegen den einfachen reinen Kunststil zugab, das entsprach jetzt noch seinem auf die Wirklichkeit gespannten Natursinn, welchen

Liebetraut im „Götz“ gelegentlich mit den Worten ausspricht: „Alle Dinge haben ein paar Ursachen.“

Das Manuskript des Romans, an welchem der Dichter mehrere Wochen hindurch, von aller Geselligkeit abgesondert, nur dem innern Triebe folgend gleich einem Nachtwandler gearbeitet hatte, lag im März 1774 fertig da. Merck, der, seit dem Ende des Jahres von seinen Reisen zurückgekehrt, in Frankfurt zu Besuch war, drängte wieder, wie bei „Götz“, zum Druck des Werkes, diesmal aber wohlweislich nicht im Selbstverlag auf gemeinschaftliche Kosten. Vielmehr wurde es dem Buchhändler Weygand in Leipzig übergeben, der bereits vor Monaten dem berühmt gewordenen Verfasser Anerbietungen gemacht hatte. Das für den „Werther“ erhaltene Honorar diente nun dazu, die Schulden des „Götz“ zu bezahlen.

Das Erscheinen des Romans erregte ungeheures Aufsehen und entfesselte einen Sturm der Empfindung, namentlich in den Herzen der Jugend, die alle ihre Schmerzen und Klagen, ihr Sehnen und Wähnen mit so hinreißender Leidenschaft und so erschütternder Wahrheit darin ausgesprochen fand. Freilich hielt sich die große Masse der naiv genießenden Leser zuvörderst an das Stoffliche, die Fabel: die Liebesgeschichte und den Selbstmord. Und nicht blos das Mitgefühl für die Personen des Romans, auch die Neugierde wurde wach. Man forschte nach den Urbildern. Der Wunsch, etwas Bestimmtes darüber zu erfahren, war um so natürlicher, als der Dichter selbst alles gethan hatte, um durch seine Bemerkungen als scheinbarer Herausgeber an den Leser, durch genaue Angaben des Ortes und der Zeiten, seiner Schöpfung, die ja in der That auf dem Grunde der Wirklichkeit erwachsen war, auch äußerlich den täuschenden Eindruck der Wirklichkeit zu sichern. Manche der zum öffentlichen Urteil berufenen Recensenten wiederum fanden in dem Roman eine Tendenz und wollten nicht einsehen, daß ein Kunstwerk nur den Zweck habe, Thatsachen darzustellen, nicht aber Gesinnungen zu lehren. Die naturgemäße Entwickelung der Begebenheit wurde als eine Rechtfertigung des Selbstmordes betrachtet, während sie doch nur dazu dienen soll, das Hervorgehen der unglücklichen That aus dem besondern Charakter und den besondern Verhältnissen, mit denen er zu kämpfen hat, begreiflich zu machen. Eine Flut von Besprechungen, Nachahmungen, Parodieen, Berichtigungen, Fortsetzungen, lobpreisenden und verunglimpfenden Gedichten erschien. Unter den Bewunderern ließ sich neben Wieland und Matthias Claudius am entzücktesten Chr. Dan. Schubart vernehmen, der „lieber ewig arm sein wollte, auf Stroh liegen, Wasser trinken und Wurzeln essen, als einem solchen sentimentalischen Schriftsteller nicht nachempfinden können“; unter den Tadlern am wütendsten der Hamburgische Hauptpastor Goeze, der berüchtigte Gegner Lessings, welcher das Buch geradezu als eine Verleitung zum Meuchelmorde bezeichnet: „denn

Schriften von der Art als die Leiden des jungen Werthers sind, können Müttter von Clements, Chatels, Ravaillacs und d'Amiens werden."

Von vielen, welche der echten Empfindung Werthers volle Anerkennung zollten, wurde nichtsdestoweniger der Ausgang seines Lebens als ein gefährliches Beispiel für schwache Seelen angesehen. Sprach sich doch sogar Lessing, wenn auch nur in einem Privatbrief an Eschenburg, darüber tadelnd aus mit den Worten: „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Sie wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern .... Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse und je cynischer, je besser."

Was aber dieser edelste Ritter vom Geiste mit einem vertraulichen Wink andeutet, das glaubte dessen platter Schildknappe, der Berliner Buchhändler und Aufklärer Friedrich Nicolai, vor versammeltem Volk ausführen zu müssen. Er selbst schrieb statt des Verfassers zu dem angefochtenen Schlusse des Romans eine Fortsetzung, und zwar nicht blos ein Kapitelchen, sondern ein ganzes Buch, das den Titel führte: „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch." Der Witz der parodistischen Schrift besteht darin, daß Werther an seinem Selbstmord gar nicht gestorben ist. Die Pistolen, die er sich von Albert geliehen, hatte dieser in weiser Voraussicht mit Hühnerblut geladen. Der großmüthige Freund tritt ihm nun Lotte, die noch erst seine Braut ist, ab und verschafft ihm noch ein Amt dazu. Werther sieht ein, daß Genie allein nicht glücklich macht, und gewöhnt sich, seine Empfindungen der Vernunft unterzuordnen. Er erwirbt sich durch fleißige Arbeit ein Gütchen, und nach mancherlei Fährlichkeiten, Zerwürfnissen und Versöhnungen lebt er mit Lotte und acht Kindern glücklich und vergnügt in ehrbarem Ehestand. — So kam mit dem pfäffischen Dunkelwesen sein äußerster Gegensatz, die seichte Verstandesaufklärung, überein, in der dichterischen Offenbarung rein menschlicher Leidenschaft eine Gefahr für den Bestand der bürgerlichen Gesellschaft zu erblicken. Dieselben Recensenten aber, die sich an Werthers Herzensgefühl entzückt hatten, ließen sich nun auch die wohlfeile Satire und die philisterhafte Moral seines Fortsetzers wohlgefallen, und selbst Wieland fand, daß darin „einige für die Leser ganz heilsame Wahrheiten gesagt" seien.

Dem Dichter bereiteten diese unverständigen und böswilligen Urteile manche ärgerliche Stunde, und als der beispiellose Erfolg des „Werther" bald eine zweite Auflage nötig machte, hielt er es doch für gut, jedem der beiden Teile ein Motto vorzusetzen, deren zweites mit der wohlmeinenden

Warnung des Toten an den Leser endigt: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!“

An Nicolai rächte sich Goethes scherzhafter Ingrimm durch ein sehr derbes kleines Spottgedicht: „Nicolai auf Werthers Grabe“ und einen prosaischen Dialog: „Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers“, jedoch ohne daß beides veröffentlicht wurde. Ernsthaft aber sprach er seine Meinung über ihn aus durch die Verse:

„Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen:
Der plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.“

Andere ungelegene Recensenten wurden von ihm im vertrauten Freundeskreise wohl mit manchem witzigen Einfall verhöhnt. Aus solchen gelegentlichen Äußerungen entsprungen, erschien nach einiger Zeit eine Flugschrift in Gesprächsform: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“, in welcher Goethe als Prometheus, Werther als Deukalion vorgestellt wurden und die Recensenten unter mancherlei Masken, zumeist von Tieren, ihr närrisches Wesen trieben. Das Erzeugnis erregte ärgerliches Aufsehen, und Goethe, welchem es seines Inhalts und Stils wegen allgemein zugeschrieben wurde, empfand dies um so peinlicher, als darin neben Goeze als Esel, Nicolai als Orang-Utang, auch Wieland wieder angegriffen war, mit dem er nach seiner früher gegen ihn gerichteten Farce grade eine Art Versöhnung eingeleitet hatte. Er forschte daher nach dem Verfasser und erließ, sobald er ihn in einem seiner Genossen entdeckt hatte, die Erklärung:

„Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden, und dem Publiko, ein Räzel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen, und von gewissen Anekdoten unterrichtet seyn konnte, ehe sich mir der Verf. vor wenigen Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu seyn, die mich lieben und aufs Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bey dieser Gelegenheit verschiedene Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen.

Frankfurt am 9ten April 1775.

Goethe.“

Mehr als all dies litterarische Getreibe, das sich aus der Veröffentlichung des „Werther“ entspann, hatte dem Dichter die Sorge am Herzen gelegen, wie die zunächst beteiligten Personen das Werk aufnehmen würden. Schon während der Arbeit hatte er in Briefen an Kestner und Lotte hier und da vorsichtige Andeutungen einfließen lassen. Ende September 1774 schickte er ihnen, noch bevor das Buch in die Öffentlichkeit kam, das erste Exemplar mit den Worten: „Nun werdet ihr die dunkeln Stellen voriger Briefe verstehen.“ Der erste Eindruck war ein peinlicher, und das Kestnersche Ehepaar äußerte sich verstimmt. Sie hatten die Empfindung, als sei ihre heiligste Herzensangelegenheit bloßgestellt und durch die Verbindung mit dem ihnen fremden unglückseligen Ereignis in ein falsches Licht gerückt. Goethe sucht sie zu beruhigen (Oktober 1774): „Ich muß euch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, dass mirs vom Herzen komme. Es ist gethan, es ist ausgegeben, verzeiht mir wenn ihr könnt — Ich will nichts, bitte euch, ich will nichts von euch hören, biss der Ausgang bestätigt haben wird, dass eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, biss ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an euren Herzen gefühlt haben werdet. Du hast Kestner, ein liebevoller Advokat, alles erschöpft, alles mir weggeschnitten, was ich zu meiner Entschuldigung sagen könnte; aber ich weiß nicht, mein Herz hat noch mehr zu sagen, ob sichs gleich nicht ausdrücken kann.

Ich schweige, nur die frohe Ahndung muss ich euch hinhalten, ich mag gern wähnen, und ich hoffe, dass das ewige Schicksal mir das zugelassen hat, um uns fester an einander zu knüpfen. Ja, meine Besten, ich der ich so durch Lieb an euch gebunden bin, muss noch euch und euern Kindern ein Schuldner werden für die bösen Stunden, die euch meine — nennts wie ihr wollt, gemacht hat. Haltet, ich bitt euch, haltet Stand. Und wie ich in deinem letzten Briefe dich ganz erkenne Kestner, dich ganz erkenne Lotte, so bitt ich bleibt! bleibt in der ganzen Sache, es entstehe was wolle. — Gott im Himmel man sagt von dir: du kehrest alles zum besten.

Und, meine lieben wenn euch der Unmut übermannt, denkt nur denkt, dass der alte euer Goethe, immer neuer und neuer, und jetzt mehr als jemals der eurige ist.“

In einem zweiten Briefe tritt er schon sicherer auf (21. November 1774): „Werther muss — muss seyn! — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heißt — und trutz euch — und andern — eingewoben ist — Wenn ich noch lebe, so bist dus dem ichs danke — bist also nicht Albert — Und also — Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sey doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse,

die einem kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdriesen würden.

Wenn ihr brav seyd und nicht an mir nagt, so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern, und wenn ihr Glauben habt, so glaubt dass alles wohl seyn wird, und Geschwätz nichts ist, und beherzige deines Philosophen Brief — den ich geküsst habe.

— O Du! hast nicht gefühlt wie der Mensch dich umfasst, dich tröstet — und in deinem, in Lottens Werth Trost genug findet, gegen das Elend das schon euch in der Dichtung schröckt. Lotte, leb wohl — Kestner Du — habt mich lieb — und nagt mich nicht —"

Goethes Zuversicht täuschte ihn nicht. Es war das Bewußtsein der schöpferischen Souveränität, die ihn berechtigte, mit dem Lebensinhalt seiner Freunde wie mit seinem eigenen als bildsamem Stoff zu schalten. Kestner zeigte sich bald völlig versöhnt; er war zu großherzig, um dem Freunde eine so gutgemeinte Verschuldung nachzutragen, zu einsichtig, um dem Dichter sein angeborenes Recht zu bestreiten. Lotte war im Ernste wohl gar nicht erzürnt gewesen: sie fühlte, daß ihr Name der Unsterblichkeit entgegenging.



Lili.

V.

Mit dem „Werther" hatte Goethe sich die Krankheit der Zeit aus dem Herzen geschrieben und zugleich eine Entwickelungsperiode seines ganzen Menschen abgethan. Es war wieder Raum in ihm geworden für neues Leben, neue Liebe, neue Dichtung. Sein nächstes Werk zeigt sich in ganz anderer Gestalt, ja in ausgesprochenem Gegensatz zu den bisherigen: regelmäßig, einheitlich, einem gegebenen Stoff entlehnt, auf äußere Anregung entstanden. Es ist das Trauerspiel „Clavigo".

Im Mariagespiel, welches auch nach Corneliens Entfernung von ihrem früheren Kreise beibehalten wurde, war dem Dichter dreimal hintereinander dasselbe Mädchen zugefallen: Anna Sibylla Münch, die jüngere Schwester jener Susanna Magdalena, welche schon früher einmal dasselbe Los getroffen. Auf Beschluß der Gesellschaft wurde ihm nun die sechzehnjährige Schöne als ständiges „Weibchen" für die noch übrige Zeit der allwöchentlichen geselligen Zusammenkünfte zugesprochen, und Goethe gewöhnte sich so an dies vertrauliche Verhältnis, daß es ihm ganz natürlich erschien. Auch ließ er es sich angelegen sein, dem guten und verständigen Mädchen jede Gefälligkeit zu erweisen, die sie von einem wirklichen Gatten hätte erwarten können.

Für eine der abendlichen Zusammenkünfte hatte Goethe als vorzulesende Neuigkeit das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo mitgebracht, in

welchem der geistreiche Bekämpfer verrotteter Rechts- und Sittenzustände erzählt, wie er den bei Hofe angesehenen spanischen Schriftsteller wegen der Treulosigkeit gegen seine Schwester trotz aller Ränke und Gefahren in dem fremden Lande zur Rechenschaft gezogen, der denn auch endlich vom König seines Amtes als Archivar entsetzt wurde. Schon daheim beim Durchlesen war ihm der Gegenstand und die Darstellung nicht nur der dramatischen Behandlung fähig, sondern auch theatralich wirksam erschienen. Jetzt, da seine liebenswürdige Partnerin, von einem gleichen Eindruck bewogen, den Wunsch aussprach, das Memoire in ein Schauspiel verwandelt zu sehen, versprach er, das Werk binnen acht Tagen vorzulegen. Er hielt auch pünktlich Wort und konnte dies um so eher, als der Hauptteil der Handlung, die Auseinandersetzung zwischen den beiden Gegnern, in dem Memoire fertig vorgebildet war und aus diesem nur wörtlich übersetzt zu werden brauchte. Den von dem wirklichen Verlauf der Sache abweichenden Schluß bildete er nach einem alten Volkslied „Der Ritter und die Magd", wo der ungetreue Liebhaber gerade dazu kommt, wie sein Schatz begraben werden soll, und die vier schwarzen Träger die Totenbahre abstellen heißt.

Ist nun so der Kern der Begebenheit aus einem fremden Stoff entlehnt, so hat doch Goethe in dem Verhältnis des Clavigo zu der verlassenen Marie, in der Beseelung seines schwankenden Charakters und in der Entgegenstellung des weltmännisch klugen Freundes Carlos so viel aus seinem Eigenen hinzugethan, daß auch dieses Werk zu einer Fortsetzung seiner dichterischen Lebensbeichte geworden ist. Er selbst sagt darüber in einem Briefe (An den Konsul Schönborn in Algier, 1. Juni 1774): „Dann hab ich ein Trauerspiel gearbeitet, Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß halb kleiner Mensch, der Pendant zum W e i s l i n g e n im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen die ich im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte." Und in einem andern Briefe (an Fritz Jacobi, 21. August 1774): „Daß mich nun die Memoires des Beaumarchais de cet avanturier français freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten, sich sein Character seine That, mit Characteren und Thaten in mir amalgamirten, und so mein Clavigo ward; das ist Glück, denn ich hab Freude gehabt darüber, und was mehr ist, ich fordre das kritischste Messer auf die blos übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohn es zu zerfleischen, ohne tödliche Wunde (nicht zu sagen der Historie) sondern der Structur, Lebensorganisation des Stücks zu versezzen!"

Es ist seine eigene Verschuldung gegen Friederike, die der Dichter trotz aller neueren Herzenserfahrung in der That des treulosen Liebhabers wieder

ins Leben ruft; es ist die Bestimmbarkeit seines eigenen Charakters, die er, wie in Weislingen, so noch rückhaltloser in Clavigo sich selbst zur Buße bloßstellt.

Aber diesem bestimmbaren Gefühl tritt hier zugleich der bestimmende Verstand gegenüber in der Person des weltklugen vorausberechnenden Carlos, der, ob er sich auch in seinen Plänen verrechnet, ob seine Ratschläge auch zum Unheil führen, doch kein Bösewicht ist, sondern der Freund seines Freundes, der es auf seine Art gut mit ihm meint. Der Dichter verkörpert in ihm nur die andere Hälfte seines eigenen Wesens. Die widerstreitenden Empfindungen, die sein Inneres zerrissen damals, als er sich entschloß, die arme Friederike zu verlassen, sind hier auf die zwei Personen des Carlos und Clavigo verteilt. Darum sind auch die Scenen, die sich zwischen diesen beiden abspielen, weitaus die interessantesten, wahrsten und ergreifendsten in dem sonst mehr auf Theaterwirkung ausgehenden Trauerspiel. Hier zum erstenmal treten die zwei Seelen, die in des Dichters Brust, wie in der jedes ganzen Menschen wohnen, in zwei gesonderten Naturen einander gegenüber: ein Vorgang, der sich in späteren Dramen Goethes wiederholt, mögen die beiden gegensätzlich sich ergänzenden Gestalten jedesmal noch so neues eigenes Leben haben, mögen sie Egmont und Oranien, Orest und Pylades, Tasso und Antonio oder gar Faust und Mephistopheles heißen.

Im Unterschiede von „Götz" ist „Clavigo" ein regelrechtes Theaterstück mit Einheit der Handlung, die sich Scene für Scene streng aneinander schließt, mit Einheit der Zeit, die in fortlaufender Folge kaum einen Tag umspannt, ja fast mit Einheit des Ortes, da der ganze Vorgang sich in zwei Wohnungen und einer Straße derselben Stadt abspielt und nur im ersten und vierten Akt je eine Verwandlung aufweist. Dennoch ist Goethe nicht etwa plötzlich zur Erkenntnis gekommen, daß die freiere Dramatisierung seines „Götz" eine verfehlte gewesen sei, noch hat er diesmal die strengere Form aus willkürlicher Laune gewählt. Wenn er gelegentlich sagt, er habe im „Clavigo" gezeigt, „daß es nur an ihm läge, Regeln zu beobachten", so nimmt er damit keineswegs das Recht in Anspruch, dies je nach Belieben zu thun oder zu lassen, oder giebt zu, daß er auch im „Götz", wenn er gewollt, die drei Einheiten hätte beobachten können. Nein, hier wie dort hat der Gegenstand die Form notwendig bestimmt, und Goethe widersetzte sich dem Zwang der hergebrachten Regeln nur dann, wenn sie mit der dichterischen Gestaltung des Gegenstandes nicht vereinbar waren. In der That erforderte der einfache Herzenskonflikt im „Clavigo" ebensosehr eine geradlinige Behandlung wie der mannigfache Kampf bewegter Zeitmächte im „Götz" eine verzweigte Anlage. Wenn also der Dichter in seinem neuen Werke auch wieder neuer erscheint, so ist er in Wahrheit doch noch der alte, und wenn er diesmal,

wie auch später noch wiederholt, in überlieferte Regeln einstimmt, so bleibt er auch hierin nur der Freiheit und der Natur getreu.

Mit dem wachsenden Ruhme des Dichters wuchsen auch seine Beziehungen zu den führenden und vorwärts drängenden Geistern der Zeit. Die litterarische Bekanntschaft ward durch brieflichen Verkehr und persönliche Begegnung ergänzt. Durchreisende Fremde von Ruf suchten den Dichterjüngling auf, und er, voll erkenntnisfroher Begierde nach neuen Menschen und wanderlustig wie immer, begleitete die Scheidenden eine Strecke oder sprach seinerseits bei bedeutsamen Personen vor. Mit warmer Teilnahme erfreute er sich an jeder schöpferischen Kraft, und um ihn selbst sammelte sich bewundernd, wetteifernd oder nachahmend eine Schar jüngerer gleichstrebender Talente.

Sein Straßburger Studiengenosse, Heinrich Leopold Wagner, einige Zeit in Frankfurt verweilend, mehr anempfindend als selbstschöpferisch, schlüpfte ganz in Goethes Manier hinein und entlehnte dessen vertraulichen Mitteilungen über den werdenden „Faust" eine Anzahl Motive für sein eigenes Trauerspiel „Die Kindermörderin".

Maximilian Klinger wurde durch „Götz" zur Dichtung seines Trauerspiels „Otto" angeregt. Sohn einer armen Konstablerswitwe und während seines Studiums zu Gießen der Unterstützung bedürftig, erhielt er von Goethe, der selber kein Geld zur Verfügung hatte, das Manuskript seiner unter dem Titel „Neu eröffnetes politisch-moralisches Puppenspiel" zusammengefaßten poetischen Satiren zum Geschenk, um es auf eigene Rechnung zu veröffentlichen. In Klingers Wohnung, als er wieder heimgekehrt war, versammelte sich der Kreis der Frankfurter Genossen, und von seinem Schauspiel „Sturm und Drang" erhielt diese ganze Periode der Litteratur nachmals ihren Namen.

Am engsten hatte sich Reinhold Lenz von Straßburg aus wieder an Goethe herangedrängt. Gespornt von brennender Begier, mit dessen Ruhm gleichen Schritt zu halten, hatte er ihm einen ausführlichen Aufsatz mit dem Titel „Ueber unsere Ehe" zugesandt, worin er die Verwandtschaft ihrer Talente auseinandersetzte und auf die innigste Verbindung drang. Goethe ging auf diese Anregung freundlich ein, unterstützte den begabten Nebenbuhler mit Rat und That bei der Bearbeitung der „Lustspiele nach Plautus", empfahl ihn seinem Verleger und unterhielt den geistigen Verkehr mit ihm durch wechselseitige Mitteilung ihrer neuen Werke.

Andererseits stand Goethe schon von früher mit anerkannten Größen und einflußreichen Vertretern der Litteratur in Verbindung. An Christian Boie hatte er für den „Göttinger Musenalmanach", an Matthias Claudius für den „Wandsbecker Boten" Gedichte zur Veröffentlichung geschickt. Zu Gerstenberg, dem Verfasser des „Ugolino", zu Bürger,

dessen Genie er hochschätzte, zu Klopstock, den er seit seiner Kindheit verehrte, war durch Briefe und Zusendung einzelner Werke ein freundliches Verhältnis hergestellt. Nur Lessing, dessen Beifall ihm der erwünschteste gewesen wäre, blieb zurückhaltend abseits stehen, weil, gegen die Antike gehalten, ihm die künstlerische Gesetzlosigkeit im „Götz" und die ethische im „Werther" gleichmäßig widerstrebte.

Folgenreiche persönliche Bekanntschaften kamen nun hinzu. Der schwärmerische Gottesmann Joh. Kasp. Lavater in Zürich, acht Jahre älter als Goethe, war schon durch den „Brief des Pastors ***" auf den Verfasser aufmerksam geworden als einen ihm Gleichgesinnten, der auch seine eigene Schrift, „Aussichten in die Ewigkeit" in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" wohlwollend besprochen hatte. Die Annäherung im Briefwechsel führte bald durch Lavaters physiognomische Studien zu einem engeren Freundschaftsbunde. Goethe, der in dem leidenschaftlichen Triebe, „dem Wesen des Menschen auf jegliche Weise näher zu kommen", auch das Nachbilden der Gesichtszüge eifrig übte, nahm an Lavaters Bestrebungen lebhaften Anteil, schickte ihm eine Anzahl selbstgezeichneter Silhouetten und unterstützte ihn bei der Herausgabe der „Physiognomischen Fragmente" auch durch eigene erläuternde Beiträge und bessernde Durchsicht des ganzen Werks. Den hohen Sinn, in welchem er diese Bestrebungen faßte, zeigt das „Lied des Phisiognomischen Zeichners", welches er der Rücksendung einiger von ihm mit Zugaben versehener Kapitel an Lavater beilegte (19. April 1775):

„O daſſ die innre Schöpfungskrafft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daſſ eine Bildung voller Safft
Aus meinen Fingern quölle!
Ich zittre nur, ich stottre nur,
Ich kann es doch nicht lassen;
Ich fühl, ich kenne dich, Natur,
Und so muſſ ich dich fassen.

Wenn ich bedenck wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschliesset,
Wie er, wo dürre Haide war,
Jetzt Freudenquell geniesset;
Da ahnd' ich ganz Natur nach dir,
Dich frey und lieb zu fühlen,
Ein lustger Springbrunn wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen
Wirst alle deine Kräffte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Daseyn hier
Zur Ewigkeit erweitern."

Für den Sommer 1774 hatte Lavater seinen Besuch in Frankfurt angekündigt. Kurz vor seiner Ankunft schickte ihm Goethe noch eine Zeichnung des Fräuleins von Klettenberg nebst einem fromm vertrauensvollen Briefe von ihr, unter den er selbst die Worte schrieb (20. Mai 1774): „Hier ist ihr Bild das ich gemacht habe, und das ihr gleicht wie eine Schwester der andern. Es ist die Familie, sie selbst ist's nicht.

Im Schattenriß bezeichnet sich diese himmlische Seele noch weniger.

Sie wird dir wenn du kommst mehr seyn als ich, ob sie mir gleich so viel ist als dir; so binn ich doch in meinem schwärmenden Unglauben, der Ich! Und wie ich binn, dein Bruder."

Am 23. Juni 1774 langte Lavater in Frankfurt an und wurde von der Familie Goethe mit ehrfurchtsvoller Herzlichkeit in ihrer Wohnung als Gast aufgenommen. Das erste Zusammentreffen mit dem Dichter, dessen äußere Erscheinung dem Bilde, das sich Lavater in seiner Phantasie von ihm gemacht hatte, nicht recht entsprach, schildert dieser selbst mit den Worten der Anrede und Entgegnung: „Bist's? — Ich bins! — Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und sehr unähnlich der Erwartung. Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach. .... Viel las er mir aus seinen Papieren vor, und las — las, man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erste Mal im Feuer mit mir .... Aus seinen Gedichten las und recitirte Goethe eine Menge: Sache und Recitation, Drama, Epopöe und Knittelvers, es hatte alles nur ein Gepräge, hauchte nur einen Geist. Seine Arbeit — o Scenen voll wahrer, wahrster Menschennatur! unbeschreibliche Naivetät und Wahrheit!"

Vater, Mutter und Sohn wurden für Lavaters physiognomisches Werk von dessen mitgebrachtem Zeichner Schmoll porträtiert; aber die Bilder stellten sich dann für den Druck so ungleich gelungen heraus, daß Goethe den Freund bat, die Familientafel zu kassieren oder doch wenigstens die Mutter wegzulassen und die andern beiden Köpfe einzeln zu verwenden.

Obwohl Goethe nicht verkannte, daß Lavaters auf die unbedingte Gottheit Christi gerichteter Glaube dem Bekenntnis des Fräulein von Klettenberg näher war als seiner eigenen religiösen Anschauung von der zum Göttlichen gesteigerten Menschlichkeit des Heilands, so fühlte er sich doch innerlich diesem außerordentlichen Geiste so nahe verwandt, daß er nicht müde wurde, sich mit ihm „über die wichtigsten Dinge des Christenthums und der Litteratur" auseinanderzusetzen, und ihn zu diesem Zweck nach dem fünftägigen Aufenthalt in Frankfurt, um ihn allein zu haben, noch auf der zweitägigen Fahrt nach Ems begleitete. Erst nach Jahren, als Lavater die Göttlichkeit des Erlösers und dessen Wunderkraft auch in sich selbst darzustellen unternahm, erkannte Goethe die grenzenlose Eitelkeit und unaufrichtige Schwärmerei des falschen Propheten und zog

sich in der Folge gänzlich von ihm zurück. Jetzt aber war er so hingenommen von seinem Wesen, daß er von ihm schrieb (an Schönborn, 14. Juli 1774): „Lavater war fünf Tage bei mir und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über niemand reden soll den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch alles. Er sagt so oft daß er schwach sey, und ich habe niemand gekannt, der schönere Stärken gehabt hätte als er. In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der



Lavater.
(In späteren Jahren. 1793.)

herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten und er hat noch weniger Einbildungskraft als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannte Winkel ihres eignen Herzens führt: so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehen."

Kaum war Goethe wieder daheim angelangt, so erschien bei ihm ein anderer merkwürdiger Gast: der berühmte Erneuerer der Erziehungskunst

Johann Bernhard Basedow, ebenfalls auf dem Wege nach Ems, wo er mit Lavater zusammentreffen wollte. Der damals bereits fünfzigjährige Mann, der seine Lehrthätigkeit als Gymnasialprofessor in Altona im Kampf mit der Hamburger Orthodoxie hatte aufgeben müssen, arbeitete seitdem an seinem großen pädagogischen Elementarwerk, für das er in ganz Deutschland bei Fürsten und Behörden, Gelehrten und Gebildeten mit großem Erfolge Subskribenten sammelte, und das in vier stattlichen Bänden mit Kupfern von Chodowiecki herauskam. Seine neue Erziehungslehre wollte, von Rousseauschen Grundsätzen ausgehend, dem Kinde statt leerer Worte vor allem sinnliche Anschauungen, aber freilich nach begrifflicher Verwandtschaft zusammengestellt, bieten und in dem heranwachsenden Menschen ohne Anstrengung und Stillsitzen aus dessen natürlichen Fähigkeiten Bildung und Tugend entwickeln, wie er denn auch in der Religion nur die Errungenschaften einer mit der Natur übereinstimmenden Vernunft gelten ließ und sich allen übersinnlichen Geheimnissen, namentlich der Dreieinigkeit, feindselig entgegensetzte.

Trotz dieses Mangels an Glauben warm empfohlen von Lavater, welcher meinte, das Werk „werde der Religion nicht nachtheilig sondern förderlich sein", wurden Basedows Bestrebungen überall mit Begeisterung aufgenommen und er selbst vom Fürsten von Dessau zur Gründung einer in seinem Sinne menschenfreundlichen Erziehungsanstalt, des Philanthropins, berufen.

Obwohl auch sonst in seinem ganzen Wesen Lavaters Widerspiel: roh, unsauber, rücksichtslos, polternd, wie jener empfindsam, fein, entgegenkommend und wohlredend, erregte doch auch dieser sonderbare Geist Goethes lebhaften Anteil. Er disputierte mit ihm, übertrumpfte seine verwegenen Behauptungen und ertrug die Unbequemlichkeiten seines Umgangs der derben Naturkraft zulieb, die sich auch manchmal in einem ungezügelten Humor kundgab.

Wenige Tage nach Basedows Abreise folgte ihm auch Goethe wieder nach Ems und verlebte dort in seiner und Lavaters Gesellschaft mit Disputieren, Tanzen, Scherzen, Verkleidungen, Fahrten in die Nachbarschaft und Besuchen eine Reihe heiterer und ausgelassener Tage. Dann fuhren die drei zu Schiffe die Lahn hinab in den Rhein und von Koblenz, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten" über Neuwied und Bonn nach Köln. Von der ahnungsvoll gehobenen Stimmung auf der Wasserfahrt zeugt das Gedicht „Geistesgruß", von dem ergötzlichen Gegensatz zwischen Lavater und Basedow die Verse „Diné zu Coblenz".

Von Köln aus begab sich Goethe ohne die Genossen nach Düsseldorf, um den geistreichen philosophischen Schwärmer Friedrich Heinrich Jacobi aufzusuchen, den Verfasser von „Allwills Papieren", welchen kennen zu lernen, ihn ein Vorurteil und kleine litterarische Mißhelligkeiten bisher gehindert hatten, mit dessen Gattin Betty und Schwester Lottchen er aber durch

Vermittelung einer von Düsseldorf nach Frankfurt gezogenen und von ihm hochgeschätzten gemeinsamen Verwandten, Johanna Fahlmer, inzwischen in Verbindung getreten war. Aber er traf das Haus Jacobis in Düsseldorf leer an; denn der Gesuchte befand sich mit seinem Bruder Johann Georg, dem Herausgeber der Zeitschrift „Iris", und der ganzen Familie außer seiner verreisten Gattin Betty in dem nahen Pempelfort. Entschlossen, sein früheres Benehmen, das er als ein Unrecht empfand, gut zu machen, begab sich Goethe dorthin, überraschte Jacobi in seinem Gartenhause und fühlte sich ihm sogleich nach kurzem Gefühls- und Gedankenaustausch aufs innigste verbunden. Der abwesenden Gattin, auf deren Vermittelung er früher gerechnet hatte, gab er in der Freude seines Herzens sogleich davon Kunde (21. Juli 1774): „Ihr Fritz Betty, mein Fritz, Sie triumphiren Betty und ich hatte geschworen ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, biß ich ihn nennen könnte, wie ich ihn zu nennen glaubte, und nun nenne. Und so willkommen, tausendmal willkommen. Die gesperrte Schiffarth geöffnet, Handel und Wandel im Flor, und gnade Gott den scheelsüchtigen Nachbaarn. Wie schön, wie herrlich daß Sie nicht in D(üsseldorf) waren daß ich that was mich das einfältige Herz hies. Nicht eingeführt, marschallirt, exkusirt; grad'rab vom Himmel gefallen vor Friz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir seyn sollten und konnten."

In demselben Gefühl der Freude über den neuen Freundschaftsbund schrieb Jacobi an Wieland: „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Man braucht nur eine Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hieraus will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt."

Als Vermittler gegenseitigen tiefsten Erfassens erstand beiden der Geist des Spinoza, dessen Philosophie Jacobi mit eindringendem Studium behandelte, freilich nicht um sie zu billigen, sondern um an ihr darzuthun, wie zum Beweise des Unerforschlichen auch der höchste Verstand ohne Glauben nicht hinreiche. Goethe dagegen, den es aus der „Ethik" des Spinoza kürzlich beim Durchblättern wie ein Hauch des Friedens angeweht, erhielt nun von dem sechs Jahr älteren wohlunterrichteten philosophischen Denker erwünschte Aufschlüsse über die Weltanschauung des Weisen von Amsterdam.

Die mächtige Anregung dieser Stunden wirkte auf doppelte Weise nach.

Dem so schwärmerisch geschlossenen Freundschaftsbund blieben beide Männer durch alle Fährlichkeiten und Anstöße bis zum Tode getreu. Wenn auch ihre Überzeugungen auf entgegengesetzten Wegen mit der Zeit immer weiter auseinander gingen, so that dies ihrem Gefühl keinen Eintrag. Sie liebten sich fortan, ohne sich zu verstehen. Goethe aber wandte sich in der Folge zu vertrauterm Studium Spinozas, dessen Grundsätze so wunderbar mit der Richtung seines eigenen Geistes übereinstimmten. Er fand darin als klare Erkenntnis ausgesprochen, was ihm selbst als eingeborne Anschauung vorschwebte: die notwendige Gesetzlichkeit alles Wirklichen, die Einheit Gottes und der Natur, die höchste Uneigennützigkeit der Liebe, die Selbstentäußerung um der Selbsterhaltung willen. Und als Kern dieser Lehre trat ihm, mit philosophischer Ruhe begründet, das Ziel entgegen, dem er lebend und dichtend nur erst noch in bewegter Empfindung zustrebte: der wahre, weder von äußern Eindrücken noch von innern Affekten beherrschte, nur mit dem Gesetz seiner vernünftigen Natur übereinstimmende, freie Mensch.

Nach den genußreichen Tagen in Pempelfort und in Köln, wohin er mit den beiden Jacobis und Wilhelm Heinse, dem Dichter des schwärmerisch wollüstigen Romans „Laïdion oder die Eleusinischen Geheimnisse" gereist war, traf Goethe mit Lavater und Basedow in Ems wieder zusammen, wo ihre Art, mit geistigen Zwecken und Mitteln zugleich irdische Absichten zu fördern, ihm Gelegenheit zu fruchtbaren Betrachtungen für die Ausführung seines „Mahomet" gab, und langte endlich nach vierwöchentlicher Abwesenheit wieder in Frankfurt an.

Als poetische Ausbeute brachte er außer kleinern Gedichten das Singspiel „Erwin und Elmire" mit, das er schon vor dem Ausfluge begonnen hatte und unterwegs weiterführte. Eine bestimmte Beziehung zu des Dichters gegenwärtigen oder vergangenen Erlebnissen hat dieses mehr der spielerischen als schöpferischen Phantasie entsprungene Verkleidungsstückchen nicht; vielmehr verdankt es seinen Stoff der Romanze „Edwin und Angelina" aus dem „Landpriester von Wakefield" von dem reuigen Mädchen, das, ihre Schuld einem vermeintlichen Eremiten beichtend, in ihm den grausam vertriebenen Geliebten wiederfindet. Die beiden Liederperlen, die es enthält: „Ein Veilchen auf der Wiese stand" und „Ihr verblühet süße Rosen", sowie der Abschluß des Stückchens gehören freilich erst der nächstfolgenden Zeit einer neuen Liebe an, deren Zustände es ahnend vorausnahm.

Daheim kam Goethe auch jetzt nicht zur Ruhe. Die Besuche mehrten sich. Neugierige Reisende, befreundete Schriftsteller, zudringliche Abenteurer stellten sich ein und nahmen wechselsweise seinen Geist, seine Zeit und mitunter auch seinen Beutel in Anspruch. Wie sehr ihn diese Wirkung seines jungen Ruhms freute, spricht er selbst in einem Briefe aus (An Gräfin Auguste zu

Stolberg, 3. Februar 1775): „Noch eins was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerley Enden meines Vaterlands, zwar freylich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend, zu mir kommen, manchmal vorüber gehn, manchmal verweilen. Man weiss erst daß man ist wenn man sich in andern wieder findet." So frischte er mit Gotter Wetzlarer Erinnerungen auf; so entzückte er Boie durch seine Persönlichkeit, sein Gespräch und die Vorlesung seiner Dichtungen; so erfreute er sich an Klopstock, der, von dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden als Legationsrat nach Karlsruhe berufen, auf dem Wege dahin auch in Frankfurt eintraf. Freilich lernte Goethe in ihm mehr den Enthusiasten des Schlittschuhlaufs als den Dichter des „Messias" kennen. Doch las er ihm Bruchstücke seines „Faust" vor und verfehlte nicht, den nach Darmstadt Weiterreisenden eine Strecke weit zu begleiten. Zurückkehrend strömte er seinen rastlos vorwärtsdrängenden Lebensmut in die Pindarische Ode „An Schwager Kronos" aus, die er in der Postchaise dichtete.

Unter allen am wenigsten erwartet kam ein Besuch, welcher die entscheidendste Wendung in dem Leben des Dichters zur Folge haben sollte. Am 11. Dezember 1774 trat in Goethes Zimmer ein schlanker Mann, den er im Halbdunkel wegen der Ähnlichkeit der Gestalt für Fritz Jacobi hielt. Es war der dreißigjährige Hauptmann Karl Ludwig von Knebel, der, bis vor kurzem in preußischen Diensten, litterarisch gebildet und selbst schriftstellerisch thätig, mit den Berliner wie mit den Göttinger Schöngeistern in Verbindung stand. Jetzt kam er als Gouverneur des sechzehnjährigen Prinzen Constantin von Weimar in dessen Begleitung, zugleich mit dem um ein Jahr ältern Erbprinzen Karl August und dessen Erzieher Graf Görtz, auf einer Bildungsreise nach Paris durch Frankfurt, um den Dichter des „Götz" und „Werther" kennen zu lernen. Die beiden jungen Leute gewannen rasch Zutrauen zu einander, zumal da auch Goethe sich nach den Weimarischen Verhältnissen, von denen er bereits viel Günstiges gehört hatte, wie ein alter Bekannter erkundigen konnte. Durch Knebels Vermittelung von den Prinzen zur Tafel eingeladen und aufs freundlichste empfangen, fand er an ihrem geistig freien Wesen großes Gefallen und machte selbst auf sie den vorteilhaftesten Eindruck. Durch einen Zufall gaben Justus Mösers „Patriotische Phantasieen", erst kürzlich erschienen und von Goethe mit dem beifälligsten Ergötzen gelesen, den willkommenen Anlaß zu einem sehr angeregten Gespräch. Die sichere Klarheit, mit welcher Goethe die Grundzüge dieser urdeutsch volkstümlichen, überall von bestimmten Erscheinungen der Wirklichkeit ausgehenden Anregungen zur Hebung gesellschaftlicher Zustände entwickelte, die bedeutsamen Folgerungen, die er daraus an die Wichtigkeit der deutschen Kleinstaaten für die vaterländische Kultur knüpfte, fesselten die Teilnahme der fürstlichen Jüng-

linge und offenbarten ihnen in dem Mann, dessen dichterisches Genie sie schon bewundert hatten, auch den eindringendsten Staats- und Weltverstand. In Mainz, wohin Goethe den Weiterreisenden auf des Erbprinzen Einladung mit Knebel folgte, wurden die zwanglosen Unterhaltungen über die verschiedenartigsten bedeutenden Gegenstände fortgesetzt und darunter auch der Zustand der neuesten Litteratur erörtert. Auf Veranlassung des Erbprinzen schrieb Goethe an Wieland, dessen frühern Lehrer, einen freundlich entschuldigenden Brief wegen der wider seinen eigenen Willen gegen ihn veröffentlichten Farce und schied so nach einigen Tagen von den rasch gewonnenen hohen Freunden mit dem heimlichen Vorgefühl künftigen Zusammentreffens und in der Seele hunderterlei Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe.

In Frankfurt erwartete ihn eine betrübende Nachricht. Das Fräulein von Klettenberg war gestorben: „todt, ehe er eine Ahndung von einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben begraben in seiner Abwesenheit, die ihm so lieb! so viel war.“

Obwohl ihn dieses Ereignis menschlich tief betrübte, so ließ es doch jetzt keinen Riß in der Entwickelung seines Innern zurück. Über das religiöse Gefühl, das ihn früher mit der frommen Freundin verband, war er hinausgewachsen. Von den Anschauungen der Brüdergemeinde trennte ihn endgiltig ihr starres Festhalten an der Unüberwindlichkeit der Erbsünde, dem er selber die hoffnungsfrohe Überzeugung von der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen entgegensetzte.

Indes begann die wechselvolle Unruhe in dem äußern Leben des Dichters eine Gegenwirkung seines Innern hervorzurufen. Die noch fortdauernden Besuche, Ausflüge, Ehrungen und Freundschaften konnten ihn nicht völlig befriedigen und machten ihm den Mangel eines festgegründeten dauernden Zustandes fühlbar. Sein Herz entbehrte eines geliebten Gegenstandes, seine Berufsthätigkeit eines sichtbaren Ziels. Mit fünfundzwanzig Jahren lebte er noch abhängig im Elternhause, nur karg mit Geldmitteln versehen, so daß er gezwungen war, zu Zeiten von Freunden zu leihen. Der Vater, in demokratischer Gesinnung, schüttelte zu der Prinzenbekanntschaft den Kopf und wünschte den Sohn zu künftigen Ämtern und Würden in der Reichsstadt festzuhalten, während diesem die leidige Advokatenthätigkeit längst widerstrebte. Die Mutter ersehnte für ihn einen behaglichen eigenen Hausstand und hätte die verständige und tüchtige Anna Sibylla Münch mit Freuden als Schwiegertochter willkommen geheißen. Allein Wolfgangs Vorliebe für sie war nie bis zur Leidenschaft gestiegen, und eine Neigung zur Ehe wollte sich bei ihm überhaupt nicht zeigen.

Da, mit dem Beginn des neuen Jahres schien durch eine neue Liebe des Dichters auch der Wunsch seiner Eltern in Erfüllung zu gehen, freilich ganz anders, als sie gedacht, und gar nicht zu ihrer Freude.

Auf wiederholtes Drängen eines Freundes begleitete diesen Goethe, der sonst allen Einladungen in neugierige Gesellschaften auswich und deshalb „der Bär" genannt wurde, zu einem kleinen Abendkonzert in das reiche Schönemannsche Landhaus. Die Besitzerin, eine geborene d'Orville, reformirt, von französischem Adel, die, seit zwölf Jahren verwitwet, das Geschäft ihres verstorbenen Gatten mit Hilfe eines Associés weiterführte, empfing den berühmten Gast zuvorkommend und forderte ihn beim Abschied zu wiederholtem Besuch auf. Die sechzehnjährige Tochter Anna Elisabeth, von der Familie Lili genannt, eine blauäugige zarte Blondine von kindhafter Anmut, hatte ihn sogleich beim ersten Anblick, da sie eine Sonate spielend dem Eintretenden gegenüber am Klavier saß, durch den Ausdruck unschuldiger Herzensgüte angezogen und schien auch ihn nicht mit gleichgiltigen Augen anzusehen. Goethe kam wieder und verbrachte mit den beiden Damen gute Stunden in verständiger Unterhaltung. Er kam immer öfter, und seine Neigung zu dem feingebildeten, auch im Gesang und Zeichnen begabten Mädchen wurde so herzlich, daß er bald ihre Gesellschaft nicht mehr entbehren konnte. Sie erzählte ihm ihre Jugendgeschichte und zeigte ihm, bei allem Bewußtsein ihrer Gabe zu gefallen, ein so kindliches Vertrauen, daß es schien, als wären diese beiden Menschenkinder von der Natur selbst bestimmt, einander ganz anzugehören. Dennoch stellte sich bald ein Mißverhältnis heraus. Das sechzehnjährige, in leichtem Lebensgenuß erzogene Mädchen vermochte doch wohl den ernsten hohen Geist des Dichters nicht zu fassen, der allem Schein abholde Sohn des wohlbestellten, aber anspruchslosen Bürgerhauses sich in den schillernden Glanz der prahlenden Kaufmannsgesellschaft nicht zu finden. Der Zwiespalt in Goethes Herzen warf ihn zwischen Glück und Qual umher.

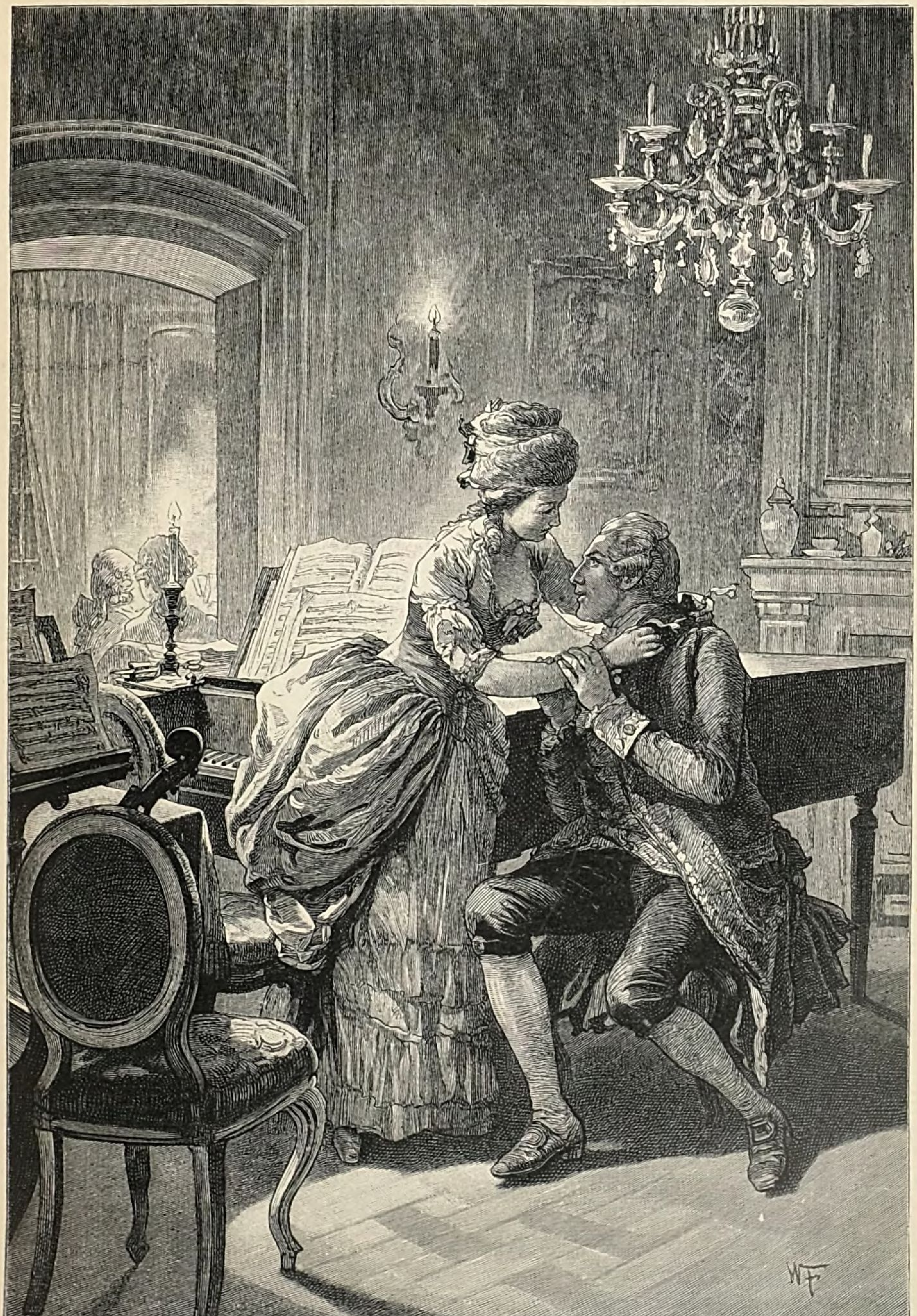
Merkwürdigerweise erhielt er gerade in dieser Zeit von einer ungenannten Dame eine begeisterte Zuschrift voll zarter Empfindung und darin die Frage, ob er glücklich sei. Er antwortete: „Ja meine beste ich bins, und wenn ich's nicht bin so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts ausser mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weis Gott." In dem nächsten Briefe schildert er „der teuern Ungenannten" deutlicher den Zwiespalt seines damaligen Zustandes (13. Februar 1775): „Wenn Sie sich, meine liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuse auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerley Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft, ins Conzert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe

tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

Aber nun giebt's noch einen, den im grauen Biber-Frack mit dem braunseidnen Halstuche und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühlen der Jugend in kleinen Gedichten, das kräfftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maase auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben."

Die „Ungenannte" war die Gräfin Auguste Louise Stolberg, die zweiundzwanzigjährige Schwester der glühenden Freiheitsdichter Christian und Friedrich Leopold, die zu derselben Zeit von Kopenhagen aus ihrem berühmten Alters- und Kunstgenossen in schwärmerischen Briefen brüderliche Freundschaft entgegentrugen.

Der fortgesetzte Briefwechsel mit dem ebenso hochgesinnten wie hochgeborenen Mädchen, dessen Namen Goethe bald erfuhr, füllte eine schmerzlich empfundene Lücke in seinem Dasein. Sie wurde die Vertraute seiner Seele, die in Lilis Liebe den ersehnten Frieden nicht zu finden vermochte. Wie er sich selbst als einen doppelten schildert, so erschien ihm auch die Geliebte in einem doppelten Licht. Trotz all ihrer Treue und Güte gehörte sie ihm nicht ganz. Die Gesellschaft, die Familie, andere Verehrer, ihre eigenen Gewohnheiten machten sie ihm streitig. Sie zieht ihn unwiderstehlich an und scheint ihn gleichmütig halb wieder los zu lassen. Er selbst fühlt sich in seinem Wesen gestört, verändert, aus dem Gleichgewicht gerissen. Diese „neue Liebe" ist ein Zauber, der ihn wider seinen Willen festhält, das „neue Leben" ein fremdes, in dem er sich nicht wiedererkennt. Darum wehrt er sich gegen sein Gefühl; darum verspottet er sich in „Lili's Park" als Bär, der auszubrechen versucht, aber auf den Ruf der lieben Stimme sich wieder gezähmt zu ihren Füßen legt. Die Lieder an sie haben den schmerzlich gepreßten Ton, der in den Bekenntnissen an die gräfliche Schwesterseele noch stärker wiederklingt. „O, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe ich ging zu Grund," ruft er in einem Brief aus Offenbach (6. März 1775), wo damals Lili bei ihrem Onkel d'Orville auf dem Lande sich aufhielt.



Lili.

Er arbeitete an „Stella", dem „Schauspiel für Liebende", das in der leidenschaftlich gespannten Stimmung wie in einzelnen Anspielungen seinen eigenen Zustand durchblicken läßt, während die Einkleidung der Fabel von der Doppelverbindung des englischen Satirikers Jonathan Swift mit seinen beiden Geliebten Stella und Vanessa herstammt und das innere Problem zugleich dem wirklichen Herzensverhältnis Fritz Jacobis zu seiner verständigen Gattin Betty und seiner hochbegabten, ihm fast gleichaltrigen Tante Johanna Fahlmer nachgefühlt ist. Die Lösung des Konflikts im Sinne der alten Sage vom Grafen von Gleichen durch Vereinigung Fernandos mit beiden liebenden Frauen, Cäcilie und Stella, bezeichnet die äußerste Grenze von Freiheit und Natur, bis zu welcher der Dichter im Gegensatz zu den Konventionen der Gesellschaft vorgedrungen ist.

Daneben erscheint das Singspiel „Claudine von Villabella", ein konventionell theatralisches Liebesabenteuer auf spanischem Boden, das zu derselben Zeit mit dem Hinblick auf Komposition durch den befreundeten Musiker Johann André in Offenbach entstand, fast wie ein Zugeständnis an das Unterhaltungsbedürfnis eben der Gesellschaft, in welcher der Dichter sich damals halb widerwillig bewegte, wiewohl auch hier in die Gestalt des liebenswürdigen Abenteurers Crugantino Blut aus seinem eigenen Blute eingeflossen ist.

So zeigte sich denn auch in diesen beiden Stücken die doppelseitige Stimmung seines selig-unseligen Zustandes.

Daß „Stella", dies seelenverwandte Gegenbild zu „Werther", gleich diesem mißverstanden, parodiert, ja als Empfehlung der Doppelehe verdammt wurde, konnte nicht fehlen. Selbst Fritz Jacobi empfand den Schluß als unsittlich. Das hatte denn auf Goethe die nachhaltige Wirkung, daß er noch nach Jahren bei der Umarbeitung des Stückes für die Bühne den Schluß in einen tragischen verwandelte und Fernando durch Selbstmord zu Grunde gehen ließ.

Dem Dichter selber konnte die Arbeit diesmal die Spannung des Gemüts nicht lösen, da ihre Ursache, das unklare Verhältnis zu Lili, bestehen blieb. Auch das Verlöbnis, mit welchem eine Hausfreundin, „die Handelsjungfer" Delph aus Heidelberg, das zaudernde Paar überraschte, nachdem sie auf eigene Hand die Zustimmung der beiderseitigen Eltern vermittelt, brachte keine stetige Zuversicht. Die Familien, durch Religionsbekenntnis, Umgangskreis, Lebensführung geschieden, traten einander nicht näher. Das Spiel anziehender und abstoßender Kräfte zwischen den beiden Liebenden kam nicht zur Ruhe. Der Bräutigam gesteht seinem wiedergefundenen Freunde Herder (im Mai 1775): „Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud der Erde wähnt' ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen."

Freundschaftlicher Besuch, den Goethe auch während dieser Zeit erhielt, von Merck, Klopstock, und namentlich Fritz Jacobis wochenlanges Verweilen gab ihm viele gute Stunden, vermochte aber nicht sein Gemüt wieder in dauerndes Gleichgewicht zu stellen. Andere Gäste wurden ungelegen, wie der fromme Jung-Stilling, der, aus Elberfeld, wo er als erfolgreicher Augenarzt wirkte, zu einer Staaroperation berufen, damit einen Fehlerfolg hatte und nun des Klagens kein Ende finden konnte.

Um so willkommener trafen die beiden Grafen Stolberg ein, die von Paris kommend über Frankfurt nach der Schweiz reisen wollten. Sie wurden samt ihrem Genossen, dem Grafen Haugwitz, auch von Goethes Eltern freundlich aufgenommen. Den Durst der poetischen Freiheitsschwärmer nach dem Blute der Tyrannen, womit eigentlich nur die längst verwesten römischen Unterjocher Deutschlands gemeint waren, löschte die Frau Rat mit dem besten Burgunder aus ihrem Keller. Dafür erhielt sie von den fröhlichen Gesellen den ehrenden Beinamen „Frau Aja“, nach der fürsorglichen Mutter der „vier Haimonskinder“ aus der alten Sage.

Goethe, um mit seinem Herzen ins reine zu kommen und zu versuchen, ob er sein Dasein ohne Lili weiterführen könne, entschloß sich, die neuen Freunde, die er, wohl auch um ihrer Schwester willen, rasch liebgewonnen hatte, auf ihrer Reise nach der Schweiz zu begleiten und vielleicht auch, dem Plane seines Vaters folgend, von dort die Wanderung bis nach Italien fortzusetzen. Ihr Weg führte sie zuerst nach Darmstadt, wo Merck nicht gerade angenehm überrascht war, als die vier „Haimonskinder“, gleich gekleidet im Wertherkostüm: blauer Frack, gelbe Weste und Beinkleider, Stulpenstiefel und grauer runder Hut, am 15. Mai 1775 vor ihm erschienen. In Karlsruhe sah Goethe am Hofe den Erbprinzen von Weimar und die Prinzessin Louise von Darmstadt wieder, welche hier zu ihrer Verlobung zusammentrafen, wurde von beiden freundlich begrüßt und nach Weimar eingeladen. In Straßburg erfreute er sich an Salzmann und Lenz. An einen Besuch in Sessenheim konnte er, mit dem Kampf der neuen Liebe im Herzen, nicht denken. Freilich wußte er auch nicht, daß inzwischen Lenz, vom heimlichen Geist der Rivalität gestachelt, bei Friederike den vergeblichen Versuch gemacht hatte, das Bild des verlorenen Geliebten durch sein eigenes auszulöschen. Von Lenz begleitet ging er nach Emmendingen, wo seine Schwester mit Schlosser in der Einsamkeit der kleinen Stadt nicht das gehoffte Eheglück gefunden hatte, und schüttete der Unfrohen sein Herz aus. Cornelie hatte ernste Bedenken und widerriet dringend die Verbindung mit Lili, die sich, aus einer glänzenden Lebensgewohnheit in ein schlichtes bürgerliches Heim versetzt, unmöglich wohl fühlen würde. Aber sein schwankendes Herz vermochte sich nicht zu entscheiden. Am 8. Juni langte er in Zürich bei Lavater an, verlebte mit ihm, seiner Familie und

neuen Freunden herzerfrischende Stunden, besuchte die Altmeister Bodmer und Breitinger und fand sich mit den Stolbergs wieder zusammen, von denen er sich unterwegs getrennt hatte. Ein Ausflug in die kleinen Kantone, den er allein mit seinem in Zürich angetroffenen Jugendfreund Jakob Ludwig Passavant unternahm, führte ihn auf den Rigi und am 23. Juni, dem siebzehnten Geburtstag Lilis, bis zum Gipfel des St. Gotthard. Das gelobte Land Italien lag zu seinen Füßen, aber goldene Träume winkten ihm zur Heimat zurück. Überallhin hatte ihn Lilis Bild begleitet. Noch konnte er sich ein Glück ohne sie nicht denken. Er küßte das goldene Herzchen, das er von ihr am Halse trug, und kehrte um. „Der durchgebrochene Bär, die entlaufene Katze, der entflohene Vogel, der den fesselnden Faden gebrochen", verlangte wieder nach dem Gefängnis.

Auf der Rückreise bestieg er in Straßburg noch einmal das Münster, schrieb seine Empfindungen dabei als „Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe" auf drei Stationen nieder, mit Lenz, der sich zu ihm gesellte, die übrigen Stationen vollendend. „Mit jedem Tritte überzeugte man sich mehr: daß Schöpfungskraft im Künstler sey aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maase und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbstständig Werk, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden."

Eine willkommene Bekanntschaft ward ihm dort der berühmte hannöversche Leibarzt Zimmermann, der Verfasser des Werkes „Über die Einsamkeit" und anderer philosophischer Schriften, den eine Reise nach seiner schweizerischen Heimat durch Straßburg führte. Ein Freund Lavaters, interessierte er sich ebenfalls für Physiognomik, und zeigte zehn Silhouetten, die er bei sich führte, darunter die der Weimarischen Hofdame Charlotte von Stein, der Gemahlin des Oberstallmeisters, den Goethe vom Gefolge des Erbprinzen her kannte. Das Bild machte auf Goethe einen so merkwürdigen Eindruck, daß er darunter schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehn, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftmuth der allgemeine Eindruck."

So warf in diesem Gesichtsumriß schon ein künftiges Herzensschicksal seinen bedeutsamen Schatten voraus.

In Darmstadt genoß Goethe noch mit Herder und dessen Frau ein erfreuliches Wiedersehen und langte endlich in ihrer und Mercks Begleitung nach zehnwöchentlicher Abwesenheit am 25. Juli in Frankfurt wieder an.

Aber auch seine Rückkehr brachte ihn dem Ziel seiner Wünsche nicht näher. Zwar ließ Lili die Entschuldigung seiner plötzlichen Abreise freundlich gelten, aber weder ihr ungleiches Benehmen noch der Zweifelmut seines eigenen Herzens hatten sich geändert. Seine Bedrängnis beichtet er wieder der gräflichen Seelenfreundin (Offenbach, 3. August 1775): „Gustgen! Gustgen! Ein

Wort daſſ mir das Herz frey werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! — Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem Stroheingelegten bunten Schreibzeug — da sollten feine Briefgen ausgeschrieben werden und diese Trähnen und dieser Drang! Welche Verstimmung. O daſſ ich Alles sagen könnte. Hier in dem Zimmer des Mädgens das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! .... Vergebens daſſ ich drei Monate, in freyer Lufft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sizze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagey auf der Stange." Kaum acht Tage nach seiner Ankunft denkt er schon wieder an Flucht: „Lang halt ich's hier nicht aus ich muſſ wieder fort — Wohin! — — —"

Er bittet Merck, allenfalls seinen Vater zu veranlassen, daß er ihn aufs Frühjahr nach Italien schicke. Bald „führte ihn sein böser Geist zu Lili in einer Stunde, da sie ihn so ganz entbehren konnte, da es dann seinem Herzen ward, als wenns gemengt würde", und er sich eilig fortmachte; bald fragte sein guter Geist: „Sollt's nicht übermäsiger Stolz seyn zu verlangen, daſſ dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte, erkenn ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser."

Den ungestümen Wechsel seiner Empfindungen ergießt er dann wieder in einen langen tagebuchartigen Brief an die Entfernte, an die er sich immer inniger lehnt, von der er träumt, die er einmal zu sehen sich sehnt, nur bedauernd, daß sie Reichsgräfin sei. Da heißt es (18. September 1775): „Montag Nacht halb zwölf. Frankf. an meinem Tisch. komme noch dir gute Nacht zu sagen. Hab getrieben und geschwärmt biſſ iezt. Morgen gehts noch ärger. O Liebste. Was ist das Leben des Menschen. Und doch wieder die vielen Guten die sich zu mir sammeln! — das viele Liebe das mich umgiebt — — Lili heut nach Tisch gesehn — in der Comödie gesehn. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! — Wär ich das los. O Gustgen — und doch zittr' ich vor dem Augenblick da sie mir gleichgültig, ich hofnungslos werden könnte. — Aber ich bleib meinem Herzen treu, und laſſ es gehn — Es wird —

Dienstag sieben Morgens. — Im Schwarm! Gustgen! ich lasse mich treiben, und halte nur das Steuer daſſ ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädgen nicht ab — heut früh regt sich's wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen. — Eine grose schwere Lecktion! — ....."

Nach Tische halb vier .... Welch ein Leben. Soll ich fortfahren? oder mit diesem auf ewig endigen. Und doch Liebste, wenn ich wieder so fühle daß mitten in all dem Nichts, sich doch wieder so viel Häute von

meinem Herzen lösen, so die convulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Composition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewiedmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der reinheit der sie selbst ist ausstöst und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold. — Da lass ich's denn so gehn — Betrüge mich vielleicht selbst. — Und danke Gott."

Endlich machte er dem schwankenden Zaudern ein Ende und zog sich von Lili zurück. Obwohl sie bereit gewesen wäre, ihm auch wider den Willen der Familie überallhin zu folgen, fühlte er doch, daß er sich nicht ihrer ganzen Seele bemächtigen konnte, und so entsagte er, um sich sein eigenes Wesen zu erhalten. Seine Eltern wußten ihm Dank für diesen Entschluß, und ein innigeres Familienverhältnis stellte sich wieder ein. Nicht ungern hätte ihn die fürsorgliche Mutter jetzt durch eine Verbindung mit Katharina Zimmermann getröstet, der achtzehnjährigen Tochter des Arztes, welche dieser aus der Schweizer Pension geholt und ihr auf einige Zeit ins Haus gebracht hatte. Aber wiewohl Goethe für das von ihrem herrischen Vater verschüchterte Mädchen inniges Mitleid fühlte, konnte doch ein solcher Plan ihm ernstlich gar nicht in Frage kommen.

Gerade zu dieser Zeit stellte sich, wie von seinem Dämon herbeigeführt, die erwünschteste Gelegenheit ein, „abzudrücken".

Karl August von Weimar, seit dem 3. September großjährig und regierender Herog, kam auf seiner Vermählungsreise nach Karlsruhe durch Frankfurt und lud den Dichter von neuem zu einem Besuch in seiner Residenz ein. Dem zurückkehrenden jungen Paar sollte er in Begleitung eines nachfahrenden Kavaliers, des Kammerjunkers von Kalb, folgen. Diesem Wink des Schicksals entsprach sein Inneres mit Leidenschaft, und dem widerstrebenden Vater wurde die Einwilligung wie immer durch die vermittelnde Mutter abgewonnen.

In der Zwischenzeit suchte Goethe nach gewohnter Art seine Beruhigung in der Arbeit. Er begann den „Egmont", mit dessen geschichtlichen Voraussetzungen er sich schon lange beschäftigt hatte, gab dem ins Jugendliche umgebildeten Helden mit der Anziehungskraft seiner eigenen Natur zugleich den Wagemut, der ihn jetzt einer ungewissen Zukunft entgegentrieb, und schuf in Klärchens Liebe ein Bild selbstvergessener Hingebung, wie er selbst sie bei Lili vergebens gesucht hatte.

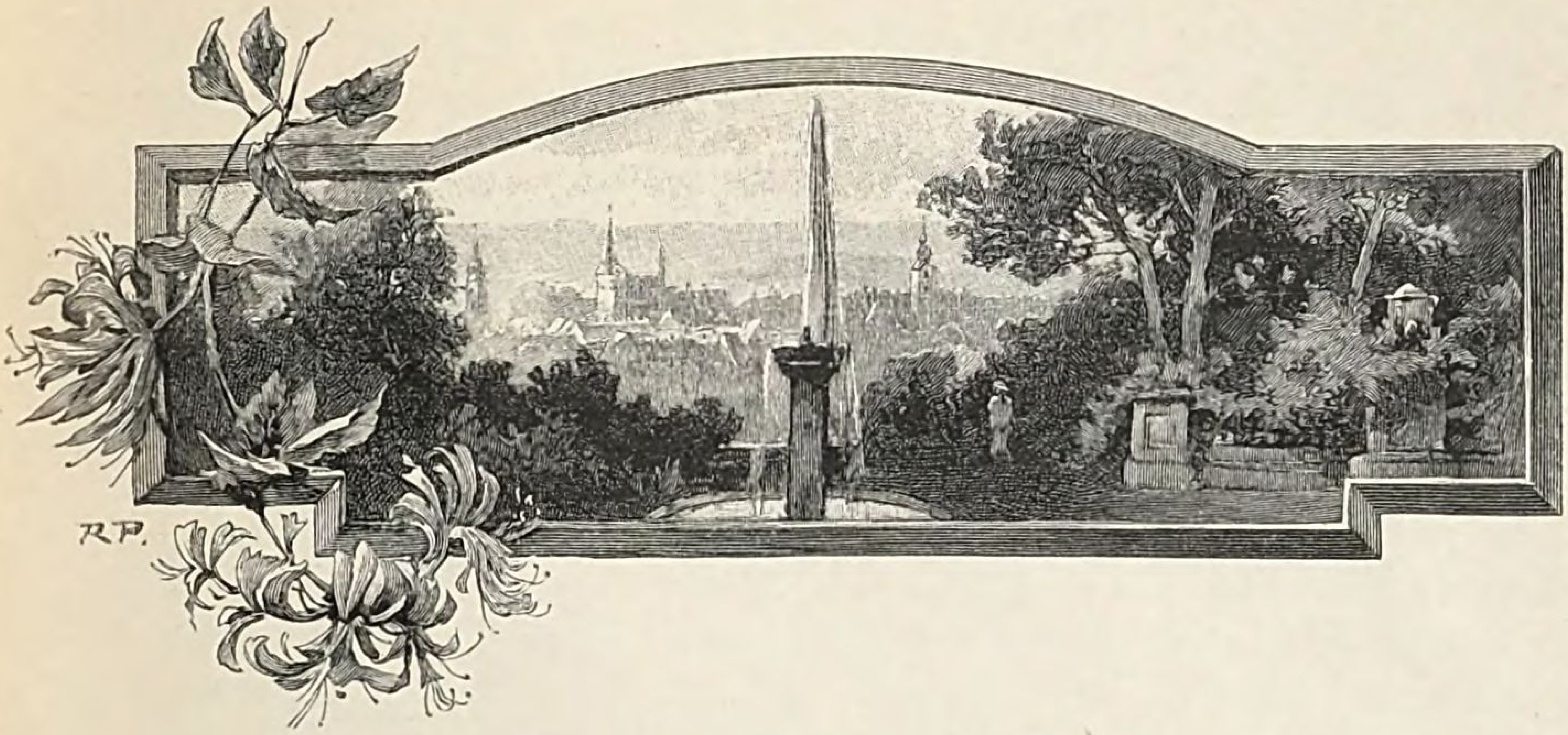
Durch einen leidigen Zufall wurde Herr von Kalb länger als verabredet in Karlsruhe zurückgehalten. Goethe wartete mit gepackten Koffern von Tag zu Tage vergebens auf Nachricht. Da er schon überall Abschied genommen und seine Trennung von Lili mancherlei Gerede veranlaßt hatte,

wollte er sich nicht mehr sehen lassen und getraute sich nur abends, in einen großen Mantel gewickelt, auf die Straße. Er kam auch an Lilis Haus, hörte sie das Lied seiner Liebe singen, sah durchs Fenster ihren Schatten im Zimmer; aber er bezwang sich und trat nicht ein. Nach anderthalb Wochen wurde die Ungewißheit des Harrens unerträglich. Der Vater, der ohnedies immer die ganze Einladung für eine Fopperei erklärt hatte, beredete Wolfgang, statt dessen die schon vorher geplante Reise nach Italien anzutreten, und händigte ihm das Geld dazu ein. Am Morgen des 30. Oktober machte sich Goethe auf den Weg nach Heidelberg. In Eberstadt, wo er Station hielt, begann er sein Reisetagebuch:

„Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath: lies mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen! —

Diesmal rief ich aus, ist nun ohne meine Bitten Montag Morgens sechse, und was das Uebrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden, und ziehe nach Süden; ich sagte zu, und komme nicht, ich sagte ab und komme! Frisch also, die Thorschließer klimpern vom Burgemeister weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker seine Werkstätte und Laden öffnet, fort. Adieu Mutter! — Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurechte, begrüste die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen. Es war so was ahndungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dacht ich, wer doch — Nein, sagt ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtniß hat, sollte niemand beneiden. — — Lili Adieu. Lili zum zweitenmal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen. Mir ist in in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu — . . . .“

In Heidelberg verweilte er einige Tage bei der „Handelsjungfer Delph“, die nicht sobald die Lösung des von ihr gestifteten Verlöbnisses vernommen, als sie schon wieder einen neuen Plan zur Verheiratung und Versorgung ihres lieben Gastes zu spinnen begann. Aber zur rechten Zeit noch ereilte diesen aus Frankfurt die Nachricht, daß Kalb nun doch zu seiner Abholung eingetroffen sei. Rasch entschlossen gab er die Reise nach Italien auf, zu der die Zeit noch nicht erfüllt war, und folgte umkehrend dem Zug des Dämons, der ihn nach kurzer Rast im Elternhaus den Höhen des Daseins und dem neuen Schauplatz seiner ganzen künftigen Welt- und Wesensthätigkeit entgegenführte.



VI.

In der Morgenfrühe des 7. November 1775 traf Goethe in Gesellschaft des Kammerjunkers von Kalb und nur begleitet von seinem vertrauten Dienersekretär Philipp Seidel in Weimar ein.

Ahnungsvoll wie beim Antritt der südwärts gemeinten Reise mag ihm auch jetzt zu Mute gewesen sein, da er umkehrend das schon aufgegebene nördliche Ziel dennoch erreichte. Kam er auch zuvörderst nur als Gast, so kam er doch nicht ohne Absicht und Vorbereitung. Schon seit seiner ersten Einladung nach Weimar trug er sich heimlich mit Hoffnungen, Plänen und Entwürfen. Er sehnte sich nach einem freien, weiten Wirkungskreis, den ihm die alte, in ihren Privilegien vermodernde Reichs- und Handelsstadt nicht bieten konnte. Die beschränkte Advokatenthätigkeit in Frankfurt befriedigte ihn nicht. Die Aussicht, eine höhere amtliche Stellung in der Verwaltung seiner Vaterstadt zu erlangen, war ihm auf geraume Zeit hinaus verschlossen. Das abhängige Dasein im Elternhause beengte ihn. Eine Gesellschaft litterarisch bedeutender Geister, deren Umgang ihn hätte entschädigen können, war nicht vorhanden. Etwa sein Leben blos auf die Ausübung seines dichterischen Talentes zu begründen, dazu war weder damals die Zeit, noch überhaupt Goethes fortwährender Bewegung und Thätigkeit bedürftige Natur geeignet, und der Erfolg seiner Schriften hatte ihm bisher wohl großen Ruhm, aber keinen materiellen Ertrag gebracht. Auch wurzelte seine Dichtung selbst ganz in seinem Leben und war deshalb zu ihrer Nahrung auf einen breiten Boden der Wirklichkeit angewiesen. Er fühlte in sich mannichfaltige Kräfte, künstlerische, wissenschaftliche, praktische, und wollte alle seine Fähigkeiten, wenn es das Schicksal vergönnte, zu gleicher Höhe entwickeln,

sich nach allen Seiten zu einem ganzen Menschen auswachsen. Darum wollte er die große Welt sehen, sich an ihr bilden und auf sie wirken. Dies war unter den damaligen politischen und socialen Verhältnissen nur an einem Hofe und durch die Gunst eines hochsinnigen Fürsten zu erreichen. Hatten doch auch die beiden Männer, die er als Führer der Litteratur am höchsten verehrte, es nicht verschmäht, in den Dienst von Fürsten zu treten. Lessing lebte als Bibliothekar des Herzogs von Braunschweig in Wolfenbüttel, und Klopstock war einem Rufe des Markgrafen von Baden als Legationsrat nach Karlsruhe gefolgt. Aber freilich wäre für Goethes hochfliegende Zwecke weder eine der ihrigen ähnliche Anstellung, noch auch die gewöhnliche Art amtlicher Thätigkeit geeignet gewesen. Er war nicht der Mann, sich unter einen Vorgesetzten zu fügen. Er brauchte Unabhängigkeit, Selbständigkeit, einen festen Punkt, auf dem er Fuß fassen, und eine Thätigkeit, die sich in freier Wahl aus seinem eigenen Wesen nach seiner eigenen Überzeugung entfalten konnte.

Noch vor zwei Jahren freilich, als Kestner ihm die Möglichkeit einer Anstellung in hannöverschen Diensten andeutete, hatte er geantwortet (am Christtage 1773): „Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste gienge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts — und so scheint es, könnt' ich wohl einen Versuch wagen, wieder einmal, wie's draussen aussieht.

Aber Kestner die Talente und Kräffte die ich habe, brauch ich für mich selbst gar zu sehr, ich binn von jeher gewohnt nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient seyn. Und dann biss ich politische Subordination lernte — Es ist ein verfluchtes Volk, die Frankfurter, pflegt der Präsident v. Moser zu sagen, man kann ihre eigensinnigen Köpfe nirgends hin brauchen. Und wenn auch das nicht wäre, unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins. Das bissgen Theorie und Menschenverstand richtens nicht aus — Hier geht meine Praxis mit meinen Kenntnissen Hand in Hand, ich lerne jeden Tag und haudere mich weiter. — Aber in einem Justiz-Collegio — Ich habe mich von jeher gehütet, ein Spiel zu spielen, da ich der unerfahrenste am Tisch war."

Wenn er nun doch sich einer anderen Anschauung zuneigte, wenn er seine Talente und Kräfte auch draußen in der Welt erproben wollte, wenn er sogar das Hofleben, gegen das sein Vater in eingewurzelter Abneigung mit alten Sprichwörtern zu Felde zog, durch entgegengesetzte Erfahrungssprüche zu verteidigen suchte, so war es, weil er inzwischen einen Fürsten kennen gelernt hatte, dessen Jugend, Denkungsart und Verhältnisse den erträumten Zielen seines Wirkungsdranges auf das wunderbarste zu entsprechen schien, dessen rasch gewonnene Zuneigung ihm die Aussicht auf ein weites Feld freier Thätigkeit und fruchtbarer Erfahrung eröffnete.

Wenn irgendwo, so durfte Goethe in Weimar zu finden hoffen, was ihm not that. Er hatte sich über Verhältnisse und Personen vorläufig wohl unterrichtet. In Weimar war vieles noch im Werden, was in Frankfurt schon der Erstarrung anheimfiel. Hier war ein aufstrebender Staat, in einer Art Wiedergeburt begriffen wie er selbst, mancher Reformen bedürftig und zu Reformen geneigt, groß genug zur Verwirklichung bedeutsamer Ideen und doch nicht zu groß, um eine bequeme Übersicht und eine allgegenwärtige persönliche Teilnahme zu gestatten, ein schönes Land mit mancherlei natürlichen Erzeugungs- und Erwerbsquellen, die es zu benutzen, zu fördern und neu zu beleben galt. Hier konnte dem Wissens- und Wirkensbegierigen Gelegenheit werden, das Getriebe der Welt und des Lebens von oben herein in allen Teilen kennen zu lernen und ihre Bewegung zu vorgesetzten Zielen leiten und bestimmen zu helfen. Aber alle Kenntnis und Thätigkeit, nach der er trachtete, sollte nur Mittel zum Zweck sein. Wie breit er auch den Grundbau seines Lebens anzulegen gedachte, die Spitze der Pyramide sollte immer die Poesie bleiben.

Auch dazu schienen die Bedingungen günstig. Losgelöst von den mancherlei Hemmnissen seines heimatlichen Zustandes durfte der Dichter sich hier eine freie Entfaltung seines Genius und eine fruchtbare Teilnahme seiner neuen Umgebung versprechen. Er fand einen kunstsinnigen Hof, einen gesellschaftlichen Kreis hochgestimmter, geistig empfänglicher Naturen, litterarisch thätige Genossen, wissenschaftliche Anstalten, deutsch vaterländische Gesinnung, Lebensfreudigkeit, Naturfrische, Kraft und Lust, das Gute zu thun und das Schöne zu genießen.

Die eigentliche Begründerin des gegenwärtigen Zustandes, die Herzogin-Mutter Anna Amalia, eine Prinzessin von Braunschweig und Nichte Friedrich des Großen, hatte vor siebzehn Jahren nach kurzer glücklicher Ehe mit dem Herzog Ernst August Constantin von Weimar, als neunzehnjährige Witwe, selbst noch minderjährig die Regentschaft für ihre beiden unmündigen Kinder Karl August und Constantin übernommen und sie durch Kriegs- und Friedenszeit sicher, klug und geduldig mit Gerechtigkeit, Milde und Edelmut geführt. Ihr großer Oheim, der sie besuchte, obwohl sie als Reichsfürstin verpflichtet war, auf der Seite seiner Gegner zu stehen, gab ihr das Zeugnis, daß sie einen männlichen Kopf auf einem weiblichen Körper besitze, und erklärte den jungen Erbprinzen für den hoffnungsvollsten Fürstensprößling, den er gesehen. Goethe selbst sagte nach ihrem Tode im Jahre 1807 in einer Rede, die er zu ihrem feierlichen Andenken hielt: „Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannichfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war, nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirthschaft, Polizei befestigten, entwickelten, bestätigten sich.

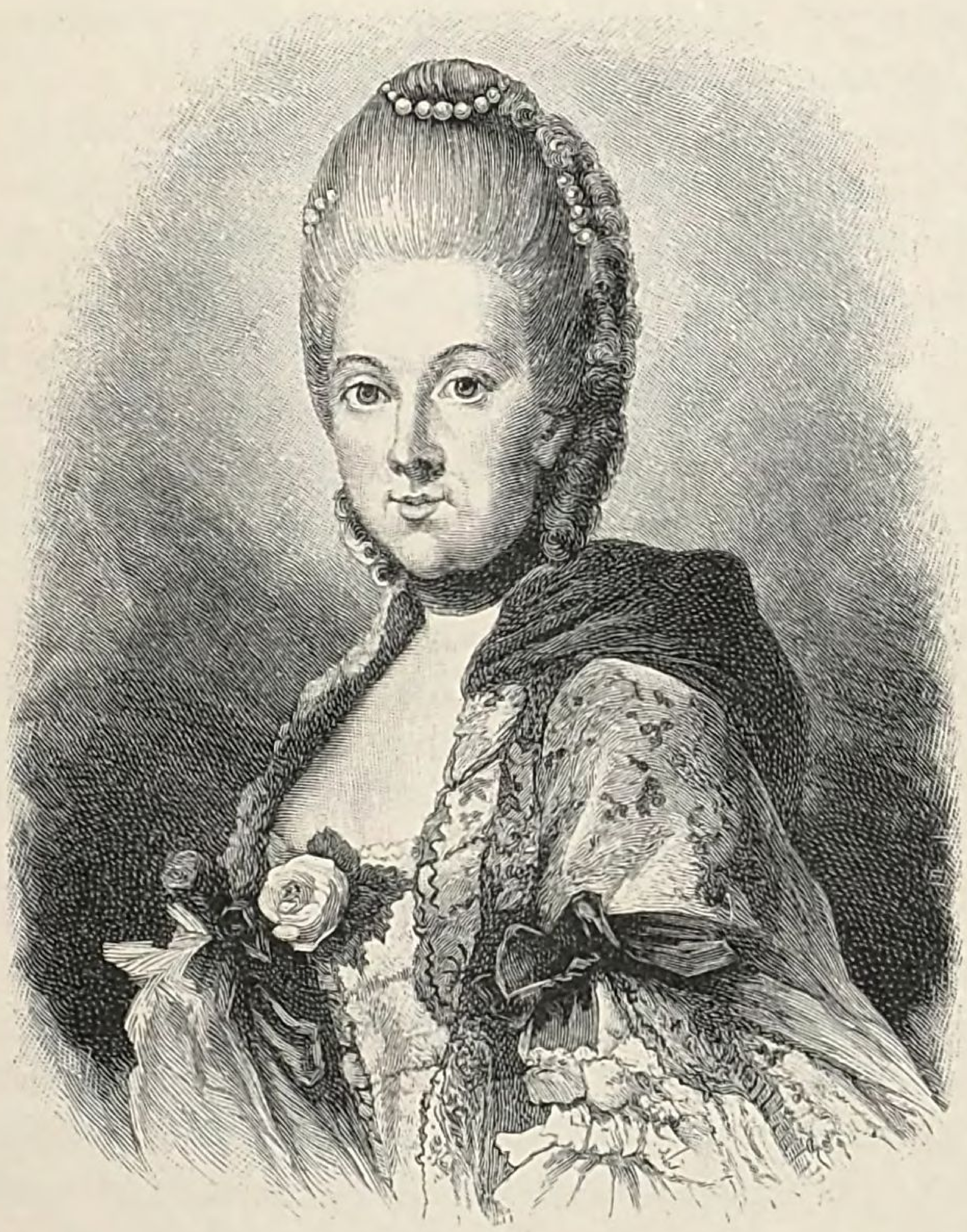
Ein ganz anderer Geist war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde freigegeben, ein gutes Theater unterhalten, und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht."

Die mütterliche Sorge für ihr Land verband sie mit der zärtlichsten Betreuung ihrer beiden Söhne, deren Erziehung sie durch den Grafen Görz leiten ließ. Zu ihrer litterarischen Ausbildung hatte sie noch vor drei Jahren von der nahen Erfurter Universität Wieland, den Verfasser des Prinzenerziehungs-Romans „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian" berufen, und dieser hatte seitdem durch die Herausgabe seiner Zeitschrift „Der deutsche Merkur" in Weimar einen wichtigen Sammelpunkt litterarischer Bestrebungen geschaffen.

Neben ihm waren andere Männer litterarisch und künstlerisch thätig: Musäus, der leise ironisierende Dichter der „Volksmärchen der Deutschen"; Bertuch, der Übersetzer des „Don Quixote" nebst anderer Spanier, zugleich rühriger Herausgeber von Zeitschriften und allzeit betriebsamer Unternehmer buchhändlerischer wie gemeinnützig wissenschaftlicher Anstalten; der Maler Kraus, Goethes Landsmann, der als Direktor der neu errichteten Zeichenschule angestellt war; am Hofe Knebel, der Instruktor des Prinzen Constantin, und der Kammerherr von Einsiedel, ein gefällig dilettierender Dichter und Komponist. Die Fürstin Amalia selbst war nicht nur hochgebildet, in Künsten und Wissenschaften wohl unterrichtet, geistreich, geschmackvoll, von treffendem Urteil und feinem Gefühl, sie übte auch ein eigenes reiches Musiktalent mit Meisterschaft aus und förderte die deutsche dramatische Kunst, namentlich die Oper, mit besten Kräften. Sie hatte die Kochsche Theatertruppe aus Leipzig und nach deren Abgang im Jahre 1771 die Seylersche Gesellschaft nach Weimar berufen, wo im Schloßtheater ihre regelmäßigen Vorstellungen stattfanden und als erstes deutsches Singspiel Wielands „Alceste", von Schweitzer komponiert, mit großem Beifall zur Aufführung kam. Leider hatte am 5. Mai 1774 ein fürchterlicher Schloßbrand zugleich mit der fürstlichen Wohnung auch das Theater vernichtet, so daß die Gesellschaft entlassen werden mußte und sich dem benachbarten Gotha zuwandte. Seitdem entbehrte Anna Amalia der geliebten dramatischen Aufführungen. Jetzt, nachdem sie die Regierung ihrem Sohn übergeben, nahm sie mit ihrem eingeschränkten Hofstaat, dessen neckender und geneckter Hauskobold das schiefgewachsene, aber sehr geradwitzige Hoffräulein von Göchhausen war, abwechselnd in den nahe gelegenen Landsitzen Ettersburg, Tiefurt oder

Belvedere ihren Aufenthalt und erfreute sich dort an litterarischen und musikalischen Unterhaltungen, in heiterem Lebensgenuß und zwanglosem Verkehr mit ihren Vertrauten, unter denen Wieland, seines Erzieheramtes ledig, eine bevorzugte Stelle behielt.

Der achtzehnjährige Herzog Karl August, eine ungestüme, leidenschaftliche Natur, allem Zwang der Etikette abhold, dem Abenteuerlichen zugeneigt,



Herzogin Anna Amalia.

von starkem, aber noch ungeregeltem Willen, verband das edelste Streben mit dem Drang ins Maßlose. Derb in seinen Sitten und einfach in Lebensgewohnheiten, trieb und übertrieb er anstrengende Leibesübungen mit besonderer Vorliebe. Von der Natur mit scharfem Urteil, durchdringendem Verstand und menschlich tiefer Empfindung begabt, ein treuer, tüchtiger, nur noch unausgegorener Charakter, auf den das Land die größten Hoffnungen setzte, hatte er die kurze Zeit seiner neuen Souveränetät nur erst dazu benutzt, um in losgebundener Freiheit mit einigen Jugendgenossen seinen Neigungen zu leben.

Auch jetzt, nachdem er die ihm gleichalterige Landgräfin Louise von Hessen-Darmstadt als Gemahlin heim geholt, schien er an seinen Gewohnheiten wenig ändern zu wollen.

Die junge Herzogin war eine zarte, erhabene Seele, kühl von Sinnen, rein und ernst in ihren Anschauungen, den feinsten Umgangsformen zugethan, mild im Urteil, sanft in der Empfindung, leicht verletzlich, aber wenn es darauf ankam, kühnen Mutes und heldenhaften Entschlusses fähig. Es konnte fraglich erscheinen, ob es zwei so verschieden gearteten Naturen leicht und rasch gelingen werde, sich ineinander zu schicken.

Goethe stand bereits zu beiden in einem bestimmten inneren Verhältnis. Louisen, die er vom Darmstädter Hof her kannte, trug er in stiller Verehrung „wie eine Frühlingsblume am Herzen", zu Karl August zog ihn eine rasch aufgegangene herzliche Neigung wie zu einem jüngeren Bruder. Was er von ihm erfahren und gesehen hatte, mochte ihn heimlich reizen, den guten Kern seines Wesens zur Entwickelung zu bringen und mit den eigenen Lebenszielen auch die des schweifenden Jünglingsfürsten klären und befestigen zu helfen. Denn er selbst hatte die Umfriedung des bürgerlichen Hauses verlassen nicht aus Streben nach zügelloser Willkür, er ergriff die Losbindung von äußeren Fesseln nur, um innerlich sein eigenes Gesetz zu suchen, und wenn er sich nun einem jungen Herrscher gesellen mochte, den, wie ihn selbst noch vor kurzem, ein starkes Freiheitsgefühl über alle Schranken drängte, so galt es für ihn, den um acht Jahre Älteren, Selbstbeherrschung zugleich zu üben und zu lehren.

Mit solchen Vorgefühlen und Ahnungen, aber freilich vorderhand nur mit dem bestimmten Zweck, sich an Ort und Stelle umzuschauen, erschien der berühmte Ankömmling, sehnlichst von Tag zu Tage erwartet von allen Angehörigen und Befreundeten des Hofes, denen der vorangegangene Ruf und die Erzählung des Herzogs ihn als ein ganz außerordentliches Menschenwesen angekündigt hatten. Auch wurden ihre Erwartungen nicht getäuscht. Der Kammerpräsident von Kalb, des Kammerjunkers Vater, in dessen Hause Goethe abgestiegen war, hatte zu Ehren des berühmten Gastes gleich am ersten Tage eine größere Gesellschaft zum Mittagsmahl geladen. Wieland, obwohl von des Dichters Übermut vordem empfindlich verletzt, fand beim ersten Anblick den Menschen ganz nach seinem Herzen; er wurde „verliebt in den herrlichen Jüngling, an dessen Seite er zu Tische saß", und seine Seele war seitdem „so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne".

Von dem jungen Fürstenpaar ward der eingeladene Dichter am Abend bei Hofe auf das herzlichste willkommen geheißen; auch die Herzogin-Mutter empfing ihn wohlwollend, und von Erfurt herüber war auf die Kunde seines

Eintreffens, begierig, ihn kennen zu lernen, der dortige Statthalter des Kurfürsten von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, gekommen, ein litterarisch und staatsmännisch hochgebildeter Prälat, zu dem sich sogleich ein freundliches, geistig angeregtes Verhältnis anknüpfte.

Karl August selbst nahm seinen Gast sogleich als täglichen Gesellschafter, als Vertrauten und Ratgeber soviel nur möglich in Anspruch. Goethe mußte ihn überallhin begleiten, auf Spazierritten, zur Jagd oder zum Besuch in Erfurt, mußte bei Hof oder allein mit ihm speisen und auch wohl, wenn sie ein interessantes Gespräch nicht abbrechen wollten, um es gleich am Morgen fortzusetzen, in seinem Zimmer auf dem Sofa übernachten. An allen seinen Vergnügungen, Tollheiten und wunderlichen Einfällen mußte er teilnehmen und that dies nicht blos dem fürstlichen Freunde zu Gefallen, sondern um ihn und sein Wesen recht aus dem Grunde kennen zu lernen. Aus derselben Absicht entzog er sich auch nicht den Unterhaltungen am Hofe, that vielmehr das Seinige, sie zu beleben, zu vermannichfaltigen, zu veredeln und mit frischem, natürlichem Geiste zu durchdringen. Karten- und Pfänderspiele, Plumpsack und Blindekuh, Tanz und Ausfahrten, Schlittschuhlaufen, Konzert und Maskeraden wechselten miteinander ab, zuweilen ließ sich der Dichter herbei, eine Scene aus seinem „Faust“ vorzulesen, und dazwischen wurde mit allen hübschen Gesichtern geliebelt oder, wie es mit dem üblichen Kunstausdruck hieß, „gemiselt“.

„Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben“, schrieb der Verwöhnte in der zweiten Woche (22. November) nach Hause an sein „lieb Täntgen“ Johanna Fahlmer, „rasch weg und klingelnd und promenirend auf und ab. Gott weis wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde. Diese giebt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden. Ich kann nichts von meiner Wirthschaft sagen, sie ist zu verwickelt, aber alles geht erwünscht, wunderlich Aufsehn machts hier, wie natürlich. Schreiben Sie mir ein Wort. Wieland ist gar lieb, wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern. Sein Weib ist herzebrav, und gleicht der La Roche. Adieu.“

Der unvergleichliche Gast, der wie ein Stern in Weimar aufging, wurde rasch der erklärte Günstling nicht blos des Herzogs, sondern des ganzen Hofes und sonderlich der Damen. Nur der überflüssig gewordene strenge Prinzenerzieher Graf Görz, jetzt Oberhofmeister der Herzogin, stand mit einer kleinen adelsstolzen Partei abseits, sah scheel auf den bürgerlichen Emporkömmling, der ihm den gehofften Einfluß zu verkümmern drohte, und entschädigte sich heimlich durch Mißreden und übertreibenden Klatsch. Karl August aber konnte bald ohne seinen Goethe nicht mehr „schwimmen noch waten“. Er hatte vor dem Busenfreunde kein Geheimnis, nannte ihn „du“,

nicht blos wie nach damaligem Brauch seine vertrauteren Hofleute, sondern in wahrhaft brüderlicher Gesinnung, und beanspruchte, wenn sie allein waren, auch von ihm diese vertrauliche Anrede. Nicht einen Tag durften sie getrennt sein, ohne nacheinander zu verlangen und von ihrem Treiben gegenseitig Nachricht zu schicken. Als der Herzog zum Weihnachtsfest den Hof in Gotha besuchen muß und Goethe unterdes mit Bertuch, Einsiedel und Kalb sich nach Waldeck in die Försterei zurückgezogen hat, um sich in der freien Natur auszulüften, schreibt er in seinem dreitägigen tagebuchartigen Bericht (23. Dezember): „Hier liegen wir recht in den Fichten drin, bei natürlich guten Menschen. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Karl August gegrüßt und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem (L. S.) Freude machte. Einsiedel ist zu Bette. Sein Magen liegt schief. Kaffee und Branntwein wollen nicht bessern. Ich will auch gehen. Gute, herzliche Nacht!

Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtelgebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All mein Lust und all mein Sang,
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Nun aber und abermal gute Nacht.

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen.
Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen, grad und treu wie du.“

Die Antwort des Herzogs lautete nicht minder treuherzig: „Lieber Goethe, ich habe deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich, wie sehr wünschte ich aus freier Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf und untergehen zu sehen, und daß zwar mit dir. Ich sehe sie hier alle tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebne, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Samt und Seiden gehüllt haben, daß mirs ganz schwindlich, und übel wird, und alle Abend mich den teufel übergeben möchte. Es sind hier der Leute comme il faut so viel, und wissen so genau ihre Fischpflicht, daß ich stets die S.[chwere] N.[ot] möchte kriegen. Ich komme erst den Freytag wieder, mache doch, daß du hierher komst, die Leute sind gar

zu neugierig auf dich. Miselchen ist recht brav. Ich habe um mich consistent zu erhalten, meinen grosen Hund von Eisenach kommen laßen, welcher mir durch seine treue viel Freude macht. Grüße unser Miselchen wann du sie siehst. Gott befohlen."

Kein Wunder, daß sich Goethe in Weimar wie unter den Seinigen fühlte und die schwachen Bande, die ihn noch an seine Vaterstadt hielten, sich täglich mehr lockerten. Nur Lilis Bild umschwebte noch unablässig seine



Herzog Karl August.

Sinne, und der Nachhall ihrer Liebe rief manche wehmütige Empfindung in ihm wach. Aber bald genug sollten auch die letzten Spuren dieses Herzensheimwehs von dem Hauch einer neuen stärkeren Leidenschaft verwischt werden, die zugleich seinen Entschluß, in Weimar zu bleiben, bestimmte. Mittlerweile machte er auch schon als Gast seinen Einfluß geltend und setzte es durch, daß der Herzog, der einen Generalsuperintendenten brauchte, trotz aller Gegenströmung Herder zu diesem Amt nach Weimar berief. Goethe freute sich dieses ersten Erfolges nicht blos um des Freundes willen, sondern auch aus persönlichem Selbstgefühl.

In dieser Stimmung schrieb er nach Hause (an Johanna Fahlmer, Januar 1776): „Ich bin immer fort in der wünschenswerthesten Lage von der Welt. Schwebe über all den innersten größten Verhältnissen, habe glücklichen Einfluss, und geniesse und lerne und so weiter. Jetzt nun aber brauch ich Geld — denn niemand lebt vom Winde — so wollt ich nur sagen Täntgen überleg sie's mit der Mutter, ob der Vater Sinn und Gefühl ob all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohnes hat, mir 200 fl. zu geben oder einen Theil davon. Mag das nicht gehn so soll die Mutter Mercken schreiben dass der mir's schickt." Der Vater freilich wollte sein altes Mißtrauen gegen die Höfe nicht fahren lassen und hielt die „abglänzende Herrlichkeit" für ein eitel Trugbild, und so mußte einstweilen Freund Merck aushelfen.

Goethes Verhältnis zu dem Fürsten und seiner Umgebung bestimmte sich um so höher, je schöner neben den glänzenden Eigenschaften seines Leibes und Geistes sich im persönlichen Umgang auch die tiefen Grundlagen seines Herzens offenbarten. Wo er hintrat, wurde ihm Bewunderung, Liebe und Zutrauen entgegengebracht. Die ihn näher kennen lernten, wetteiferten in Ausdrücken des Entzückens über seine Erscheinung und sein Wesen. Es war, als hätte einer der Himmlischen sich in den Kreis der bedürftigen Menschen herabgelassen, um sie durch seine Gegenwart und Teilnahme zu einem gesteigerten, geistigeren Leben aufzuregen. Wieland vor allem wurde nicht müde, bei jeder Gelegenheit in Briefen an seine Freunde in Prosa und in Versen seinem Liebling Lob und Preis zu singen. So schreibt er in den ersten Januartagen des Jahres 1776 an seine alte Freundin Frau von La Roche: „Goethe war so gut, so lieb, so unsäglich lieb, daß wir alle wie die Närrchen in ihn verliebt wurden. So geht's nun unserem guten jungen Herzog auch. Goethe ist sein Alles; und folglich werdet Ihr sein Angesicht so bald nicht wieder zu sehen bekommen. Das Einzige, was uns fehlt, ist, daß es hier keine Sophie, keine Maxe, keine Lotten noch Lottchen giebt; und doch weiß nur Gott, ob uns dann besser wäre." Und ganz hingerissen von Goethes Persönlichkeit schildert er den Eindruck seines Erscheinens in der Gesellschaft in einem Gedicht („An Psyche"), das er auch sogleich im „Deutschen Merkur" veröffentlichte:

„Auf einmal stand in unsrer Mitte
Ein Zauberer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken.

So trat er unter uns herrlich und hehr
Ein echter Geisterkönig daher.
Und niemand fragte: wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick: 's w a r e r.
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt,
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt,
Der unzerdrückt von ihrer Last
So mächtig alle Natur umfaßt,
So fest in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt."

Welcher Art der Zauber dieses Hexenmeisters war, davon giebt auch ein Bericht des damals siebenundfünfzigjährigen Vaters G l e i m folgende anschauliche Probe: „Kurz darauf, nachdem Goethe seinen Werther geschrieben hatte, kam ich nach Weimar und wollte ihn gern kennen lernen. Ich war abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalia eingeladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als litterarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mitteilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, aufgeschlagenen Jagdrocke unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarz glänzenden italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urteil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblick, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzu sehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen, und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich.

Die Zephyr'n lauschten,
Die Bäche rauschten,

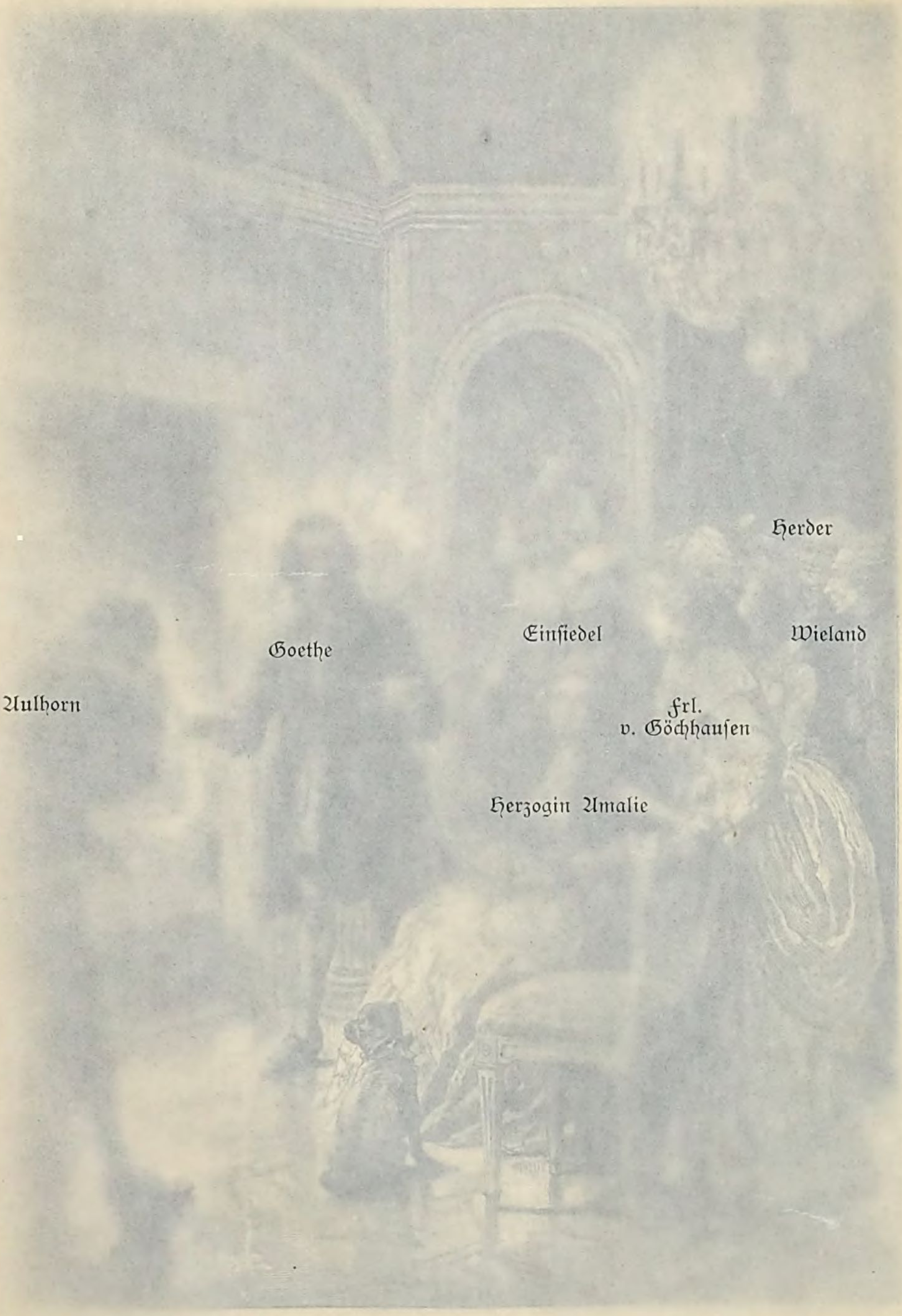
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Übermutes beim Schopfe nehme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse, und wie es nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasiert! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knieen dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht, auf der anderen Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zu teil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet; dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm — ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

‚Das ist entweder Goethe oder der Teufel!‘ rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. — ‚Beides‘, gab mir dieser zur Antwort; ‚er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein mutiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.‘“

Dergleichen übermütige Scherze waren im Kreise der Weimarer Genossen auf der Tagesordnung, seitdem Goethe darin den Ton angab. Man neckte und hänselte einander auf mehr oder minder geistreiche Weise; man lauschte sich gegenseitig die Schwächen ab, stellte sie drollig oder derb dar und verstand dabei ebenso wohl Spaß, als man ihn übte. Die Freiheit des Tons, dessen sich die guten Gesellen nicht nur untereinander, sondern auch gegen den Herzog bedienten, zeigt sich unverkennbar in dem launigen „Schreiben


Herder
Wieland
Einsiedel
Goethe
Aulhorn
Frl.
v. Göchhausen
Herzogin Amalie

[illegible]

Auch die [illegible] von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so [illegible], daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber [illegible], als ob dem Vorleser der Satan des Übermutes beim Schopfe [illegible], und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. [illegible] die gar nicht im Almanach standen, er [illegible] Weisen aus. Hexameter, Jamben, [illegible], wie er eben gehen wollte, alles unter- und durcheinander [illegible] herausschüttelte.

[illegible] Humor an diesem Abend zusammen[illegible] wiewohl nur ebenso flüchtig hin[illegible], doch die Autoren, denen er sie unterlegte, [illegible] müssen, wenn sie ihnen vor ihrem [illegible]. Sobald man hinter den Scherz kam, ver[illegible] durch den Saal. Er versetzte allen [illegible] meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen [illegible] für eine Pflicht gehalten habe — so [illegible] auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht, auf der andern Seite [illegible] beizubringen, daß ich mich zuweilen in den [illegible], denen ich diese Unterstützung zu teil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten [illegible] frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet; dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm — ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

‚Das ist [illegible] oder der Teufel!‘ rief ich Wieland zu, der mir gegenüber [illegible] Beides‘, gab mir dieser zur Antwort; ‚er hat einmal [illegible] Teufel im Leibe; da ist er wie ein mutiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.‘

Dergleichen [illegible] waren im Kreise der Weimarer Genossen auf der Tagesordnung, [illegible] darin den Ton angab. Man neckte und hänselte einander auf mehr oder minder geistreiche Weise; man lauschte sich gegenseitig die Schwächen ab, stellte sie drollig oder derb dar und verstand dabei ebenso wohl Spaß, als man ihn übte. Die Freiheit des Tons, dessen sich die guten Gesellen nicht nur untereinander, sondern auch gegen den Herzog bedienten, zeigt sich unverkennbar in dem launigen „Schreiben



Am Hofe der Herzogin Amalie.

eines Politikers an die Gesellschaft", deren hauptsächlichste Mitglieder der um seines trockenen Witzes berufene Kammerherr von Einsiedel als „Mephistopheles" abschildert. Oberforstmeister von Wedel, Hauptmann von Knebel, Wieland, Hofrat Albrecht werden darin grausam durchgehechelt. Auch an seiner eigenen Person findet der Verfasser kein gutes Haar, und zuletzt heißt es von Goethe:

. . . .
„Dem Ausbund aller, dort von Weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht nur sein ungeschliffnes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie, von Geist und Kraft:
(Wie eb'n unser Herr Gott Kurzweil schafft)
Meynt, er könn uns all übersehn
Thäten für ihn rum auf Vieren gehn,
Wenn der Fratz so mit einem spricht
Schaut er einem stier ins Angesicht,
Glaubt er könns fein riechen an,
Was wäre hinter jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt n' Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vorn Kopf:
Meynt Wunder was er ausgedacht,
Wenn ihr einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt sich drauf als Doctor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graußt.
Mir könnt' er all gut seyn im Ganzen,
(Thät mich hinter meinen Damm verschanzen)
Aber wär ich der Herr im Land
Würd' er, und all sein Zeugs verbannt. — —
Nun denk man sich 'en Fürstensohn,
Der so vergißt Geburth und Thron,
Und lebt mit solchen lockern Gesellen
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen;
Die thun als wärn sie seines Gleichen,
Ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen,
Die des Bruders Respect so ganz verkennen,
Tout court ihn Bruder Herz thun nennen,
Glaub'n es wohne da Menschenverstand
Wo man all etiquette verbannt . . ."

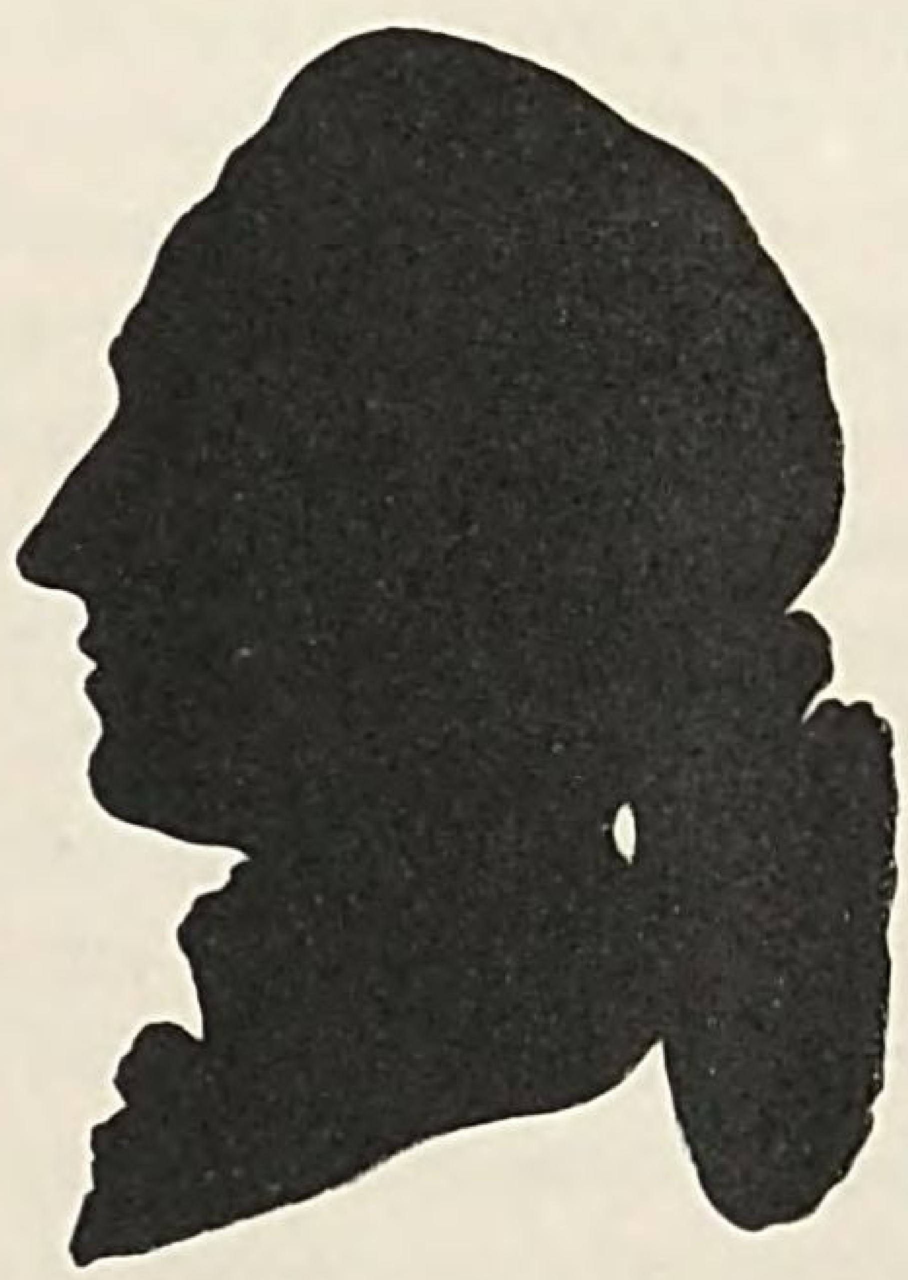
Solchen ungebundenen, tollen, mitunter auch rohen Späßen lag jedoch ein ernster, guter Sinn zu Grunde. Sie waren ein wirksames Gegengewicht gegen die leere, flache Förmlichkeit der Hofsitte. Man übte sich, die un-

geschminkte Wahrheit zu sagen und zu ertragen. Man lernte, sich und die anderen schärfer beobachten und erkennen. Auch sonst verlor Goethe bei allen Ablenkungen und Zerstreuungen sein eigenes Ziel nicht aus den Augen. Er studierte Land und Leute, Hof und Stadt, die Personen seines täglichen Umgangs und vor allem den Herzog. Wenn er an dessen studentenhaften, wilden und waghalsigen Streichen mehr, als für billig erachtet wurde, teilnahm, ja ihn darin zu überbieten schien, so hatte er neben der eigenen Lust an Freiheit der Bewegung doch auch schon damals im Sinn, durch paradoxe Übertreibung des unbändigen Wesens allmählich eine heilsame Gegenwirkung einzuleiten. Er wußte wohl, daß Vorzüge und Fehler, ja Tugenden und Laster im lebendigen Menschen keine scharf abgegrenzten, schroff entgegengesetzten Eigenschaften sind, daß sie oft zusammenhängen, stufenweise ineinander übergehen und daß es dann nur darauf ankomme, die ungestüm schweifende Kraft auf einen würdigen Gegenstand hinzulenken, um das gefährliche Übermaß in ein schönes Ebenmaß zu verwandeln. Goethe, der bisher in den verschiedenen Epochen seines Lebens sich ein um das andere Mal freiwillig einem Mentor angeschlossen hatte, fühlte jetzt die Lust und Kraft, selbst den Mentor zu spielen, und es galt den Versuch, wie eine solche Kur an dem gärenden Drang des Fürsten und — an der eigenen nach Läuterung ringenden Natur anschlagen würde. Je klarer ihm dies wurde, desto mehr gewann für ihn der Gedanke, in Weimar zu bleiben, an Anziehungskraft. So schrieb er denn nach drei Monaten seines Aufenthalts nach Hause an das „Täntchen Johanna Fahlmer" (14. Februar 1776): „Ich richte mich hier in's Leben und das Leben in mich. Ich wollt ich könnt Ihnen so vom innersten schreiben, das geht aber nicht, es laufen so viel Fäden durch einander, so viel Zweige aus dem Stamme die sich kreuzen, dass ohne Diarium, das ich doch nicht geschrieben habe, nichts anschaulich's zu sagen ist. Herder hat den Ruf als Generalsuperintendent angenommen.

Ich werd auch wohl dableiben und meine Rolle so gut spielen als ich kann und so lang als mir's und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser, als das untätige Leben zu Hause wo ich mit der grössten Lust nichts thun kann. Hier hab ich doch ein paar Herzogthümer vor mir. Jetzt bin ich dran das Land kennen zu lernen, das macht mir schon viel spaas. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz kenne bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig. Mit Wieland führ ich ein liebes häusliches Leben, esse Mittags und Abends mit ihm wenn ich nicht bey Hofe bin. Die Mägdlein sind hier gar hübsch und artig, ich bin gut mit allen. Eine herrliche Seele ist die Fr. von Stein, an die ich so was man sagen mögte

geheftet und genistelt bin. Louise und ich leben nur in Blicken und Sylben zusammen — sie ist und bleibt ein Engel. Mit der Herz. Mutter hab ich sehr gute Zeiten, treiben auch wohl allerley Schwänck und Schabernack. Sie sollten nicht glauben wie viel gute Jungens und gute Köpfe beysammen sind, wir halten zusammen, sind herrlich unteris und dramatisiren einander, und halten den Hof uns vom Leibe."

So mancherlei Anmutungen demnach das Leben in Weimar für Goethe gewonnen hatte, den Ausschlag, wie für das Verlassen der alten Heimat, so auch für die Ansiedelung in der neuen Wohnstätte gab doch die Liebe. Er hatte gefunden, wessen sein Innerstes bedurfte und was ihm bisher



Schattenriß Goethes
ca. 1776.

keine seiner leidenschaftlichen Neigungen zu bieten vermochte: eine weibliche Seele, die ihn ganz verstand und der er sich ganz mit Herz und Geist zu eigen geben konnte.

Die Vorahnung einer solchen Liebe hatte ihn schon angeweht, als er, von der ersten Flucht vor Lili heimkehrend, in Straßburg die Silhouette der Frau von Stein erblickte. Damals ließ ihn der durch Zimmermanns Schilderung erhöhte Eindruck drei Nächte nicht schlafen. Noch nach Wochen beschäftigte sich seine Phantasie damit; er hatte die Absicht, das Urbild in Weimar aufzusuchen, und schrieb über dessen Charakter aus dem Umriß des Gesichts schließend für Lavater das Urteil auf: „Festigkeit; Gefälliges unverändertes Wohnen des Gegenstands; Behagen in sich selbst; Liebevolle Gefälligkeit; Naivetät und Güte; selbstfliesende Rede; Nachgiebige Festigkeit; Wohlwollen; Treubleibend; Siegt mit Netzen."

Auch in Frau von Stein hatte alles, was sie über Goethe gehört, bereits vor Monaten den Wunsch erregt, den außerordentlichen Menschen zu sehen, und derselbe Zimmermann, mit dem sie in Briefwechsel stand, hatte ihr geraten, sich in acht zu nehmen, denn sie wisse nicht, wie sehr dieser liebenswürdige und bezaubernde Mann ihr gefährlich werden könne. Dann hatte er ihr doch von dem Eindruck ihres Bildes auf Goethe berichtet. Ja, als dieser bereits in Weimar allgemein gefiel, fügte er noch hinzu: er wundere sich gar nicht darüber; seine unendlich liebenswürdige Leutseligkeit, seine Bravheit samt seinem hohen, herrlichen Genie müsse alle Herzen gefangen nehmen, und wenn Frau von Stein, wie er selbst bei seiner Anwesenheit in Frankfurt, den großen Mann gegen Vater und Mutter als den bravsten und liebenswürdigsten Sohn gesehen hätte, so hätte sie sich zusammennehmen müssen, „um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen“: ein Ausdruck, welchen Goethe selbst in der Unterschrift unter ihre Silhouette zur Bezeichnung ihres Wesens gebraucht und Zimmermann ihr bereits mitgeteilt hatte.

So aufeinander vorbereitet trafen beide am Hofe von Weimar zusammen. Ihre Begegnung scheint von keinem so starken Eindruck begleitet gewesen zu sein, wie ihn der Dichter bei Friederike, Lotte und Lili geschildert hat. Freilich brachte ihm der erste Anblick auch nicht wie bei jenen eine unvermutete Überraschung; vielmehr war seine Erwartung bereits auf sie gespannt, und der Reiz ihrer Erscheinung war nicht von der Art, um im Sturm die Sinne gefangen zu nehmen. Erst allmählich, aber um so tiefer und nachhaltiger erwuchs und befestigte sich in ihm die Empfindung, daß diese einzige Frau bestimmt sei, seine Natur zu ergänzen, daß er nur in ihr seiner Stärken sich bewußt werden, nur an sie seine Schwächen anlehnen könne.

Charlotte von Stein war fast um sieben Jahre älter als Goethe, bereits seit elf Jahren verheiratet, Mutter von sieben Kindern, von denen nur drei Knaben am Leben geblieben, körperlich leidend, der Jugendblüte nicht mehr teilhaftig, unbefriedigt in der Ehe mit einem Manne, dessen geistiger Gesichtskreis nicht über die Interessen seines Hofdienstes und die Bewirtschaftung seines Gutes Kochberg hinausging, und teilnahmlos gegen die geselligen Freuden des Lebens. Der Adel und die Anmut ihrer schlummernden Seele freilich gab sich in dem tiefsinnigen Blick ihrer großen, klaren Augen, in den sanftgeschwungenen Linien des ausdrucksvollen Mundes, in den feinen Zügen des von der weichen Flut blonder Locken umwallten Antlitzes, in den vornehm stillen Bewegungen der ganzen zarten, schmächtigen, wie von einem duftigen Hauch umgossenen Gestalt kund. Immerhin mag es auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, daß eine solche Frau die leichtbewegliche Neigung des von Jugendkraft überschäumenden Dichters so unwiderstehlich an sich zu ziehen und über ein Jahrzehnt lang in ausdauernder Treue fest-

zuhalten vermochte. Und doch erweist sich bei näherer Betrachtung gerade das auch als das Natürlichste. Auf der hohen Stufe geistiger Entwickelung, auf der sich Goethe damals befand, konnte ein leidenschaftliches Verhältnis zu einem unerfahrenen jungen Mädchen, dessen Geist an Reife weit unter dem seinigen stand, sein schwellendes Herz nicht ausfüllen. Ihm that vor allem eine Seele not, der sich sein ganzes Wesen offenbaren konnte, die seine Gefühle und Gedanken, seine Absichten und Pläne mit reinem Verständnis und hingebender Teilnahme zu erfassen vermochte. Seine noch äußerst mitteilsame Natur bedurfte der Freundschaft noch mehr als der Liebe. Doch auch sein innerstes Vertrauen neigte sich schon vom Elternhause her nicht dem männlichen, sondern dem weiblichen Geschlechte zu. Bei den Männern, an die er nacheinander sich brüderlich anschloß, bei Behrisch, Salzmann, Herder und Merck suchte er Belehrung und geistige Förderung, Rat für seine Dichtung oder auch für sein weltläufiges Benehmen; die Beichte seines innersten Herzens trug er den empfänglicheren Frauen zu: als Kind seiner Mutter, dann seiner Schwester Cornelia, zujüngst noch der Gräfin Auguste Stolberg. Von den ersten beiden hatte ihn das Leben getrennt, die letzte hatte er überhaupt nie gesehen. In Charlotte von Stein trat ihm jetzt ein Weib entgegen, welches die vertrauenswürdigen Eigenschaften der anderen in sich zu vereinigen schien, verbunden mit einem seelischen Reiz, der ihn mächtig anzog, weil er dem drängenden Ziele seiner eigenen Entwickelung völlig entsprach. Alles, wonach sein zielbewußter Sinn hinstrebte: Wahrheit, Reinheit, Klarheit und Stille, fand er in ihrem Wesen ausgeprägt. An Geist und Gesinnung ebenbürtig, war sie ihm an Festigkeit wahrhaft vornehmer Umgangsformen und an Fertigkeit in der Entwickelung des Charakters sogar überlegen. Und sie war seinen Augen lebendig gegenwärtig. Kein Wunder, daß sie nicht nur Lilis Bild und mit diesem zugleich den blassen Schatten seiner Leidensvertrauten Auguste Stolberg aus seinem Herzen auslöschte, sondern auch alle, denen es sonst noch zugehörte: Mutter, Schwester, Freunde und Geliebten, allmählich beerbte.

Außer dem inneren Zuge verwandter Naturen gab es aber auch ein bestimmtes gemeinsames Interesse, das die Annäherung zwischen Goethe und Charlotte von Stein beförderte und beide aufeinander gleichsam anzuweisen schien. Wie er, so nahm auch sie den sorglichsten Anteil an dem Wohl des herzoglichen Paares, in dessen junger Ehe sich nicht sogleich alles so glatt zurechtlegte, um ein erfreuliches Verhältnis zu sichern. Karl August war nicht reif und rücksichtsvoll genug, um seiner Gemahlin zulieb manchen burschikosen Gewohnheiten von selbst zu entsagen, und Louise noch zu empfindlich, um gröbliche Verletzungen der Form mit lächelnder Nachsicht zu dulden. Ähnlich, wie Goethe dem Herzog, stand Frau von Stein der

Herzogin nahe und war oft in ihrer Gesellschaft. Früher Hofdame Anna Amalias, hatte sie seit ihrer Verheiratung dies Amt zwar niedergelegt und sich in ihre Häuslichkeit zurückgezogen, kam aber seit dem Einzug Louisens wieder öfter an den Hof und gewann rasch deren ganzes Vertrauen. Ihr allein mag die sonst so zurückhaltende Fürstin die Enttäuschung ihres Herzens nicht verborgen haben, und Charlotte hatte ein um so volleres Verständnis dafür, als sie selbst in ihrer Ehe schon seit Jahren sich in ein ähnliches Schicksal hatte fügen müssen. Wie natürlich, wurde für das Benehmen des Herzogs auch dessen Umgebung verantwortlich gemacht und namentlich der Günstling Goethe durch die Anschwärzungen des Grafen Görtz als Anstifter all der Ausschreitungen angesehen, die er doch blos nicht zu hindern vermochte. Als nun Goethe am 6. Dezember 1775 Frau von Stein auf ihrem Gute Kochberg besuchte, kam zwischen ihnen dieses Mißverhältnis sogleich mit rückhaltlosem Vertrauen zur Sprache. Zum erstenmal bei dieser Gelegenheit haben sie einander ins Herz geschaut und sich gegenseitig die echte, wahre Menschlichkeit ihrer Natur offenbart. Damals schon entschied sich das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit, und so tief war der Eindruck, den Charlottens Wesen in ihrer häuslichen Umgebung auf den Dichter machte, daß er sie noch nach zehn Jahren sich gern „in dem alten Schlosse denkt, wo er sie zum erstenmal besuchte und wo sie ihn durch ihre Liebe so festhielt“. Als er fortging, hinterließ er auf der Platte ihres Schreibtisches zum Angedenken die Inschrift seines Namens mit dem Datum: eine Art der Einzeichnung, die er in gleicher Weise auch noch bei späteren Besuchen wiederholte.

Von da an gewann der Gedanke, in Weimar zu bleiben, in Goethe immer festere Gestalt, ob er's gleich sich und anderen noch nicht eingestehen wollte. Was er dagegen frei und froh eingestand, war seine innige Verehrung für die Frau, an deren Dasein fortan sich alle seine Gedanken knüpften. Die Sitte des Hofes nahm keinen Anstoß an den Huldigungen, durch die der gefeierte Gast eine vornehme Dame auszeichnete, und die Sitte der Zeit begünstigte die Seelenfreundschaft zwischen bedeutenden Personen beiderlei Geschlechts. So konnte sich offen vor aller Welt ein Verhältnis entwickeln, dessen Berechtigung nach den durchschnittlichen Regeln sittigen Umgangs anfechtbar erscheint, das aber aus dem höheren Gesichtspunkte sittlicher Wirkung betrachtet, ein Beispiel der schönsten Vereinigungen darstellt, welche die Geschichte menschlicher Herzen aufzuweisen hat. Wenn irgendwo, so gilt hier der herrliche Satz: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Denn dieser Liebe verdankt der Mensch Goethe die lauterste Entwickelung seines Wesens, verdankt der Dichter das Vorbild zu einer Reihe seiner zartesten, weiblichen Gestalten, verdankt die Nachwelt einen köstlichen Dokumentenschatz unmittelbarer Eindrücke, Empfindungen und Erfahrungen, in welchen Leben, Liebe und Dich-

tung, stetig miteinander fortschreitend, sich untrennbar durchschlingen. Die mehr als achthundert Briefe, welche Goethe an Charlotte von Stein während der elfjährigen Dauer ihres Herzensbundes geschrieben hat, sind ebenso viele Zeugnisse von dessen goldechter Wahrheit und Wirkung. In ihnen erscheint, wie nie und nirgend sonst, die unendlich reizvolle Persönlichkeit Goethes von allen Seiten, in wechselndem Licht, von Tag zu Tage sich offenbarend, durchsichtig bis in die geheimsten Falten seiner Seele. Sie sind der eigenste Abdruck aller seiner Stimmungen und Vorsätze, seiner Freuden und Sorgen, seiner geschäftlichen und dichterischen Thätigkeit, seiner Beziehungen zum Hof, zur Welt, zu seinem eigenen Bewußtsein und vor allem zu ihr, der einzigen, der er anzugehören schon in einem früheren Leben sich bestimmt schien:

„Sag was will das Schicksal uns bereiten?
Sag wie band es uns so rein genau?
Ach du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen
Den so schwer ein sterblich Aug durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.“

Einmal von diesem Gefühl beherrscht, hatte er das unüberwindliche Verlangen, sich ihr immerdar nahe zu wissen. Die Begegnungen in der Gesellschaft genügten ihm nicht, auch die häufigen Besuche im Hause, ja, die fast täglichen Zusammenkünfte auf Spaziergängen und Ausfahrten konnten seinen Mitteilungsdrang nicht erschöpfen. All sein Geistesleben nahm gleichsam die Gestalt einer Unterredung mit ihr an, auch wenn sie nicht persönlich gegenwärtig war. Immer wieder kehren seine Gedanken zu ihr zurück wie der abgelenkte Magnet zu seinem Pol: in den Pausen amtlicher Sitzungen, mitten aus der mühseligen Durchforschung unendlicher Aktenbündel oder während der weihevollen Muße dichterischen Schaffens. Jedes Aufatmen benutzte er, um sie anzurufen, auf einem abgerissenen Blatt, auf einem zur Hand liegenden Zettel, in einem zierlich gefalteten Briefchen, auch wenn er sie erst noch an demselben Tage gesprochen hatte oder ein Wiedersehen in der nächsten Stunde bevorstand. Die Sehnsucht nach ihrer Gegenwart weckt ihm in Qual und Lust den Seufzer nach süßem Frieden, den er vom Hang des Ettersberges in „Wanderers Nachtlied“ so herzbewegend aushaucht. Sie ist ihm „die einzige unter den Weibern, die ihm eine Liebe ans Herz gab,

die ihn glücklich machte". Ihr giebt er Rechenschaft von seinen Absichten und Erfolgen, ihr beichtet er seine Schwächen und Irrtümer und bekennt selbst das, „worüber man nicht Absolution bedarf"; von ihr verlangt er Bekräftigung seines besten Strebens, an sie richtet er alle die Reden, in denen die Helden seiner Dichtungen ihre tiefsten Überzeugungen und Empfindungen ausdrücken. Ist sie fern, auf ihrem Gute Kochberg oder in einem Badeort zur Wiederherstellung ihrer oft leidenden Gesundtheit, so ergießt der Verwaiste seine Sehnsucht in Klagen und beschwört sie, ihn nicht lange allein zu lassen; denn „Nicht allein meine Liebe verreist, Meine Tugend verreist mit dir". Muß er selbst sie auf längere Zeit verlassen, so führt er für sie ein genaues Tagebuch und sendet über seine Erlebnisse und Beobachtungen an sie seine getreuen Reiseberichte, in denen der Dichter und die Welt zu einer wunderbar harmonischen Einheit zusammenfließen und die später nach geringer Sichtung und Feilung als litterarisches Werk nicht zum wenigsten deshalb einen so lebensvollen Reiz bewahrt haben, weil der liebende Gedanke an die Empfängerin daran mitgearbeitet hat.

Unendlich ist die Fülle, Tiefe und Mannigfaltigkeit der Empfindungen, die Goethe der lieben Frau in allen diesen Briefen kund giebt, bald durch ausführliche Bekenntnisse, bald auch nur durch eine leise Andeutung, eine zärtliche Anrede, einen leidenschaftlichen Ausruf oder ein anmutiges Schlußwort; unerschöpflich die Wendungen, in denen er sich ihr zu eigen giebt, ihr deutlich macht, was sie ihm ist und was er ihr verdankt. Aber immer mit denselben Worten kehrt die eine Bitte wieder: „Liebe mich!" und unter vielen schönen Namen, deren jeder seine bestimmte Bedeutung hat, am meisten und schönsten nennt er sie „Gold" und meint damit den reinsten Edelgehalt ihres Wesens, das auch ihn zu immer höherer Reinheit läuterte. Ein echter Seelenbund zu menschlicher Vervollkommnung war diese Liebe, ohne Sentimentalität, ohne Schwärmerei, in allem so wahr und klar, rein gegenständlich, hingebend und selbstlos eines in dem anderen sich wiederfindend, daß Goethe auf dem Gipfel der Empfindung schreiben konnte: „Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt wie ich geliebt seyn mögte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergebens gesucht, nun da mir die Welt täglich klärer wird, find ichs endlich in dir auf eine Weise daß ichs nie verlieren kann." Freilich, bis dieses schöne, ruhige Gleichgewicht sich einstellte, mußte noch eine geraume Zeit vergehen, und vorher war mancher Sturm der Leidenschaft zu überwinden, mancher Brand der Sinne zu dämpfen, von denen die Spuren sich in den Briefen der ersten Jahre finden. Da schreitet der verwöhnte Liebling der Frauen rasch fort von halbdurchsichtigen Andeutungen zu offenem Bekenntnis, da springt er vom sittigen „Sie" der Anrede plötzlich in trauliches „Du" über und wieder zurück. Sein drängendes Ungestüm

muß wiederholt sich in die Schranken der Schicklichkeit zurückweisen lassen; unruhige Eifersucht wechselt mit hingebendem Vertrauen, das anspruchsvolle Verlangen mäßigt sich zu „anhaltender Resignation". Dann erst gewährt ihm die geliebte Frau, die den reinsten seiner Triebe ihm noch reiner wiedergiebt, das früher abgewehrte „Du", jetzt nicht mehr als Ausdruck leidenschaftlichen Dranges, sondern als Siegel völliger innerer Übereinstimmung. Die Antworten



Charlotte von Stein.

Charlottens sind nicht erhalten, aber ein sprechendes Zeugnis ihres tiefen Gefühls für ihn wie ihrer zarten Gesinnung geben vier Zeilen von ihrer Hand auf der Rückseite eines seiner Briefe (7. Oktober 1776):

„Obs unrecht ist was ich empfinde — —
und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde
will mein Gewissen mir nicht sagen;
vernicht' es Himmel du! wenn michs je könt anklagen."

Jedenfalls war ihr Gewissen empfindlicher als selbst ihr eigener Gatte, dem sie freilich durch ihre Neigung für den Freund nichts entzog, worauf er

je Anspruch gemacht hätte. Aber auch die Gesellschaft, die sich sonst so leicht keinen Klatsch entgehen läßt, hegte keinen Zweifel an der Lauterkeit eines intimen Verkehrs, der sich offen vor ihren Augen abspielte und den in dieser Weise aufrecht zu erhalten, nur eine solche Frau einem solchen Manne gegenüber fähig war. Darum konnte noch nach elfjährigem Bestand des Verhältnisses Schiller, als er Frau von Stein in Weimar kennen gelernt hatte, an seinen Freund Körner schreiben, sie sei eine wahrhaftig eigene interessante Person, von der er begreife, daß Goethe sich ganz an sie attachirt habe. „Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll." Ganz ähnlich urteilte Knebel, ihr und Goethes Freund, in einem Brief an seine Schwester über diese merkwürdige Frau: „Reines richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser und leichter Disposition haben sie bei eigenem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zustande kommen durfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Anteil und an allem Menschlichen, ist wohl unterrichtet und hat feinen Takt, selbst Geschicklichkeit für die Kunst." Sie besaß neben musikalischen auch schriftstellerische Anlagen, wenngleich sie niemals öffentlich davon Gebrauch machte, und ihr nicht gewöhnliches Zeichentalent, das sie später häufig mit Goethe gemeinsam übte, wird durch das fein empfundene Bildnis bezeugt, das sie im Jahre 1790 von sich selbst aus dem Spiegel geholt hat.

Die Gegenwart dieses von der Natur seinem innersten Streben gleichsam vorgebildeten Wesens mußte für Goethe ein mächtiger Reiz sein, ihn in Weimar festzuhatlen. Feilich war auch sonst aller Grund dazu vorhanden. „Des Lebens ernstes Führen", das er, nach seinem eigenen Ausspruch, vom Vater ererbt hatte, hieß ihn vor allem darauf bedacht sein, einen festen Standpunkt in der Welt zu gewinnen, zumal da er über seinen dichterischen Beruf, trotz der Erfolge, zeitweise noch immer im Zweifel war. Nirgends wie hier mochte sich ihm wieder eine so günstige Gelegenheit bieten, in lebendiger Thätigkeit seine Kräfte allseitig auszubilden. In Land und Leuten hatte er sich umgesehen, in Verwaltungs- und Staatsgeschäfte hineingeblickt, seinen Einfluß erprobt und die Dauerhaftigkeit der günstigen Gesinnungen gegen ihn bestätigt gefunden. Er genoß das ganze Vertrauen des Herzogs und konnte bald gewahren, daß auch die Herzogin, wohl durch Charlotte aufgeklärt,

in ihm statt des Störenfrieds vielmehr den Schutzgeist zu sehen begann. Dem ganzen Kreise, der ihn aufgenommen, war er in kurzer Zeit unentbehrlich geworden. Von den Männern bewundert, von den Frauen verhätschelt, erschien er als der Mittelpunkt, als die bewegende Seele nicht nur des Hofes sondern des ganzen weimarischen Geisteslebens, das immer mehr die Blicke des litterarischen Deutschlands auf sich zog. An eine Rückkehr nach Frankfurt in die alte Enge und Herzenswirrnis, die er nun glücklich abgestreift, mochte wohl ohnedies ernstlich nicht zu denken sein; die Reise nach Italien, die er im Antritt abgebrochen, konnte ihn jetzt nicht wieder reizen; eine verlockendere Aussicht auf eine andere Lebensstellung, die zugleich eine so freie Bewegung gestattete, war nicht leicht zu finden oder auch nur zu erdenken; und wenn ja noch irgend ein Schwanken und Zaudern des abwägenden Verstandes übrig sein mochte, so bedurfte es eben nur des Anstoßes der Empfindung, um bei dem Gleichgewicht der Gründe den Ausschlag zu geben. Trotzdem dauerte es noch eine geraume Weile, bis Goethe sich zu dem gefaßten Entschluß auch durch das ausgesprochene Wort bekannte. Erst am 6. März 1776 schrieb er an Johanna Fahlmer, die, wie es scheint, in seiner Korrespondenz nach Hause meistens die Familie vertrat: „Liebe Tante. Schreibt mir und liebt mich. Sorget nicht für mir. Ich fresse mich überall durch wie der Schwärmer sagt. Jetzt bitte ich euch beruhigt euch ein vor allemal, der Vater mag kochen was er will, ich kann nicht immer darauf antworten nicht immer die Grillen zurecht legen. So viel ists: Ich bleibe hier,' hab ein schön Logis gemieth, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind seyn, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der H. hat mir wieder 100 Dukaten geschenckt. Gegeben Wie ihr wollt — ich bin ihm was ich ihm seyn kann, er mir was er seyn kann — das mag nun fort gehn wie und so lange das kann. Ich bin noch allerley Leuten schuldig das thut mir nichts — Aber die Mutter soll nur ihre Schuldigkeit thun, und sehn was auf den Vater möglich ist ohne sie zu plagen! — Wenn sie allenfalls Geld braucht und kanns vom Vater nicht haben: so will ichs ihr schicken.“ Noch an demselben Tage berichtet er auch an Lavater: „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit der Ladung in die Luft zu sprengen.“ Und zwei Tage darauf erklärt er ebenso seinem alten Merck: „Es geht mit uns allen gut, denn was schlimm geht, laß ich mich nicht anfechten. Den Hof hab ich nun probirt, nun will ich auch das Regiement probiren, und so immer fort.“

Noch hatte Goethe zwar kein Amt, welches ihm auch förmlich das Recht gab, in Regierungsgeschäften mitzureden, aber schon längere Zeit ging der

Herzog damit um, die Zusammensetzung seines Conseils umzugestalten und bei dieser Gelegenheit seinen Freund und Berater auch in die ihm gebührende Rangstellung einzusetzen. Wie bei der Berufung Herders, so stieß er auch hier auf den Widerstand der eingesessenen Beamten. Der Präsident des Conseils, Geheime Rat von Fritsch, erhob Einspruch gegen Goethes Ernennung zum Mitglied „teils wegen dessen Untauglichkeit zu einem dergl. beträchtlichen Posten, teils wegen der Rechte anderer langgedienter Diener" und kam deshalb um seine Entlassung ein. Karl August aber antwortete ihm (10. Mai 1776): „Wäre der D. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entschluß billigen. Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; nicht allein ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit, in einem Landescollegio von unten auf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen; ich hoffe, Sie sind von dieser Wahrheit so wie ich überzeugt. Was den Punkt, daß dadurch vielen verdienten Leuten, die auf diesen Posten Anspruch machen, zu nahe getreten werde, anbetrifft, so kenne ich niemanden in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte, zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner Unterthanen steht, nach Anciennität, sondern nach Vertrauen vergeben. Was das Urteil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setzte, ohne daß er vorher weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war, dieses verändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber und jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, und sucht auch ohne den Beifall der Welt zu handeln."

So wurde denn Goethe zum Geheimen Legationsrat mit zwölfhundert Thalern Gehalt ernannt. Geheimrat Fritsch beruhigte sich, nahm sein Entlassungsgesuch zurück und fand sich bald durch den Eifer, die Umsicht und die Arbeitskraft seines jüngsten Kollegen mit dessen außergewöhnlicher Carrière ausgesöhnt. Auch der alte Rat Goethe, der bis dahin noch immer ungeduldig und mißtrauisch dem Endziel des weimarischen Aufenthaltes entgegenharrte, gab sich endlich zufrieden, als der Herzog ihm die Anstellung Wolfgangs durch dessen inzwischen zum Kammerpräsidenten aufgerückten Reisegefährten von Kalb anzeigen und um seine Einwilligung förmlich nachsuchen ließ, mit dem Zusatz, daß der neue Staatsbeamte seine gänzliche Freiheit behalten

sollte, Urlaub zu nehmen oder die Dienste ganz zu verlassen, wann er wollte. Die Verleihung des Titels betrachte der Herzog als eine bloße hergebrachte Form. Goethe könne keine andere Stellung haben, als die seines Freundes; denn er wisse zu gut, daß alle anderen unter seinem Werte seien.

Ein solcher Vorbehalt entsprach jedenfalls dem Sinne Goethes, dessen unüberwindliches Freiheitsgefühl jetzt wie später widerstrebte, in irgend einem Verhältnis anders als durch seine Neigung sich binden zu lassen. Im Grunde folgte er auch hier nur seinem eingeborenen Hang, sich der Leitung des Schicksals zu überlassen und nur, wenn die Verhältnisse unleidlich würden, sich ihnen durch die Flucht zu entziehen. Inzwischen hatte ihn der Herzog auch in dem neuen Boden seßhaft gemacht durch das Geschenk eines Gartens nebst völlig ausgestattetem Gartenhaus. Noch in früher Jahreszeit, am 21. April, bezog der neue Grundbesitzer in der Freude seines Herzens das bescheidene Eigentum. Er kalfaterte Fenster und Thüren gegen Regen und Wind, richtete sich, so gut es ging, in der Wohnung ein und schlief, sobald das Wetter wärmer wurde, in den Mantel eingewickelt unter freiem Himmel auf dem offenen Altan. Er machte sich mit den Arbeiten im Garten zu schaffen, pflanzte Bäume und Hecken und züchtete sogar „Spargels", die er häufig mit einem „guten Morgen" der nicht weit von ihm wohnenden Freundin als schmackhaften Liebesgruß zuschickte. Dort bewirtete er Charlotten und Corona Schröter, den Herzog und Knebel mit einem einfachen Mahle, unterhielt die Misels, die er mitunter einlud, mit scherzhaften Spielen und ließ die Kinder alljährlich Ostereier suchen. Dort auch durchlebte er, vom Geräusch des Hofes entfernt, mit sich allein die reinsten Stimmungen, wandelte in heiteren Nächten zwischen „Freud' und Schmerz in der Einsamkeit" und versenkte sich in Erinnerungen, während das Rauschen der Ilm ihm Melodien zuflüsterte für den Sang, den er aus still bewegtem Herzen „an den Mond" richtete. Eine unerschöpfliche Quelle reinster Genüsse ward ihm dies kleine Besitztum und so lieb seinem Herzen, daß er sich nicht auf wenige Tage entfernen konnte, ohne Heimweh nach seinem Garten zu empfinden, und daß er auch nach Jahren, als er eine größere Wohnung in der Stadt bezog, sich nicht entschließen mochte, es zu veräußern.

Das Glück, welches der jugendliche Dichter in Weimar gefunden, und das lustige Leben, welches ihn übertriebene Gerüchte dort mit dem Herzog führen ließen, machte auf seine litterarischen Freunde draußen einen verschiedenen Eindruck. Die jüngeren lockte Neugier oder Hoffnung in seine Nähe, ältere schüttelten bedenklich das Haupt. Die beiden Grafen Stolberg hatten schon kurze Zeit nach Goethes Ankunft einige Tage zum Besuch am Hofe verweilt, der jüngere, Friedrich Leopold, vom Herzog zum Kammerherrn ernannt, sollte wiederkommen, um seine Stelle anzutreten. Im Frühjahr 1776

fand sich dann ganz unerwartet Lenz ein, wohl wieder gestachelt von dem unruhigen Trieb, in Goethes Fußstapfen zu treten und dessen Doppelgänger zu spielen. Goethe war gerade von Weimar abwesend. Er hatte einen Ausflug nach Leipzig unternommen und feierte dort Erinnerungen seiner ersten Studentenzeit. Schon unterwegs aus Naumburg schrieb er an Charlotte (25. März 1776): „Wie anders! Lieber Gott wie anders! als da ich vor zehen Jahren als ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe in eben das Posthaus trat — Wie viel hat nicht die Zeit durch den Kopf und das Herz müssen, und wieviel wohler, freyer, besser ist mir's nicht. —" In Leipzig fand er „Alles wie's war, nur er war anders. — Nur das war geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu ihm hatte damals". Er besuchte Oeser, dessen Lehren vom Ideal der Stille und Einfalt zu neuer Wirkung in ihm erwachten und dem seine „unveränderliche Liebe in Saecula Saeculorum" gehörte. Er sah sein erstes Mädchen wieder, Katharina Schönkopf, an Dr. Kanne verheiratet: „Mais-ce n'est plus Julie." — Er suchte Corona Schröter auf, deren Gesang und Anmut ihn schon als Studenten entzückt hatten, und konnte gegen Charlotte den Wunsch nicht unterdrücken: „Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnt in Frieden lassen — Doch sie sieht dir nicht ähnlich genug." Ihrethalben wohl hauptsächlich war die Reise nach Leipzig unternommen. Goethe sollte sie im Auftrage des Herzogs als Kammersängerin der Herzogin-Mutter für die Theateraufführungen und Konzerte nach Weimar anwerben; es gelang ihm, ihre Zusage zu erhalten, die sie denn auch noch im Herbst desselben Jahres durch ihre Übersiedelung nach Weimar erfüllte. Der Aufenthalt in Leipzig war für Goethe eine Art Rückblick und Abschluß. „Was das Schicksal mit mir vorhaben mag!" schrieb er (31. März 1776) an Charlotte, „Wie viel Dinge lies es mich nicht auf dieser Reise in bestimmtester Klarhein sehn! Es ist als wenn diese Reise sollt mit meinem vergangenen Leben saldiren. Und gleich knüpfts wieder neu an. Hab ich euch doch alle."

In solcher Stimmung zurückkehrend, konnte Goethe die Überraschung, die ihm Lenz durch seine Ankunft bereitete, nicht eben angenehm empfinden. Nichtsdestoweniger nahm er ihn herzlich auf, führte ihn sogleich seiner Freundin zu, brachte ihn an den Hof und sorgte während seines mehrmonatlichen Aufenthaltes in brüderlicher Weise für ihn. Aber Lenz war unter ihnen „wie ein krankes Kind"; launisch, weichlich, wunderlich und selbstgefällig schauspielernd schien er auch hier seinem größeren Freund gleichkommen oder gar ihn übertrumpfen zu wollen. Goethe schonte seine Schwächen, beschönigte seine dummen Streiche und stand redlich für ihn ein, obwohl er sich sogar einer Regung von Eifersucht nicht erwehren konnte, als jener einmal Charlotten zu längerem Aufenthalt nach Kochberg begleiten durfte, um sie englisch

zu lehren, während er selbst in Weimar zurückblieb. Endlich jedoch beging Lenz eine, wie es scheint, die Herzogin-Mutter betreffende „Eselei", welche sein längeres Verbleiben in Weimar unmöglich machte. Nachdem ihm Goethe auch jetzt noch einen kurzen Aufschub verschafft hatte, mußte er Ende November die Stadt verlassen. Er wandte sich zuvörderst wieder nach Straßburg, dann nach Emmendingen zu Goethes Schwager Schlosser, wo im November 1777 sein krankhaftes Wesen in hellen Wahnsinn ausbrach. Auch da noch nahm Schlosser, unterstützt von Frau Rat, Goethe und dem Weimarer Kreis sich dauernd seiner an und bemühte sich vergeblich um seine Wiederherstellung, bis endlich den Unheilbaren sein Bruder, von Weimar aus mit Reisegeld versehen, im Frühjahr 1779 nach seiner Heimat Riga abholte.

Noch während Lenz zu Weimar weilte, im Sommer 1776, war auch Freund Klinger aus Gießen herübergekommen. Er hatte dort seine juristischen Studien abgebrochen in der Hoffnung, durch Goethes Einfluß rasch eine Anstellung zu erhalten. Allein, wie Lenz durch seine Weichlichkeit, so paßte Klinger durch seine Grobkörnigkeit nicht in Goethes jetzigen Kreis. „Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch," heißt es in einem Brief an Merck, „seine harte Heterogenität schwärt sich aus und er wird sich herausschwären." Nur daß Klinger, im Gegensatz zu dem Genossen ein gesunder kräftiger Charakter, nach wenigen Wochen freiwillig den Boden verließ, in dem er nicht Wurzel fassen konnte. Er hat sich wacker durchs Leben gekämpft und spät noch als Generallieutenant in russischen Diensten mit dem Dichter den einstigen Jugendverkehr brieflich erneuert.

Fast peinlicher noch als die persönlichen Besuche dieser Freunde, welche an Goethes freien Flug sich enger, als ihm lieb war, anzuschließen versuchten, wirkte ein Brief Klopstocks aus Hamburg (18. Mai 1776), der mahnend und meisternd sich ihm in den Weg zu stellen unternahm. Verleumdungen, denen er Gehör geschenkt, vermochten ihn zu dem starken Anruf: „Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben . . . Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der dann auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich!" — — Goethe zeigte den Brief, wie ihm Klopstock freigestellt hatte, dem Herzog, „dem es einen Augenblick weh that, daß es ein Klopstock wäre," und antwortete bescheiden ablehnend; aber er bat doch den Mann, den er ebenso wie der Herzog liebe und ehre, sie künftig mit solchen Briefen zu verschonen. Die Folge war, daß der in seinem diktatorischen Selbstgefühl Verletzte dem unbotmäßigen Jünger erklärte, er sei des Freundschaftsbeweises, den er ihm gegeben, nicht wert.

Auch widerriet er seinem Stolberg, nach Weimar zu gehen, der denn in der That seine Kammerherrnstelle im Stich ließ.

Alle solche Störungen vermochten jedoch nicht, das Verhältnis Goethes zum Herzog auch nur vorübergehend zu trüben. Eher hätte mitunter Verstimmung drohen können aus der Art dieses Verhältnisses selbst, da der Herzog sich noch zu sehr gefiel, „das Natürliche zu was Abenteuerlichem zu machen", und Goethe es gelegentlich nicht an einer Lektion fehlen ließ über „seine allzu große Hitze, dadurch er immer im Fall sei, wo nicht was Unrechtes doch was Unnötiges zu thun und seine eigenen Kräfte und die Kräfte der Seinigen vergebens anzuflammen". Aber wenn auch der Mentor mit seinen guten Lehren nicht immer durchdrang, so wurden sie doch immer gut aufgenommen, und was seine Worte nicht wirkten, das mußte allmählich das Beispiel seines Wesens wirken. Durch den Ernst, mit dem er selbst die Geschäfte angriff, lehrte er auch den Herzog den Ernst seiner Aufgabe erfassen. Im übrigen vertraute er dem Schicksal, das ihn nicht umsonst mit seinem Karl zusammengeführt und dem er darum aus dankbarem Herzen zurief:

„Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir uns vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maas getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir von Lebenskraft erfüllt
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen."

So sprach des Dichters reines Gefühl am 3. August 1776 morgens unter dem Zeichnen in Ilmenau auf dem Thüringer Walde; und in demselben Ilmenau fühlt er sieben Jahre später, daß seine Hoffnungen sich erfüllen, und schildert, durch eine wunderbar ergreifende dichterische Vision in jene Zeit zurückversetzt, dem Herzog selbst zu seinem Geburtstag, am 3. September 1783, die Verwandlung, die sich seitdem in ihnen beiden vollzogen: „Ein neues Leben ist's, es ist schon lang' begonnen."

Freilich bis dahin war noch manche mühsame Arbeit zu verrichten, und gerade Ilmenau, wohin Goethe den Herzog neben anderen Ausflügen am häufigsten begleitete, hatte für die ganze Art seiner Thätigkeit eine vorsinnbildliche Bedeutung. Wie er hier die Wiederaufnahme eines alten Bergwerks einleitete und dies Unternehmen unermüdlich jahrelang betrieb, bis endlich Seil und Kübel nicht mehr am verbrochnen Schachte stockten, so brachte er auch auf allen anderen Gebieten, denen er seine Aufmerksamkeit zuwandte, das Stockende in Bewegung, beseitigte den Schutt aufgehäufter Mißbräuche und entwickelte mit liebevollem Eifer das freie Spiel der vorhandenen Kräfte

am Hofe zur Veredelung des Lebensgenusses und im Lande zur Erhöhung der Wohlfahrt. Seinen vielfältigen Fähigkeiten entsprachen die verschiedenen Aufgaben, die er sich selber stellte, wie die wichtigen Ämter, die er sich vom Herzog auf dem Spaziergang eins nach dem anderen übertragen ließ.

Daß er die Seele des fürstlichen Liebhabertheaters war, welches einen einstweiligen Ersatz für die aufgegebene ständige Schauspielertruppe bildete, ist bei dem dramatischen Dichter, der zugleich ein ungewöhnliches schauspielerisches Talent besaß, ganz selbstverständlich; ebenso daß er für dieses Theater Stücke verfaßte, welche an den Geburtsfesten der Herzogin Luise und der Herzogin-Mutter Anna Amalia bald im Redoutensaal zu Weimar, bald auf den im Freien hergerichteten Schauplätzen in Ettersburg und Tiefurt, auch in Belvedere und Ilmenau aufgeführt wurden. Aber er dichtete nicht nur menschliche Vorgänge in die landschaftliche Natur hinein, er dichtete auch die Natur selbst zu künstlerischen Landschaftsbildern um. Nach seiner Anleitung wurde der Park im Stern von Weimar im Frühjahr 1778 angelegt, durch seine Bemühung daselbst in kürzester Zeit zum Namenstage der Herzogin Louise, dem 9. Juli, eine Einsiedelei gebaut. Für die fröhlichen Hofgesellen, welche dort als Mönche verkleidet die Fürstin begrüßten, hatte einer von ihnen, der Kammerherr Sigmund von Seckendorf, ein Dramolet verfaßt, in welchem es von Goethe hieß:

„Und dieser hier Pater Dekorator
Der all unsern Gärten und Bauwerk steht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geschlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verschaffen.
Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh',
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack die Breit' und die Länge.
Sogar auch den Ort, den sonst niemand ornirt,
Hat er mit Lawendel und Rosen verziert."

Die Einsiedelei oder „das Kloster" wurde ein Lieblingsaufenthalt des Herzogs, wohin er nicht selten ganze Wochen lang allein oder mit seinem Busenfreunde sich zurückzog.

Goethes Verständnis für Architektur, das er durch einschlägige Studien erweiterte, veranlaßte nun seine Berufung in die Baukommission. Da besorgte er denn die Herstellung der Amtswohnungen für seinen Freund, den neuen Generalsuperintendenten Herder und für den Gatten seiner Freundin, den Oberstallmeister von Stein. Er betrieb die Vorbereitungen zum Neubau des abgebrannten Schlosses; er zeichnete Pläne für den Umbau des Redoutensaales zu einem ständigen Hoftheater, nachdem ihm auch die geschäftliche Ver-

waltung des Bühnenwesens übertragen worden war. All diese Beschäftigungen hingen noch durch die Kunst mit den dichterischen Trieben seines Geistes zusammen; nach ganz anderen Richtungen aber führte ihn die eigentliche Amtsthätigkeit, die sich für das neue Mitglied des Conseils von Tag zu Tag mannigfaltiger häufte. Merkwürdig genug, arbeitete er sich vor allem in das seinen Neigungen am fernsten liegende Finanzfach ein, jedenfalls in der Erkenntnis, daß in diesem Mittelpunkt alle Fäden der Verwaltung zusammenliefen und daß von hier aus die wirksamsten Maßregeln zu ergreifen seien. Von vornherein richtete er all sein Augenmerk darauf, die Ausgaben, soweit sie nicht produktiven Zwecken dienten, zu beschränken, dagegen der Industrie neue Hilfsquellen zu eröffnen, die Leistungsfähigkeit der Arbeit durch nützliche Einrichtungen zu fördern und die Last der ärmeren Bevölkerung zu erleichtern. Er plante eine Verringerung der Soldatenzahl, die freilich bei Karl Augusts hervortretenden militärischen Neigungen nicht zu erreichen war; er bemühte sich die Einkünfte aus den Kammergütern zu erhöhen, zu deren besserer Bewirtschaftung er einen bewährten englischen Ökonomen, George Batty, berief; er suchte der bedrängten Lage der Weber und Wirker im Gebirge aufzuhelfen und sann über einen Steuererlaß. Neben dieser allgemeineren Teilnahme an den Hauptzweigen der Verwaltung hatte er aber auch bald die volle Geschäftslast einzelner bestimmter Fächer zu tragen. Er übernahm die im argen liegende Kriegskommission, schaffte Mißbräuche und Härten der Disciplin ab, brachte mit mühseliger Ausdauer Ordnung in die verwirrten Repositorien und zog selber im Lande umher, um die Aushebung der jungen Mannschaft vorzunehmen. Damit verband er die Geschäfte der Wegebaukommission, die ihm zu gleicher Zeit übertragen worden waren. Folgerichtig schloß sich in späterer Zeit auch die Aufsicht über die Wasserbauten an. Die Bergwerksangelegenheiten hatte er schon früher aus besonderer Neigung in Anspruch genommen. Andererseits war bei allen Fragen, welche wissenschaftliche oder künstlerische Anstalten, die Landesuniversität Jena und das ganze Schulwesen betrafen, sein Rat nicht zu umgehen, und nicht minder brachte es seine persönliche Stellung zum Hause des Fürsten mit sich, daß er auch zur Ordnung schwieriger Verhältnisse von Familiengliedern, namentlich des allzu sorglos seinen wechselnden Liebesneigungen folgenden Prinzen Constantin seine Hand leihen mußte.

Galt so die regelmäßige Thätigkeit des Staatsmannes dem Fürsten, dem er befreundet war, dem Lande, das er zur zweiten Heimat erwählt, dem Volke, das er regieren half, so war daneben jederzeit noch der Privatmann bereit, auch dem einzelnen beizuspringen, der sich in der Bedrängnis an ihn wandte, so „das Göttliche“ im Leben verwirklichend, das er dichtend in den Worten aussprach:

„Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!“

Unter den vielen Zuschriften, in denen, durch das Erscheinen des „Werther“ veranlaßt, empfindsame, unruhige, mit sich selbst zerfallene Seelen den Dichter um Trost, Rat und Beruhigung angingen, waren ihm die zudringlichen Bekenntnisse eines selbstquälerischen jungen Theologen besonders aufgefallen, der, ein Sohn des Superintendenten Plessing, in Wernigerode im Harz lebte. Durch ihren Inhalt zugleich anziehend und abstoßend erregten diese Briefe in Goethe die Neugier, den Verfasser persönlich kennen zu lernen. Ende November 1777 unternahm er einen Ausflug, dessen Absicht und Verlauf zugleich mit der Wirkung auf sein Gemüt sich in seiner Ode „Harzreise im Winter“ wiederspiegelt. Goethe wollte eine Anschauung des Bergbaues im Harz gewinnen, um sie für die Wiederaufnahme des Ilmenauer Werks zu nützen; zugleich wollte er die Gelegenheit wahrnehmen, um den unglücklichen Briefschreiber in Wernigerode, dem er nicht geantwortet hatte, aufzusuchen, ihm nach seiner gern geübten Weise unerkannt ins Antlitz zu schauen und wenn möglich Mut in die Seele zu sprechen. Mit dem Herzog und seinem Gefolge zu einer Eberjagd nach Eisenach aufgebrochen, erbat er sich unterwegs die Erlaubnis, erst nach einem Umweg wieder zu den Genossen zu stoßen, und ritt, ohne Zweck und Ziel seiner Reise zu nennen, im scharfen Schloßenwetter allein über den Ettersberg dem schneebedeckten Harzgebirge zu. In Sturm und Regen eingehüllt, aber reinste Stimmung im Herzen, begann er nach zweitägiger Wanderung sein Werk mit der gründlichsten Durchforschung der Baumannshöhle und wandte sich dann nach Wernigerode. Als ein Landschaftsmaler Weber aus Gotha führte er sich bei dem jungen Plessing ein, gab dem begierig Fragenden über Goethe als über eine dritte Person, die er kenne, aufklärenden Bescheid und versuchte, gleichsam in dessen Sinn, ihn aus seinen zerrüttenden Grübeleien zur Beschäftigung mit der lebendigen Natur und der Wirklichkeit hinzuweisen. Allein für diesmal schien die unternommene Seelenkur nicht anzuschlagen. Der Kranke weigerte sich, das verordnete Mittel zu nehmen mit der Versicherung, „es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen“, und so schied denn der hilfsbereite Arzt von ihm ohne das freudige Gefühl des Erfolges, aber doch mit dem beruhigten Bewußtsein der erfüllten Menschenpflicht. In solcher gemischten Empfindung setzte er seinen Forschungsgang fort, besichtigte alle Hütten, fuhr in alle Schachte ein und stieg endlich bei ungünstigstem Nebelwetter den

Brocken hinauf, obwohl es ihm schon seit acht Tagen alle Menschen als unmöglich versicherten, auch der Förster im Torfhause, der ihn dann doch begleitete. Und das Glück begünstigte ihn. Denn droben angelangt, genoß er auf dem Gipfel der heitersten Himmelsklarheit, während Wolken und Nebel, ihm unter den Füßen zurückbleibend, die Landschaft in der Tiefe bedeckten, und in Freudenthränen „opferte er auf dem Teufelsaltar seinem Gott den liebsten Dank".

Aber auch der scheinbar fruchtlosen Bemühung um Plessing sollte wenigstens ein freundliches Nachspiel nicht fehlen. Nach einiger Zeit besuchte der junge Mann den Dichter in Weimar und erkannte mit freudiger Genugthuung in diesem den Landschaftsmaler wieder, der ihm so treulich zugesprochen. Fünfzehn Jahre später aber, während der mißlichen Campagne in Frankreich, fand Goethe den alten Bekannten völlig von seinem Weltschmerz geheilt als Professor der Philosophie in Duisburg.

Mehr Mühe und Sorge machte dem Menschenfreund ein anderer Unglücklicher, der im Leben bereits Schiffbruch gelitten hatte und sich von Gera aus unter dem angenommenen Namen K r a f t um Hilfe an ihn wandte. Goethe nahm sich des weltflüchtigen Hypochonders, der an dem Nötigsten Mangel litt, mit großherziger Samariterliebe an. Sieben Jahre lang, bis zum Tode seines Schützlings, den er lange nicht einmal persönlich kannte, sorgte er bis ins kleinste für dessen leibliche und geistige Bedürfnisse, ohne daß auch selbst seine vertrautesten Freunde je das geringste davon erfuhren. Ja nicht einmal sein verschwiegenes Tagebuch, in dem er während jener Jahre von jedem Schritt seines Lebens sich selbst Rechenschaft ablegte, weist eine Einzeichnung darüber auf, und so würde auch der Nachwelt diese That schönster Menschlichkeit verborgen geblieben sein, gäben nicht einige Briefe Goethes an Kraft, die zufällig erhalten sind, von seiner rührenden Vorsorge für den Verarmten genaueste Kunde. Er schaffte ihm eine Unterkunft in Ilmenau, sicherte ihm aus eigenen Mitteln eine jährliche Summe von zweihundert Thalern zum Unterhalt, schickte ihm Leinwand zu Hemden, Tuch zum Kleide, Stiefel und warme Strümpfe, Bücher, Papier, Federn und Siegellack. Selbst Wein und Viktualien ließ er ihm bei Gelegenheit zukommen. Aber was mehr wert war als alles dies, er hatte Nachsicht mit seinen Grillen, schonte seine Empfindlichkeit, und um ihm die drückende Empfindung des Dankes für ein Almosen zu ersparen, bat er ihn um Leistung von Gefälligkeiten, denen er einen großen Wert beizulegen schien. Er empfahl seiner Aufsicht und Förderung einen Knaben, Peter im Baumgarten, der in Ilmenau die Jägerei erlernte. Auch der war einer seiner Schützlinge, der Pflegesohn eines verstorbenen Schweizer Freundes, Baron Lindau. Goethe hatte ihn als Vermächtnis übernommen und leitete als Vormund seine Erziehung. Nun sollte Kraft den Knaben in seinen Mußestunden ein wenig unterweisen, ihm im Zeichnen und in der französischen

Sprache weiterhelfen und dem gemeinsamen Beschützer von Zeit zu Zeit über sein Wesen Nachricht geben. So verband der weise Menschenkenner eine Erziehung mit der anderen, beschäftigte mit dem Schüler zugleich den Lehrer und machte seine Wohlthat durch Fortpflanzung doppelt fruchtbar.

Einem anderen Knaben noch galt seine unmitttelbare persönliche Sorge und Pflege: Fritz Stein, dem zehnjährigen dritten Sohn seiner Freundin. Auf ihn übertrug er seine Liebe zur Mutter; als ihr Ebenbild wollte er ihn so oft als möglich um sich haben, in seinem Zimmer, auf Spazierfahrten und kleinen Reisen, bis er ihn endlich als Hausgenossen gänzlich zu sich nahm, um ihn wie ein eigen Kind zu betreuen. Er spielte mit dem Knaben, bemühte sich bis ins kleinste um seine Erziehung, leitete selber seinen Unterricht, trieb mit ihm Französisch und übte sich sogar, um ihn anzuspornen, mit ihm um die Wette im Schönschreiben nach gestochenen Vorlagen. Seine Liebe und Sorge blieb auch später dem erwachsenden Jüngling getreu und folgte ihm nach, als dieser nach Jahren Weimar verließ, um in Schlesien seinen selbstgewählten Lebensberuf in preußischem Staatsdienst anzutreten.

Unterdessen setzte Goethe die Erziehung auch an dem Herzog wie an sich selbst fort, denn wie er selbst war in Weimar nur einzig der Herzog noch im Werden; die anderen erschienen ihm fertig wie Drechslerpuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt. Dankbar nutzte er dazu die Hilfe, die ihm der mächtigste Erzieher der Menschen, das Schicksal, bot. Gern begleitete er daher den Herzog, als dieser im Mai 1778, während der Zurüstungen zum bayerischen Erbfolgekrieg, heimlich nach Berlin reiste. Es schien ihm ein wunderbarer Zustand, eine seltsame Fügung, daß sie da waren, und „ein schön Gefühl, an der Quelle des Kriegs zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königstadt, und Leben und Ordnung und Überfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen bereit, für sie geopfert zu werden". Es konnte nicht fehlen, daß die großen Verhältnisse, die ihnen zur Anschauung kamen, auch auf Karl Augusts Sinn erweiternd und klärend wirkten. Was Goethe selbst am meisten befriedigt hätte, den großen Heldenkönig von Angesicht zu sehen, den er schon als Knabe bewundern gelernt hatte, blieb ihm freilich versagt; denn Friedrich war abwesend in seinem schlesischen Feldlager. Desto aufmerksamer betrachtete er „das große Uhrwerk", das sich vor ihm trieb, und meinte, „von der Bewegung der Puppen könne man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze FR gezeichnet mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien eine nach der anderen hervorbringt". Auch ward er dem alten Fritz in seinen Privatneigungen und Lebensgewohnheiten recht nahe, da er „sein Wesen sah, sein Gold, Silber, Marmor, Affen Papageyen, zerrissene Vorhänge, und über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räson-

nieren hörte". Sehr begreiflich, daß durch solche und ähnliche Erfahrungen, die Goethe über „das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander" machte, die ursprüngliche Offenheit und Zutraulichkeit seiner Natur zurückgedrängt ward, daß er anfing, sein Herz gegen die Welt, nur nicht gegen seine Freundin, zu verschanzen. Dennoch hatte dieses Abenteuer wie für ihn, so auch für den Herzog einen unnennbaren Wert, und nach ihrer Rückkehr erklärte Wieland, „er werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben werde".

Was so von der Reise nach Berlin galt, das sollte in noch viel höherem Maß eine andere Reise darthun, welche Goethe im folgenden Jahre betrieb, diesmal mit der bewußten Absicht, den Herzog von den Kleinlichkeiten und Nichtigkeiten des Hoflebens durch den Gegensatz des Unvergänglichen und Echten zu befreien. Einfach erhabene Eindrücke von Natur und Menschen sollten dessen Gefühl auf das Große und Schlichte lenken und den Sinn für Häuslichkeit in ihm erwecken. Das gedachte Goethe zu erreichen durch einen längeren Aufenthalt in dem Hochgebirge der Alpen, durch ungezwungenen Umgang mit den Landleuten des frei behaglichen Schweizervolks, durch enge Teilnahme an dem innigen Familienleben seines Züricher Freundes Lavater und des reinen Menschenkreises, der diesen umgab. Leicht bestimmte Goethe den Herzog zu dieser Reise nach der Schweiz, die sie im geheimen, nur von dem Oberforstmeister Herrn von Wedel und einigen Dienern begleitet, am 12. September 1779 antraten, um erst genau nach vier Monaten heimzukehren. Eine Woche vorher war er zum „Geheimrat" ernannt worden, und „es kam ihm wunderbar vor, daß er so wie im Traum mit dem dreißigsten Jahre die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Deutschland erreichen kann, betrat".

Die Reise ging zunächst über Kassel, wo sie den erst vor kurzem von seiner Weltumseglung mit Cook zurückgekehrten Naturforscher G e o r g F o r s t e r aufsuchten, um unerkannt mit ihm ein ergötzlich unterrichtendes Gespräch über die Südseeinsulaner zu führen, nach Frankfurt am Main ins Elternhaus des Dichters. Schon vor einem Monat hatte Goethe seiner Mutter den Besuch angekündigt mit den vorfreudigen Worten (9. August 1779): „Ich komme das erste Mal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück ... Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kan, ein Leben in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschafft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus vergangnem Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat, wenn ich euch vergnügt finde, werd ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tags

die mich erwartet.“ Zu derselben Zeit, am 7. August, hielt er in seinem Tagebuch einen stillen Rückblick auf sein Leben, „auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas befriedigendes zu finden. Die Zeit daß ich im Treiben der Welt bin seit 75 Oktober getraue ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns von



Goethe. (1779.)

Morgen zum Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sey wie Menschen die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen die sich bis auf den Bissen erstreckt den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.“

Den 18. September 1779, am schönsten Abend langten die Gäste unvermutet in Frankfurt an und wurden mit freundlichen Gesichtern empfangen. Den Vater traf Goethe verändert an; er war stiller, und sein Gedächtnis

nahm ab; auch hatte er bei aller Befriedigung über des Sohnes ehrenvolle Laufbahn dessen endgiltige Entfernung doch nie ganz verwinden können. Nun war ihm der Appetit verdorben, die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif geworden, zu genießen. Dagegen war die Mutter noch in ihrer alten Kraft und Liebe. Herzerquickend bezeugt dies ein Bericht der Frau Rat (24. September 1779) an die Herzogin Anna Amalia, mit welcher sie seit deren vorjährigem Besuch in Frankfurt einen vertraulichen Briefwechsel führte:

„Der 18te September war der große Tag, da der alte Vater und Frau Aja, denen seeligen Göttern weder Ihre Wohnung im hohen Olymp, weder Ihre Ambrosia noch Nectar, weder Ihre Vocal noch Instrumentthal Mucick beneideten, sondern glücklich, so gantz glücklich waren, daß schwerlich ein sterblicher Mensch jemahls größere und reinere Freuden geschmeckt hat als wir beyde glückliche Eltern an diesem Jubel und Freuden Tag — Niemahl hat mich mein Unvermögen eine sache gut und anschaulich vorzutragen mehr belästig als jetzt da ich der Besten Fürstin (:von Der doch eigendtlich alle diese Freude ausgeht, die doch eigendlich die erste Ursach aller dieser Wonne ist:) so recht aus dem Hertzen heraus unsere Freude mittheilen möchte — Es gerade nun wie es wolle, gesagt muß es nun einmahl seyn.

Ihro Durchlaucht unser gnädigster und Bester Fürst, stiegen (:um uns recht zu überraschen:) eine strecke von unserm Hause ab kamen also gantz ohne geräusch an die Thüre, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen Sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthür aufgeht, wie in dem Augenblick der Häschelhanß ihr um den Hals fält, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft halb greint halb lacht gar nicht weiß was sie thun soll wie der schöne Cammerherr von Wedel auch allen Antheil an der erstaunlichen Freude nimbt — Endlich der Auftrit mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst er stürbe auf der stelle, noch an dem heutigen Tag, da Ihro Durchlaucht schon eine zimmliche Weile von uns weg Sind, ist er noch nicht recht bey sich, und Frau Aja gehts nicht ein Haar besser — Ihro Durchlaucht können Sich leicht vorstellen wie vergnügt und seelig wir diese 5 Tage über geweßen sind . . . ."

Inzwischen gingen die Reisenden bei Speyer über den Rhein und auf Straßburg zu. Goethe wollte auf diesem Wege sein ganzes voriges Leben rekapitulieren und alle alte Bekannte wiedersehen. Zunächst galt diese Absicht der verlassenen Jugendgeliebten, deren Bild jetzt durch die Nähe ihres Aufenthaltes wieder in ihm lebendig wurde. Er trennte sich also in Selz von den Gefährten und machte die Vision wahr, die er damals nach dem Abschiede gehabt. An Charlotte von Stein, der er diesen Teil seiner Herzensgeschichte

bis dahin noch nicht gebeichtet, schrieb er über den Besuch: „d. 25. Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sessenheim, indem die andern ihre Reise grad fortsezten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte beysammen, und wurde gar freundlich und Gut aufgenommen. Da ich jezt so rein und still bin wie die Luft so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die Zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt schöner als ichs verdiente, und mehr als andre an die ich viel Leidenschafft und Treue verwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschafft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht tratt, und wir mit den Nasen aneinanderstiessen dass mirs ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr dass sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in ieder Laube, und da mußt ich sizzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond, ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbaar der uns sonst hatte künsteln helfen wurde herbeygerufen und bezeugt daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbir mußte auch kommen, ich fand alte Lieder die ich gestifftet hatte, eine Kutsche die ich gemahlt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener alten guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig man fand ich sey jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bey Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckgen der Welt hindencken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kann."

Rührender fast noch als im ersten Abschied erscheint in diesem Wiedersehen das selbstlose Gemüt der still verzichtenden Pfarrerstochter. Acht Jahre lang hatte sie an der schönen Erinnerung gezehrt und mit wunschloser Wehmut schaute sie jetzt in dem Jugendgeliebten den berühmten Dichter und vornehmen Mann. Auch als er dann auf immer geschieden war, bewahrte sie ihr Lebenlang sein Andenken im entsagenden Herzen. Friederike hat sich nie vermählt, trotzdem es ihr an Bewerbern nicht fehlte. Sie lebte nach dem Tode ihrer Eltern eine Zeitlang mit ihrer Schwester Sophie selbständig von einem kleinen Handel, dann bei ihrem Schwager, der Pfarrer war, und starb in Meißenheim bei Lahr am 3. April 1813, geliebt von allen, die sie kannten, wegen ihrer Hilfsbereitschaft und Herzensgüte.

Anders hatte sich Lili gefaßt, die Goethe gleichfalls auf dieser Reise, einen Tag nach Friederike, in Straßburg wiedersah, wo sie seit einem Jahr

mit dem Bankier Bernhard Friedrich von Türckheim verheiratet war. Auch über dieses Begegnis wurde an Charlotte berichtet: „Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bey ihr. Auch da wurde ich mit Verwundrung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem, und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem ergözzen fand daß die gute Creatur recht glücklich verheurathet ist. Ihr Mann aus allem was ich höre scheint brav, vernünftig, und beschäfftigt zu seyn, er ist wohl habend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang pp. alles was sie brauchte pp. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische . . . . Die schöne Empfindung die mich begleitet kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschafft abgebetet habe eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschafft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksaal liegen nun vor mir wie ein Land in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht."

Noch zog es Goethe nach Emmendingen zu seinem Schwager Schlosser. Aber seine Schwester Cornelie konnte er dort nicht mehr finden, nur noch ihr Grab. Sie war nach vierjähriger Ehe schon im Juni 1777 gestorben, und Schlosser hatte ihren hinterlassenen beiden Töchterchen im September 1778 in Johanna Fahlmer eine neue Mutter gegeben. Damals schrieb Goethe an Frau Rat: „Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen. Will sich in der lieben Fahlmer wieder eine neue Wurzel, Theilnehmung und Befestigung erzeugen, so will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken"... Aber jetzt in Emmendingen war ihm der Haushalt der Schwester „wie eine Tafel worauf eine geliebte Gestalt stand die nun weggelöscht ist".

Von dort ging es dann in die Schweiz. Lavater zu sehen und ihn dem Herzog nahe zu wissen, war Goethes größte Hoffnung und letztes Ziel. Zwei Monate zog sich die Wanderung von Basel über das Münsterthal durch das Berner Oberland, wo im Anblick des Staubbachs bei Lauterbrunnen der Dichter im „Gesang der Geister über den Wassern" Seele und Schicksal des Menschen dem Wasser und Wind vergleicht; dann von Lausanne und Genf über die Savoyer Eisgebirge ins Wallis und endlich über die Furka auf den Gotthard, den Gipfel der Reise, von wo sie wieder abwärts und zurück führte. Zum zweitenmal, wie vor vier Jahren auf der Flucht vor Lili, saß Goethe in derselben Stube bei den Kapuzinern und verglich seine

Lage mit der vorigen. Auch jetzt zogen ihn seine Gedanken zur Heimat und zur Geliebten zurück, aber es war eine neue Heimat und eine Freundin, mit der ihn der völlige Einklang der Empfindung verband. „Auch jetzt," schrieb er ihr, „reizt mich Italien nicht. Daß dem Herzog diese Reise nichts nuzzen würde jezzo, dass es nicht gut wäre, länger von Hause zu bleiben; dass ich Euch wieder sehen werde, alles wendete mein Auge zum zweitenmal vom gelobten Lande, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde, und



Lili als Frau von Türckheim.

führt meinen Geist wieder nach meinem armen Dache, wo ich vergnügter als jemals Euch an meinem Camin haben und einen guten Braten auftischen werde. Dabey sollen die Erzählungen die Abende kurz machen, von braven Unternehmungen, Entschlüssen, Freuden und Beschweerden."

An allem, was er auf dieser Reise erfahren, beobachtet und empfunden, ließ er die Freundin schon jetzt teilnehmen durch die getreuen und lebensvollen Schilderungen, welche später sorgsam ausgeführt als „Briefe aus der Schweiz" gedruckt wurden.

Unterwegs hatte Goethe mitunter Not gehabt, der waghalsigen Abenteuerlust des Herzogs zu steuern. Dafür ward, als sie über Luzern endlich

nach Zürich kamen, die Bekanntschaft von Lavater für den Herzog und ihn, was er gehofft hatte, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, von der er gute Folgen auf lange hinaus erwartete. Lavaters Wesen überraschte ihn bei diesem Wiedersehen im eigenen Heim aufs neue so gewaltig, daß er ihn für den besten, größten, weisesten, innigsten aller ihm bekannten sterblichen und unsterblichen Menschen erklärte. Es dünkte ihm eine Kur für sie alle, „um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut".

Auch schloß sich Lavater so eng an seine Gäste, daß er sie nach ihrer Abreise noch einmal zum Abschied in Schaffhausen überraschte, wo Goethe von neuem seinen starken Eindruck in die Worte zusammenfaßte: „Es ist mit Lavater wie mit dem Rheinfall, man glaubt auch man habe ihn nie so gesehen, wenn man ihn wiedersieht, er ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom besten." Sieben Jahre später, als Goethe den alten Freund zum nächstenmal in Weimar wiedersah, machte er an ihm dieselbe Erfahrung, aber leider im entgegengesetzten Sinne. Alles Licht seines Wesens hatte Lavater inzwischen zu einem Glorienschein um sein eigenes Haupt gesammelt, aus der Blüte der Menschheit war eine taube Frucht erwachsen, und erkälteten Herzens wandte der Dichter der Wahrheit dem falschen Propheten für immer den Rücken.

Auf dem Rückwege in Stuttgart wurde Goethe neben dem Herzog, der sein Inkognito als Oberforstmeister von Wedel beibehielt, von dem Landesherrn Karl von Würtemberg mit möglichster Aufmerksamkeit behandelt und zur Feier des Jahrestages der von ihm begründeten Militärakademie eingeladen. Als Abschluß der Prüfungen fand am Abend des 14. Dezember die Verteilung der Preise statt, welche der herzogliche Stifter selbst, seinen Vetter Karl August zur Rechten und Goethe zur Linken, den Eleven einhändigte. Unter den so Bevorzugten befand sich diesmal ein hochaufgeschossener Jüngling mit länglichem, blassem Gesicht, blinzelnden Augen und rotblondem Haar, der seit drei Jahren auf der Akademie Medizin studieren mußte, in den Mußestunden aber seine brennende Seele der Dichtkunst weihte: der zwanzigjährige Eleve Friedrich Schiller. Drei Preise empfing dieser aus seines Herzogs Hand: in der Chirurgie, der praktischen Medizin und der Materia medica. Ein vierter Preis, in der deutschen Sprache und Litteratur, war ihm nur durch das Los entgangen. Und doch hätte er in diesem Augenblicke gerade für den letzten Preis die drei anderen wohl mit Freuden hingeben mögen. Denn dann hätte er vielleicht die Aufmerksamkeit des berühmten Dichters erregt, dessen „Götz" und „Werther" in seinem entzückten Herzen lebten und der nun selbst, ein glänzendes Vorbild seiner eigenen Zukunftsträume, leibhaftig ihm vor Augen stand. Hatte Goethe von dieser schweigenden Begeisterung des Akademie-

schülers keine Ahnung, so konnte die öffentliche Huldigung eines Lehrers der Anstalt ihn nicht unberührt lassen. In der Festrede, die der Preisverteilung voranging, führte Professor Consbruch als Beleg für den Einfluß der physikalischen Erziehung auf die Seelenkräfte der Jugend eine Stelle aus dem „Werther" an, und es blieb nicht unbemerkt, daß der anwesende Verfasser, davon betroffen, die Augen niederschlug und sanft errötete.

Nach achttägigem Aufenthalt in Stuttgart, den Goethe sehr instruktiv fand, gingen die Reisenden über Mannheim und Karlsruhe wieder nach Frankfurt am Main, trieben sich noch eine Weile langweilend und frierend an den benachbarten kleinen Höfen herum und langten endlich am 14. Januar 1780 an Leib und Seele erfrischt und gekräftigt daheim wieder an. Die Gesellschaft von Weimar, welche über dies unvermutete Reiseabenteuer bedenklich die Köpfe geschüttelt hatte, war jetzt von dessen glücklichem Ausgang und wohlthätigem Einfluß auf das Befinden und Betragen des Herzogs höchlich befriedigt, und Wieland, der beredte Dolmetsch ihrer Meinung, stellte auch jetzt wieder das Zeugnis aus, daß die Schweizerreise, nach dem wenigen, aber hinlänglichen, was er aus der Quelle selbst davon vernommen habe, zu urteilen, unter Goethens meisterhafteste Dramata gehöre.

Leider vermochte Goethe selbst sich nicht dauernd desselben Gefühls zu erfreuen. Dem Herzog, obwohl ihm schon vor der Schweizerreise, am 3. Februar 1779 eine Prinzessin geboren worden, wollte auch jetzt noch immer zu Hause nicht wohl werden. Er fuhr fort, dem Freunde durch seine Waghalsigkeit Sorge und durch manche Unschicklichkeit heimlichen Ärger zu bereiten. Noch im folgenden Jahre ließ sich Goethe gegen Frau von Stein darüber klagend vernehmen (10. März 1781): „Nicht leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden als er, und doch wills nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz gucken eh man sich's versieht, wieder hervor. Das größte Übel hab ich auch bemerkt. So passionirt er für's gute und rechte ist, so wird's ihm doch weniger darinnen wohl als im unschicklichen, es ist ganz wunderbar wie verständig er seyn kan, wie viel er einsieht, wieviel kennt, und doch wenn er sich etwas zu gute thun will so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslichter Zerknaupeln wäre." Goethe, der in seinem eigenen Hause auf geregelte Wirtschaft bedacht war, an Ersparnis und Auskommen sich erfreute und durch Einschränkung die wahre Ausbreitung zu erreichen suchte, hatte mit dem Herzog von Zeit zu Zeit Auseinandersetzungen über Ökonomie im Hofhalt; Karl Augusts übertriebene Jagdlust, seine Neigung zu unfruchtbarem Aufwand am unrechten Ort, sein unruhiges Umherziehen machten ihm manche böse Stunde, und der Unmut des getreuen Eckart stieg mitunter so hoch, daß er es verweigerte, den Herrn und

Freund auf seinen Ausflügen zu begleiten. Indes erlitt durch dergleichen vorübergehende Verstimmungen weder das anhängliche Vertrauen des Herzogs die geringste Einbuße, noch unterließ es Goethe, wenn es die Vernunft oder die Billigkeit erforderte, seine Vorhaltungen mit schicklichem Freimut zu erneuern. Bei einer solchen Gelegenheit, als er dem auf einer diplomatischen Rundreise befindlichen Herzog ein Zusammentreffen in Frankfurt am Main bereits abgeschlagen hatte, schrieb er ihm noch vor der Rückkehr (26. Dezember 1784): „Ihr gütiger Brief hat mich außer Sorgen gesetzt und ich freue mich sehr, daß Sie meine Weigerung nicht übel aufgenommen haben; denn ich konnte nach meiner Überzeugung aus mehr als einer Ursache den Ort nicht verlassen. Ich wünsche, daß Alles, was Sie auf der Reise thun und was Ihnen begegnet, zu Nutzen und Frommen gereichen möge.

Auch die Jagdlust gönne ich Ihnen von Herzen und nähre die Hoffnung, daß Sie dagegen nach Ihrer Rückkunft die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Übels befreien werden. Ich meine die wühlenden Bewohner des Ettersbergs. Ungern erwähne ich dieser Thiere, weil ich gleich Anfangs gegen deren Einquartirung protestirt und es einer Rechthaberei ähnlich sehen könnte, daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen, ein fast gelobtes Stillschweigen zu brechen und ich schreibe lieber, denn es wird eine der ersten Sachen seyn, die Ihnen bei Ihrer Rückkunft vorgebracht werden. Von dem Schaden selbst und dem Verhältniß einer solchen Heerde zu unserer Gegend sag ich nichts, ich rede nur von dem Eindruck, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehen; es ist darüber nur eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Unterthanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst, Alles vereinigt sich in dem Wunsche, diese Gäste vertilgt zu sehen. Von der Regierung zu Erfurt ist ein Kommunikat deswegen an die unsrige ergangen.

Was mir dabei aufgefallen ist und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind nur wie erstaunt, als wenn die Thiere, wie Hagel vom Himmel fielen. Die Menge schreibt Ihnen nicht das Übel zu, Andere gleichsam nur ungern und Alle vereinigen sich darinnen, daß die Schuld an denen liege, die statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelns-Art, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht . . . .

Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Cultur ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert,

daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüt ihre Felder ansehen könnten.

Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich und er ist's gewiß; mit welchen Übeln hat er zu kämpfen! — Ich mag nichts hinzusetzen was Sie selbst wissen. Ich habe Sie so Manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen und halte mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Colonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Cabinete mit doppelter Freude aufzustellen."

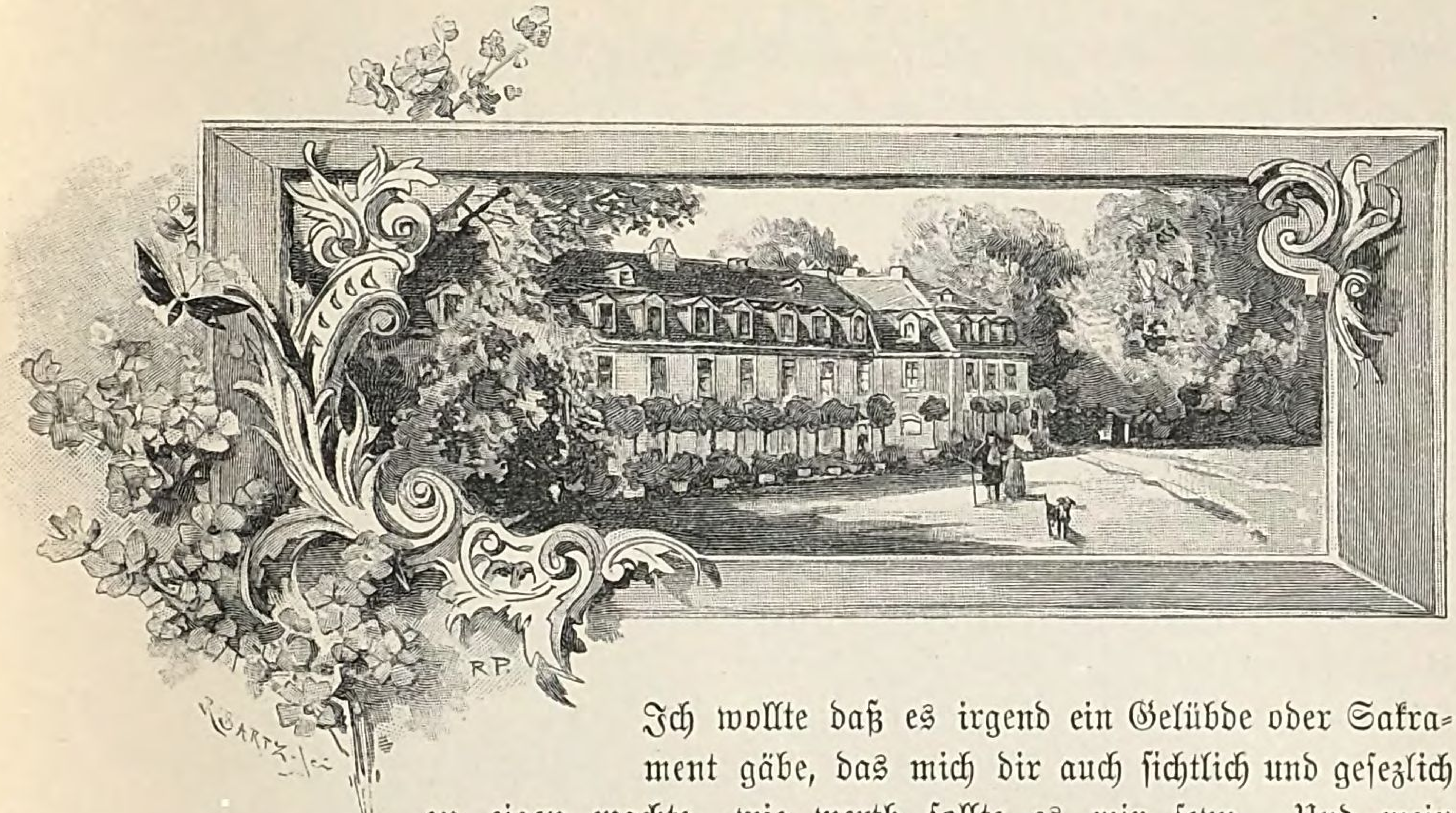
Der Ton des Erziehers, den in diesem Briefe Goethe seinem Fürsten gegenüber fast ein Jahrzehnt nach dessen Regierungsantritt noch anschlagen durfte, ohne ihn zu verletzen, ist aber gerade das beredteste Zeugnis dafür, daß seine Mühe nicht verloren war. Karl August betrachtete ihn eben als seinen wirklichen Geheimrat, nicht blos im geschäftlichen, sondern auch im wahrhaft freundschaftlichen und höchsten menschlichen Sinne. Bereitwillig erkannte er das Verdienst Goethes um ihn an und hatte das redlichste Bestreben, sich in dessen Sinne zusammenzufassen. Die erwünschte Geburt eines Erbprinzen (3. Februar 1783) hatte ihm einen neuen Anstoß dazu gegeben, und er schrieb an Merck auf dessen Glückwunsch: „Wenn je gute Anlagen in mir waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenschaft sagen soll: Ed egli fu pittore."

Unterdessen wuchs Goethes amtlicher Wirkungskreis zu immer bedeutenderem Umfang. Seit der Rückkehr aus der Schweiz hatte er sich mit verdoppeltem Eifer auf die Geschäfte geworfen, und alles, was er angriff, hatte guten Fortgang. Als daher in der Amtsführung des Kammerpräsidenten von Kalb Unregelmäßigkeiten entdeckt wurden, wegen deren er endlich entlassen werden mußte, ging auf Goethe auch noch das Kammerpräsidium, wenn auch nicht dem Titel, so doch der Sache nach über. Dafür mußte er sich einen anderen Titel gefallen lassen: die Verleihung des Adels, die ihm Karl August auf Betreiben der Herzogin-Mutter von Kaiser Joseph II. erwirkte. Beide Gönner meinten keineswegs, seinen menschlichen Rang dadurch zu erhöhen. Sie wollten nur jeden Anstoß der Etikette für die benachbarten Höfe beseitigen, welche Goethe bald darauf offiziell als diplomatischer Gesandter zu bereisen hatte, und ihrer hochgeborenen Umgebung allen Vorwand der Überhebung benehmen. Goethe selbst meinte, als er das Diplom erhielt, er sei so wunderbar gebaut, daß er sich gar nichts dabei denken könne. Für ihn bedeutete der Adel nichts weiter als eine bequeme Formel für den geselligen Verkehr in

gewissen Kreisen. Er nahm das „von“ zu seinem Namen, wie man für den Maskenball einen Domino umnimmt, um den übrigen maskierten Gästen und besonders dem Gastgeber den Spaß nicht zu verderben. In ganz ähnlichem Sinne war er bereits am 23. Juni 1780 Freimaurer geworden, nicht weil er in den Geheimnissen des Ordens eine der übrigen Welt verborgene Quelle der Weisheit zu finden hoffte; vielmehr sprach er es in seinem Brief an Geheimrat Fritsch, den Meister vom Stuhle, offen aus: es habe ihm nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die er schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten, und dieses Gefühl sei es allein, was ihn um die Aufnahme nachsuchen lasse.

Die Fülle der Geschäfte nötigte Goethe, seine geliebte Gartenwohnung zu verlassen und zur schönsten Jahreszeit am 1. Juni 1782 in die Stadt zu ziehen, wo er ein Haus auf dem Frauenplan gemietet hatte, auch dies auf Veranlassung von Anna Amalia, die es sich nicht nehmen ließ, ihm die Möbel zur Einrichtung anzuschaffen. Das Haus wurde später als Geschenk Karl Augusts sein Eigentum. Gerade zu dieser Zeit erhielt er die Nachricht von dem am 25. Mai erfolgten Tode seines Vaters, den er bei aller kindlichen Trauer wie eine Erlösung namentlich für seine Mutter betrachten mußte. Denn seit dem letzten Wiedersehen hatte die Hinfälligkeit des kranken Mannes stetig zugenommen, zwei Schlaganfälle hatten seine Geisteskräfte völlig zerstört, so daß er die letzten zwei Jahre nur noch ein Pflanzenleben führte. Fast mehr als dieses Ereignis hatte ihn ein Jahr vorher der Verlust eines Mannes betroffen, den er als seinen geistigen Vater zu betrachten geneigt war, obwohl er dessen Anerkennung nicht errungen hatte. Gotthold Ephraim Lessing war am 15. Februar 1781 gestorben. Eine Viertelstunde vorher, ehe die Nachricht kam, hatte Goethe noch einen Plan gemacht, den Mann, dem er einst in Leipzig ausgewichen, nun in Braunschweig zu besuchen, und er klagte seiner Freundin: „Wir verliehren viel viel an ihm, mehr als wir glauben.“

So schwer es Goethe fiel, sich von seiner schönen Garteneinsamkeit zu trennen, so tröstete ihn doch in seinem neuen Stadtquartier die eine Annehmlichkeit, daß er nun darin der Wohnung Charlottens unmittelbar benachbart war und ihre Gesellschaft um so leichter und freier genießen konnte. Es flogen denn nun auch täglich nicht blos kurze Botschaften hinüber und herüber. Beide teilten häufig das Mahl, tauschten kleine Leckerbissen aus, verbrachten häusliche Abende, ja jede freie Stunde miteinander. Seit einem Jahr hatte ihr Verhältnis den Gipfel der Innigkeit erreicht. Damals schrieb er ihr von einer Reise aus (12. März 1781): „Meine Seele ist fest an die deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, du weist, daß ich von dir unzertrennlich bin und daß weder hohes noch tiefes mich zu scheiden vermag.



Ich wollte daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesezlich zu eigen machte, wie werth sollte es mir seyn. Und mein Noviziat war doch lang genug um sich zu bedencken. Adieu. Ich kan nicht mehr Sie schreiben wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte . . . .

. . . .

Noch etwas von meiner Reiseandacht. — Die Juden haben Schnüre mit denen sie die Arme beym Gebet umwickeln, so wickle ich dein holdes Band um den Arm wenn ich an dich mein Gebet richte, und deiner Güte Weisheit, Mäsigkeit und Geduld theilhafft zu werden wünsche. Ich bitte dich fusfällig vollende dein Werck, mache mich recht gut! du kannsts, nicht nur wenn du mich liebst, sondern deine Gewalt wird unendlich vermehrt wenn du glaubst daß ich dich liebe."

Sie erhörte endlich seine flehentlichen Bitten, sie glaubte ganz an ihn und gewährte ihm als Zeichen engster Seelengemeinschaft endlich auch ihrerseits das vertraute „Du". Allmählich hatte sich so zwischen ihnen ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind, und der Talisman ihrer schönen Liebe würzte ihm das Leben, das so voll von Mühe und Arbeit war, daß er manchmal meinte, er lade sich doch fast zu viel auf. Indes schöpfte er einen großen Teil des guten Muts, womit er trug und wirkte, aus dem Gedanken, daß alle seine Aufopferungen freiwillig seien und daß er der höchsten Bestimmung seines eigenen Daseins dadurch näher komme. In diesem Sinne schrieb er an Lavater (September 1782): „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts

Größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babylonische Thurm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen."

Eins von den wenigen Dingen, an denen Goethe noch Kinder- und Künstlerfreude hatte, war und blieb das Theater, dem er einen Teil seiner besten Kraft widmete. Zu den Mitgliedern der vornehmen Schauspielertruppe gehörte außer ihm selbst und dem vertrautesten Hofkreise auch Karl August nebst seinem Bruder Prinz Constantin, und sogar Anna Amalia verschmähte es zu Zeiten nicht, die Bretter zu betreten. Aber erst die berufene Darstellerkraft, welche Corona Schröter ihr zubrachte, gab der Dilettantenbühne den Anstoß zu wahrhaft künstlerischer Entwickelung und ihrem dichtenden Leiter die reizvolle Anregung zu mannichfaltigeren Aufgaben. Zunächst freilich waren die Erzeugnisse seiner Muse nur auf eine Verschönerung und Durchgeistigung des geselligen Vergnügens am Hofe berechnet. Zu den jährlich stattfindenden Redouten, zumal für die Geburtstage der Herzogin Louise, erfand er sinnreiche, lebendig gruppierte Maskenzüge mit erklärenden Gedichten, von denen sich eine kleine Anzahl erhalten hat: ein „Aufzug des Winters", „Aufzug der vier Weltalter", ein „Planetentanz".

Aus einem ähnlichen Beweggrund und zu gleichem Zweck entstand dann eine Reihe kleiner Bühnenstücke, meist Singspiele, auch sie dem Gehalt nach kaum mehr als poetisch dramatische Vorwände zu Maskeraden, Aufzügen und Tänzen. Ihre Ideen lehnten sich an Verhältnisse des Hofes an, Charaktere und Reden enthielten zahlreiche persönliche Anspielungen, und die Situationen waren meist den ländlichen Schauplätzen angepaßt, in denen sie zur Aufführung kommen sollten. Motive und Handlung sind darin äußerst einfach, Wirklichkeit und Phantastik leicht gemischt und nur leise vom Atem menschlicher Empfindung durchhaucht.

Das Festspiel „Lila" behandelt das gestörte Glück zweier jungen Eheleute, deren eines — ursprünglich der Gatte, in der späteren Form die Gattin — von phantastischem Wahnsinn befallen ist und durch Einwirkung auf die Phantasie wieder geheilt wird. Zauberer und Dämonen, singende und tanzende Chöre von Feen und Gefangenen, durch verkleidete Freundinnen und Freunde vorgestellt, müssen die Kur vollbringen.

Die dramatische Grille „Der Triumph der Empfindsamkeit" gab nicht minder reiche Gelegenheit zu Gesängen, Tänzen, Verkleidungen und Pantomimen. Auch hier handelt es sich um einen phantastischen Wahn, der zwar

nicht geheilt, jedoch unschädlich gemacht wird. Die Tendenz ist diesmal satirisch. In der übermütigen Verspottung der mißleiteten Gefühls- und Naturschwärmerei schont der Dichter seines eigenen „Werther" nicht; ja, ihr zuliebe schaltet er sogar sein erst kürzlich verfaßtes Monodram „Proserpina"



Corona Schröter.

in den Rahmen der Satire ein und opfert dadurch dessen ursprünglich ernst gemeinte Wirkung gänzlich auf.

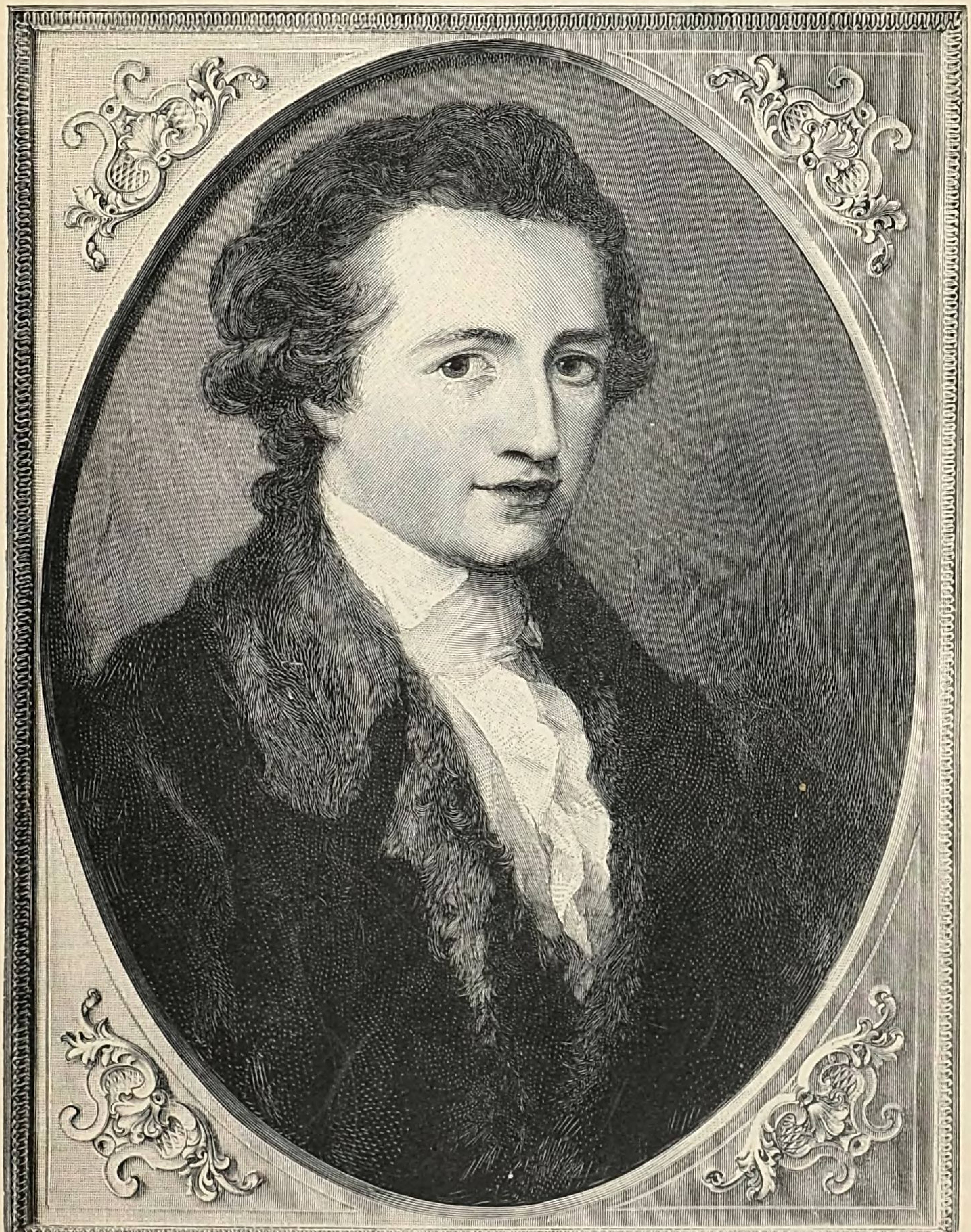
„Die Vögel", eine Bearbeitung der Komödie des Aristophanes, jedoch nicht über den ersten Akt hinaus gediehen, waren schon an sich durch die Einkleidung der Personen ein Maskenscherz, mit einigen zeitgemäßen litterarischen Anspielungen gewürzt. Das Singspiel „Jerry und Bätely", eine Frucht der Schweizerreise, erhielt seinen Reiz durch Landschaft und Tracht

des Hochgebirges, und endlich „Die Fischerin“ ist kaum mehr als eine Reihe durch den losen Faden des Vorganges zusammengehaltener Balladen und Volkslieder: „Erlkönig“, „Der Wassermann“, „Die drei Fragen“, „Ich hab's gesagt schon meiner Mutter“ und „Wer soll Braut sein?“, alle, mit Ausnahme des ersten, fast unverändert aus Herders Sammlung „Stimmen der Völker“ entnommen.

In diesen neuen Stücken, wie in den Aufführungen älterer: „Die Mitschuldigen“, „Die Laune der Verliebten“, „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“, „Erwin und Elmire“, spielte Corona Schröter neben dem Dichter die Hauptrollen, meist als seine Partnerin; „Proserpina“ war eigens nur für sie geschrieben, und die Lieder der „Fischerin“, die sie sang, hatte sie selbst komponiert. Der häufige und enge Verkehr mit dem ebenso schönen wie talentvollen Mädchen hatte von Anfang an die Verehrung, die Goethe schon von Leipzig her für sie hegte, erhöhen müssen. Zu dem künstlerischen Reiz ihres Talents gesellte sich bei näherer Bekanntschaft der menschliche ihrer edlen Natur. Unbeschadet seiner seelischen Liebe zu Frau von Stein fühlte sich Goethe zu gleicher Zeit durch eine leidenschaftliche Empfindung zu „Crone“, wie er sie nannte, hingezogen. Er besuchte sie häufig und lud sie ebenso häufig mit ihrer Begleiterin in seinen Garten. Doch auch der Herzog blieb von ihrem Reiz nicht ungerührt. Das entging dem feinfühligen Dichter ebensowenig, als Charlotten seine eigene Herzensstimmung. Es gab offene Auseinandersetzungen nach beiden Seiten, und die gefahrdrohende Verwirrung löste sich friedlich dadurch, daß beide Nebenbuhler ihre Verliebtheit überwanden. Goethes Liebe gehörte seitdem einzig seiner Lotte, aber die Verehrung, die er Coronen widmete, wurde darum doch nicht geringer. Ein Zeugnis dessen sind die tiefempfundenen Worte, mit denen er in dem herrlichen Gedicht „Auf Miedings Tod“ neben dem gestorbenen Theatermeister (27. Januar 1782) zugleich der lebenden Künstlerin ein unvergängliches Denkmal setzte:

„Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.“

Doch dieses Namens höchster Ruhm knüpft sich nicht an die leichten Spiele der Phantasie, welche bestimmt waren, „des Carnevals zerstreuter Flitterwelt sinnreich zugesellt zu werden“, er ist untrennbar verbunden mit



Goethe.

Nach dem Gemälde von Angelika Kauffmann im Goethe-National-Museum zu Weimar.

dem Namen der reinsten Gestalt, die der sich selbst geweihte Genius Goethes hervorgebracht, mit Dianens jungfräulicher Priesterin Iphigenie. Corona war die erste, welche bei der Aufführung des eben erst vollendeten Stückes, am 6. April 1779 „sittsam auf reinlichem Altar ihr Opfer darbrachte“, während Goethe selbst neben ihr als Orest die Zuschauer entzückte: ein Menschenpaar, wie es schöner und edler nicht leicht je auf einer Bühne sich zusammengefunden. — Corona war es auch, deren Bild dem Dichter schon im Werden seiner Schöpfung vorschwebte, „ein Ideal, das Künstlern nur erscheint“. Und in dies schöne Bild hinüber floß das innerlichste Leben aus dem Wesen jener anderen geliebten Frau, deren schwesterliche Zärtlichkeit den Sturm der Leidenschaft in Goethes eigener Brust tröstlich zu beschwichtigen wußte. Charlottens Seele in Coronas Erscheinung, das ist Iphigenie.

Wie in der sänftigenden Wirkung ihrer wahrhaftigen Weiblichkeit auf das rauhere Gemüt der Männer sich Charlottens Einfluß auf Goethe widerspiegelt, so stellt sich das ganze Werk, dessen Mittelpunkt sie ist, als das vollendete Symbol der Läuterung dar, der sein Leben und Dichten sich in Weimar zugerungen. Das Ideal der Einfalt und Stille ist in ihm wieder lebendig geworden und hat in „Iphigenie“ seine schönste Verkörperung erhalten. Vom „Götz“ zur „Iphigenie“, welch ein gewaltiger Sprung! welch ein schroffer Gegensatz in Stoff und Form, in Geist und Gesinnung! Dort der derbe deutsche Mann, hier das zarte, griechische Weib; dort schrankenlose Willkür, hier maßvolle Ordnung; dort freie Persönlichkeit, hier reine Menschlichkeit; dort unruhvoller Kampf, hier friedliche Versöhnung. Und doch ist der Gegensatz nur scheinbar und der Sprung nicht unvermittelt: „Egmont“ liegt dazwischen, zwar später erst vollendet, aber früher begonnen; denn den Plan und einen Teil der Ausführung brachte Goethe schon aus Frankfurt mit. In Form und Idee bildet Egmont den Übergang von der charakteristischen zu schönen Kunst, von der Gotik zum Klassicismus, von Shakespeare zu den Griechen. Schon ist der Begriff der Freiheit ein anderer geworden, schon kämpft der Held nicht mehr für sich selbst mit dem Schwert, sondern für sein Volk mit freimütigem Wort. Geht mit Götz die alte Freiheit zu Grabe, so ruft Egmonts Tod die Morgenröte einer neuen Freiheit herauf, und diese Freiheit bedeutet den Sieg der Liebe über den Haß, der Menschlichkeit über die Tyrannei, des Gesetzes über die Willkür. Mäßiger ist der Wechsel des Schauplatzes geworden, das Leben der Empfindungen nimmt einen größeren Raum ein als die äußeren Vorgänge, und in den Drang der Leidenschaften spielt schmerzvolle Entsagung hinein und schwesterlicher Zuspruch.

Mit „Iphigenie“ ist die Wandlung vollbracht. Der Kampf ist ganz ins Innere des Menschen verlegt, die Freiheit bedeutet Überwindung der

Selbstsucht, Wahrheit ist die Macht, die allen Streit versöhnt. Einfach ist der Schauplatz, einfach der Vorgang, einfach die Empfindung. Alle sinnliche Leidenschaft ist gebannt und tönt nur noch aus der Vergangenheit herüber oder weicht entsagend vor der edleren Pflicht. Brüderliche und schwesterliche Neigung, reine Menschenliebe sind die Kräfte, die den Wahn heilen und das Gemüt befreien. Was Goethe damals für seine eigene Person erstrebte, das hat er den Personen seiner Dichtung gegeben. Alle Schalen des Vorurteils, der Gewöhnung, des vertrockneten Herkommens sind abgestreift, und der Kern ihres Wesens liegt rein zu Tage. Nicht durch äußerlich unterschiedene Merkmale stellen sich die Charaktere dar, es ist, als ob die nackten Seelen sprächen, ihre geheimsten Regungen in selbstverständlichen Lauten offenbarend. Wahre Empfindung und ihr unmittelbarer Ausdruck ist wie im „Götz“ so auch in der „Iphigenie“ das Princip der Dichtung geblieben; aber wie die Empfindung sich verfeinert, geläutert, vertieft hat, so ist auch der Ausdruck zarter, geistiger, durchsichtiger geworden, scheinbar kühler äußerlich und auf der Oberfläche nur von linden Wellen rhythmisch bewegt, aber heiß aufwogend in der Tiefe und von zurückgehaltener Erregung beständig erzitternd. Die kräftige, sinnliche Farbe ist geschwunden, und die spärlichen Gleichnisse, die sich hin und wieder finden, sind auf die klare Quelle einfachster Natureindrücke zurückgeführt. Hier ist der Punkt, wo der Geist der Antike zur Geltung kommt. Griechisch ist die Fabel des Stückes, griechisch die schlichte, geradlinige Handlung und ihr lückenloser, langsamer Fortgang, griechisch die Einheit des Orts und der Zeit. Und dennoch ist es weder der Stoff, noch die äußere Form, was Goethes „Iphigenie“ der griechischen Dichtung verwandt macht, sie ist nicht eine Nachachmung griechischer Muster. Es ist nur das Princip jener Kunstübung: Stille und Einfalt, das Goethe in sich aufgenommen und das, aus seinem deutschen Gemüt neugeboren, für seine Zeit und sein Volk ein Kunstwerk geschaffen hat, ebenso vollendet und ebenso rein, wie es die griechischen Dichter für ihre Zeit und ihr Volk gethan. Wie die Griechen sieht er die Natur und die Menschen mit klarem, unbefangenem Auge, aber sein Auge selbst ist entwickelter, empfindlicher und sieht deshalb feinere Nuancen. Er schraubt sich nicht künstlich zu antiken Anschauungen zurück, sondern erfüllt seine antiken Gestalten mit modernen Anschauungen. Fern lag es ihm, in dem heutigen kulturhistorischen Sinn ein griechisches Stück schreiben zu wollen. Sein Orest und seine Iphigenie sind so wenig Jünglinge und Jungfrauen jener Urzeit, in der sie gelebt haben, wenn sie überhaupt jemals lebten, als die Gestalten des Euripides selbst, ja sogar auch als es die homerischen Helden vor Troja sind. Denn auch den alten griechischen Dichtern waren die Zeiten der Vergangenheit ein Buch mit sieben Siegeln, auch sie konnten nur den eigenen Geist geben, in dem die Zeiten sich bespiegeln.

So konnte denn Goethe ein Thema, das der griechische Tragiker schon behandelt hatte, von neuem behandeln, indem er es ganz nach seinem eigenen Sinn umbildete, ihm Geist von seinem Geist und Leben von seinem Leben gab. Dadurch tritt seine „Iphigenie" geradezu in einen Gegensatz zu der des Euripides.

Wenn in dem griechischen Drama Orest und Iphigenie gegen den Barbarenkönig unbedenklich List und Lüge anwenden, um den Orakelspruch Apollos auszuführen und mit dem Götterbild der Artemis zugleich sich selbst nach der Heimat zu retten, so beruht in der deutschen Dichtung des edlen Geschwisterpaares Lebens- und Siegeskraft ganz in dem Gefühl: „Zwischen uns sei Wahrheit!", das seine reine Geltung behält auch gegen den Mann von fremdem Stamm. Raub und Gewaltthat werden vermieden. Das Orakel ist aus dem Göttlichen ins Menschliche umgedeutet. Nicht die Göttin der Jungfräulichkeit, Artemis, des Apollo Schwester, sondern die priesterliche Jungfrau Iphigenie, des Orestes Schwester, muß der König ziehen lassen, und es bedarf zu seiner Versöhnung nicht der Dazwischenkunft der Göttin der Vernunft: Athene, sondern an ihre Stelle tritt die Göttlichkeit des wahrhaftigen Wortes und der vernünftigen Gesinnung. Wie der Orakelspruch, so ist auch das ganze Thema aus dem Religiösen ins Sittliche, aus dem Bildlichen ins Geistige umgewandelt, aus der Anschauung auf die Empfindung zurückgeführt und aus der griechischen Phantasie zum deutschen Gemüt fortentwickelt. Man könnte sagen, der Stoff ist geradezu gewendet, das Innerste nach außen gekehrt und das Äußerliche verinnerlicht. Alle sichtbare Handlung der griechischen Dichtung fehlt in der deutschen; statt dessen bringt Goethe den tiefsten Seelenvorgang, den Wahnsinn des Orest, von dem Euripides nur erzählen läßt, mit seinen unsichtbaren Gesichten auf die Bühne und zeigt die Furien, wie sie, aus Reue und Furcht entstanden, als innerliche Gewalten den Sinn des Schuldigen zerrütten. Tiefer als der Grieche geht er in diesem Stück überall auf die ursprünglichste Quelle der Gestaltung zurück und giebt statt des Symbols das Wesen, statt handelnder Helden fühlende Menschen. Für die rohe Anschauung des äußeren Geschehens ist Goethes „Iphigenie" darum undramatisch. Aber das Seelendrama ist doppelt ergreifend für diejenigen, die mit dem inneren Ohr zu hören und mit dem inneren Auge zu schauen verstehen.

In weniger als zwei Monaten geschrieben, auf der Wanderung durchs Land unter mancherlei Störungen, zwischen amtlichen Geschäften der Rekrutenaushebung und der Sorge für die notleidenden Strumpfwirker in Apolda, genügte das Stück in der rhythmisch prosaischen Fassung, in der es sogleich zum erstenmal gespielt wurde, dem Dichter noch keineswegs. Viermal wurde es in den folgenden Jahren umgearbeitet, wenn auch nicht in den

Grundzügen verändert, und erst im Lande der Kunst erhielt es die kunstvollendete Versgestalt, die dem oberflächlich darüber hintastenden Sinne marmorglatt und marmorkalt erscheinen mag, dem liebevoll nachfühlenden aber den rührendsten Reiz starker und tiefer Lebensschwingungen offenbart.

Eine Art Gegenstück zur „Iphigenie" wurde im August 1781 begonnen: das Fragment „Elpenor". Wie dort die Geschwisterliebe, so ist hier die Kindesliebe das treibende Gefühl. Hier wie dort droht ein Mord zwischen nächsten Blutsverwandten, und es ist nicht unstatthaft, aus dem Vorhandenen zu schließen, daß hier wie dort der Greuelthat durch eine Wiedererkennung vorgebeugt und eine versöhnende Aussicht in die Zukunft eröffnet werden sollte. Allein das Stück, 1783 noch einmal vorgenommen und zur Feier des ersten Kirchganges der Herzogin Luise nach der Geburt des Erbprinzen bestimmt, kam über den zweiten Akt nicht hinaus. Gerade die Gleichartigkeit mit „Iphigenie" stand seiner Vollendung im Wege. Goethe war nicht der Mann, sich in seinen Werken zu wiederholen. Zu der inneren Entwickelung des Dichters hatte die Idee des Stückes kein unmittelbares Verhältnis und für ein bloßes höfisches Festspiel war sie in sich selbst zu gewichtig.

Ganz im Gegensatz hierzu bezeichnet „Torquato Tasso", 1780 begonnen, nicht nur einen weiteren Schritt in des Dichters persönlicher Entwicklung, sondern bildet auch zugleich die ungezwungenste und wahrste Verherrlichung des herzoglichen Hofes. Ist auch Ferrara nicht Weimar, der Herzog Alfons nicht Karl August, so gilt doch beiden Städten in gleichem Sinne der rühmende Ausspruch, daß sie durch ihre Fürsten groß geworden. Gleicht auch Leonore von Este nicht der Herzogin Louise, noch auch Leonore Sanvitale der Charlotte von Stein, so spiegelt sich doch das innerste Wesen dieser beiden Frauen wieder in dem Wahlspruch: „Erlaubt ist, was sich schickt." Wollte Goethe in der Person des Tasso auch nicht völlig sich selbst abschildern, so legte er doch dem leichtverletzlichen Dichter die Beichte seiner eigenen zarten und leidenschaftlichen Empfindungen in den Mund, während er zugleich dem kühlen Staatsmann Antonio seinen Weltsinn, seine Bedachtsamkeit, seine Selbstbeherrschung zuteilte. Und hatte auch die Handlung des Stückes keine Ähnlichkeit mit einem wirklichen Erlebnis — man müßte denn die „Eselei" des unglücklichen Lenz dafür halten und Goethe so die größte Taktlosigkeit zutrauen — so konnte doch der Sinn, in dem sie vor sich geht, nur auf dem Nährboden und in dem Dunstkreis dieses aufs höchste verfeinerten Hofes aufblühen. Dieser Sinn ist wie in „Iphigenie" der Fortschritt von Willkür zum Gesetz, nur daß die Forderung sich noch feiner zugespitzt hat. Siegt dort die Sittlichkeit über die Barbarei, so siegt hier die Gesittung über das maßlose menschliche Gefühl.

Fast noch mehr als „Iphigenie" ist „Tasso" ein bloßes Seelendrama. Der äußere Vorgang ist auf das geringste Maß beschränkt, der Kampf spielt sich ganz im Gemüt des Helden ab; sein Schicksal ist in seine Brust gelegt, der Mensch muß sich selbst überwinden. Auch in „Tasso" hat sich der Stoff die Form selbst geschaffen. Wie sein Sinn, so hat sich auch sein Stil aus dem der „Iphigenie" fortgebildet. Sie verhalten sich zu einander, — obwohl auch „Tasso" kein kulturhistorisches Stück ist — wie nach des Dichters Auffassung der Geist der Renaissance zum Geist der Antike, wie die wiedererweckte zur urgeborenen Kunst, wie die höchste Herzensbildung zur reinen Menschlichkeit. Der Ausdruck ist weicher, beredter, subtiler geworden. Es ist wie gegossene Goldbronze, fein auscif elirt, neben gemeißeltem carrarischem Marmor.

Indes wie die Dichtung jetzt vorliegt, kam sie damals noch lange nicht zustande. Nicht mehr als zwei Akte in Prosa wurden fertig, und auch die mußten später umgeschmolzen werden; die Vollendung aber ließ von der Zeit des Beginns an noch fast ein Jahrzehnt auf sich warten.

Nicht viel besser erging es einem Werk, das mehr als alle anderen des Dichters persönliche Erfahrungen in sich aufnahm: dem „Wilhelm Meister". Schon 1777 begonnen, sind die „Lehrjahre" erst nach zwei Jahrzehnten fertig geworden. Obwohl von Frau von Stein angetrieben und über das, was er darstellen wollte, völlig klar, brachte Goethe den Roman doch in den nächsten neun Jahren nicht über das sechste, jetzt vierte Buch hinaus. Es enthielt viel aus den eigenen Kindheitserlebnissen des Dichters, wovon ein großer Teil später wieder wegfiel, und noch mehr aus dem Theaterleben, dem er selbst so viel Neigung, Zeit und Mühe zugewendet hatte. Aber schon damals war der Plan so angelegt, daß Wilhelm Meister nicht etwa in der Schauspielkunst sein letztes Ziel finden, sondern daß sie ihm nur als Durchgangsstadium in der Erziehung zum reinen Menschentum dienen sollte. Auch dieses Werk, das mit der Auflehnung des sich selbst bestimmenden Menschen gegen überlieferte Satzungen beginnt, sollte zur Aufstellung einer reineren und höheren Gesetzmäßigkeit führen.

Allein der Strom der Dichtung schien allmählich zu stocken, die Last der Geschäfte drückte auf die poetische Stimmung. Die begonnenen Werke rückten nur sehr langam vor oder blieben, wie das noch aus Frankfurt mitgebrachte Bruchstück des „Faust", unberührt. Das damals entstandene Gedicht „die Geheimnisse", eine Verherrlichung der reinsten Menschenliebe in religiösem Sinn, wurde nach einem vorbereitenden Anlauf von fast einem Halbhundert Strophen unterbrochen, um dann nie wieder vorgenommen zu werden. An die Stelle der schöpferischen Phantasie trat die wissenschaftliche Betrachtung. Selbst vom Theater zog der früher so Eifrige sich zurück, seitdem in der Bellomo'schen Truppe wieder eine ständige Gesellschaft gewonnen war, welche

von Neujahr 1789 an wöchentlich dreimal auf der herzoglichen Hofbühne Vorstellungen gab. Desto angelegentlicher widmete er sich neben seinen amtlichen Geschäften den verschiedenen Gebieten naturwissenschaftlicher Forschung, die damit in Verbindung standen und die schon von seinen Studienjahren, ja von seiner Kindheit her seinen Wissenstrieb erregt hatten. Vom Bergbau ward er auf die Mineralogie und Geologie gewiesen; schon auf der Schweizerreise 1779 hatte er unterwegs über die aufeinander folgende Bildung der Gesteinsarten Beobachtungen angestellt, die er seitdem beharrlich fortsetzte. Von der Gärtnerei kam er zur Botanik, in welcher vornehmlich die Samenkunde oder vielmehr die Keimkunde, die erste Entwickelungsstufe der Pflanzen, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Am nächsten aber ging ihn der Mensch an, dessen inneres Wesen der Gegenstand seiner Dichtung war und dessen äußerer Form er schon früher auf verschiedene Weise, zeichnerisch, physiognomisch und anatomisch beizukommen versucht hatte. Nun nahm er das Studium seines Baues ernsthaft wieder auf, ging unter Beihilfe des Professors Loder in Jena von der Muskellehre zur genauen Kenntniß des Knochengefüges über, und wie es stets seine Art war, das Aufgenommene sogleich thätig zu verwerten, hielt er sogar selber in der Zeichenakademie den jungen Leuten Vorlesungen über das Skelett.

Doch in allen diesen Studien war es ihm nicht um die bloße Erfahrung der Thatsachen, sondern um ihren Zusammenhang zu thun. Seinem Dichten wie seinem Forschen lag derselbe Sinn zu Grunde, die notwendige Gesetzmäßigkeit und der einheitliche Grund alles Daseins: die Weltanschauung Spinozas, von dessen Gott in der Natur verkündender Lehre sein verwandter Geist sich wieder aufs stärkste angezogen fühlte. Überall ist er den einfachen Grundgesetzen der Bildung und Entwickelung auf der Spur: in den aufeinander folgenden Schichten der Erdrinde, in dem gemeinschaftlichen Typus der Entwickelung des Pflanzenreichs, in dem einheitlichen Grundplan des Knochenbaues bei Tieren und Menschen. Und die Natur, in deren Inneres er sich versetzte, um sie bei ihrer schöpferischen Arbeit zu beobachten, gab ihrem treu aufmerkenden Sohn ein sichtbares Zeugnis für die Wahrheit seiner Anschauung in die Hand.

Im März 1784 hatte Goethe das Glück, durch Vergleichung von Schädeln das gesuchte Bindeglied zu entdecken, dessen vermeintliches Fehlen den Menschen bisher allgemein in der Anschauung der Gelehrten wie durch eine unausfüllbare Kluft von den Tieren schied: das os intermaxillare, den Mittelknochen zwischen dem rechten und linken Teil der oberen Kinnlade. Die Freude seines Herzens kündete er sogleich seiner geliebten Lotte, der er an allem, was ihn bewegte, Teil gab, und seinem Freunde Herder, den er in der Idee von der ununterbrochenen Stufenleiter der Schöpfung mit sich einig wußte. So unscheinbar

das Knöchelchen ist, um das es sich bei dieser Entdeckung handelte, so wichtig war die Folgerung, die sich daraus ergab, weil damit die Übereinstimmung des Typus durch alle Gestalten des Knochengerüstes hindurch erwiesen war. Als Goethe die Abhandlung über diesen Gegenstand für Professor Loder an Freund Knebel schickte, schrieb er diesem dazu: „Der Mensch ist auf's nächste mit dem Tiere verwandt. Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner oberen Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe, Mensch. Und so ist wieder jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe."

So zeigt sich denn auch diese wissenschaftliche Entdeckung des Naturforschers Goethe nur als erstes Glied einer Reihe weiterer Offenbarungen, die in der Folge seinem Geiste aufgingen, zunächst die Entwickelung der sechs Schädelknochen aus ebensoviel Wirbeln des Rückgrats und die Zurückführung aller Pflanzengestalten auf eine gemeinschaftliche Urform: beides hervorgehend aus der unerschütterlichen Überzeugung von der notwendigen Konsequenz der Natur, die alle ihre Schöpfungen von demselben einfachen Grundplan aus zu immer höherer Mannichfaltigkeit entwickelt. Aber diese Ergebnisse seiner vergleichenden Forschungen waren vorerst nur in allgemeinen Umrissen vorhanden und hatten sich noch nicht zu bestimmten Sätzen verdichtet. In diesem Sinne schrieb er an Charlotte von Stein (15. Juni 1786): „Wie lesbar mir das Buch der Natur wird kann ich dir nicht ausdrücken, mein langes Buchstabiren hat mir geholfen, jetzt rückts auf einmal, und meine stille Freude ist unaussprechlich. Soviel neues ich finde, find ich doch nichts unerwartetes es passt alles und schliest sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen." Und kurze Zeit darauf (10. Juli 1786): „Wenn ich nur jemanden den Blick und die Freude mitteilen könnte, es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannichfaltige Leben hervorbringt. Hätt ich Zeit in dem kurzen Lebensraum; so getraut ich mich es auf alle Reiche der Natur — auf ihr ganzes Reich — auszudehnen."

Vorderhand hatte er aber nicht einmal die Zeit noch viel weniger die Ruhe, um seine naturwissenschaftlichen Wahrnehmungen auch nur auf einem Gebiete der Natur zu einer allgemeingiltigen Erfahrung zusammenzufassen und so als Gesetz auszusprechen. Mehr als je nahmen ihn die amtlichen Geschäfte in Anspruch. Je sehnlicher er wünschen mußte, ihrer Last entledigt

zu werden, desto eifriger widmete er sich ihnen, um sie bis zu einem Punkt zu bringen, der es möglich machte, sie leichter zu führen und seiner dabei zu entraten. Auch den Verkehr am Hofe, soviel er sich auch dessen Festlichkeiten und Förmlichkeiten zu entziehen trachtete, empfand er jetzt nur zu sehr als zerstreuende Störung. Ein Gefühl innerlicher Unfreiheit bemächtigte sich seiner. Seine Lebenssäfte stockten körperlich, geistig und seelisch. Er ward trübe, schweigsam, verschlossen gegen seine Umgebung, gegen seine Freunde, selbst gegen Charlotte. Verstimmungen und Mißverständnisse waren die Folge. Der Dichter seufzte nach Einsamkeit. Immer stärker wuchs in ihm das Bedürfnis, sich völlig wieder seinem Genius, unbeeinflußt von jeglichem anderen menschlichen oder gesellschaftlichen Verhältnis hinzugeben, der Stimme seines inneren Schicksals zu folgen. Er mußte dem gebieterischen Drange nachgeben, wenn er nicht zu Grunde gehen wollte. Den körperlichen Übeln, die sich einstellten, brachte der Besuch von Karlsbad im Sommer 1785 wenigstens einige Linderung. Völlige Herstellung zu frohem Lebensgenuß war nur von einer Veränderung des Klimas zu erwarten. Noch dringender aber brauchte zu ihrer Genesung die Seele ein anderes Klima, die weite Welt, Luft, Licht, freie Bewegung. Alle die ehrenvollen, verpflichtenden und lieblichen Bande, früher so innig erwünscht, so frei und freudig übernommen, waren mit der Zeit zu Fesseln geworden oder erschienen wenigstens dem gepreßten Gemüt als solche. Die Ämter, der Hof, die Gesellschaft, ja auch die geliebte Freundin nahmen zu viel von seinem Wesen hinweg. Er mußte die Fesseln brechen, mußte allen Zwang abschütteln, wollte er sich selbst, wollte er seine freie Persönlichkeit wiedergewinnen. Allmählich reifte in seinen Gedanken der heimliche Plan, sich durch die Flucht zu retten.

Seit dreißig Jahren lebte ein Wunsch in seiner Seele, vom Vater dem Knaben eingeflößt und in dem Jüngling bestärkt, von den Verhältnissen zurückgedrängt, aber nie ganz aufgegeben, als Unterströmung fortwirkend, um zu rechter Zeit überwältigend hervorzubrechen: die Sehnsucht nach Italien. Dreimal schon war er auf dem Wege dahin gewesen. Das eine Mal nahm er nur einen kurzen Anlauf, von dem ihn der Ruf der Fürstengunst nach Weimar ablenkte; die beiden anderen Male zog ihn die Macht der Liebe vom Gipfel des Sankt Gotthard nach der Heimat zurück. Die nächste Aufgabe seines Lebens war noch nicht erfüllt gewesen, die Gärung seines Innern noch nicht beruhigt; er fühlte sich noch nicht bereit zum Eintrit in das gelobte Land. Jetzt war er überreif, und seine unbezwingliche Sehnsucht steigerte sich zu fast krankhafter Leidenschaft, die ihn um so heftiger erregte, je sorgsamer er sie vor aller Welt verborgen hielt. Er durfte keinen lateinischen Schrifsteller mehr ansehen, nichts, was nur ein Bild von Italien erneuerte, berühren, ohne die entsetzlichsten Schmerzen zu leiden. Mignons beide Lieder: „Nur wer

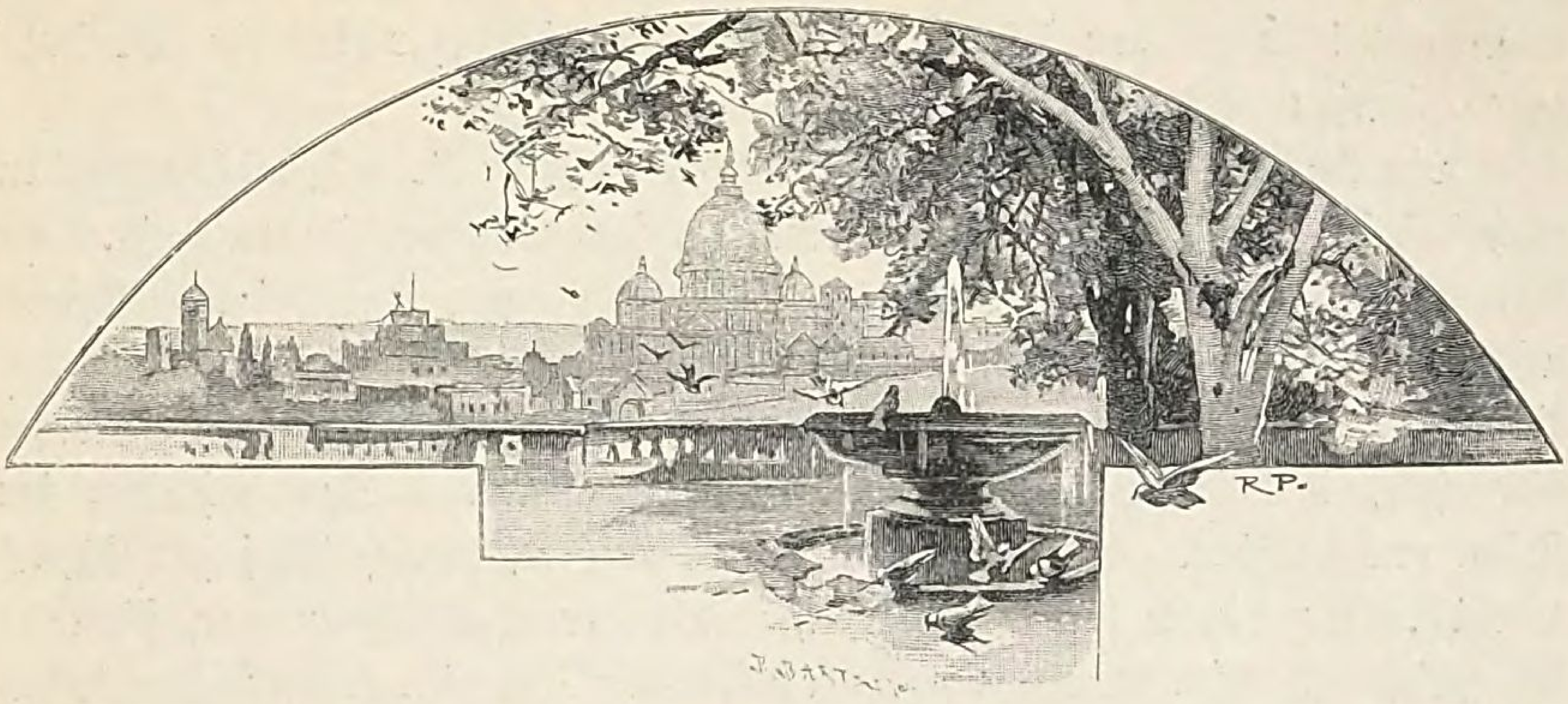
die Sehnsucht kennt" und „Kennst du das Land" gingen damals aus dieser Stimmung hervor. Ein Singspiel „Scherz, List und Rache" wurde in italienischer Art mit den typischen Figuren der commedia dell' arte geschrieben und nach Italien an Freund Kayser zur Komposition geschickt. Mit seinem Pflegling Fritz Stein trieb Goethe italienische Sprache. Im stillen bereitete er sich zu raschem Entschluß vor. Ehe er ihn aber ausführte, wollte er wie seine Amtsgeschäfte, so auch seine dichterische Thätigkeit zu einem gewissen äußeren Abschnitt bringen. Er veranstaltete deshalb eine Gesamtausgabe seiner Werke in acht Bänden, bei der Wieland und Herder ihm behilflich waren. Das Honorar dafür sollte zugleich die Kosten der Reise bestreiten helfen.

Am 24. Juli 1786 reiste Goethe wie im vorangegangenen Jahr zur Kur nach Karlsbad, wo Frau von Stein seine Ankunft schon seit drei Wochen erwartete. Der Herzog und Herder mit seiner Frau folgten nach. Mit ihnen im geselligen Verkehr und in der Durchsicht seiner mitgenommenen Werke verbrachte Goethe eine Reihe guter Tage. Charlotte mußte schon am 14. August wieder abreisen. Die anderen feierten noch am 28. August des Dichters Geburtstag. Den Herzog, der an demselben Tage Karlsbad verließ, bat Goethe beim Abschied um einen unbestimmten Urlaub, ohne zu sagen, was er vorhabe. Auch Charlotten hatte er nur mitgeteilt, daß er auf längere Zeit in die Einsamkeit der Welt hinausgehen wolle. Die übrigen Freunde vollends erfuhren gar nichts. Das Ziel seiner Reise verbarg er allen auf das sorgfältigste, halb aus gewohntem Wesen und einer Art abergläubischer Scheu, halb aus der wohlüberlegten Absicht, auf seinem Wege ganz unerkannt und von jeglicher Rücksicht ungehindert zu bleiben. Als einzigen Vertrauten seines Planes ließ er daheim seinen getreuen Diener Philipp Seidel zurück. Die Abreise hatte er auf den 3. September, den Geburtstag des Herzogs, festgesetzt. Tags vorher schrieb er diesem noch einmal über sein Vorhaben: „Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Ausbleiben nur unbestimmt sprach; selbst jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden soll.

Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja Sie haben mich oft dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich und was die besondern Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese hab ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zusammenstimmungen dieser Constellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen und ich hoffe auch für die

Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann.

Die vier ersten Bände sind endlich in Ordnung; Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden. Zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst, was zu thun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dieses Alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitt ich lassen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle die mir mit- und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältnis stehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es ist gut, daß das also bleibe und ich auch abwesend als ein immer Erwarteter wirke."



VII.

Am Sonntag, den 3. September frühmorgens drei Uhr stahl sich Goethe ganz allein aus Karlsbad weg, da er fürchtete, man hätte ihn sonst nicht fortgelassen. Für die geringe Garderobe, die er mitnahm, brauchte er nur einen Mantelsack und einen Dachsranzen. Das Hauptgepäck waren seine Bücher und Papiere, für die er unterwegs noch ein Köfferchen kaufen mußte. „Iphigenie" und „Tasso", „Egmont" und „Faust" waren darunter, aber auch Linnés philosophisch-botanische Schriften. Mit allen Bedürfnissen und Unbequemlichkeiten des Überflusses und der Gewohnheit ließ er auch seinen wohlbekannten Namen hinter sich und machte sich als Kaufmann Johann Philipp Möller auf den Weg. Er wollte in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand einmal wieder der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind. In sechstägiger ununterbrochener Fahrt durch Bayern und Tirol gelangte der ungeduldige Flüchtling über Regensburg, München und Innsbruck am Abend des 8. September auf den Brenner, wo er in dem reinlichen Gasthaus einen Rasttag machte, das unterwegs geführte Tagebuch für Charlotte in Ordnung brachte und Betrachtungen darüber anstellte, wie er schon zweimal auf so einer Grenzscheide gestanden, ausgeruht habe und nicht hinübergekommen sei. Diesmal aber folgte er mit befreitem Gemüte den Wassern, die nach Welschland fließen. Rasch ging es nun weiter über Trient und Roveredo, wo die italienische Sprache alleinherrschend ward, und mit einem kleinen Umwege über den Gardasee nach Verona.

„Ja, meine Geliebte," schrieb er von hier an Charlotte, „hier bin ich endlich angekommen, hier wo ich schon lang einmal hätte seyn sollen, manche Schicksale meines Lebens wären linder geworden. Doch wer kann das sagen,

und wenn ich's gestehen soll; so hätt ich mir's nicht eher nicht ein halb Jahr eher wünschen dürfen."

Die Beobachtungen, die er in dem Tagebuch für sie aufgezeichnet, halten nach daheim gewohntem Verfahren eine Art systematischen Schemas ein. Er betrachtete auf der Fahrt durch das Land Witterung und Klima, Bodenbeschaffenheit und Vegetation, während des kurzen Aufenthalts in den Städten die Werke der Kunst, zumal der Architektur, am angelegentlichsten immer die Menschen, ihr Aussehen und Befinden, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihr Leben und Treiben. Seine Art, die Welt anzusehen, machte ihn jetzt unsäglich glücklich. Er mischte sich unters Volk, und da er ohne Diener war, fühlte er sich gleich mit allen Menschen Freund. Es war ihm eine rechte Lust, mit den Leuten, die ihm begegneten, als wie mit alten Bekannten zu reden und sich von jedem Bettler zurecht weisen zu lassen. Er paßte sich sogleich den landesüblichen Sitten an, ließ sich so kleiden wie der Mittelstand in Italien, guckte ihnen ihre Manieren ab und übte sich, sie nachzumachen. Nicht blos Natur und Kunst, auch das freie ungezwungene Wesen der Menschen umfing ihn wie sein eigenes Lebenselement. Aus dieser leicht beweglichen Stimmung floß bald den Kindern seiner Phantasie, die ihn begleiteten, frische Spannkraft zu. Schon am Ufer des Gardasees hatte er Iphigeniens sehnsüchtige Gestalt sich wieder vor die Seele gerufen und fuhr seitdem in Ruhepausen der Reise fort, den Reiz des Gedichts durch gleichschwebenden Rhythmus zu erhöhen. In Vicenza, wo er sein Auge an den zahlreichen Renaissancebauten des damals noch höchlich berühmten Palladio bewundernd übte, gedachte er doch zugleich seines Wilhelm Meister. Die Stadt schien ihm zum Geburtsort Mignons besonders geeignet. Doch besann er sich späterhin eines anderen und legte ihre Heimat an das Ufer des Lago maggiore. Noch kurz vor seinem Eintritt in das ersehnte Land, war ihm ein kleines Harfenmädchen mit seinem Vater begegnet, kein Modell, aber gleichsam eine nachträgliche Bestätigung seines Phantasiebildes.

Ganz ähnlich erging es ihm mit allen Eindrücken dieser Reise. Es war ihm so, nicht als ob er die Sachen sähe, sondern als ob er sie wiedersähe. Keine von seinen alten Grundideen, sei es in der Natur oder Kunst, ward ihm verrückt oder verändert; es bestimmte sich nur alles mehr, entwickelte sich und wuchs ihm entgegen. So fand er in Padua schöne Bestätigung seiner botanischen Ideen. Ganz besonders aber fühlte er in Venedig, wo er in dreiwöchentlichem Aufenthalt Leben, Sitten und Kunstschätze der märchenhaften Biberrepublik mit durstigen Sinnen in sich aufnahm, wie sehr das Klima und die Leichtigkeit des Daseins den Bedürfnissen seines Wesens angemessen sei. Die venetianische Existenz war ihm so eigen, als ob er schon zwanzig Jahre dort lebe. Die Träume früherer Zeiten wurden ihm gegenwärtig, und

mit Freude bemerkte er, daß ihm alles wieder lieb ward, was ihm von Jugend auf wert gewesen.

Nun aber drängte ihn das Verlangen unaufhaltsam dem Hauptziel seiner Reise, der ewigen Stadt Rom, zu. Je näher er ihr kam, desto hastiger wurde der Trieb dahin, so daß er nur wenige Stunden in Florenz verweilte, das ihn freilich, wenn er nach seiner Art einen lebendigen Begriff davon mitnehmen wollte, bei weitem länger hätte aufhalten müssen als Ferrara, Bologna und die kleineren Städte, die er einer kurzen Betrachtung wert hielt. Auch so dauerte die Fahrt durch die Apenninen und Toskana noch volle vierzehn Tage, während deren seine Phantasie nicht nur an der Entwickelung der „Iphigenie" fortspann, sondern auch ganz neue Pläne hervorbrachte: eine „Iphigenie in Delphi" mit einer Wiedererkennung im fünften Akt, über die er selbst wie ein Kind weinte; die Ausgestaltung der Idee des „Ewigen Juden" als Ankunft des Herrn; den Gedanken eines Trauerspiels „Ulysses auf Phäa". Leider ist von dem ersten nichts, von den anderen beiden nur wenig ausgearbeitet worden.

Endlich am 29. Oktober fuhr er durch die Porta del Popolo in Rom ein. Sein erstes, nachdem er im Wirtshaus abgestiegen, war ein herzlicher Dank dem Himmel, daß er ihn dahin gebracht; sein zweites ein Wort an Charlotten, die noch immer keine Nachricht von ihm hatte, da das von Venedig aus mittels eines Fuhrmanns an sie abgeschickte Tagebuch erst viel später in ihre Hände gelangen sollte. Dann ließ er den Maler Wilhelm Tischbein zu sich bitten, der infolge seiner Empfehlung auf Kosten des Herzogs von Gotha schon mehrere Jahre in Rom lebte und sich über die unvermutete Ankunft des Dichters vor Freuden gar nicht zu fassen vermochte. Zu ihm zog Goethe schon am folgenden Tage, um fortan in treuer Künstlergenossenschaft mit ihm Haus zu halten und die Fülle großer Eindrücke zu genießen. Er meinte, daß er nun erst anfange zu leben.

Auch in Rom behielt Goethe gegen die Welt sein Inkognito unter dem Namen Möller bei, vermied sorgfältig alle Bekanntschaft, die nur die Zeit verderben konnte, und war einzig darauf bedacht, unermüdet mit Künstlern und Kennern zu sehen und zu studieren. Seinen Umgang beschränkte er auf einen kleinen Kreis auserwählter Menschen, die er selber förderte, indem er sie für seinen Zweck nutzbar machte. Tischbein vornehmlich war sein Führer und Lehrer in allem, was Betrachtung und Ausübung der bildenden Kunst betraf; denn noch immer regte sich in ihm die Frage, ob er nicht doch zu ihrem Jünger berufen sei, und kam nicht eher zur Ruhe, als bis er sich auf dem Gebiete der Dichtung als Künstler wiederfand. Inzwischen zeichnete er auf Ausflügen in die Umgegend der Stadt kleine landschaftliche Ansichten als Erinnerungsblätter für die Freunde in Weimar. Zwei jüngere Maler, Friedrich Bury

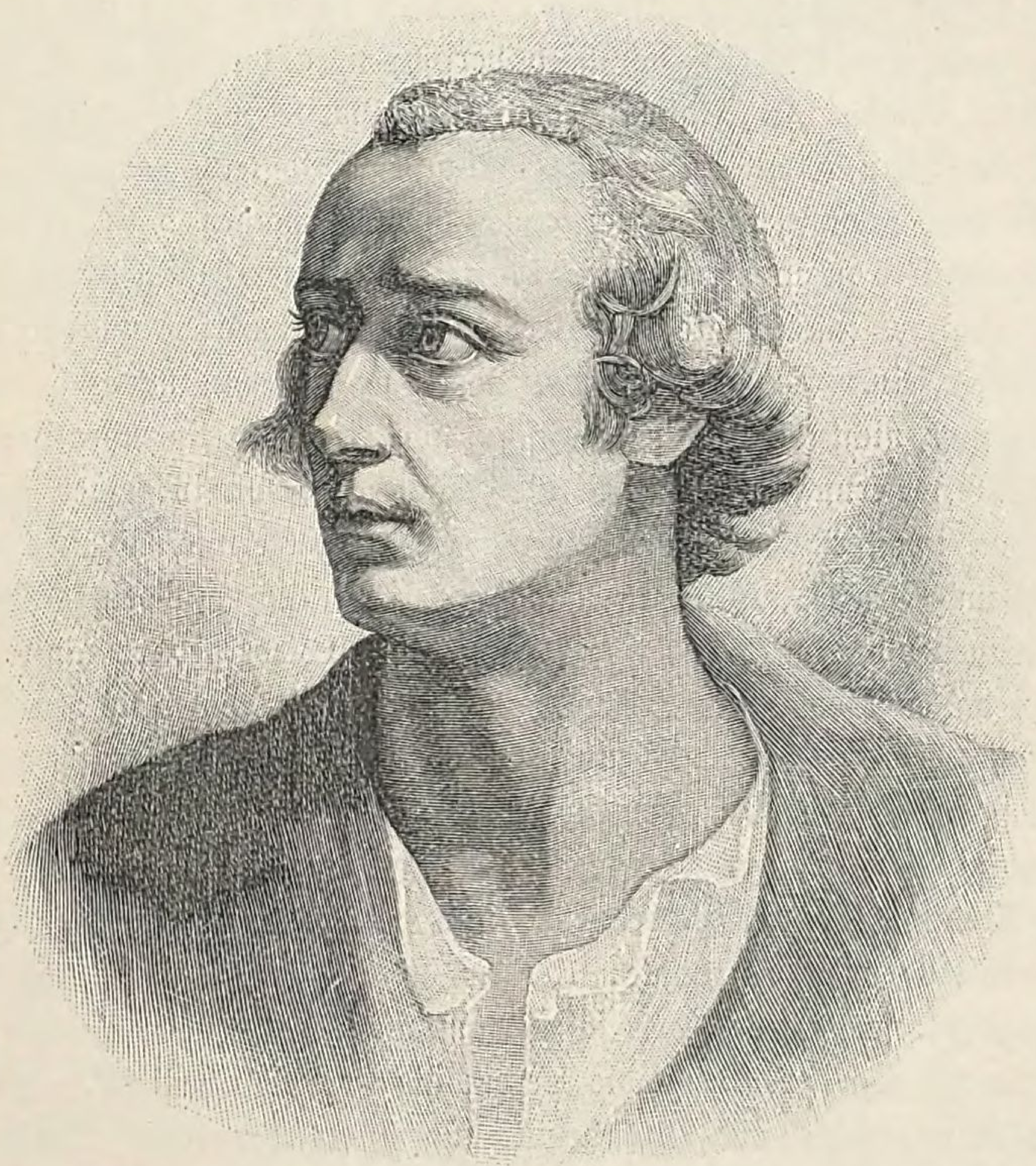
und Johann Georg Schütz, dienten dabei als Adjutanten. Auch Angelica Kaufmann, zu der sich bald ein zartes Freundschaftsverhältnis bildete, wurde gern zu Rate gezogen. Im Anschauen der antiken Kunstwerke machte sich nun das Bestreben geltend, das Princip des griechischen Ideals, das seit Oesers früher Lehre still in ihm fortgewirkt hatte, zu vollem Bewußtsein zu entwickeln. Goethe behandelte Rom, wie er die Natur behandelte. Er suchte die Gesetze, nach welchen die Menschen die Kunst als zweite Natur in sich hervorgebracht. Den besten Beirat fand er für diesen Zweck an dem kenntnisreichen Schweizer Maler Heinrich Meyer, den er zugleich als treuherzigen Menschen lieb gewann. In der Folge verpflanzte er ihn denn auch als rechten Mann für die Zeichenschule nach Weimar und blieb ihm lange Jahre in gemeinsamer kunsttheoretischer Arbeit und unwandelbarer Freundschaft verbunden.

Alle diese Übungen, so viele Zeit und Kraft sie in Anspruch nahmen, hinderten jedoch sein Dichtungsvermögen nicht, sondern halfen diesem eher auf. Die aus der bildenden Kunst gewonnene anschauliche Erkenntnis kam dem poetischen Stilgefühl zu gute. Die Umschmelzung der „Iphigenie" wurde nun mit systematischer Klarheit fortgesetzt. Selbst auf diesem seinen eigensten Gebiete verschmähte es der berühmte Dichter nicht, sich von einem jüngeren Genossen über technische Regeln belehren zu lassen. Die Gesetze der Prosodie, nach denen er die Verse der „Iphigenie" abwog, übernahm er von Karl Philipp Moritz, dem Verfasser des autobiographischen Romans „Anton Reiser", dessen Leben durch die Ähnlichkeit mit dem seinigen ihm desto herzlichere Teilnahme abgewann, als es gerade da vom Schicksal verwahrlost und beschädigt erschien, wo er selbst sich begünstigt und vorgezogen sah. Ihm konnte Goethe als hilfsbereiter Freund wieder einmal die ganze Fülle seiner liebreichen Menschennatur erweisen, als Moritz auf einem gemeinsamen Ausflug durch einen Sturz vom Pferde den Arm brach. Vierzig Tage lang pflegte er den Leidenden und sorgte für alle seine leiblichen und geistigen Bedürfnisse als Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und geheimer Sekretär.

Mitte Dezember war „Iphigenie" vollendet, und am 13. Januar 1787 ging eine Abschrift an Herder ab, um in der Gesamtausgabe gedruckt zu werden. An demselben Tage schrieb Goethe an Charlotte: „O möchtest Du fühlen, wie viel Gedanken zu dir herüber und hinüber gegangen sind, biß das Stück so stand."

So aufrichtig auch dieser Ausruf war, Charlotte wird ihn doch nicht ohne ein bitter schmerzliches Lächeln gelesen haben. Wie anders erschien ihr das heute, als da der liebende Dichter vor acht Jahren gerade um dieselbe Zeit ihr die erste Nachricht von der Entstehung des Stückes gab, da seine Gedanken beständig um sie beschäftigt waren und er bei der kürzesten Trennung sehnsüchtig der Stunde des Wiedersehens entgegenharrte! Jetzt war er schon

vier Monate abwesend und schien an eine Rückkehr noch gar nicht zu denken. Er war weit in die Welt gegangen, ohne die Vertraute in seinen Plan einzuweihen, und hatte sie lange Wochen ohne Kunde gelassen, wo er sich aufhalte. Erst nachdem er längst in Rom angekommen war, gelangten die unterwegs für sie geschriebenen Briefe und Tagebücher zu ihr. Seitdem sandte er ihr zwar regelmäßig alle acht Tage Berichte seines Lebens und Botschaften



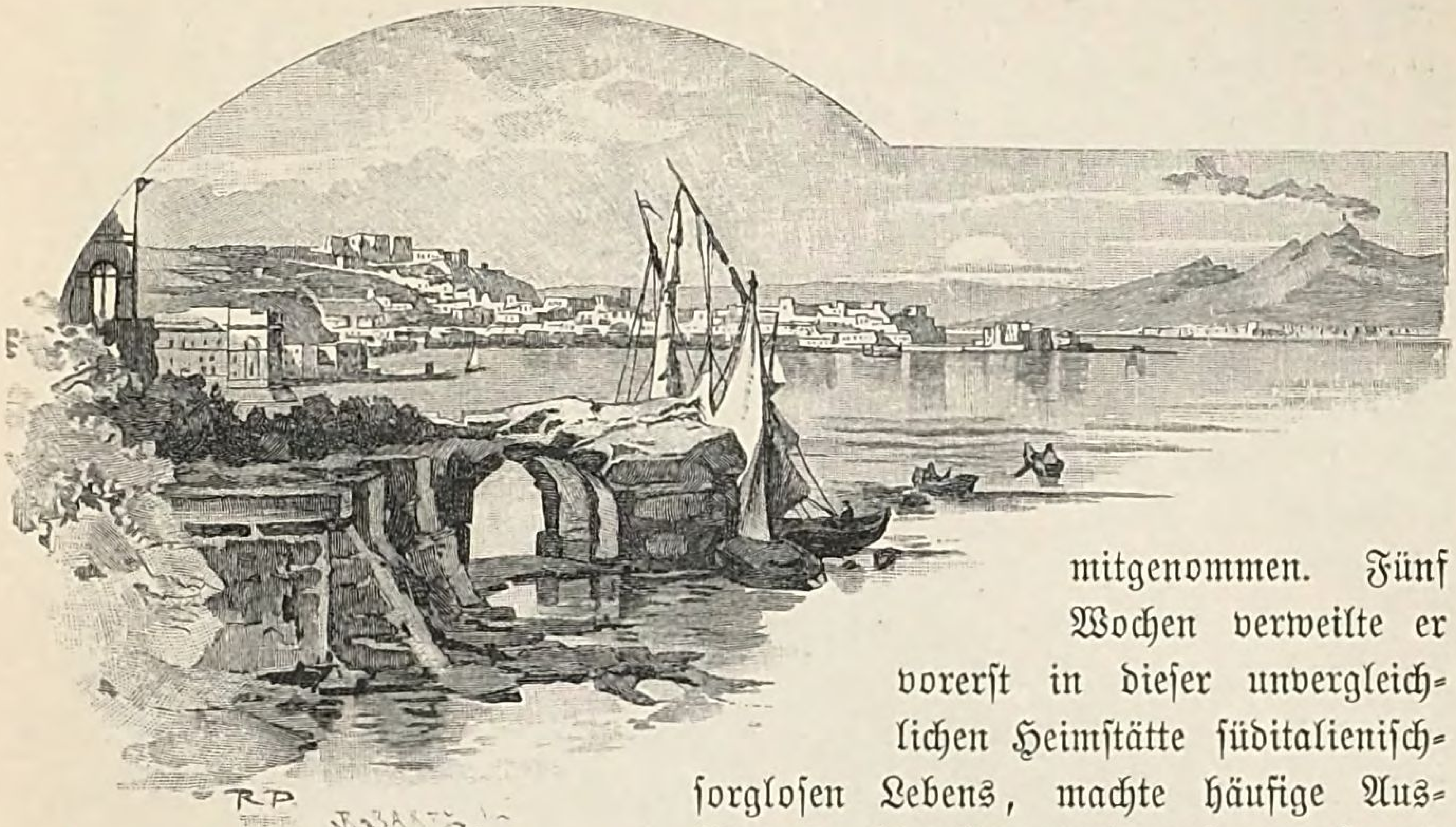
Wilhelm Tischbein.

seiner Treue. Nach wie vor erklärte er sich ihr innig verbunden. Aber nun, da er in sich selbst den unverrückbaren Schwerpunkt seines Wesens gefunden, war der Ausdruck seiner Liebe zu Charlotten, wenn auch nicht weniger wahr, so doch ruhiger, gehaltener, sparsamer; seine Seele war in dieser Zeit ganz erfüllt von etwas anderem, zu dem die Zusammengehörigkeit mit der Geliebten nur den selbstverständlichen Hintergrund bildete. Charlotte fühlte das und ließ ihre Verstimmung darüber ihn fühlen. Sie zögerte lange, antwortete kurz und kalt, wollte überhaupt nicht mehr schreiben und forderte

ihre Briefe zurück. Jetzt erst kam es Goethe zu Bewußtsein, daß er mit seinem Schweigen, so nötig es ihm geschienen, gegen sie ein Unrecht begangen. Er bat sie um Verzeihung für seine Stummheit, versprach ihr für die Zukunft ein ganz reines Vertrauen, eine immer gleiche Offenheit, flehte sie an, ihr Herz nicht gegen ihn zu verhärten, ihm die Rückkehr zu ihr zu erleichtern, daß er nicht in der weiten Welt verbannt bleibe; er versicherte, daß er mit allen Fasern seines Wesens an ihr hänge, daß er geläutert heimzukehren hoffe, daß seine größte Freude sei, mit dem, was er in der Seele gesammelt, ihr Freude zu machen. Sie ließ sich halb versöhnen, unterhielt gewissenhaft den regelmäßigen Briefwechsel, konnte jedoch ihre Zweifel nicht unterdrücken und bestand darauf, daß er alles, was sie ihm schrieb, sogleich verbrennen mußte. Goethe, in dem Bewußtsein, daß er etwas gut zu machen habe, ergab sich in ihren bittersüßen Ton und rechtfertigte den Zweck seiner Flucht durch die That, indem er fortfuhr, eine Schale nach der anderen abzuwerfen und um so mehr ein Mensch zu sein. Durch die Revolution, die ihn von innen heraus umarbeitete, erfuhr nicht allein sein Kunstsinn, sondern auch sein moralischer Sinn eine große Erneuerung. Er fühlte die Wirkung davon in seiner Seele als eine Art von innerer Verklärung seiner selbst, von freierer, höherer Existenz, Leichtigkeit und Grazie, als Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude. Einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt zählte er von dem Tage, da er Rom betrat; denn er war hier aus einer langen Stockung wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Altertümer, zum Genuß seiner eigenen Fähigkeiten genesen.

Nachdem Goethe so in strengster Abgeschiedenheit länger als zwei Monate nur das Studium der Kunst betrieben und darin einen Grund gelegt hatte, auf dem er weiter bauen konnte, ließ er sich allgemach ein wenig von der Welt und dem öffentlichen Leben fassen, um auch das kennen zu lernen. Er besuchte die Theater, beschaute die Ceremonien der Kirchenfeste, mischte sich unter die Mummereien und Volksbelustigungen des Karneval. Doch fand er an alledem kein Wohlgefallen, da ihn nur noch das Wahre interessieren konnte. Auch einige italienische Dichter lernte er kennen, die voll Verehrung und Eigenliebe sich dem berühmten Verfasser des „Werther" näherten; er ließ es sogar mit heimlichem Lächeln geschehen, daß sie ihn in ihre Genossenschaft „Arcadia" als Ehrenmitglied unter dem Namen „Megalio Melpomenio" aufnahmen, wußte aber der geplanten Komödie seiner Dichterkrönung auf dem Kapitol glücklich auszuweichen.

Erfüllt, wenn auch noch lange nicht gesättigt von den großen Eindrücken, die erst in seiner Seele reifen sollten, unterbrach Goethe seinen Aufenthalt in der ewigen Stadt, um in Tischbeins Begleitung am 22. Februar 1787 sich nach Neapel zu begeben. Von seinen Arbeiten ward nur der „Tasso"



mitgenommen. Fünf Wochen verweilte er vorerst in dieser unvergleichlichen Heimstätte süditalienisch-sorglosen Lebens, machte häufige Ausflüge in die Umgegend und genoß mit Entzücken das wunderbar weiche Klima, die malerische Landschaft mit ihrer üppigen Vegetation, die wohlerhaltenen Überreste antiker Bauwerke, die aufgehäuften Kunstschätze des Museums, das bunte, fröhliche Volkstreiben auf Straßen und Plätzen. Dann schiffte er sich nach Palermo ein, begleitet von dem Zeichner Kniep, den ihm der nach Rom zurückkehrende Tischbein an seiner statt als kundigen und kunstfertigen Reisegenossen empfohlen hatte. Mit ihm unternahm er von hier aus Wanderungen durch das unsäglich schöne Land, wiederum an Kunst, Natur und Menschen auf gleiche Weise sich ergötzend, und kehrte nach sechswöchentlichem Aufenthalt in Sicilien von Messina aus nach Neapel zurück, um dort noch vierzehn Tage lang die empfangenen Eindrücke zu wiederholen und tiefer in sein Gemüt zu prägen. Aber während er in dieser ganzen Zeit die mannichfaltigen Reize willig auf seine offenen Sinne wirken ließ, blieb zugleich sein immer thätiger Geist auf das eine Ziel gerichtet, nach welchem alle seine Anschauungen zusammenliefen, auf das in Natur und Kunst gleichmäßig waltende Grundgesetz der Entwickelung und Gestaltung. Wenn er auf dem Vesuv, den er dreimal bestieg, der Entstehungsweise der Laven nachspürte oder aus den Tempelresten zu Pästum den strengen dorischen Stil als Musterbild konsequenter Baukunst betrachten lernte; wenn er in den Gärten von Palermo und Taormina zur Urpoesie Homers griff und die lebendig gewordenen Gestalten der Odyssee ihm den Plan zu einem Drama „Nausikaa" eingaben, oder wenn er in Messina am Meeresstrande dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und Organisation nachging, und vor seiner Phantasie das Bild einer Urpflanze als gemeinsames Modell aller vorhandenen und möglichen Pflanzen aufwuchs, — immer leitete ihn dabei dasselbe

dreieinige Princip lebendigen Daseins: Wahrheit, Einfachheit, Notwendigkeit. Ja, eben jenes Princip wirkte in ihm, wenn er in Palermo die Verwandten Cagliostros aufsuchte, um dem Rätselwesen des ebenso berühmten als berüchtigten Wundermannes durch Erforschung seiner Abstammung und seines Vorlebens auf die Spur zu kommen. Freilich mochte zugleich schon die Absicht in ihm dämmern, die Pariser Halsbandgeschichte, in welche Cagliostro kaum zwei Jahre vorher verwickelt gewesen, zum Gegenstand eines Dramas zu machen. Aber auch hier wie sonst behandelte er die Menschen nicht blos als Mittel für seinen Zweck, sondern nahm sich der bedürftigen Familie werkthätig an und ließ ihr in der Folge zweimal namhafte Unterstützungen zukommen.

Am 6. Juni 1787 traf Goethe von Neapel wieder in Rom ein und nahm die Arbeit an der Ausbildung seiner künstlerischen Fähigkeiten schauend und schaffend da auf, wo er sie gelassen hatte. Mit erneutem Eifer trieb er Architektur und Perspektive und setzte das Zeichnen nach der landschaftlichen Natur fort. Neben Tischbein stand ihm jetzt auch der Landschaftsmaler Philipp Hackert, den er durch jenen schon in Neapel kennen gelernt hatte, unterrichtend bei. Dann studierte er fleißig Anatomie und übte sich unter Anleitung des Bildhauers Alexander Trippel modellierend in der Auffassung und Wiedergabe der Menschengestalt, welche ihm das Nonplusultra alles menschlichen Wissens und Thuns blieb. Zugleich bot seine eigene Gestalt den Künstlern eine willkommene Aufgabe. Hatte schon Tischbein zeichnend und malend sie in verschiedenen Situationen aufgefaßt, so schuf jetzt Trippel jene Büste, die, zum Apollotypus idealisiert, den Dichtergenius in göttergleicher Jugendkraft darstellt, und Angelika Kaufmann hielt die ihrem eigenen Sinn verwandteren zarten Seelenzüge des Freundes mit liebevoller Sorgfalt auf der Leinewand fest.

Bis zu seinem Geburtstag hatte Goethe noch in Rom verweilen wollen, da ihm der Herzog das Fernbleiben von Weimar durch eine andere Verteilung der Geschäfte aufs freundlichste erleichterte. Aber er sah bald, daß auch dieser Zeitraum nicht hinreichte, um seine Einsicht und Fertigkeit in den bildenden Künsten „wenigstens so weit zu bringen wie ein Musikliebhaber, der, wenn er sich vor sein Notenblatt setzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und anderen Vergnügen machen". So verlängerte er denn mit Zustimmung des Herzogs seinen Aufenthalt noch bis Ostern. Denn er wollte vor seiner Rückkehr auch seine älteren Dramen fertig machen und damit eine Epoche seines schriftstellerischen Schaffens abschließen, über die er durch seinen neugewonnenen Stil schon hinausgewachsen war. Indem er so sein Leben und seine Kunst rekapitulierte, um das, was er nur entworfen hatte, neu auszuführen, war er gezwungen, sich und seine jetzige

Denkart, seine neuere Manier, nach seiner ersten zurückzubilden. Freilich gelang ihm das nicht immer völlig. Im „Egmont“ wenigstens, der jetzt vollendet ward, sticht der rhythmisch getragene, oft geradezu in iambisches Versmaß übergehende Ton des letzten Aktes ganz empfindlich von der zwanglos unmittelbaren Sprache der früheren Teile ab. Die Umarbeitung der beiden Singspiele „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villabella“ wurde dem

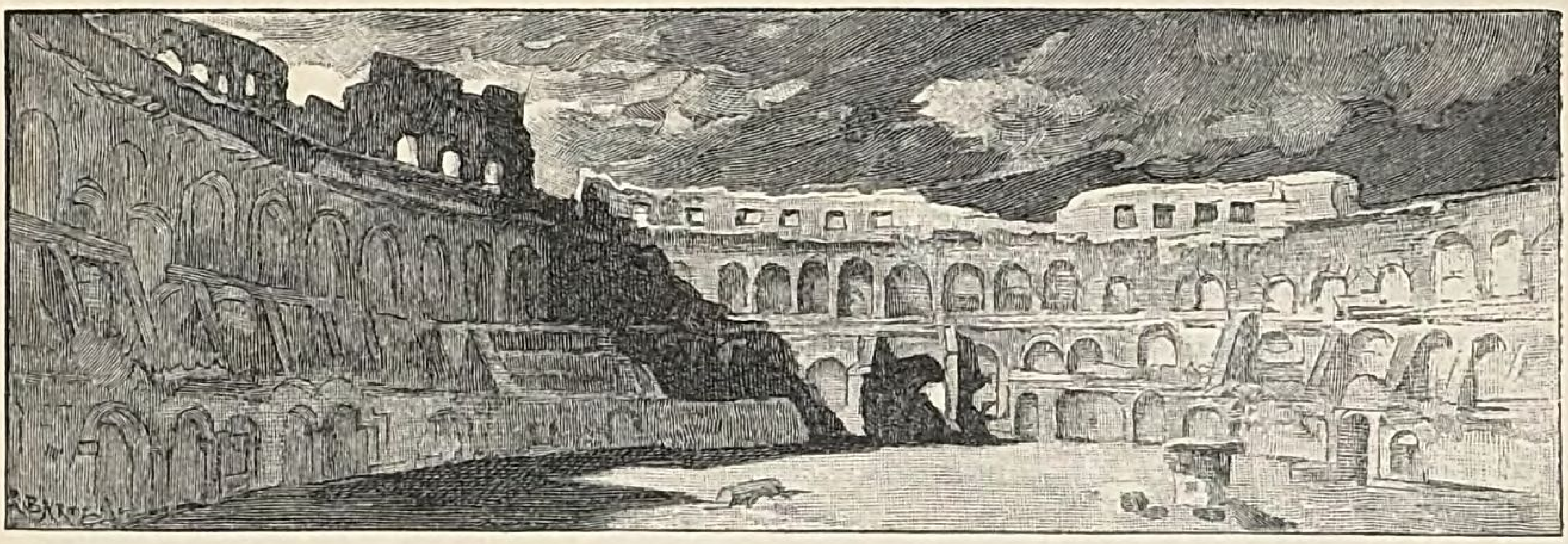


Goethe-Büste von Trippel.

Stil der italienischen komischen Oper angenähert, deren Studium sich Goethe für diesen Zweck angelegen sein ließ. Die Musik dazu sollte sein Jugendfreund Ph. Chr. Kayser komponieren, der zur guten Stunde in Rom anlangte und von ihm als Hausgenosse freudig aufgenommen wurde. Auch den übrigen Singspielen wurde in ähnlicher Weise abgeholfen. Dagegen rückten die beiden noch unvollendeten großen Dramen nicht in dem Maße vor, wie ihr Verfasser gehofft hatte. Zu „Tasso“ wurde nur der neue Plan festgestellt; die Ausführung blieb der Heimat vorbehalten, wie denn die schönsten Früchte der italienischen Ernte alle erst im Nachsommer der Erinnerung zur Reife

gelangten. Dem „Faust" wuchsen zwei neue Scenen zu: die „Hexenküche" und „Wald und Höhle." Die eine barock, die andere erhaben, sind doch beide in großem Stil geführt und sprechen beide das Ziel der Entwickelung, welches der Dichter erreicht hatte, in doppelter Weise, deutlich aus: im Monolog von „Wald und Höhle" die Erkenntnis der Einheit alles Lebendigen, in der „Hexenküche" die Verjüngung der Sinne durch den Zaubertrank und den Anblick des Urbildes weiblicher Schönheit.

Denn auch in dieser Beziehung hatte sich in Goethe eine Art Wiedergeburt vollzogen. Die Spannung des Gemüts, welche die sublimirten Gefühle der Liebe zu Charlotten daheim in ihm hervorriefen, konnten in der Entfernung und unter einem Himmel, wo die Natur mit ihren stärksten Reizen an alle Sinne pochte, auf die Dauer nicht vorhalten. Noch am Tage vor der Abreise nach Neapel hatte er ihr geschrieben: „An dir häng ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich was mich oft Erinnerungen zerreisen. Ach liebe Lotte du weist nicht welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue und daß der Gedanke dich nicht zu besitzen mich doch im Grunde, ich mags nehmen und stellen und legen wie ich will aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu dir Formen geben welche ich will, immer immer — Verzeih mir das ich dir wieder einmal sage was so lange stockt und verstummt." Lange hatte er sich von jedem weiblichen Umgang schroff zurückgehalten. Angelica Kaufmann war die einzige, zu der er in vertrauliche Beziehung trat; jedoch die Freundschaft, die sie ihm verband, war eine rein geistige. Eine rasch aufsprühende Neigung zu einer jungen Mailänderin, die er während eines dreiwöchentlichen Landaufenthaltes zu Castel-Gandolfo kennen lernte, wurde durch die Kunde ihrer Verlobung ebenso rasch gedämpft und erlosch bald ohne Schaden. Aber die neuerwachte Lebenslust, die jetzt zum bewußten Princip ausgebildete Anlage, alle Verhältnisse von ihrer natürlichen Seite zu betrachten, das Vorbild der alten römischen Dichter Catull, Tibull und Properz, der Herolde naiv-anmutigen Liebesgenusses, die neben Ovid und Martial das antike Leben in seiner Phantasie heraufbeschworen, und sein stetiger Verkehr mit dem leichtlebigen Künstlervölkchen machen es begreiflich, daß Goethe zu guterletzt noch dem Beispiel ihrer freieren Sitten folgte und gegen die Reize eines römischen Liebchens nicht unempfindlich blieb. Wie dem auch sei, die Treue seiner Gesinnung gegen Charlotte wurde dadurch nicht angetastet; immer blieb sie der Zielpunkt seiner Heimatsgedanken. Er hoffte gesunder, gleichmütiger, vertrauensfroher zu ihr zurückzukehren, als er sie verlassen, und zweifelte nicht, daß die Selbsterkenntnis und Selbstsicherheit, die er erreicht, auch der Klarheit und Stetigkeit ihrer gegenseitigen Herzensbeziehungen zu gute kommen würde.



Nachgerade erschien es ihm denn auch an der Zeit, die schon mehrmals aufgeschobene Rückkehr ernstlich ins Auge zu fassen. Manches machte ihm jetzt den Rückweg nach Hause reizend. So wohl der Himmel Italiens seinem künstlerischen Wesen entsprach, so fand in der Fremde doch sein deutsches Gemüt nicht die nötige Befriedigung. Ohne den Umgang geprüfter Freunde länger zu leben, schien ihm denn doch „so eine Sache". Auch glaubte er nun so viel in Kunst- und Naturkenntnis gewonnen zu haben, daß ein weiteres Studium ihm daheim durch die Hilfsmittel der Akademie Jena, von denen er in Italien entblößt war, sehr erleichtert werden würde. Die Hauptabsicht seiner Reise war: sich von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die ihn in Deutschland quälten, und den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das erste war ihm ziemlich, das letzte ganz geglückt. So wurde denn als äußerster Termin der Abreise die Osterwoche 1788 festgesetzt. Vorher jedoch erbat sich Goethe vom Herzog auch noch für die erste Zeit nach seiner Ankunft, um die Summe seiner Reise zu ziehen, einen längeren Urlaub und für die Folge die weitere Freiheit von jeder bestimmten, unmittelbaren Amtsverpflichtung; denn er fühlte es jetzt als höhere Pflicht, vor allem der Ausübung seines dichterischen Berufes zu leben. „Ich darf wohl sagen:", schrieb er dem Herzog (17. März 1788) „ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes, wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß: wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maaß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen; so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten seyn. Ihre Gesinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Brief zu erkennen geben, sind so schön und für mich bis zur Beschämung ehrenvoll! Ich kann nur sagen: Herr hie bin ich, mach aus Deinem Knecht,

was Du willst. Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir aufheben, sollen mir lieb seyn, ich will gerne gehen und kommen, niedersitzen und aufstehen." Der Herzog ging völlig auf Goethes Wunsch ein, jedoch auf seine besondere Weise. Er entband ihn von aller amtlichen Pflicht, selbst vom Kammerpräsidium, das er dem interimistischen Vertreter übergab, bestimmte aber in einem Reskript vom 11. April 1788, daß Goethe, den er als Berater nicht entbehren wollte noch konnte, berechtigt sein sollte, „den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für Uns selbst bestimmten Stuhle zu nehmen". Auf diese Weise wurde Goethes Verhältnis zum Herzog wieder das persönliche, das es gewesen, bevor er sich die Last der Geschäfte, eins nach dem anderen, freiwillig hatte aufladen lassen. Der Dichter war sich selbst wiedergegeben und brauchte fortan in Hof- und Staatsangelegenheiten nur das zu thun, was niemand als er thun konnte.

In dieser beruhigenden Aussicht rüstete er sich zur Abreise. Schwer empfand er dennoch den Schmerz des Loslösens von Rom. Ihm war, da er zum Abschied in vollmondbeleuchtetem nächtlichem Rundgang noch einmal die Stätten seiner geistigen Wiedergeburt durchwanderte, als ob er nicht aus der Fremde zur Heimat, sondern aus der endlich gefundenen wahren Heimat ohne Hoffnung auf Rückkehr in die Verbannung ziehen müßte, und unaufhörlich klang ihm im Geiste seines Schicksalsgenossen Ovid Sehnsuchtsklage aus dem pontischen Exil:

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren so viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab."

Endlich am 22. April 1788 ließ Goethe die heilige Hauptstadt der Kunst hinter sich und wandte, von Kayser begleitet, seine Fahrt nordwärts zur kleinen mitteldeutschen Fürstenresidenz zurück, die fortan die beständige Wohn- und Werkstätte seines ganzen langen Lebens bleiben sollte. Jetzt auf dem Rückweg holte er noch in Florenz nach, was er in dem Eildrang der Hinreise übergangen hatte. Doch konnte er sein Gemüt nicht zwingen und hatte jede Stunde wenigstens siebenerlei Humor. Bald aber wurde auch diese gerührte Stimmung, mit der er die Welt betrachtete, in ihm fruchtbar. Er hatte noch die letzten Tage in Rom eine Lebensbeschreibung des Tasso gelesen, um für die Zeit der Reise seinen Geist mit diesem Gegenstand gänzlich zu erfüllen, und nun in den Lust- und Prachtgärten von Florenz häufig einsam wandelnd, empfand er die ähnliche Lage des aus Ferrara Scheidenden mit doppelter Gewalt und strömte den eigenen nachklingenden Trennungsschmerz

durch den Mund seines dichterischen Ebenbildes in melodischen Klagen aus. Am 9. Mai setzte er die Reise nach Mailand fort und langte von da über Chiavenna, Konstanz, Augsburg und Nürnberg am 18. Juni in Weimar an. Fast zwei Jahre hatte seine Abwesenheit gedauert, und diese Zeit hatte die Hauptepoche seines ganzen Lebens gewirkt. Unruhig, von allen Seiten eingezwängt, sich selber suchend, hatte er sich einer unerträglichen Lage durch heimliche Flucht entzogen; beruhigt, frei, mit sich einig, kehrte er zurück, nicht ein anderer Mensch geworden, aber ein erhöhter, völlig klarer, in sich abgeschlossener, ein Meister der Kunst und des Lebens. Er hatte in Rom den geahnten und ersehnten Stil für beides gefunden, das Grundgesetz nicht blos der Natur, sondern auch seines eigenen Wesens. Er stand vor dem Beginn seines vierzigsten Jahres, auf dem Gipfel des Lebens und der Kunst, hatte von beiden den höchsten und reinsten Begriff gewonnen und wollte nun „nichts mehr schreiben, was nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, auch lesen dürften und möchten“.

Dieser entscheidende Klärungsvorgang mit den Einzelheiten seiner Anlässe und Wirkungen erhellt aufs schönste aus der „Italienischen Reise“, die Goethe nach dreißig und zum Teil vierzig Jahren aus den an Frau von Stein und Herder gesandten Briefen und Tagebüchern jener Zeit zusammengestellt und ergänzt hat. So bildet das Werk einen wichtigen Teil der Lebens- und Entwickelungsgeschichte des Goetheschen Geistes. Als persönlicher Rechenschaftsbericht giebt es sich und nicht etwa als kunst- und kulturgeschichtliche Unterweisung. Ob die damaligen Urteile Goethes über die einzelnen Gegenstände der Kunst und ihre allgemeine Bedeutung auch für uns noch ihre volle Berechtigung behalten haben, kann dabei ganz gleichgiltig bleiben; wichtig ist nur die Wirkung, die sie auf ihn selbst geübt, die Liebe, die Innigkeit, mit der er sich ihnen hingiebt, die reine Einfachheit und Treue, mit der er ihre Erscheinung ausdrückt, ganz anspruchslos und bescheiden, ganz ohne Absichten und ohne Kontraste, gar nicht, was man geistreich oder schwungvoll nennt, nur das Ding selbst, nur seine deutliche Eigentümlichkeit, und durch alles einzelne hindurch und in jeder Betrachtung wiederkehrend das Suchen nach dem allgemeinen Gesetz, nach dem Typus der Notwendigkeit, dessen klare Erkenntnis endlich das unabänderliche Princip seines Forschens, Dichtens und Lebens darstellt.

Sein künstlerisches Glaubensbekenntnis, geläutert aus dem Naturdrang des vierzehn Jahre zuvor entstandenen Dramas „Künstlers Erdenwallen“, verkündet nunmehr dessen fortsetzendes Gegenbild „Künstlers Apotheose“:

„Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen:
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen."

In Weimar hatte Goethes plötzliches spurloses Verschwinden aus Karlsbad, als es ruchbar wurde, nicht geringes Aufsehen erregt. Keiner seiner Freunde wußte, wohin er gegangen, keiner war über die Gründe seiner geheimnisvollen Flucht unterrichtet, keiner konnte sich einer Nachricht von ihm rühmen. Der einzige, der über die Reise hätte Bescheid geben können, der treue Diener Seydel, hielt reinen Mund und verteilte die ersten Briefe, die ihm nach Wochen für Frau von Stein und Herder zugingen, ohne den Ort ihrer Herkunft, der darin nicht angegeben war, zu verraten. In den Hofkreisen verlautete nur, der Geheimrat habe vom Herzog zur Vollendung seiner Schriften einen längeren Urlaub. Er sei dazu nach Böhmen gegangen, hieß es, und habe dort eine Zeitlang unter Bauern gelebt. Nachdem aber bekannt geworden, daß er sich nach Italien gewendet und so bald nicht wiederkehren werde, erhoben sich die mißgünstigen Stimmen, die so lange aus Scheu vor seiner Gegenwart geschwiegen, und suchten seine bisherige amtliche Wirksamkeit herabzusetzen. Während Goethe ungebührlich viel Zeit und Kraft geopfert hatte, um die Geschäfte, die er zum Teil in ungeordnetem Zustand übernommen, ins rechte Geleise zu bringen und so weit zu fördern, daß sie nun auch unter einem anderen Führer weitergehen konnten, wurde ihm gerade dieser Erfolg seines selbstlosen Verfahrens zum Nachteil ausgelegt. Man meinte, er sei überhaupt nur zur Kontrolle angestellt gewesen, um von allen Regierungsgeschäften Auskunft geben zu können, und werde daher nicht vermißt, wenn er abwesend sei. Und doch warf man ihm wieder vor: während er in Italien male, müßten seine Stellvertreter, die Voigts und Schmidts, für ihn wie die Lasttiere schwitzen; er verzehre in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern, und sie müßten für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen.

Als dann seine Abwesenheit sich in die Länge zog, tauchten zur Erklärung die abenteuerlichsten Gerüchte auf, die auch nach außen hin Verbreitung fanden. Man erzählte sich in Dresden: er bleibe in Neapel, habe seinen Abschied gefordert, den er sich längst unter der Bedingung versichert hätte, wenn der Herzog in Kammersachen willkürlich verfahren würde, und das sei

geschehen. Er habe die Frau von Stein heiraten wollen und sich deswegen adeln lassen, aber ihre Familie habe es gehindert. Daher sein Mißvergnügen mit seiner Lage in Weimar. Endlich da nun doch seine Rückkunft zu erwarten stand, hieß es wieder: der Herzog habe ihn verlangt und ihm eine Prolongation seines Urlaubs verweigert. Wie von diesem ganzen Klatsch, so war auch von der letzten Behauptung gerade das Gegenteil wahr. Denn Herzog Karl August hatte vielmehr vorgeschlagen, daß Goethe noch ein Jahr in Italien bleibe, um der Herzogin Amalia, welche sich zur Reise dahin rüstete, als Gesellschafter und Führer zu dienen, und Goethe selbst war es, der dagegen Bedenken erhob und einer solchen Verpflichtung die Rückkehr vorzog.

Freilich waren es nur wenige Neider, Scheelsüchtige und Böswillige, welche dergleichen Mißreden aufbrachten und in Umlauf setzten. Auf alle Redlichen Weimars in Hof und Stadt hatte Goethes Persönlichkeit und Handlungsweise durch ihre Wahrheit, Reinheit und Größe seit elf Jahren so nachhaltig eingewirkt, daß auch die anfangs Widerstrebenden sich längst hatten gefangen geben müssen. Von sehr vielen Menschen, wenn sie nur einmal mit ihm in Berührung gekommen waren, wurde er geliebt, ja mit einer Art von Anbetung genannt. Die ihm persönlich näher standen, fanden nicht Worte des Ruhmes genug, wenn von ihm gegen Fremde die Rede war. Herder, damals der Vertrauteste seiner Freunde, pries an ihm den klaren, universalen Verstand, das wah ste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens und wollte ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen. Wieland, obwohl von Zeit zu Zeit in seiner Neigung ein wenig gekränkt, hörte doch nicht auf, von dem Liebling der Götter entzückt zu sein. Knebel hatte sich ganz in des Dichters Naturanschauung eingelebt und feierte, in dessen Gartenhaus wohnend, des Abwesenden Geburtstag mit Festmahl und Feuerwerk. Frau von Stein blieb freilich tief verletzt, daß er seine Freunde etwas unartig verlassen habe, und fand nur wehmütigen Trost an den Briefen, die er ihr jeden Sonntag schrieb und die sie mit Herder austauschte, seitdem dieser durch eine zufällige Verwechselung der Adressen das bisher sorgfältig gehütete Geheimnis der vertraulichen Du-Anrede zwischen ihr und Goethe erfahren hatte.

Über dieses Ereignis schrieb sie an Herder (31. August 1787): „Wie ich eben von Rudolstadt komme, wo ich ein paar Tage war, find ich Ihren lieben Brief und die Einschlüsse; im ersten Augenblick als ich Ihren Brief lese, verstehe ich, Sie schicken mir Goethens Brief an Sie zum lesen, und hatte die Verwechselung nicht begriffen, genug ohne indiscret seyn zu wollen lese ich den ganzen Brief, zum Glück, daß kein Geheimnis drin war. Ich schicke Ihnen den meinigen auch wieder mit und ist mir lieb, daß die Bahn gebrochen ist

und mir künftig das brüderliche Du, das mich freut mit Ihnen gemein zu haben, kein Hinderniß mehr ist sie Ihnen mitzutheilen. Unser Freund war einmal tief von mir beleidiget, als ich diese lateinische Sitte unter uns ablehnte, und von der Zeit an habe ich es so begriffen, als es aus seiner treuen Seele kam; könnte ich nur die Empfindung von einem Niewiedersehen vergessen, die mir mit ihm geblieben ist und die sich mir heute schrecklich erneuert." Sie hatte einen sonderbaren Traum von Goethe gehabt und deutete ihn auf einen Unfall, der ihm begegnen könnte gerade in der Zeit, wenn er zurückzukehren gedächte. Doch, wie sie allmählich die Trennung verschmerzte, so suchte sie ihre bösen Ahnungen zu überwinden, die denn auch glücklicherweise nicht in Erfüllung gingen.

Die anderen Getreuen kolportierten eifrig, was sie an spärlichen Nachrichten über den Wallfahrer von dessen nächsten Freunden erhaschen konnten, und warteten gespannt auf die Rückkehr des Mannes, der auch in der Ferne die Bewegung ihrer Gedankenwelt bestimmte. Sein Geist ging unter ihnen um, sein Name schwebte bei jedem bedeutsamen Anlaß auf ihren Lippen, sein Beispiel wurde nachgeahmt, das Abbild seiner Eigenart hatte sich ihrem ganzen Wesen aufgeprägt. Man dilettierte wissenschaftlich, suchte Pflanzen, sammelte Steine und zeigte eine sinnlich-vernünftige Auffassung der Natur, die nicht immer dem eigenen Gefühl entsprang und mitunter an Affektation grenzte. Während der Dichter in selbstgewählter Zurückgezogenheit seinem Genius die Offenbarung ewiger Gesetze ablauschte, drehten sich auf dem verlassenen Musensitz seine Anbeter um sein Götzenbild und merkten wenig davon, welch einen anderen jüngeren Gott etwa draußen das unheilige Volk sich inzwischen zur Verehrung erkor.

Die litterarische Geistesentwickelung in Deutschland war schon seit mehr als einem halben Jahrzehnt in eine neue Phase eingetreten. Der Kampf gegen Autorität und Konvention, den Goethe mit seinem „Götz" und „Werther" begonnen, war noch nicht beendet. Er selbst zwar hatte sein Dichten wie sein Leben in die Bahn der Ordnung eingelenkt. Aber in den Köpfen anderer wirkte der Anstoß fort, den er gegeben, und was als Reform gemeint war, erhitzte sich in ihnen zur Revolution. Wenn der Dichter älter und reifer wird, so bleibt das mitlebende große Publikum immer jung und unreif, denn es ergänzt sich unaufhörlich durch die nachwachsenden Geschlechter. Der Jugend war Goethe der berühmte Dichter des „Werther" und des „Götz", der Vorkämpfer der Natur, der Befreier menschlicher Empfindung, und sie erwartete von ihm noch andere Werke ähnlichen Gehalts. Allein das wenige, was er seitdem geschrieben, deutete nicht mehr in diese Richtung, und ein volles Jahrzehnt schwieg er fast gänzlich. Die Erwartung zu erfüllen, traten andere in die Lücke. Die Nachahmer mit ihren rasselnden Ritterstücken und rührseligen

Klostergeschichten konnten freilich nur dem Heißhunger nach Stoff genugthun. Die Kraftgenies des „Sturms und Drangs“, die Lenz und Klinger, Maler Müller und Heinrich Leopold Wagner mit ihren Gewaltstücken von krampfhafter Überspannung und platter Natürlichkeit, die Dichter des Göttinger Hainbundes mit ihren hohlen theoretischen Deklamationen gegen unbekannte Tyrannen blieben der Empfindung des Volkes fremd, obwohl das Verlangen nach Freiheit sich in ihren Werken fortpflanzte.

Da trat in Schwaben ein Dichter auf, der ihnen allen an schöpferischer Kraft, an Hoheit des Geistes und Größe des Herzens weit überlegen war. Ein Jünger Goethes, nahm er zehn Jahre nach ihm den Kampf für die Freiheit mit verdoppeltem Ungestüm wieder auf und führte ihn in bitterem Ernst bis zur äußersten Konsequenz. Aber die Freiheit, die er meinte, hatte ein wilderes Gesicht und wendete sich gegen leibhaftige Bedränger. Sie begnügte sich nicht mehr mit dem Rechte menschlicher Empfindung und Selbstbestimmung, sondern empörte sich gewaltsam gegen die tyrannischen Gesetze des Staates und der bürgerlichen Ordnung.

Dieser Dichter war Friedrich Schiller. Sein erstes Drama „Die Räuber“ hatte durch die Kühnheit, mit der es gegen alle Schranken überlieferter Satzung anstürmte und den freien Geist des Menschen selbst noch im Verbrecher verherrlichte, in allen jungen Herzen begeisterten Widerhall erweckt. Der Held des Stückes war gewissermaßen Götz und Werther in einer Person und übertrumpfte beide dadurch, daß er von Leiden und Abwehr zum gewaltthätigen Angriff überging und sich zum Rächer der ganzen unterdrückten Menschheit aufwarf. In dem republikanischen Trauerspiel „Fiesco“ gab Schiller dann der politischen Freiheit, in „Kabale und Liebe“ der socialen Gleichberechtigung das große Wort. Mit der Fackel, die er an dem lohen Lichtfunken des Prometheus Goethe entzündet, schien er die Welt in Brand setzen zu wollen. Jedoch ihre Glut ward geläutert und senkte sich nieder als Opferflamme auf den Altar der Schönheit. Schon in der nächsten Dichtung „Don Carlos“ erhöhte und vergeistigte sich mit der Form zugleich der Gegenstand. Nur Gedankenfreiheit forderte der ideale Zukunftsschwärmer Posa, und selbst der finstere Despot Philipp zeigte menschliche Züge im leidenden Antlitz. Auch Schillers Geist, wie das seines heimlichen Vorbildes Goethe, schritt in rascher Entwickelung von der Willkür zum Gesetz fort.

Aber während der Dichter, der seinem Volke die Lippen gelöst, von den Wortführern mit heller Begeisterung als deutscher Shakespeare begrüßt wurde, pilgerte er selbst, ein Flüchtling aus seiner Heimat, in deutschen Landen von einem Ort zum anderen, sorgenvoll bemüht, seiner Muse einen festen Wohnsitz und seinem Leben einen gesicherten Unterhalt zu schaffen. Auch nach Weimar richtete sich sein Blick, wo Goethe, glücklicher als er, so leicht ein

glänzendes Los gefunden, wo Wieland und Herder ein vielbeneidetes Dasein führten, wo ein großherziger, kunstsinniger Fürst geneigt war, Männer von Geist und Talent um sich zu versammeln. Er selbst hatte schon ein Zeichen seiner Gunst erhalten. Nach einer Vorlesung seines angefangenen „Don Carlos“ am Hofe zu Darmstadt (27. Dezember 1784), welcher auch der Herzog Karl August beiwohnte, hatte dieser ihm den Titel eines Weimarischen Rates verliehen. Warum sollte es nicht möglich sein, sein Interesse noch weiter in Thätigkeit zu setzen und neben den privilegierten Günstlingen eine bescheidene Anstellung zu erlangen! Jedenfalls war es der Mühe wert, den Boden zu recognoszieren.

Den fertigen „Don Carlos“ in der Reisetasche traf Schiller von Dresden kommend am 21. Juli 1787 in Weimar ein. Der Herzog war abwesend. Er reiste in Angelegenheiten des deutschen Fürstenbundes, den er eifrig betrieb. Seines Wertes bewußt mit einer Haltung, aus Selbstgefühl und Bescheidenheit gemischt, suchte Schiller die Geistesgrößen Weimars auf. Wieland kam ihm freundlich entgegen, ließ sich seine Lebensgeschichte erzählen und trat in ein dauerndes, wenn auch schwankendes Verhältnis zu ihm. Herder zeigte sogleich ein lebhaftes Interesse für seinen Geist und seine Art zu arbeiten, hatte aber noch nichts von ihm gelesen. Die Herzogin Amalia, bereits mit Zurüstungen zur Reise nach Italien beschäftigt, auf welcher Herder sie begleiten sollte, lud ihn nach Tiefurt ein und behandelte ihn mit Auszeichnung, schien aber seinen Dichtungen wenig geneigt. Die Herzogin Louise sollte zwar seine Schriften ganz vorzüglich lieben und galt für seine eifrige Patronin, umgab sich aber mit so vielfachen steifen Ceremonien, daß Schiller vorderhand nicht dazu gelangte, ihr vorgestellt zu werden. Die übrige vornehme und gebildete Gesellschaft war zwar neugierig genug, den interessanten Ankömmling kennen zu lernen, wußte aber wenig von seinen Werken und noch weniger von seinem Leben, obgleich auch in Weimar die „Räuber“ schon am 30. November 1784 von der Bellomoschen Gesellschaft aufgeführt worden waren. Es schien, als ob Schillers litterarische Erfolge in Weimar gänzlich ignoriert würden und als ob die Luft hier durchaus von den Einflüssen eines Geistes erfüllt sei, der dem seinigen den Eintritt erschwerte. Wohin er kam, klang ihm der Name Goethe entgegen, überall fand er dessen Spuren. Freilich er selbst horchte begierig auf alles, was er über ihn erfahren konnte. War doch, seitdem er zum Bewußtsein dichterischer Fähigkeit gekommen, sein Blick auf diesen Stern gerichtet gewesen. Sein Vorbild trug er heimlich im Herzen, ob er es gleich nicht gestehen mochte: ihm hätte er gewünscht es gleich oder gar zuvor thun zu können; für eine Anerkennung von ihm möchte er das Lob eines ganzen Publikums dahingegeben haben; mit ihm hörte er nicht auf seine eigenen Geistesanlagen und die Umstände seines Lebens zu vergleichen. Aber bitter

quoll es in ihm auf, wenn er bedachte, wie jenen die Flut des Glücks, den sorglos Schwimmenden, spielend ans blühende Ufer getragen, während er selbst auf unruhigem Meere rudernd noch immer vergebens sich mühte, einen bergenden Hafen zu erreichen. Und doch, wenn er die Geschichte seines Geistes überdachte, durfte er sich stolz dem Günstling des Geschicks gegenüberstellen; denn was er war und schon galt, verdankte er nur sich selbst. War ihm Goethe an Naturgefühl, an Lebenserfahrung und Kunstsinn überlegen, so hatte sein Talent dagegen andere Gaben einzusetzen, die ihn über alle Mühsal des Lebens erhoben und die Werke seines Genius vor denen der anderen auszeichneten: den Gedanken, den Willen und die Kraft.

Friedrich Schiller



I.

Unruhe und Kampf bedeuteten die Vorzeichen der Stunde, in welcher Schiller zur Welt kam. Zwar, welche Gestirne seiner Geburt geleuchtet, sagt keine Überlieferung. Auch Schiller selbst, hätte er den Vorsatz ausgeführt, die Geschichte seines „Geistes“ zu schreiben, würde schwerlich, wie Goethe in seinem „Leben“ davon Erwähnung gethan haben; denn nicht am Himmel: in seiner Brust waren seines Schicksals Sterne. Aber so entschieden der jüngere Dichter die Selbständigkeit des freien Geistes in Anspruch nahm: was in der Welt vorging, die den Neugeborenen umfaßte, wirkte doch auch auf den Trieb seiner eigenen Persönlichkeit; selbst der Keim schon seines Wesens war von der Nahrung des Bodens abhängig, in dem er wurzelte, und von der Witterung der Zeit, die ihn umwehte.

In den zehn Jahren seit Goethes Geburt hatte in Deutschland der Rückdrang erwachenden Selbstgefühls gegen das Übergewicht französischer Überlieferung in Politik, Litteratur, Wissenschaft und Kunst einen deutlichen Schritt vorwärts gethan. Die neuen Ideen fingen an sich in Wirklichkeit umzusetzen; die führenden Geister vollbrachten ihre ersten Befreiungsthaten. Der große Friedrich, der Philosoph auf dem Throne, hatte sich zum volkstümlichen Kriegshelden entwickelt und schlug, gefeiert von den „Liedern eines preußischen Grenadiers“ seine siegreichen Schlachten gegen die mit den Franzosen verbündete Reichsarmee; Kant schrieb seine „Naturgeschichte des Himmels“ und entwickelte eine neue grundlegende Theorie über die Entstehung der Weltkörper, er, der dreißig Jahre später mit seiner Kritik des menschlichen Erkennens und Handelns Schillers eigene Geistesrichtung so merkwürdig bekräftigen sollte; Winckelmann führte die bildende Kunst zur gereinigten Anschauung des griechischen Ideals zurück; Lessing stellte in „Miß Sara Sampson“ das erste Muster eines deutschen bürgerlichen Trauerspiels auf, und der Knabe Goethe begeisterte sich an Klopstocks „Messias“ und that seine Lust zu fabulieren in selbsterfundenen Märchen den aufhorchenden Spielgenossen kund.

Auch in Schillers Geburtsland Würtemberg regte sich der Geist der neuen Zeit, wenn auch von der Hand des Despotismus gewaltsam niedergehalten.

Schon mehrere seiner Herrscher hintereinander hatten in gewissenloser Willkür durch Weiberwirtschaft, Ämterverkauf und Mißbräuche aller Art dem unglücklichen Herzogtum die Frucht seines Fleißes abgepreßt und verschwendet. Seit 1744 regierte dort Herzog Karl Eugen, welchen der plötzliche Tod seines Vaters als neunjährigen Knaben 1737 auf den Thron gerufen. Den Minderjährigen hatte der vormundschaftliche Regent aus der erzieherischen Obhut seiner herrschsüchtigen Mutter mit dreizehn Jahren an den Hof Friedrichs II. geschickt, dort die Grundsätze erleuchteter Staatskunst zu lernen. Friedrich fand an den Geistesgaben des ihm anvertrauten Prinzen so großes Wohlgefallen, daß er schon nach drei Jahren dessen Mündigkeitserklärung bei Kaiser Karl VII. erwirkte mit der Versicherung: er wäre imstande, noch größere Staaten zu regieren als diejenigen, welche die Vorsehung seiner Sorgfalt übergeben. Und als der sechzehnjährige Herzog sich auf die Heimreise begab, um sein selbständiges Herrscheramt anzutreten, übersandte ihm der vorsorgliche König einen eigens für ihn verfaßten Fürstenspiegel: „Miroir des princes ou instruction du roi pour le jeune duc Charles-Eugène de Wurtenberg.“

Leider währte es nicht lange, daß Karl Eugen die weisen Vorschriften dieses Büchleins befolgte. In den ersten Jahren ließ sich seine Regierung unter der Mitwirkung tüchtiger Räte gut an, und als er im Jahre 1748 sich mit der Prinzessin Friederike von Brandenburg-Baireuth, der sechzehn-

jährigen Nichte Friedrichs von dessen Lieblingsschwester Wilhelmine, vermählte, hätte man erwarten sollen, daß eine so nahe verwandtschaftliche Verbindung ihn noch enger dem Beispiel des Großen Königs nachziehen werde. Indes gerade diese Ehe scheint das Gegenteil bewirkt zu haben. Karls sinnlich leidenschaftliche, aber zugleich leutselige, derbe nnd frei umgängliche Natur konnte bei dem verständigen, aber kalten und hochmütig förmlichen Wesen Friederikens keine Befriedigung finden. Es entstanden Mißhelligkeiten, die sich zu hellem Zwist verschärften und endlich damit endeten, daß Friederike sich dem unglücklichen Zusammenleben 1756 durch ihre Rückkehr nach Baireuth für immer entzog. Herzog Karl aber streifte mit dieser Fessel auch jedes Gefühl der Verantwortlichkeit ab und ließ seine Handlungen von nun ab nur noch durch die von seinen Vorfahren ererbte leidenschaftliche Herrschsucht und Sinnenlust bestimmen. Er entließ seine zuverlässigen Räte, machte den ränkevollen, gewissenlosen, kupplerischen Grafen Montmartin zum Ministerpräsidenten und den begabten, diensteifrigen, aber rohen und rücksichtslosen Obersten Philipp Friedrich Rieger zum vertrauten Helfershelfer seiner Gewaltthaten. Ämterverkauf, Monopole, Zwangsanleihen und allerlei gewaltsame Erpressungen kamen wieder auf die Tagesordnung, um die Kosten des verschwenderischen Hofhalts zu decken. Ein entschiedenes Kehrbild Friedrichs, der sich als den ersten Diener des Staats bezeichnete, antwortete dessen Zögling Karl den Abgeordneten der Stadt Tübingen, die seinen Geldforderungen die Not des Vaterlands entgegenhielten: „Was Vaterland? Ich bin das Vaterland!“ und schickte die Widerstrebenden ins Gefängnis auf den Hohenasperg, wie er aus ähnlichem Anlaß einen der verdienstvollsten Söhne des Vaterlandes, den Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser, in den Kerker auf der Feste Hohentwiel geworfen hatte. So scheute er sich denn auch nicht, seinem ehemaligen Gönner und Verwandten, dem berufenen Vertreter protestantischen Fürstentums in Deutschland, im Bunde mit der katholischen Vormacht Österreich und dem französischen Erbfeinde seine evangelischen Landeskinder entgegenzustellen, nicht aus Staatsgründen, nicht aus Herrschaftsgelüsten, nicht einmal aus irgend einer persönlichen Empfindung, sondern nur um des nackten Geldgewinnes halber. Entstand doch sogar bei der Aushebung deshalb unter den Soldaten eine Meuterei, die gewaltsam unterdrückt werden mußte.

Ein wiederholt mit Ludwig XV. geschlossener Subsidienvertrag verpflichtete den Herzog von Würtemberg, während des siebenjährigen Krieges erst 6000, dann 12 000 Mann ins Feld rücken zu lassen, und bei diesem Hilfscorps, das im November 1759 wieder im Begriff war, zu den Franzosen zu stoßen, stand in Hessen am Ufer des Mains der Leutnant Schiller, als ihm daheim am Neckar im Städtchen Marbach seine in Sorgen zurückgelassene Gattin Elisabeth als zweites Kind unseren Dichter gebar.

Leutnant Johann Caspar Schiller hatte bereits ein bewegtes Leben hinter sich. Ungleich seinen Vorfahren, als deren frühester Jakob Schiller zur Zeit der Reformation im Dorfe Großheppach im unteren Remsthal nachzuweisen ist, und die alle als ehrsame Bäckermeister, mehrere zugleich mit dem Ehrenamt eines Gerichtsbeisitzers oder Schultheißen ein seßhaftes Leben führten, hatte er von Kindheit auf ein abenteuerliches Schicksal zu bestehen, ehe er zu einer friedlichen und befriedigenden Thätigkeit sich niederlassen konnte, und übertrug mit seinem unruhigen Streben zugleich ein wechselvolles Los auf seinen Sohn. Des Leutnants Großvater Johann Caspar war aus Großheppach nach dem nahen Dorfe Bittenfeld eingewandert. Dort brachte es dessen Sohn Johannes ebenfalls als Bäcker zum Schultheiß und zu einer Familie von acht Kindern, als deren jüngstes Johann Caspar am 27. Oktober 1723 geboren ward. Erst zehn Jahre war dieser alt, als sein Vater starb. Früher zum Geistlichen bestimmt und von einem Hauslehrer in den Anfangsgründen des Lateinischen unterrichtet, mußte er jetzt, da kein hinreichendes Vermögen vorhanden war, diesen Plan aufgeben und sich zur Feldarbeit bequemen. Allein der wißbegierige Knabe ruhte nicht, bis die Mutter sich endlich erbitten ließ, da er schon der Gelehrtenlaufbahn entsagen mußte, ihn wenigstens die Wundarzneikunst erlernen zu lassen. Mit fünfzehn Jahren wurde er denn zum Klosterbarbier in Denkendorf in die Lehre gethan. Von den Zöglingen der dortigen Klosterschule erlangte er gelegentliche Ergänzung seines früh unterbrochenen lateinischen Unterrichts und von dem Probst, der ihm wohlwollte, einige Anleitung zur Pflanzenkunde. Nach drei Jahren begab er sich 1741 als Barbiergeselle auf die Wanderschaft und vervollständigte seine Kenntnisse bei verschiedenen Meistern, zuletzt noch bei einem Wundarzt in Nördlingen, mit dessen Sohn er auch ein wenig Französisch trieb und sich auf dem Fechtboden übte. Als im September 1745 das bairische Husarenregiment Graf Frangipane in holländische Dienste überlassen, um im österreichischen Erbfolgekrieg gegen die Franzosen zu fechten, auf seinem Marsche nach den Niederlanden durch die Stadt zog, schloß sich der junge Wundarzt in der Hoffnung, als Feldscher, wenn auch nicht sogleich, angestellt zu werden, diesen Truppen an und rückte mit ihnen auch zwei Monate später in Brüssel ein. Nach der Einnahme dieser Festung durch die Franzosen im nächsten Jahre folgte er dem nach Bergen im Hennegau abziehenden Regiment zu Fuß, wurde aber, da er aus Ermüdung zurückblieb, in Charleroi vom Feinde aufgegriffen und entging dem Schicksal eines Spions nur dadurch, daß er bei den Franzosen als Gemeiner eintrat. Mit diesen kam er zurück nach Brüssel, machte die Belagerung von Antwerpen und Bergen mit, zog wieder gen Charleroi und fiel dort, zum Fouragieren ausgeschickt, nunmehr den Österreichern in die Hände, die ihn aber, da er sich ausweisen konnte, mit einem Paß versehen sein früheres Regiment aufsuchen ließen.

Er traf es bei Lüttich, nahm an der kurz darauf stattfindenden unglücklichen Schlacht teil und erhielt endlich die ersehnte Anstellung als Feldscher. Im Feldzuge des nächsten Jahres begnügte er sich jedoch nicht mit solcher Thätigkeit, sondern zog mit Erlaubnis seines Rittmeisters gleich den aktiven Unteroffizieren mit kleinen Kommandos auf Unternehmungen aus, gewann Beute, büßte auch wieder ein, versetzte und erhielt manchen Hieb, machte aber davon weiter kein



Schillers Vater.

Wesen; denn: „Verwundungen, entweder vom Feind oder im Zweikampf, wenn sie keinen Nachteil im Gebrauch der Glieder verursachen, sind nicht zu achten, viel weniger, sich damit groß zu machen. Wer austeilt, muß auch wieder einnehmen," so sagt der nachmalige Hauptmann Schiller bei dem Bericht hiervon in seinem selbstverfaßten Lebenslauf. Seiner zuverlässigen Tüchtigkeit hatte er es zu danken, daß sein Rittmeister ihn mit sich auf Reisen nahm, während der Wintersruhe nach dem Haag, und als der Friede zu Aachen (30. April 1748) geschlossen war, nach London und Amsterdam.

Zurückgekehrt nach dem Standort des Regiments, das zum Teil abgedankt werden sollte, sattelte er kurz entschlossen sein Pferd, ritt in zehn Tagen seiner Heimat zu und traf am 14. März 1749 in Marbach ein, wo eine seiner Schwestern verheiratet war. Eine andere Schwester im nahen Neckarrems hatte ihm die Tochter des dortigen Wundarztes zur Braut ausersehen. Da diese aber bei seiner Ankunft schon einem anderen versprochen war und ihm in Marbach die einzige Tochter des Wirts „zum goldenen Löwen", wo er eingekehrt war, in die Augen stach, so bewarb sich der jetzt sechsundzwanzigjährige stattliche Mann um das siebzehnjährige Mädchen und führte sie am 22. Juli 1749 zum Traualtar, nachdem er zuvor noch in Ludwigsburg die Staatsprüfung als Wundarzt bestanden.

Seine Braut Elisabetha Dorothea, geboren am 13. Dezember 1732 als Tochter des Löwenwirts, Bäckers und Holzanweisers bei dem herzoglichen Floßwesen zu Marbach, Georg Friedrich Kodweis, muß ein anmutiges, sanftes und seelenvolles Wesen gehabt haben. Formen, Gesichtszüge und Ausdruck eines in ihrem sechzigsten Jahre von Frau Simanowitz gemalten Bildes weisen noch deutliche Spuren davon auf. Ein Jugendfreund des Dichters, Andreas Streicher, sagt von ihr: „Diese edle Frau war groß, schlank und wohlgebaut; ihre Haare waren sehr blond, beinahe rot, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmut und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirn kündigte eine kluge, denkende Frau an." Von ihr hat der Dichter die scharfbegrenzte Stirn mit der schmalen, gerade ansetzenden Nase, den länglichen Schnitt der Augen mit den feingezogenen Brauen darüber, das reiche Haar, die zarte Gesichtsfarbe und den hohen Wuchs geerbt; dagegen finden sich die wohlberedten Lippen mit den wie lächelnd eingezogenen Mundwinkeln, sowie das starke vorspringende Kinn bei dem Vater, wie ihn das ebenfalls von Frau Simanowitz gemalte Bild noch als siebzigjährigen Mann darstellt. Ähnlich wie bei Goethe und doch wieder anders scheint Schiller den rastlosen Thätigkeitstrieb und die entschlossene Lebensführung, aber auch die in Kombinationen erfinderische Einbildungskraft vom Vater und nur das vertrauensvolle Gemüt und die innige Empfindung von der Mutter empfangen zu haben. Jedenfalls gehören von den beiden hervorstechendsten Eigenschaften in der Mischung seines Wesens zweifellos jenem der Stolz, dieser die Sanftmut an. Der mütterlichen Familie sich mehr zu rühmen als der väterlichen, wie Goethe, dazu hatte Schiller keine Veranlassung. Zwar war sein Großvater Kodweis, dessen erster nachweisbarer Vorfahr Johann, 1640 geboren, schon als Bäcker und Bürgermeister zu Marbach ansässig ist, ein wohlhabender, angesehener Mann, aber seine Verhältnisse verschlechterten sich bald und waren schuld daran, daß die jungen Leute sich nicht lange des neugegründeten Hausstandes in Ruhe erfreuen konnten. Die Mitgift, welche Dorothea in die Ehe

brachte, erreichte nach dem genauen Verzeichnis des noch vorhandenen Inventars den Wert von 385 Gulden, darunter die größere Hälfte in Ausstattungsgegenständen verrechnet, das übrige in zugesagtem Acker- und Gartenlande; Schiller selbst besaß an barem Gelde, in den Feldzügen zusammengespart, 215 Gulden, an Instrumenten, Arzneien, Kleidern, Reitzeug den Wert von etwa 115 Gulden. Er hatte das Marbacher Bürgerrecht erworben und fand als Wundarzt eine gute



Schillers Mutter.

Praxis. Das in den ersten Jahren kinderlose Paar wohnte bei den Schwiegereltern und hätte sorglos der Zukunft entgegensehen können, wäre nicht der alte Kodweis durch gutmütige Schwäche, unvorsichtige Unternehmungen und unglückliche Zufälle in geschäftliche Zerrüttung geraten. In der Not verkaufte er nicht blos die dem Schwiegersohn zugesagten Ländereien, sondern verwirtschaftete auch das bare Geld, das dieser ihm übergeben hatte. Aus Verdruß hierüber und um dem drohenden Zusammenbruch auszuweichen, beschloß Caspar Schiller, wieder Militärdienste zu nehmen und trat, da eine Feldscherstelle nicht offen war,

im Anfang des Jahres 1753 als Fourier in das Würtembergische Regiment Prinz Louis ein. Seine Frau blieb noch bei dem Vater, bis dieser sein Haus verkaufen und eine Mietswohnung beziehen mußte. Seitdem lebte sie selbst in einem fremden Hause und war wohl nur selten mit ihrem Mann vereinigt, der aus der fremden Garnison auf kurze Zeit im Lager bei Ludwigsburg eintraf, aber beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges auf den noch ferneren Kriegsschauplatz nach Schlesien ziehen mußte. Während des Marsches dahin wurde ihm daheim am 4. September 1757 das erste Kind, des Dichters ältere Lieblingsschwester Christophine geboren.

Der zum Fähnrich und Adjutanten aufgerückte Vater bestand im Feldzuge gegen Friedrich mancherlei Gefahr. In der Schlacht bei Leuthen verlor er sein Pferd und mußte den eiligen Rückzug zu Fuß mitmachen. Vor den Festungswerken von Breslau blieb er nachts im Moraste stecken und büßte beinahe das Leben ein. Im böhmischen Winterquartier entging er nur durch seine Mäßigkeit und beständige Bewegung in freier Luft dem verheerenden Faulfieber. Allein er fürchtete auch die Ansteckung nicht, sondern übernahm, als auch der Regimentsfeldscher starb, an seiner statt die Pflege der Kranken und versah sogar einmal beim Feldgottesdienst das Amt eines Geistlichen durch Gebetsvorlesung und Liederabsingen.

Zum Leutnant befördert, zog er mit den der Ergänzung bedürftigen Truppen nach der Heimat, rückte dann, zum Infanterieregiment General von Romann versetzt, nach Hessen zum Corps des Prinzen von Soubise und kam, im Winter 1758 zurückgekehrt, mit dem Stabe zu längerem Aufenthalt nach Winnenden, wo er mit den Seinigen in dem nahen Marbach bequem verkehren konnte.

Im nächsten Jahre führte der erneute Subsidienvertrag ein verstärktes Hilfscorps zur Vereinigung mit den Franzosen. Im Lager bei Ludwigsburg, wo die würtembergischen Truppen seit Ende August 1759 zu vorbereitenden Felddienstübungen versammelt waren, erhielt Leutnant Schiller kurz vor dem Aufbruch nach Hessen den letzten Besuch seiner jungen Gattin, die, wieder in gesegneten Umständen, den künftigen Stolz Deutschlands unter dem Herzen trug. In des Gatten Zelte fühlte sie die ersten Zeichen der bevorstehenden Niederkunft. Schwer war der Abschied, da sie nach Marbach zurückkehrte, um in der Nähe ihrer Eltern und unter deren Pflege ihr Wochenbett zu halten. Zum zweitenmal sollte der Vater der Geburt seines Sprößlings ferne sein. Am 28. Oktober rückte er mit seinem Regiment aus, und als er am 11. November den Main überschritt, um auf Fulda, zum Corps des Marschall Broglio zu marschieren, war ihm tags zuvor in Marbach das erwartete Kind zur Welt gekommen. „Diese Trennung in diesen Umständen,“ sagt Schwester Christophine in ihren nachmaligen Aufzeichnungen, „griff meine Mutter sehr an,

und in der Folge noch mehr die traurigen Nachrichten, die vom Kriegsschauplatz hier einliefen, daher mein Bruder von Jugend auf immer schwächlicher war als ich."

Als der Vater die Kunde erhielt, daß ihm ein Sohn geworden, bat er, nach seinen eigenen Worten, das „Wesen aller Wesen, daß er demselben an Geistesstärke zulegen möchte, was er selbst aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte". In seinem Wunsche, den Ehrgeiz, den er für sich selbst nicht befriedigen konnte, dem einzigen Sohn zugute kommen zu lassen, glich er dem Vater Goethes, und wenn er auch nicht wie jener die Muße und die Mittel hatte, den ersten Unterricht selbst zu leiten und zu überwachen, so that er doch nach bester Kraft und Überzeugung alles, was dem frommen Wunsch zur Erfüllung verhelfen konnte.

Der Knabe, der 1759 am 10. November, an demselben Kalendertage mit Martin Luther geboren ward, erhielt tags darauf in der Taufe die Namen Johann Christoph Friedrich Schiller. Er hatte eine beträchtliche Anzahl Paten, unter diesen einige vornehme: den Kommandanten des Regiments, bei welchem der Leutnant stand, Obrist Christoph Friedrich von der Gabelenz, die Bürgermeister von Marbach und von Vaihingen und einen abenteuernden Familienvetter Johann Friedrich Schiller, der, mit 28 Jahren noch philos. studiosus, sich geheimnisvoller Verbindungen mit hohen Personen rühmte, phantastische Vorschläge zur Verbesserung der Staatsfinanzen machte, im Auftrage des Herzogs nach Holland reiste, vermutlich um den Verkauf würtembergischer Soldaten zu vermitteln, späterhin auch sonst in der Welt herumkam, litterarische und buchhändlerische Unternehmungen betrieb, um sein Patenkind aber sich niemals weiter gekümmert hat. Nachträglich zeichnete sich noch aus eigenem Antrieb der Vornehmste unter allen als Paten in das Kirchenbuch: Obrist Rieger, der Günstling des Herzogs.

Erst nach sechs Monaten konnte Leutnant Schiller den Anblick seines Söhnchens genießen, als er im Mai 1760 mit den vom Herzog zurückgezogenen Truppen eintraf und nach Vaihingen ins Standquartier kam. Doch noch einmal mußte er kurze Zeit darauf nach Thüringen und Sachsen ins Feld ziehen, bis er denn endlich zu Neujahr 1761 zurückkehrte, um fortan in der Heimat zu bleiben. Freilich hatte er auch in den nächsten drei Jahren noch oft genug seinen Aufenthalt zu wechseln. Zunächst kam er mit dem Stabe nach Urach und Canstatt, dann, als Hauptmann zum Stainischen Regimente versetzt, nach Ludwigsburg, Stuttgart und wiederum nach Ludwigsburg. Während dieser ganzen Zeit fast blieb Frau Dorothea mit den Kindern, kurze Wiedersehen abgerechnet, von ihrem Gatten getrennt in Marbach. Das Städtchen liegt an der Grenze Schwabens gegen Franken und soll schon durch die frühere Form seines Namens, Markbach, diese Grenzscheide bezeichnet haben.

Auch in Schillers Adern, wie in Goethes, mischte sich fränkisches und schwäbisches Blut, das leichtflüssige, lebensheitere und das schwermütig sinnende, spekulativ schwärmerische Naturell, nur daß bei Goethe das erstere, bei Schiller das letztere überwiegt.

Die ersten Eindrücke, welche dem Kinde sein Geburtsort und dessen Umgebung bot, waren freundliche Bilder ohne eigentümlich hervorstechenden Charakter. Die anmutig ansteigende Lage des Städtchens an einem wohlangebauten Hügel nahe der Mündung der Murr in den Neckar, zu beiden Seiten des Flusses Äcker und Weinberge, waldige Höhen darüber, Obstgärten rings um die zerfallene Stadtmauer, vor dem alten Niklasthor die gotische Alexanderkirche aus dem 15. Jahrhundert, drinnen aber an der geraden Hauptstraße und den winkeligen Nebengassen fast lauter neue Häuser mit steilen Giebeln, nach der letzten Zerstörung durch die mordbrennerischen Scharen Ludwigs XV. am Ende des 17. Jahrhunderts wiederaufgebaut, und auf Markt und Verkaufsplatz, in Werkstatt und Wohnung ein rühriges Kleingewerbe, ein mäßiger Wohlstand: das war ein Element, geeignet, Sinne und Phantasie in gleichmäßig sanfter Ruhe zu erhalten. Aber andere, aufregende Bilder wirkten auf sie ein, wenn Dorothea den kleinen Fritz, selbst als er noch nicht laufen konnte, und sein Schwesterchen Christophine zum Besuch des Vaters in dessen Standquartier Vaihingen mitnahm. Die kriegerischen Anschauungen, welche schon dort die erwachende Kindesseele empfing, haben sich tief in ihren Grund gesenkt und sind, später wiederholt und verstärkt, erst in einem der letzten Meisterwerke des Dichters, in „Wallensteins Lager", glanzvoll gestaltet zum Leben auferstanden.

In Ludwigsburg nahm endlich der unstet umgetriebene Kriegsmann 1763 seine Familie dauernd zu sich und hatte jetzt erst Gelegenheit, seine väterliche Erziehung an dem Knaben zu üben, der bis dahin gänzlich der Mutter überlassen gewesen. Vorderhand setzte er nur in gleichem Sinne fort, was jene begonen hatte. In einfacher Frömmigkeit und gläubigem Gottvertrauen stimmten die Gemüter der beiden Gatten überein, und diese Empfindung pflanzten sie beide früh in die Herzen der Kleinen: der Vater daheim am Familientisch, die Mutter gern in der freien Natur, auf Spaziergängen. „Einst," erzählt Christophine, „da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter teilte uns unterwegs die Geschichte von den Jüngern mit, denen sich, auf ihrer Wanderung nach Emmaus, Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor."

Den Weg zu den Großeltern, die in dürftigen Verhältnissen lebten, machte die treue Tochter, so oft es anging, und immer in dem werkthätigen Bemühen,

das Los der Herabgekommenen mit dem wenigen, was sie in ihrem eigenen bescheidenen Hausstand erübrigen konnte, zu erleichtern. Von ihr stammt der mitleidige Wohlthätigkeitssinn, der sich bald auch in dem Knaben zu starkem Trieb entfaltete.

Von seinen frühesten Äußerungen selbständiger Geistesthätigkeit sind nur zwei Züge bekannt, die zwar eine rege Auffassung und Vergleichung bezeugen, aber nicht stark genug sind, um auf eine eigentümliche Vorstellungs- oder Empfindungsart schließen zu lassen. Der Vater berichtet: „daß er einmal den Neckarfluß gesehen, und sonach im Diminutivo jedes kleine Bächgen ein Neckarle geheißen. Wiederum hat er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil er vor diesem Mausfallen gesehen hat, die einem Galgen glichen." Nach der freien Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd wurde Hauptmann Schiller als Werbeoffizier zu Weihnachten 1763 versetzt, und im Beginn des nächsten Jahres ließ er seine Familie nachkommen. Weil aber der Aufenthalt daselbst zu kostspielig war, so erbat und erhielt er die Erlaubnis, in dem nächsten würtembergischen Grenzort, dem Dorf und Kloster Lorch, zu leben und von dort aus seine Werbungen für die Truppen zu besorgen, die der Herzog durch einen Subsidienvertrag für Geld den Holländern zu ihrem ostindischen Kolonialkrieg überließ. „Es wurden ihm auch noch zwei Unteroffiziere beigegeben, welche er in der Folge noch zu verköstigen hatte, denn die armen Leute bekamen ebensowenig wie Schillers Vater die versprochene Besoldung — drei Jahre lang nicht einen Heller —, so daß die Schillersche Familie von ihrem eigenen wenigen Vermögen sich einrichten mußte. Sichtbarlich war hier Gottes Segen bei der treuen Pflichterfüllung von Schillers Vater, und auch der Dank und die Liebe der guten Bewohner Lorchs und ihrer Umgebungen, die ihre Söhne nicht durch listige Vorstellungen zu verlieren fürchten mußten, wie es bei mehreren Werbeposten geschah. — Niemand wußte den Zweck dieser Werbungen, es blieb ein Geheimnis, bis man am Ende ihn leider erfahren mußte."

Es mag dem soldatischen Gehorsam des ehrenwerten Hauptmanns sauer genug angekommen sein, das einmal übernommene Amt auch dann noch weiterzubetreiben für den Menschenhandel, den sein großgewordener Sohn nachmals in „Kabale und Liebe" so ingrimmig brandmarkte. Der rückständige Sold, den er zu fordern hatte, belief sich mit den Auslagen, die er aus der eigenen Kasse zu machen genötigt war, bei seiner Abberufung auf 2000 Gulden. Das Geld wurde ihm nach wiederholten dringenden Gesuchen auf die Kriegskasse angewiesen, aber es dauerte neun Jahre, bis die Schuld allmählich durch Teilzahlungen getilgt war. Es fehlte eben in den Staatskassen immerdar an Geld, denn alle gesetzlichen und ungesetzlichen Steuerquellen vermochten den

bodenlosen Schlund der herzoglichen Verschwendung um so weniger auszufüllen, als der jetzt alleinmächtige Montmartin einen großen Teil der erpreßten Einkünfte auf ihrem Wege zum Hof in die eigene Kasse abzuleiten wußte. Schon im Jahre 1762 hatte er den Oberst Rieger, seinen Nebenbuhler in der Gunst des Herzogs, durch hinterlistige Verdächtigung gestürzt, und der Pate des jungen Schiller schmachtete seitdem ohne Recht und Urteil auf der Feste Hohentwiel in grausamer Gefangenschaft, aus der er erst im fünften Jahre ebenso willkürlich entlassen und zu Gnaden wiederaufgenommen wurde.

Von diesen Dingen mag der frühreife Knabe wohl gelegentlich sprechen gehört und Spuren der Empörung im Gemüt zurückbehalten haben. Daß bei ihm schon damals gute Anlagen hervorgetreten, bezeugt seine Schwester Christophine: „Als Kind von fünf Jahren war er schon auf alles aufmerksam, was der Vater seiner Gewohnheit gemäß im Familienzirkel vorlas: er fragte immer noch besonders über den Inhalt desselben, bis er ihn recht gefaßt hatte. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel las oder im Familienkreise seine Morgen- und Abendandachten verrichtete, wo er sich immer von seinen liebsten Spielen losmachte und herbeieilte. Es war ein erfreuender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf seinem jugendlichen Gesichte zu sehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das rötlich gelbe Haar, das seine feine Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmliches Ansehen, man mußte ihn lieben. Seine Folgsamkeit sowie sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zog unwiderstehlich an, und doch ließ er nie seine Geschwister noch kleine Freunde eine Überlegenheit fühlen, er war immer bescheiden und entschuldigte anderen ihre Fehler. Daher wählten ihn alle gern bei ihren Spielen."

Auch darin offenbarte sich sein großmütiges Herz, daß er, nach der Mutter Beispiel, leicht, was er besaß, an andere Kinder verschenkte, die ihm bedürftiger schienen. „So bemerkte einstmal sein Vater, daß er seine Schuhe mit Bändern statt mit Schnallen, die damals gebräuchlich waren, zugebunden hatte; als er ihn darüber zur Rede setzte, sagte er, daß er sie einem armen Jungen gegeben hätte — er hätte ja noch ein Paar auf den Sonntag. Darüber der Vater nicht unzufrieden war; wenn er aber von seinen Büchern welche verschenkte, die der Vater wiederanschaffen mußte, dann gab's Verweise, und nur aus Gehorsam unterdrückte er diese Neigung."

Die Bücher freilich waren ihm auch wohl noch nicht so sehr ans Herz gewachsen, als er hier in Lorch zuerst zusammen mit seiner älteren Schwester in die Ortsschule geschickt wurde. So gern er diese besuchen mochte, so kam es doch auch vor, daß die Geschwister an heiteren Sommer- oder Winter-

tagen die dumpfe Schulstube mieden, um auf den nahen Waldbergen umherzuschweifen oder an deren Fuße im Thal der Rems sich lustig auf Schnee und Eis zu tummeln. „Die Mutter lauerte still an dem Pförtchen des Thores, welchen Weg die Kinder einschlagen würden, und listig sprangen sie um die Ecke der Straße, von wo aus sie nicht mehr erblickt werden konnten, und freuten sich ihrer Freiheit und der List, die sie leichtsinnig gutmütig ausübten."

Auch sonst bot die Umgegend manch verlockendes Ziel für Spaziergänge. Auf einem nahen Hügel vor dem Dorfe lag halb in Trümmern das Benediktinerkloster, in dessen gotischer Kirchenhalle die hohenstaufischen Kaiser zur letzten Ruhe versammelt waren, ihre irdischen Überreste und ihre verwitterten Bildnisse; als letzter in der Reihe der junge Konradin, dessen trübseliges Schicksal auch dem aufdämmernden Genius Schillers früh den Plan zu einer Tragödie eingab. Weiterhin am Wege nach Gmünd auf der Salvatorhöhe stand eine katholische Wallfahrtskapelle, der Pfad hinauf in zwölf Stationen ausgestattet mit grellen Darstellungen der Leiden Christi. Oft besuchte Fritz diese beiden Weihestätten ritterlicher Kraft und religiöser Demut allein oder mit seiner Schwester Christophine, und wenn der Hauptmann in militärischen Geschäften ihn nach Gmünd mit sich führte, so erklärte er auf dem Wege dem Knaben die Geschichtsmonumente der Gegend und zeigte ihm den Rechberg und den Hohenstaufen, die aus den umgebenden Hügeln ernst und bedeutungsvoll emporragten. In der raschen Fassungskraft seines Sohnes sah der erfreute Vater die Erfüllung der Bitte, die er nach dessen Geburt an den Himmel gethan, und er säumte nicht, ihm den Eingang zur Gelehrtenlaufbahn zu eröffnen, die er selbst zu früh hatte verlassen müssen. Die mangelhafte Dorfschule konnte dazu nicht genügen. Er erlangte von dem evangelischen Ortspfarrer Philipp Ulrich Moser, daß dieser den hoffnungsvollen Knaben zugleich mit dem eigenen Sohne Ferdinand durch Privatunterricht förderte. Von ihm erlernte Fritz schon mit sechs Jahren die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und im siebenten sogar ein paar Worte Griechisch. Dem ernsten, würdigen Mann, der seiner Gemeinde ein strenger, aber treuer Seelsorger war, hat der dankbare Schüler später in den „Räubern" durch ein leibhaftiges Abbild mit dem wirklichen Namen ein ehrendes Denkmal gesetzt, ähnlich wie Goethe dem braven Kameraden Lerse im „Götz" gethan. —

Aufmerksam wie im Unterricht den Lehren, hörte Fritz auch beim Gottesdienst den Predigten des Pfarrers zu, ja diese wirkten so lebhaft auf seine empfängliche Phantasie, daß sie ihn zu nachahmender Thätigkeit reizten. Er bestieg zu Hause einen Stuhl als Kanzel, ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze statt eines Kirchenrocks umhängen und fing selber an zu

predigen. — „Dann," erzählt Christophine, „mußte sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören, außerdem wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht wiedersehen ließ; dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt. — So jugendlich diese Vorträge auch waren, so hatten sie doch immer einen richtigen Sinn; er reihte einige Sprüche sehr schicklich zusammen und trug sie nach seiner Weise mit Nachdruck vor. Auch machte er eine Abteilung, die er sich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte."

Diese kindlichen Versuche, welche im Grunde nichts weiter bedeuteten als die Anlage und den Trieb eines lebhaften Wesens, sich einem größeren Kreis mitzuteilen und Aufmerksamkeit zu erregen, nahm der Vater für ein sicheres Zeichen, daß der Knabe zum Geistlichen berufen sei, und beschloß um so eher, ihn Theologie studieren zu lassen, als dies das vergeblich ersehnte Ziel seines eigenen jugendlichen Strebens gewesen war. Freilich sprach bei diesem Entschlusse wohl auch der wichtige Umstand mit, daß die Theologie das einzige Studium war, welches in Würtemberg dem Bürgerlichen eine kostenlose Ausbildung auf dem Tübinger Stift und eine frühe Versorgung in Aussicht stellte. Die gottesfürchtige Mutter stimmte mit Freuden zu, und es war nichts natürlicher, als daß auch der kleine Prediger selbst sich ganz und gar in den Traum einer solchen Zukunft einlebte. Daher, als der Hauptmann Schiller nach drei Jahren, zu Weihnachten 1766, von seinem leidigen Werbeamt abberufen wurde und mit der Familie wieder in seine Garnisonstadt Ludwigsburg übersiedelte, wurde dort Fritz in die sogenannte lateinische Schule gethan, wo sich der Unterricht auf die gelehrten Sprachen, die lateinische und griechische, beschränkte. Die nötigen Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen mußten sich die aufzunehmenden Knaben vorher auf einer anderen Schule oder durch Privatunterricht erworben haben. Diejenigen, welche Theologie studieren sollten, wurden auch im Hebräischen unterwiesen. Um sodann mit dem vierzehnten Jahr in die Klosterschulen eintreten zu können, mußten sie zuvor in Stuttgart mehreremal die jährliche Prüfung in dem sogenannten Landexamen vor dem Konsistorium bestehen.

Das Haus, in welches die inzwischen (Januar 1766) durch die Geburt einer zweiten Tochter, Luise Dorothea Katharina, vergrößerte Familie Schiller einzog, gehörte dem Hofbuchdrucker Christoph Friedrich Cotta, welchen der Vater zu seinem Verleger erkor, nicht ahnend, daß derselbe Verlag einst die Schriften und den Ruhm seines Sohnes in alle Welt tragen würde. Denn der Hauptmann widmete jetzt seine Muße litterarischen Neigungen, die aber einen praktischen Inhalt hatten. Von seiner Jugendbeschäftigung her mit dem Landbau vertraut, seiner Natur nach gewohnt, darüber nachzudenken, und auf seinen militärischen Kreuz- und Querzügen durch vergleichende Beobachtung an Kenntnissen bereichert, legte er seine Erfahrungen und Betrachtungen über Wein-

bau, Ackerbau, Viehzucht, Baumzucht und ländliche Gewerbe zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstands in einer Schrift nieder, die 1767—1768 zu Stuttgart erschien unter dem Titel: „Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg, aufgesetzt von einem Herzoglichen Offizier.“ Die Baumzucht hat er dann als sein Specialfach theoretisch und praktisch lange Jahre betrieben und seinem Vaterland damit unschätzbare Dienste geleistet.

In demselben Hause mit ihm wohnte ein anderer Offizier, Hauptmann von Hoven, zu dem sich bald ein freundliches Verhältnis herstellte. Ein Sohn dieses adligen Kameraden, Friedrich Wilhelm von Hoven, besuchte ebenfalls die lateinische Schule und schloß sich dem fast gleichalterigen Fritz Schiller gern als Spielgenosse an. Nach seinem Zeugnis aus der Erinnerung späterer Zeit war damals Schiller „ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinah muthwillig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponirte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursache es sein mochte, Jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bösartige Gesinnung, nur muthwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde, aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der besten Schüler seiner Klasse. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieser, bei ausgezeichneten Talenten in seiner Jugend versäumt, setzte Alles daran, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lernen sollte, deshalb that dieser ihm nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren; er applicirte sich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünschte, sondern sprang und spielte viel im Garten; so erfuhr er oft eine strenge Behandlung.“ In sechs Jahren durchlief Fritz die drei Klassen der lateinischen Schule und bestand dreimal das vorgeschriebene Landexamen zur Zufriedenheit der Kommission.

Inzwischen meldeten sich die ersten Anzeichen früher, wenn auch noch bedeutungsloser Verskunst. Zu Neujahr 1769 erfreute Fritz die Eltern durch einen gereimten deutschen Glückwunsch in vier Strophen mit einer lateinischen Übersetzung in Prosa, und zwei Jahre darauf brachte ihm seine Fertigkeit im Bau von Distichen von seiner Klasse den Auftrag ein, ihren neuangestellten Oberpräceptor mit einem lateinischen Gedicht zu begrüßen, das wohlgefällig aufgenommen wurde. Das schützte freilich den jugendlichen Dichter nicht davor, mit dem Angedichteten in eine unsanfte Berührung zu kommen, die jedoch nur

die Folge hatte, sein grundgütiges, vertrauensvolles Gemüt im schönsten Lichte zu zeigen.

Oberpräceptor Winter war ein reizbarer Mann, der sich leicht zu Thätlichkeiten gegen seine Schüler hinreißen ließ. Durch ein Mißverständnis erregte auch Schiller einmal dessen heftigen Zorn und erhielt eine derbe Züchtigung, die der Knabe geduldig und schweigend hinnahm, obgleich er völlig unschuldig war. Als der Lehrer seinen Irrtum gewahr wurde, „so kam er zu Schillers Vater und entschuldigte sich deshalb. Der Vater wußte kein Wort von diesem Vorfall, und als er seinen Sohn darüber vernahm, sagte er, daß es so wäre — er hätte gedacht: sein Lehrer meynte es doch gut.“

Auch einem höheren Vorgesetzten, der über die Schule die Aufsicht führte, dem Specialsuperintendenten Zilling, hatte Schiller in demselben Jahre durch ein lateinisches Carmen den Dank der ganzen Schule für die gewährten Herbstferien auszusprechen. Konnte auch diesmal noch das Werk seines Geistes sich nur als die geschickte Lösung einer schulgemäßen Aufgabe erweisen, so war doch der Mann, dem sie galt, kurze Zeit darauf wenigstens mittelbar der Anlaß zu dem ersten deutschen Gedicht, das Schiller aus eigenem Gefühl hervorbrachte. Zilling erteilte als Superintendent den Konfirmandenunterricht. Orthodox, lippenfromm und eifernd, wie er war, konnte die kalte, starre Art seiner Lehre den Gehalt der bevorstehenden heiligen Handlung dem Herzen Schillers nicht nahe bringen. Diesen hatte aus demselben Grunde, wie den jungen Goethe, das Auswendiglernen des Katechismus und die formelhafte Einprägung des Taufgelübdes ungerührt gelassen. Da ihn am Tage vor der Konfirmation, die am 26. April 1772 stattfinden sollte, die Mutter gleichgiltig umherschlendern sah, redete sie ihm ins Gewissen. Und was die salbungsvollen Vorhaltungen des hochmütigen Priesters nicht vermocht hatten, das wirkte die fromme Mahnung der einfachen Frau. Voll Rührung ging er in sein Kämmerlein zurück und strömte das plötzlich erwachte Gefühl des kommenden Ereignisses in ein deutsches Lied an sich selber aus. Als er es dem Vater überbrachte, faßte dieser seine Betroffenheit über den unerwarteten Erguß einer freiwilligen dichterischen Empfindung in die zweifelnden Worte: „Bist du närrisch geworden, Fritz?“

That nun die Schule das Ihrige, um des Knaben Geist nach regelrechtem Maße zu bilden, so war das Leben, das ihn in der prunkenden Sadt umgab, vielmehr geeignet, seine Phantasie mit regellosen Vorstellungen zu erfüllen. Ludwigsburg war damals der Schauplatz der rauschendsten Vergnügungen, des farbigsten Gepränges, des hastigsten Sinnengenusses. Herzog Karl, mit Stuttgart grollend, weil dort die Landstände seiner Verschwendung widerstrebten, hatte seit 1764 seine Residenz nach der von seinen Vorfahren aus einem Jagdschloß erschaffenen und von ihm selbst erweiterten und geschmückten Paradestadt verlegt. Schnurgerade breite Straßen und weite Plätze, schattige Baumgänge, großartige

Paläste, ausgedehnte Gartenanlagen mit stolzen Wasserkünsten machten sie nach dem Muster von Versailles zur würdigen Stätte eines nur auf Glanz und Schaustellung gerichteten fürstlichen Hofhalts. Zwei Stunden entfernt, auf einer geräumigen Anhöhe, prangte das neuerbaute Lustschloß Solitude, das Karl sich geschaffen hatte, um in Waldeinsamkeit „vom Getümmel und den



Herzog Karl.

Täuschungen der Welt sich erholend, Stunden der Muße zu verleben". Dort nahm der Herzog, von Venedig heimkehrend, wo er drei Jahre hintereinander mit großem Gefolge in den ausgelassenen Festen des Karnevals geschwelgt hatte und wo schon sein Vater Karl Alexander katholisch geworden war, Anfang Juli 1767 zum erstenmal seinen ständigen Wohnplatz und hielt bald darauf, einem heimkehrenden Sieger gleich, den feierlichsten Einzug in die mit Ehrenpforten geschmückte und des Abends in prächtiger Beleuchtung erstrahlende Stadt. Ver-

mutlich sah an jenem Tage der Hauptmannssohn zum erstenmal den Landesherrn mit dem ganzen Selbstgefühl seiner unverantwortlichen Allmacht vorüberfahren. Wie dem vierzehnjährigen Wolfgang Goethe der Krönungszug Josephs II. in der alten freien Reichsstadt die ehrwürdige Majestät des dahingeschwundenen Kaiserreiches vor Augen führte, so zeigte der Einzug Karls in die neugeschaffene Hauptstadt dem achtjährigen Fritz Schiller die herausfordernde Selbstherrlichkeit moderner Fürstenlaune. Und nun folgten einander in ununterbrochener Reihe die üppigsten Belustigungen: Bälle, öffentliche Maskenmessen, ungeheuerliche Jagden, phantastische Gartenfeste, märchenhafte Feuerwerke.

Von alledem konnte der Knabe, dessen Eltern im Bereich des herzoglichen Schlosses wohnten, wenn auch meist nur aus der Ferne, Zuschauer sein. Was er aber sah und erzählen hörte, haftete tief in seiner Seele und tauchte in seinen großen Jugendwerken, in den „Räubern", „Fiesco", „Kabale und Liebe", auch noch im „Geisterseher" als Grundstimmung, wie als einzelne bestimmte Züge wieder auf. Und nicht blos der Inhalt, auch die vorherrschend dramatische Form seiner Dichtungen erhielt schon damals den ersten bestimmenden Antrieb. Des Herzogs Lieblingsveranstaltungen waren die Bühnenspiele, die in dem großen hölzernen, verschwenderisch ausgestatteten und innen gänzlich mit Spiegelglas getäfelten Opernhaus vorgeführt wurden. Freilich wurden nur Opern und Ballets, höchstens dann und wann ein französisches Drama gegeben. Berühmte italienische Sänger und französische Tänzer, mit großen Kosten angeworben, entzückten den Sinn, prächtige Dekorationen und malerische Kostüme blendeten das Auge, kunstvolle Maschinerien und massenhafte Aufzüge überwältigten die Einbildungskraft. „Den Offizieren mit ihren Familien wurde freier, unentgeltlicher Zutritt gestattet. Daher kam es, daß statt einer Belohnung für Schülerfleiß der junge Schiller zuweilen mitgenommen wurde," wie seine Schwester berichtet. „Ganz natürlich mußten diese Vorstellungen auf das junge, lebendige Gemüth Schillers, der aus der ländlichen Einfachheit sich hier wie in eine Feenwelt versetzt glaubte, einen großen Eindruck machen. — Er war ganz Aug' und Ohr und bemerkte Alles genau und versuchte zu Hause, durch Bücher, die er zu einem Theater bildete, von Papier Figuren ausschnitt und durch einen Faden geleitet sie ihre Rollen spielen ließ, das Gesehene und Gehörte wiederzugeben. Dies wurde er aber bald überdrüssig, und er fing an mit seinen Geschwistern und Schulfreunden selbst zu spielen. Auch im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen, und Jedes mußte mit Hand anlegen. Da gab er denn Jedem seine Rolle: aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler, er übertrieb durch seine Lebendigkeit Alles." Ganz wie bei Goethe knüpfen sich hier an das Puppenspiel die eigenen Darstellungsversuche, nur daß die Puppen, deren sich Schiller bediente, von ihm selbst angefertigt werden mußten und daß er unter seinen Genossen gewiß der beste Direktor, aber nicht wie jener auch

zugleich der beste Schauspieler gewesen ist. Daß auch er für seine Bühne Stücke verfaßt haben wird, läßt sich vermuten. Erhalten ist nur der Titel eines Trauerspiels; es heißt „die Christen" und stammt aus den Tagen seiner Konfirmation.

Schillers Schulzeit ging zu Ende. Drei Prüfungen vor der Landeskommission hatte er bestanden, die vierte und letzte nahte heran. Bestimmter richtete sich sein und seiner Eltern Blick auf das Studium der Theologie. Mit seiner Aufnahme in die Klosterschule wäre der entscheidende Schritt gethan gewesen. Da trat das Schicksal sichtbar in der Gestalt des Herzogs dazwischen und gab seiner Erziehung und damit seinem ganzen Lebensplan eine unerwartet neue Wendung.

Herzog Karl hatte selbst in seiner Lebensführung eine Art Umschlag erfahren. Durch seine verfassungswidrige Gewaltherrschaft zum äußersten getrieben, hatte der Ausschuß der Stände ihn bei Kaiser und Reich verklagt und dort Beistand gefunden. Gedrängt von der kaiserlichen Mahnung, dem Widerhalt der Stände und seiner großen Schuldennot, war der Herzog endlich zur Einsicht gelangt, daß er seiner Willkür Grenzen setzen müsse, und hatte sich zu Unterhandlungen bequemt, die 1770 in dem sogenannten Erbvergleich ihren Abschluß fanden. Montmartin wurde aus dem Amte, wenn auch vorläufig noch nicht aus der Gunst des Herzogs, entlassen, die Verfassung neu bekräftigt, das stehende Heer vermindert, der Hofhalt und das Theaterwesen eingeschränkt, Abstellung aller Mißbräuche wenigstens versprochen. Dafür bezahlte die Landschaft einen Teil der herzoglichen Schulden. Doch es war nicht blos dieser Vorteil und die äußere Zwangslage, welche den Umschwung hervorbrachten, auch ein innerer Vorgang hatte teil daran. Wohl zum erstenmal in seinem Leben fühlte der Herzog eine wahrhafte, herzliche Neigung zu einer Frau. Und diese Neigung war um so tiefer, als der Mann bereits die Mittagshöhe seines Lebens erreicht hatte. Und diese Frau hielt ihn um so unwiderstehlicher in ihrem Bann, als sie nicht, gleich seinen früheren Geliebten, seine maßlose Verschwendung für sich ausnutzte, sondern durch Milderung seiner Leidenschaften auf den besseren Teil seines Wesens Einfluß gewann.

Zweiundzwanzig Jahre war Franziska alt, als der fast doppelt so alte Fürst sie in Ludwigsburg kennen lernte. Tochter eines armen Landedelmanns von Bernardin, mit sechzehn Jahren, nur um versorgt zu sein, von ihren Eltern an den reichen und rohen Kammerherrn Baron von Leutrum verheiratet, lebte sie an seiner Seite freudlose Tage und sann auf Scheidung. Ihr sanftes kluges Wesen fast noch mehr als der Liebreiz ihrer Gestalt nahm den Herzog beim ersten Anblick gefangen. Er wußte es zu veranstalten, daß er mit ihr und ihrem Gatten im Wildbad und auf Jagden öfters zusammentraf, erklärte ihr seine Liebe, und als der Gatte, durch

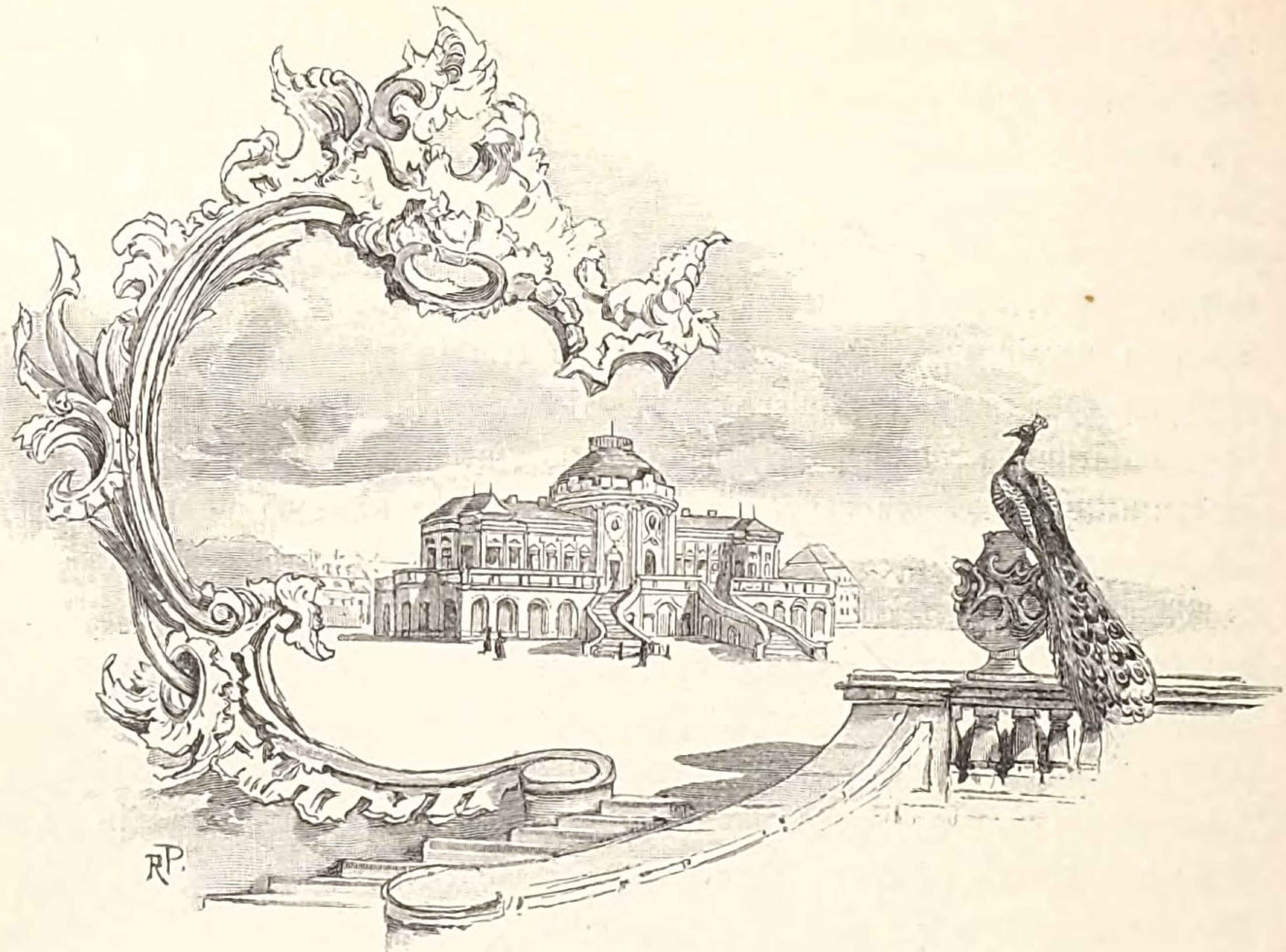
Eifersucht gereizt, sich zu Mißhandlungen hinreißen ließ, hob er sie kurz und gut in seinen Wagen und führte sie (im Januar 1772) mit sich auf sein Schloß Solitude unter dem Versprechen, sie zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen, sobald die Herzogin vor ihm stürbe. Ihre Scheidung von dem mit einer Summe Geldes abgefundenen Baron wurde rasch bewirkt, und so lebte sie fortan mit ihrem Karl in einer Art Gewissensehe, der ein reichliches Jahrzehnt später die kirchliche Ehe und endlich sogar die Einsetzung zur regierenden Herzogin folgte. Inzwischen ward sie vom Kaiser zur Reichsgräfin von Hohenheim erhoben, nach dem Namen des ihr geschenkten Schlosses.

Ihr zuliebe und seinem häuslicher gewordenen Sinn fing der Herzog an, seinen Blick auf geistigere Ziele zu richten, und ging von der kostspieligen Soldatenzucht zur nützlichen Kinderzucht über, nützlich auch insofern, als sie seiner unveränderten Despotennatur die Gelegenheit bot, die Seelen seines Volkes, deren er in den Erwachsenen nicht hatte Herr werden können, nunmehr von Jugend auf seinem Willen gefügig zu machen und dabei vor dem Lande in der Glorie eines Wohlthäters zu erscheinen. Denn auf Glanz und Ruhm und Schaustellung war es auch hierin neben dem eigentlichen Zweck abgesehen. Herzog Karl hatte etwas von der Eitelkeit eines Komödianten, dem auch seine besten Gefühle und Handlungen dazu dienen müssen, mit ihnen Staat zu machen.

Zur selben Zeit, als der Hauptmann Schiller in seinem Garten zu Ludwigsburg eine kleine Baumschule pflanzte, als ersten Versuch zu einer Anlage, die später das Land mit vielen Tausenden schattiger Bäume versah, gründete sein Landesherr auf der Solitude die Voranstalten zu einer „Militärpflanzschule“, die nachmals, zur „Akademie“ erweitert, nicht nur tüchtige Offiziere, sondern auch Gelehrte, Künstler und Staatsmänner in großer Anzahl heranbilden sollte. Ursprünglich nur zum Unterricht von „Garten und Stuccaturknaben“ für die herzoglichen Anlagen und Bauten bestimmt, sodann zum Waisenhaus für Unteroffizierskinder ergänzt, die dort verschiedene Handwerke erlernten, wurde die Anstalt im Anfang des Jahres 1771 zur „Pflanzschule“ umgewandelt, in welcher gut befähigte Söhne von Offizieren und Beamten Aufnahme fanden, um auf Kosten des Herzogs eine umfassende und systematische Erziehung nach seinem Sinne zu genießen. An der Spitze der Anstalt stand von Anfang an der Intendant Hauptmann von Seeger, der mit ihrer Erhöhung selbst rasch im Range stieg. Befähigte Lehrer wurden im Tübinger Stift ausgewählt und geeignete Zöglinge aus adeligen und bürgerlichen Familien herangezogen. Unter diesen waren auch die Familien von Hoven und Schiller.

Der Herzog ließ Schillers Vater zu sich kommen und erklärte ihm, daß er gesonnen wäre, auch seinen Sohn in die Pflanzschule aufzunehmen. Hierauf

erwiderte der Hauptmann, nach Christophinens Bericht, „daß er es für eine Gnade ansehen würde, wenn sein Sohn seiner Neigung, dem geistlichen Stande sich zu widmen, folgen dürfte. Diese Freimüthigkeit schien dem Herzog nicht zu gefallen, der gewohnt war, alle seine Aeußerungen als Befehle befolgt zu sehen. — Doch erklärte er, daß er für diese Wissenschaft keine Einrichtung getroffen hätte, aber jede andere könnte sein Sohn wählen. Unter diesen Ueberlegungen vergingen einige Tage, weil sie dem jungen Schiller viele Ueberwindung kosteten. Der Vater wurde wieder zum Herzog berufen und auf eine Erklärung gedrungen. — Endlich, aus Furcht, die Ungnade des Herzogs sich zuzuziehen, da der Vater unmittelbar unter dem Herzog stand, entschloß sich der junge Schiller, auch aus Gehorsam gegen die Eltern, zum juristischen Studium, zu dem er aber nicht die geringste Lust hatte." Freilich versprach der Herzog, der junge Schiller solle durch das juristische Studium in der Pflanzschule zu einer besseren Versorgung gelangen, als wenn er Theologe würde. Und da nun der Hauptmann sich einmal in den höheren Willen ergeben hatte, so zog er daraus auch die Konsequenzen und dankte in einem Brief an den Intendanten Seeger für die ihm erwiesene Wohlthat in den überschwenglichsten Worten: „Wäre es möglich durch Gebete und Wünsche das endliche Looß aller Menschen abzuändern: so müßte Unsterblichkeit vom Himmel herniedersteigen und dem besten, dem weisesten und gnädigsten Landes-Regenten zu Theil werden. Doch! wer wird hieran zweifeln, da der Same des unschätzbaren Guten, welchen Höchstdieselbe mit eignen höchsten Händen in die zarten Herzen ganzer künftiger Geschlechte ausstreuen, für die Ewigkeit reiffet? Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enckel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch in sich tragen; werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: das haben wir dem grossen Herzog Carl zu verdanken; Sein Nahme und Sein Thun sey bey uns im Segen."



II.

Am 16. Januar 1773 wurde Friedrich Schiller, ein langaufgeschossener Knabe von dreizehn Jahren, durch seinen Vater der herzoglichen Erziehungsanstalt auf der Solitude übergeben. Seine ganze äußere Ausstattung bestand außer der nötigen Leibwäsche in einem „blauen Röcklein nebst Cammisohl ohne Ermel, 43 Kreuzern Geldt und 15 Stück unterschiedlichen Lateinischen Büchern.“ Die Untersuchung seiner Leibesbeschaffenheit durch den Anstaltsarzt ergab, daß er „mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, sonst aber gesund befunden“ sei; die Untersuchung seiner Geistesbeschaffenheit durch den dazu berufenen Professor, einen seiner früheren Lehrer: daß er die gebräuchliche Auswahl lateinischer Schriftsteller, nicht weniger das Griechische Neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit übersetze, auch einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, aber eine sehr mittelmäßige Handschrift habe.

Von seinem elterlichen Hause war nun der Knabe bis zu seinem Austritt aus der Akademie, der erst nach acht Jahren erfolgte, völlig abgeschnitten, und als der Hauptmann auch den erforderlichen Revers unterschrieben hatte, daß der eingetretene Eleve „sich gänzlich den Diensten des Herzoglichen Würtembergischen Hauses widme, und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubniß

aus denselben zu treten nicht befugt sey", schien damit auch sein ganzes künftiges Schicksal an den Willen seines Landesherrn gebunden.

In der Anstalt fand er bereits dreihundert Zöglinge, darunter auch seinen Freund Hoven und dessen jüngeren Bruder, mit denen er aber nur beschränkten Verkehr haben konnte, da die Schlaf- und Wohnräume, ja selbst die Speisetische der Adligen von denen der Bürgerlichen streng geschieden waren. Die ganze Einrichtung und Lebensordnung der völlig nach militärischem Muster zugeschnittenen Akademie, wie sie gleicherweise auf Schloß Solitude und nach ihrer späteren Übersiedelung in Stuttgart gehandhabt wurde, hat Hoven genau beschrieben: „Die Kleidung der Zöglinge war eine Uniform, der tuchene Rock von hellblauer Farbe mit schwarzen manchesternen Aufschlägen und Kragen, übersilberten Knöpfen und weißen baumwollenen Achselschnüren, die Weste und die Beinkleider von weißem Tuch, der Hut dreieckig mit Kordons von baumwollenen Schnüren, wie die Achselschnüre, die Strümpfe von Baumwolle, die Schuhe von schwarzem Kalbleder und die gleichfalls uniformen Schuhschnallen von übersilbertem Metall, wie die Rockknöpfe; bei schlechtem Wetter und im Winter wurden Stiefel getragen. Die Hauskleider, welche sich die Zöglinge, sowie die Hemden und anderes Weißzeug, selbst anschaffen mußten, waren Ueberröcke von selbstbeliebiger Farbe, in welchen sie auch die Lehrstunden besuchten. Die Uniformen wurden blos beim Mittag- und Abendspeisen, auf Spaziergängen und am Sonntag beim Besuch der Kirche getragen. Die Haare auf dem Scheitel waren abgeschoren, die Haare des Hinterkopfs in einen Zopf gebunden, die Seitenhaare zu einer Rolle gekräuselt und mit Haarnadeln befestigt. Die Betten der Zöglinge bestanden aus einem Strohsack, einer mit Roßhaaren gefüllten Matratze mit einem Leilach überdeckt, einem Kopfkissen mit einem leinenen Ueberzug, und einer wollenen über einen zweiten Leilach gelegenen Decke. Sich ankleiden, die Betten zurecht machen, ihre Kleider reinigen, mußten die Zöglinge selbst, beim Zopfmachen und Frisiren leisteten sie sich gegenseitig Hülfe. Streng wurde auf Reinhaltung der Uniformen, des Weißzeuges, der Betten u. s. w. gesehen; vorzüglich aber auf Reinhaltung des eigenen Körpers durch fleißiges Waschen und Baden, im Sommer in den dazu eingerichteten Bassins in dem akademischen Garten, im Winter im Winterbad. — Die Kost der Zöglinge war einfach, nahrhaft und reichlich. Das Frühstück bestand einmal wie das andere in einer eingebrannten Mehlsuppe, das Mittagessen in einer Fleischsuppe, einer Portion Rindfleisch, einem Zugemüse, wie es die Jahreszeit gab, zuweilen einem Nachtisch von leichtem Backwerk, einer Portion gut gebacknen weißen Brots, und für die älteren Zöglinge aus einer Karabine nicht starken, aber reinen Landweins. Nach dem Abmarsch aus dem Speisesaal erhielten die Zöglinge eine zweite, der ersten gleiche Portion Brot zum Imbiß auf den Nachmittag. Das

Abendessen bestand wiederum in einer Suppe, und abwechselnd entweder in einem Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder in einer leichten Mehlspeise nebst der bestimmten Portion Brot, jedoch ohne Wein. — Wie die Stunden zum Speisen waren auch die Unterrichts-, Vorbereitungs- und Erholungsstunden genau bestimmt und mußten auf das Pünktlichste eingehalten werden. Der Vormittagsunterricht begann im Sommer früh um sieben, im Winter um acht Uhr und dauerte bis elf Uhr, der Nachmittagsunterricht begann um zwei Uhr und endigte um sieben Uhr. Eine Stunde vor dem Vormittagsunterricht mußten die Zöglinge angekleidet sein, um aus ihren Schlafsälen in den Speisesaal zum Frühstück geführt zu werden. Nach eingenommenem Frühstück begaben sie sich partieweise, jede Partie in denjenigen Hörsaal, welchen sie nach der Stundeneintheilung besuchen mußte, und wo sie den ganzen Vormittag blieb, wenn sie nicht dazwischen zum Unterricht in andere Lehrsäle gehen mußte. Sowohl bei dem Mittagessen, welches unabänderlich auf zwölf Uhr festgesetzt war, als bei dem Abendspeisen mußten die Zöglinge jederzeit in Uniform erscheinen und nachdem sie sich in der Freistunde von elf bis zwölf Uhr umgekleidet hatten, wurden sie von ihren vorgesetzten Offizieren und Aufsehern in den unter dem Speisesaal gelegenen sogenannten Rangirsaal geführt, daselbst nach ihren verschiedenen Abtheilungen in Reihe und Glied gestellt, sodann von den Intendanten der Akademie, oder gewöhnlich von dem Herzog selbst, der fast täglich dem Mittag- und Abendessen beiwohnte, inspicirt. Dann wurde von dem Rangirsaal aus unter der Anführung des Oberaufsehers in den Speisesaal marschirt. In diesen führten zwei Flügelthüren, durch beide wurde zugleich einmarschirt, durch jede in einer doppelten Reihe, die eine links, die andere rechts längs der gedeckten Tafeln, bis jeder Zögling an seinem Platz war. Nun wurde rechts- und linksum commandirt, und nachdem sich die Zöglinge, das Gesicht gegen die Tafeln gekehrt, gestellt hatten, wurde auf das letzte Commandowort: Zum Gebet! von dem Zögling, an welchem die Reihe war, und welcher beim Einmarsch in den Speisesaal ausgetreten und sich auf die zwischen den beiden Flügelthüren angebrachte Erhöhung gestellt hatte, das vorgeschriebene Tischgebet gesprochen. Nach dem Gebet durften sich die Zöglinge nicht gleich setzen, sie mußten in ihrer geraden Stellung stehen bleiben, bis ihnen der Herzog oder in seiner Abwesentheit der Intendant erlaubte sich zu setzen und zu essen, wo je für sechs Zöglinge eine Schüssel aufgetragen war. Nach dem Essen marschirten sie in derselben Ordnung aus dem Speisesaal in ihre Schlafsäle, und nachdem sie ihre Hauskleider angezogen hatten, begaben sie sich in Begleitung ihrer Aufseher in den akademischen Garten, in welchem sie zu allerlei körperlichen Uebungen, Springen, Ringen, Ballspielen, Bebauen ihrer Gärtchen, denn jeder Zögling hatte sein eigenes, Gelegenheit hatten, ferner auf Spaziergängen außerhalb der Akademie, wie

sie denn auch nur zuweilen partieweise (später in Stuttgart) das Theater und im Mai die damals splendide Messe besuchen durften. Um zwei Uhr fingen die Lehrstunden wieder an und dauerten bis Abends um sieben Uhr. In der Freistunde von sieben bis acht Uhr kleideten sich die Zöglinge zum Abendessen an, wobei wieder Alles wie beim Mittagessen gehalten wurde. Um neun Uhr war die Zeit zum Schlafengehen. In jedem Schlafsaale schliefen zwei Aufseher und ein Offizier. Kein Zögling durfte über die gesetzte Zeit aufbleiben; sobald die Zöglinge zu Bette gegangen waren, mußte jede, zumal lärmende Unterhaltung aufhören. Es durfte außer dem Nachtlicht kein Licht gebrannt werden. Die Zöglinge sollten gehörig ausschlafen, um Morgens zur gehörigen Zeit aufstehen zu können; nur diejenigen, die sich als krank angaben, durften länger zu Bette bleiben, wurden aber sofort auf eins der Krankenzimmer gebracht, wo sie bis zu ihrer Genesung verblieben. — Zur Durchführung und Handhabung dieser Lebensordnung waren die Zöglinge in vier Abtheilungen geschieden, eine für die adeligen, drei für die bürgerlichen, wovon die eine die Studirenden, die zweite die Kunstbeflissenen, die dritte die jüngeren Zöglinge in sich faßte. Jede Abtheilung hatte ihre eigene Tafel in dem Speisesaal und ihre eigenen Vorgesetzten. Der Vorgesetzten waren bei jeder Abtheilung fünf, ein Hauptmann, zwei Lieutenants und zwei Aufseher, letztere durchaus vormalige wackere Unteroffiziere. So wie die Aufseher den Lieutenants, so waren diese den Hauptleuten untergeordnet. Die Aufsicht über das Ganze führte der Intendant der Akademie, der Oberst und nachmalige General von Seeger, welchem ein Stabs-Offizier von geringerem Rang, und ein Adjutant, Oberaufseher genannt, beigegeben war, letzterer ebenfalls ein Subaltern-Offizier, dessen Functionen waren, dem Intendanten Rapport zu machen, seine Befehle an die Unterbehörden zu bringen, dem Speisen beizuwohnen, bei dem Einmarsch der Zöglinge in den Speisesaal vorzumarschiren, das oben erwähnte Commando dabei zu führen, zu unbestimmten Zeiten in dem Gebäude die Runde zu machen, um nachzusehen, ob Alles in gehöriger Ordnung sei, durch die Hörsäle und Lehrzimmer am Schlusse der Vorlesungen zu gehen, um nachzufragen, ob nichts Ordnungswidriges während derselben vorgefallen, und von allem Wahrgenommenen dem Intendanten jedesmal vor dem Mittag- und Abendessen Rapport zu erstatten. — Daß bei dieser strengen Disciplin und, so zu sagen, allgegenwärtigen Aufsicht nicht leicht Excesse von Bedeutung vorfallen konnten, ist einleuchtend. Dagegen gab es desto öfter geringere Vergehen, sowohl in den Schlaf- und Hörsälen, als bei den Belustigungen im Garten, beim Baden, auf den Spaziergängen, im Theater u. s. w. Waren die Vergehen unbedeutend, so wurden sie von den Aufsehern und Lehrern bloß gerügt, waren sie hingegen bedeutender, so wurden sie den vorgesetzten Offizieren angezeigt. Diese, so wie auch die Lehrer, wenn sie während ihrer Vorlesungen

vorgefallen, schrieben das Vergehen auf ein Blatt Papier, Billet genannt, das Billet wurde dem beschuldigten Zögling zugestellt, und dieser mußte es dann entweder dem Herzog selbst, oder in dessen Abwesenheit dem Intendanten, bei der Inspection in dem Rangirsaal vorzeigen. Der Vorzeiger des Billets wurde gefragt, ob die Beschuldigung wahr sei, seine Verantwortung angehört, und wenn er straffällig befunden worden, die Strafe dictirt. Die gewöhnliche Strafe für minder bedeutende Vergehen war das Cariren. Dieses bestand darin, daß der Zögling der Abendkost entbehren, und während die anderen Zöglinge saßen und speisten, an seinem gewöhnlichen Platze stehend, denselben zusehen mußte. Für bedeutendere Vergehen, wie Raufereien, Ungehorsam gegen die Vorgesetzten und Lehrer, Verspottungen oder Beleidigungen derselben u. s. w. wurden Stockschläge ad posteriora verfügt, welche jedoch selten stattfanden. Die größte Strafe war die Relegation. Diese kam jedoch nur einmal in Anwendung."

Bestand so Zwang und Einförmigkeit in allen äußeren Bethätigungen der Zöglinge, so wehte durch den Unterricht selbst doch ein freierer Hauch. Die Lehrer, meist selbst noch junge Leute, fühlten mit der Jugend und traten zu den fähigsten ihrer Schüler in persönlich freundliche Beziehungen. Herzog Karl selber war in geistigen Dingen, soweit es sich nur um Theorien handelte und seine eigene Autorität nicht darunter litt, einer freieren Anschauung gar nicht abhold, übte und gestattete auch gern im Verkehr mit den Eleven eine menschliche Annäherung. Nannte er sie doch bei jeder öffentlichen Gelegenheit seine liebsten Söhne und wollte von ihnen als ihr zärtlicher, segnender Vater betrachtet sein. Und es war ihm völlig Ernst damit. Er wollte nicht nur dem Namen nach, sondern in der That an die Stelle der Eltern treten, ein Beginnen, großmütig und zugleich frevelhaft, solange jene lebten. Allein daran kehrte sich der herzogliche Usurpator ihrer Rechte wenig. Er schnitt seinen Eleven den Verkehr mit dem Elternhause völlig ab, selbst der Briefwechsel dahin ward einer genauen Überwachung unterzogen, Besuche der nächsten Verwandten in der Anstalt waren nur Sonntagnachmittags gestattet. Ferien gab es in der Akademie nicht. Die Vorlesungen wurden das ganze Jahr hindurch fortgesetzt und nur einmal vierzehn Tage lang unterbrochen durch die öffentlichen Prüfungen, welche der jährlichen Stiftungsfeier vorangingen. Urlaub nach Hause wurde nicht einmal bei den wichtigsten Familienereignissen gewährt. Einem Zögling, dessen Vater im Sterben lag, verweigerte der Herzog die Erlaubnis zur Heimreise mit dem Worte: „Ich werde sein Vater sein!", das er freilich auch gehalten haben soll. Und so hat auch Schiller während seiner ganzen Elevenzeit das Haus seiner Eltern nicht betreten.

Alle diese Maßregeln waren im Namen einer weisen Erziehung getroffen und gewiß im Sinne des Herzogs gut gemeint. Der Sinnengenüsse müde

und von der äußeren Welt auf die innere gewiesen, hatte der alte Sünder sich zwar nicht zur Frömmigkeit — denn er war und blieb ein Freigeist —, aber zur Tugend bekehrt, und wenn er es auch mit ihrer Übung noch immer nicht durchaus streng nahm, so liebte er es doch, Betrachtungen darüber anzustellen und öffentlich mit ihrem Bekenntnis Staat zu machen. Ging er doch so weit, im Jahre 1778 einen Erlaß von allen Kanzeln verlesen zu lassen, in welchem es hieß: „Da Wir aber Mensch seynd, und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch vor das künftige bleiben müssen, so hat es nicht anderst seyn können, als daß theils aus angebohrner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß, und sonstigen Umständen, sich viele Ereignisse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl vor jetzo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freymüthig, denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, vor beständig heilig seyn und bleiben sollte.“ Und das war keine Heuchelei; vielmehr glaubte er zur Zeit, da er es aussprach, selber daran, wie ein guter Schauspieler an die Rolle, in die er sich für den Abend eingelebt hat.

Wie nun Karl selbst sich philosophischen Spekulationen zuneigte, so nahm auch in dem Lehrplan seiner Erziehungsanstalt neben der Fachwissenschaft und den Gegenständen allgemeiner Bildung die Philosophie einen sehr großen Raum ein, und wie er selbst die Tugend beständig im Munde führte, so kommandierte er auch seine Zöglinge zu moralischen Redeübungen. Diese wurden an seinem und seiner Franziska Geburtstagen gehalten und betrafen meist Fragen, die mehr sie beide als die in solchen Dingen völlig unerfahrenen Schüler angingen, wie die: „Ob die Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei als die eines Privatmannes?“ und „Ob die Tugend bei dem schönen Geschlecht Folge der Jahre oder der Erziehung sei?“ Das Ziel solcher Aufgaben war denn auch immer die Verherrlichung ihrer eigenen Glück und Segen spendenden Personen. Auch gelegentliche Schulaufsätze anderer Art mußten in eine solche angenehm kitzelnde Spitze auslaufen, und so wenig wie die übrigen Eleven durfte Schiller dem allergnädigsten Herrn und Wohlthäter das erwartete Weihrauchsopfer vorenthalten.

So preist er ihn denn in einer allen Zöglingen abgeforderten Schilderung ihrer Genossen und ihrer selbst als den Begründer des Glücks, nicht blos seiner eigenen Person, sondern seiner ganzen Familie: „Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade niemals vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesezt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht

mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen." — Sein Vater selber habe ihm ans Herz gelegt: „Sohn, bemühe dich, Ihm zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von Ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne denselben deine Eltern unglücklich werden. Bete für sein Leben, daß er dir nicht mitten in dem Glanze deines Glückes entrissen werde." Von sich selbst sagt er, daß er „öfters übereilend, öfters leichtsinnig sei, aber er darf sich dagegen auch auf sein gutes Herz, auf seine Aufrichtigkeit und Treue berufen. Seine schönen Gaben habe er freilich nicht so angewandt, wie es seine Pflicht gewesen, und die Unzufriedenheit darüber laste schwer auf ihm; aber er dürfe doch auch zum Teil dafür entschuldigt werden durch seine Kränklichkeit, die seinem guten Willen oft hinderlich gewesen. Der Wissenschaft der Rechte habe er sich mit aller Munterkeit angenommen und würde sich glücklich schätzen, wenn er durch dieselbe seinem Fürsten, seinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde er sich doch halten, wenn er solches als Gottesgelehrter ausführen könnte."

Indessen, so gehorsam und dankbar er sich zeigte, so verhehlte er doch auch nicht, wo ihn das Herz drängte, eine widerstrebende Empfindung. Als zu schriftlicher Beantwortung die Frage vorgelegt wurde: „Welcher ist unter euch der geringste?" nannte zwar auch Schiller im Einverständnis mit den Genossen den ohnehin nicht zweifelhaften Namen, wies aber zugleich auf die Überwindung hin, die ihn eine so unwürdige Angeberei gekostet, und wagte sogar gegen die Anordnung des Herzogs einen freimütigen Tadel: „Ich verwerfe doch einige Punkte Ihres Befehls, ich verwerfe sie und seufze zugleich über meine Schwachheit."

Zu jener Zeit traten in dem Knaben die Zeichen seines Dichterberufes schon unverkennbar hervor. Seine Kameraden in ihren Urteilen über ihn, so sehr diese sonst voneinander abwichen, stimmten fast alle dahin überein, daß Schiller eine große Einbildungskraft habe, gern dichte und von seinem Hang zur Poesie durch nichts abzubringen sei. Zwei Erzeugnisse aus dieser frühesten Periode bestätigen den allgemeinen Eindruck: die Gedichte „An die Sonne" und „Der Abend", und in dem letzteren spricht der fünfzehnjährige Verfasser selbst das Ziel seiner Zukunft zugleich mit dem bewußten Gegensatze zu den Großen dieser Erde deutlich aus, indem er den Schöpfer bittet: „Theil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge." Beide Gedichte verraten ihre Vorbilder, deren Eigenarten zwei bleibenden Grundrichtungen des jugendlichen Nachbildners entsprechen: der freie rhythmische Schwung der reimlosen Ode „An die Sonne" lehnt sich an Klopstock, die gereimte landschaftliche Naturschilderung des „Abends" an Albrecht von Haller. Diese Dichter, damals

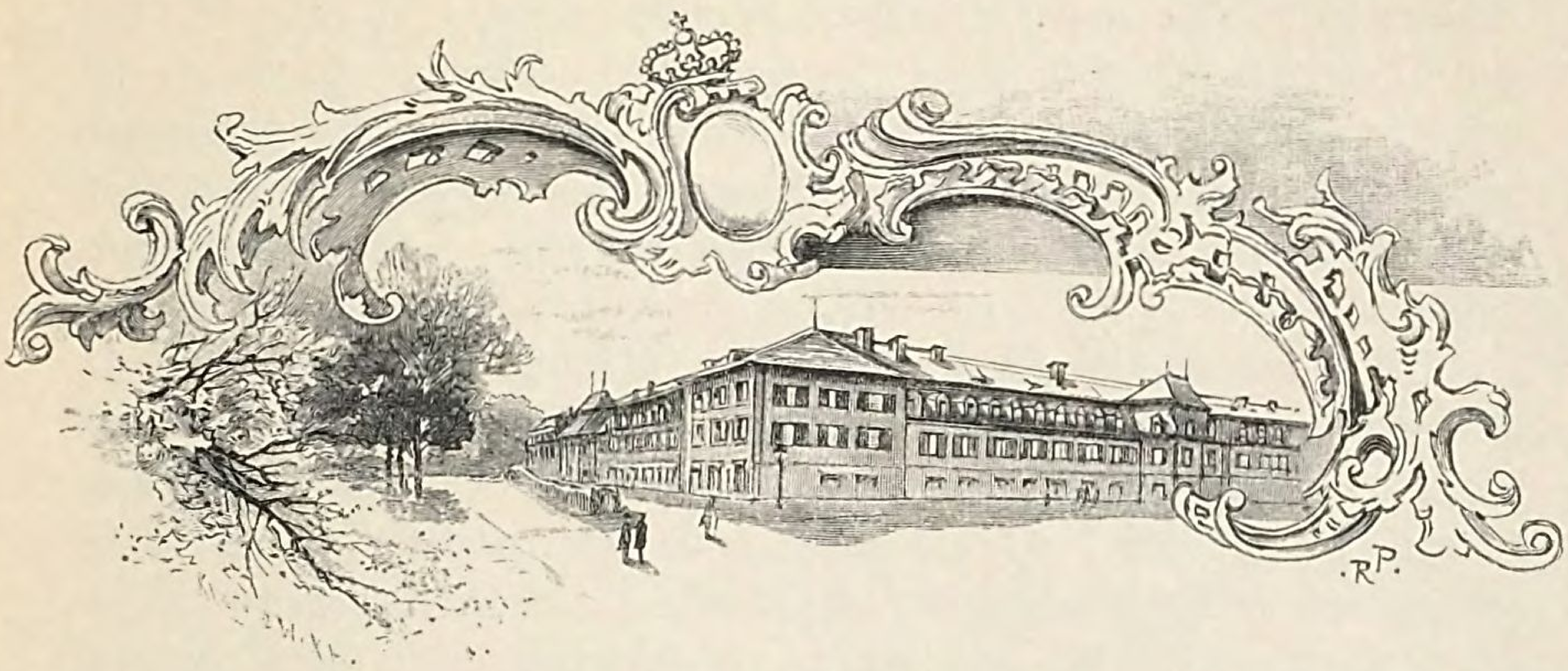
auf der Höhe ihres Ruhms, kannte und verehrte Schiller schon vom Elternhause her neben Uz und Gellert, welche der Mutter Lieblinge waren. Von den Alten ward ihm Virgil am meisten vertraut, und in der Bibel gaben die Helden des Alten Testaments und die Psalmen seiner Phantasie und seinem Gefühl die willkommenste Nahrung. Der Bibel verdankte er denn auch die Stoffe seiner ersten größeren Dichtungen: eines epischen Entwurfes „Moses“, eines Dramas „Absalon“, von denen nichts als die Titel erhalten blieb. Jetzt lernte er im ästhetischen Unterricht und in der Muße, welche ihm wiederholte Kränklichkeit gewährte, die Reigenführer der neueren Dramatik und aus ihrer Wirkung auf sein Gemüt den eigenen Beruf zur dramatischen Dichtkunst kennen. Der Jammer und Greuel in Gerstenbergs „Ugolino“ ergriff ihn mit gewaltsamer Erschütterung; an Lessings „Emilia Galotti“ studierte er eindringend die Kunstgriffe der Komposition und die Feinheit der Seelenstimmungen; vor allem aber riß ihn der freie Hauch in Goethes „Götz von Berlichingen“ zu lodernder Begeisterung hin, „Clavigos“ theatralische Beredsamkeit erweckte ihm freudigen Widerhall, und „Werthers“ schwermütiger Naturdrang senkte sich zu verwandter Empfindung in seine Seele. Sofort wurde durch solche Eindrücke auch die thätige Kraft in ihm aufgeregt. Die Spannung seines Innern zu lösen, suchte er nach einem tragischen Stoff. Er las in einer Zeitung die Geschichte eines Studenten, der sich selbst entleibt hatte, ein Gegenbild zu Werthers Schicksal, und schrieb sein erstes weltliches Trauerspiel: „Der Student von Nassau“, den Vorläufer seiner „Räuber“. Das Jugendwerk, das ihm mißlungen schien, hat er bald wieder vernichtet. Goethes Jugenddichtungen aber blieben das geheime Vorbild seines Schaffens und Goethe selbst sein Abgott.

Drei Jahre nach dem Eintritt Schillers in die Militärakademie veränderte die Anstalt ihren Ort. Der Herzog hatte mit Stuttgart seinen Frieden gemacht und verlegte auf die Bitten der Bürgerschaft nicht blos wieder seinen ständigen Hofhalt, sondern auch seine Lieblingsschöpfung nach der Hauptstadt des Landes.

Am 18. November 1775 zogen die Schüler der Akademie, 330 an der Zahl, von Bürgerssöhnen feierlich eingeholt und mit Jubel empfangen, den Herzog an der Spitze, durch die festlich geschmückte Stadt nach der Kaserne hinter dem Residenzschloß, welche von der Landschaft zur Verfügung gestellt und für den neuen Zweck umgebaut war. Für Schiller und seine Familie zog diese Veränderung noch eine doppelte nach sich. In die verlassene Solitude rückte Hauptmann Schiller, vom Militärdienst befreit, als Intendant des Herzogs mit 4000 Zöglingen seiner Baumschule ein, um dort ihre Wirksamkeit zu befestigen und zu erweitern; in dem neubezogenen Stuttgart wurde die Akademie nach Fachwissenschaften streng abgeteilt und um eine medizinische

Fakultät vermehrt, in welche der Eleve Schiller und sein Freund Hoven aus der juristischen übertraten. Es war weniger die Lust zu dem neuen, als die Unlust an dem alten Studium, was sie bewog, sich zu melden, als der Herzog für die jüngst geschaffene Abteilung werbende Nachfrage hielt. Schillers Sinn wenigstens war ernstlich doch nur auf die Dichtkunst gerichtet, und da er die Theologie endgiltig aufgeben mußte, so zog er die Medizin nur deshalb vor, weil diese durch ihr Verhältnis zur Natur und zum Menschen mit dem Gegenstand aller Poesie wenigstens in näherer Verbindung stand. So wurde denn auch in dem neuen Fache nur die Anatomie nicht lässig betrieben, desto mehr dagegen zogen ihn durch ihre anregenden Vorträge zwei Lehrer an, zu denen er auch persönlich in freundliche Beziehung trat: der junge Philosoph Jakob Friedrich Abel, wegen seiner liebenswürdigen Herzensgüte von den Schülern „der engelgleiche Mann" genannt, und der Professor des deutschen Stils Balthasar Haug, der Herausgeber des „Schwäbischen Magazins", in das er auch gelegentlich Gedichte seines talentvollen Zöglings mit lobenden und zugleich mahnenden Bemerkungen aufnahm.

Abel war es, durch welchen dem jungen Dichter in den Gestalten Shakespeares eine neue Welt sich eröffnete. Der Lehrer hatte die Gewohnheit, zur Erläuterung leidenschaftlicher Seelenzustände Beispiele aus dichterischen Werken heranzuziehen. So las er in einer Unterrichtsstunde eine Stelle aus Shakespeares „Othello" vor. Schiller richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Nach geendigter Stunde trat er zu dem Lehrer hin und bat ihn um das Buch. Und als er es zurückgegeben, entlieh er die damals im Erscheinen begriffene Wielandsche Übersetzung des großen Dramatikers von seinem Freund Hoven, soviel dieser davon besaß, und zahlte den Genuß dieser geistigen Speise durch irdische, indem er ihm seine Lieblingsgerichte abtrat. Der Eindruck, den der übermenschliche Genius des Briten auf ihn machte, war, ähnlich wie auf Goethe, im Anfang mehr betäubend als befruchtend, nur daß Schiller nicht wie jener sich durch seine unnahbare Größe niedergedrückt, sondern zum Widerspruch aufgeregt fühlte. Er selbst giebt darüber nach fünfundzwanzig Jahren die Rechenschaft: „Als ich in einem sehr frühen Alter den Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in den Werken den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends



Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen."

Desto williger gab er sich dem unmittelbaren Einfluß zweier neueren Dramatiker hin, in deren Werken er die dort vermißte, ihm verwandte Individualität fand: Leisewitz und Klinger mit ihren Trauerspielen „Julius von Tarent" und „Die Zwillinge". Beide Dramen waren dem Hamburger Theater zur Bewerbung um einen ausgeschriebenen Preis eingereicht; die „Zwillinge" hatten den Sieg davongetragen. Beide behandelten dasselbe Thema: den Bruderzwist. Und dieses selbe Thema ergriff nun auch Schiller. Mit den bewunderten Vorbildern wetteifernd, schrieb er ein Trauerspiel „Cosmus von Medici": die historisch unverbürgte Geschichte des ersten Großherzogs von Florenz, wonach von dessen beiden Söhnen der jüngere, Garcias, seinen älteren Bruder auf der Jagd ermordete und dafür von dem unglücklichen Vater eigener Hand mit dem Tode bestraft wurde. Auch dieses Drama hat Schiller wieder vernichtet; auch dieses kann als eine Vorstudie zu den „Räubern" gelten, in die er einzelne Züge daraus herübernahm.

In diesen dichterischen Bestrebungen stand Schiller nicht einsam. Drei gleichgestimmte Freunde teilten seine Entzückungen und seinen Eifer: außer Hoven noch der dem philosophischen Fach angehörige Johann Wilhelm Petersen aus Bergzabern und der Militäreleve Georg Friedrich Scharffenstein aus Mömpelgard. Die strenge Abgeschiedenheit der Akademie von der Außenwelt, der Mangel des Familienlebens drängte die erwachsenden Jünglinge zu engerem Anschluß untereinander. Zarte Neigung für das weibliche Geschlecht, die sich sonst in diesem Alter schon einzustellen pflegt, fand keinen Gegenstand. „Die Thore des Instituts öffneten sich Frauenzimmern nur, ehe sie anfingen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört hatten es zu sein," bezeugt

Schiller selbst. Die einzige Ausnahme, Franziska von Hohenheim, welche zuweilen am Arm ihres Karl den Zöglingen ihren huldvollen Anblick gönnte, war für andere als die respektvollste Verehrung unerreichbar. So mußte das zurückgedämmte Liebesgefühl einen Ausweg suchen und steigerte in Schillers feurigem Gemüt den Sinn für Männerfreundschaft zu überschwenglicher Schwärmerei.

„Wie in seinem Knabenalter hatte er auch als Jüngling unter den dreihundert Zöglingen der Akademie nur wenig vertraute Freunde. Bei seiner Wahl sah er eben so sehr, ja beinahe mehr, auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter, als auf ausgezeichnete Geistestalente. Wen er für gemein, unzuverlässig, niedrig, bösartig hielt, den verachtete er, und wenn er nähere Berührungen nicht vermeiden konnte, so betrug er sich gegen ihn mit zurückschreckender Kälte. Beschränkte Menschen ertrug er; Beschränktheit, mit Dünkel gepaart, ward von ihm geneckt, während eben diese, mit Güte des Herzens verbunden, gegen die Neckereien Anderer an ihm immer einen Beschützer fand."

Unter denen, die ihm nahe standen, der Nächste und der Auserkorene seines Herzens war Scharffenstein. Ihm las er nicht nur seine Gedichte vor wie den anderen vertrauten Genossen, seinen Liebling machte er selbst zum Gegenstand von Gedichten und nannte ihn und sich nach dem morgenländischen Freundespaar, dessen Seelengemeinschaft er in einer Ballade feierte: Sangir und Selim.

Doch die erste leidenschaftliche Neigung seines jungen Herzens brachte ihm die erste bittere Enttäuschung, wie dies in anderer Weise auch Goethe hatte erfahren müssen, nur daß dessen frühe Liebe einem Mädchen zugewendet gewesen. Scharffenstein, ein Jahr älter als Schiller und eine gleichmütige, mehr auf Verstand als auf Phantasie angelegte Natur, ließ sich von seinem Landsmann Boigeol, einem Mitzögling, beeinflussen, des Busenfreundes Gedichte lieblos zu beurteilen und ihnen wie ihrem Verfasser das wahre Gefühl des Herzens abzusprechen. Ja, Schiller glaubte sogar zu bemerken, daß die beiden sich heimlich über ihn lustig machten. Tief verwundet in seiner Eigenliebe als Dichter und Mensch, wandte er dem abtrünnigen Freunde den Rücken, um fortan kein Wort mehr mit ihm zu sprechen. Und als Scharffenstein ihn wegen seines plötzlichen Kaltsinns in einem Zettel zur Rede stellte, schickte Schiller ihm einen langen leidenschaftlichen Rechtfertigungsbrief voll heftigster Vorwürfe: „Wahr ist's, ich pries Dich in meinen Gedichten zu sehr! Wahr! sehr wahr! Der Sangir, den ich so liebe, war nur in meinem Herzen; Gott im Himmel weiß es, wie er darin geboren wurde; aber er war nur in meinem Herzen, und ich betete ihn an in Dir, seinem ungleichen Abbilde. Dafür wird Gott mich nicht strafen; denn ich fehlte nur aus Liebe,

nicht aus Thorheit und falschem Sinn. Gott weiß, ich vergaß alles, alle andern neben Dir, ich schwoll neben Dir; denn ich war stolz auf Deine Freundschaft, nicht um mich im Aug der Menschen dadurch erhoben zu sehen, sondern im Aug einer höhern Welt, nach der mein Herz mir so glühte, welche mir zuzurufen schien: Das ist der einige, den Du lieben kannst, ich schwoll, wie ich sage, in Deiner Gegenwart, und doch war ich nie so sehr gedehmüthigt, als wenn ich Dich ansah, Dich reden hörte, Dich fühlen sah, was Dir die Sprache versezte, da fühlt ich mich kleiner als sonst überall, da that auch ich Wünsche an Gott, mich Dir gleich zu machen! Es kostet Dich wenig Mühe, Dich zu erinnern, wie ich in diesem Vorschmack der seeligen Zeit nichts als Freundschaft athmete, wie alles alles selbst meine Gedichte vom Gefühle der Freundschaft belebendigt wurden ... Rede, rede aufrichtig! ... wo hättest Du einen andern gefunden, der Dir nachfühlte, was wir in der stillen Sternennacht vor meinem Fenster, oder auf dem Abendspaziergang mit Blicken uns sagten! .. Glaube, glaube unverhohlen, wir waren die einige, die uns glichen, glaube mir, unsere Freundschaft hätte den herrlichsten Schimmer des Himmels, den schönsten, mächtigsten Grund, und weißagte uns beiden nichts anders, als einen Himmel. Wärest Du oder ich zehnmal gestorben, der Tod sollte uns keine Stunde abgewuchert haben ... Ich wählte Dich zu meinem Freunde, weil Du klüger, erfahrener, gesetzter bist als ich, weil Du meinem Herzens-Gefühl Dich am meisten, ganz genähert hast, gleichkommen bist, weil ich sonst keinen Freund habe! — Das hab ich Dir auch gesagt in der Stiftungsstunde! ...

Ja ich bin kaltsinnig worden — Gott weiß es, denn ich bin S e l i m blieben, aber S a n g i r war dahin! ...

Warum aber, weiß ich wohl, wirst Du mich fragen, warum bist Du kälter worden? Höre, Scharffenstein, Gott ist da, Gott hört mich und Dich, Gott richte. Meinst Du es war Prahlerey, Phantast meinst ich hätte Dich darum erwählt, um Einen zu haben, von dem ich in mein Gedicht plaudern kann! Hör Elender, wende Dein Angesicht ewig zur Erde, wenn er noch einmal in Dir aufsteigt der schändliche Gedanke! den Du doch in Deinem Zettel äußertest! ...

Aber zur Hauptsach! warum ich kaltsinnig worden? weil ich Dich liebte, weil ich Dein Freund war und sahe — daß Du es nicht von mir warst; — ... Du hast nichts auf mich gehalten, die Eigenschaften, die das Wesen des Freundes ausmachen, in mir nicht gefunden, Du hast meine Fehler, für die ich doch täglich Reue und Leid fühle, lächerlich, Dich darüber lustig gemacht, und da es Deine Freundschaftspflicht gewesen wäre, mir in Liebe und Kälte solche zu rügen, mir verhehlt, hast mir sie nur im Zorne vorgeworfen, Pfui! Pfui! der schändlichen Seele! — ...

Wie oft, wie oft hab ichs hören müssen von Dir und dem Boigeol, bitter, bitter, wie mein ganzes Wesen eben ein Gedicht sey, wie meine Empfindung vorgegebene Empfindung von Gott, Religion, Freundschaft etc. Phantasey kurz alles blos vom Dichter nicht vom Christen, nicht vom Freund herausgequollen — o weh, o weh, was das mein Herz ergriff, und ihr habts gesagt, Gott weiß es, Gott zeug es, gesagt habt ihrs, mit den trügenden Zügen, mit der ernstesten Miene — o weh! o weh! und wie schmerzt mich das von euch! — von Dir! ...

Ferner: Du hast Dich über meine Laster lustig gemacht! Du kanntest meine Eigenliebe — lieber himmlischer Vater, ich erkenne dieses Laster als eines der schändlichsten, wurzle mirs aus dem Herzen lieber himmlischer Vater, ich erkenns, bereus! ... Du hast Dich drüber lustig gemacht — Du mein Freund vor den Leuten mich beschämt, Du der mir in der Stille verborgen, verschwiegen hat! wie oft, das will ich nur noch nebenher sagen, hast Du mir meine Gedichte feurig bewundert, wie oft bis in Himmel meinen Geist erhoben, wie oft wenn wir zusammensaßen auf meinem Bette ganz erstaunungsvoll meinem thörichten Eigenlob zugehört, nichts gesagt, als wenn dies im Eifer herausplatzte, oder dem Boigeol ins Ohr gedißelt und hast mich doch nie getadelt, auch bei dem tadelhaften wolltest Du meine Eigenliebe befriedigen. — ...

Und nun will ich des Briefs ein Ende machen. Ich bin nicht verlassen. Sieh ich hab eine Quelle gefunden, die mein Herze vollmacht und seegnet, einen großen großen herrlichen Freund, und darum vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — so wahr mir Gott vergebe im letzten Zucken des Todes, vergeb ich Dir alles, will Dir Gutes thun für und für, aber ich werde lang mein Angesicht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Thränen zu verbergen! — Ich sage nochmahl Ich vergebe Dir; Sieh eben hab ich in der Bibel das Leben Davids gelesen, Er und Jonathan liebten sich wie mein Selim und Sangir, ich werde auch im Himmel von ihnen geliebt werden, weil ich sie liebe! — Es hat edle Freunde in der Welt gegeben und ich suchte mir einen für die Unsterblichkeit — — — Aber im Himmel werd ich ja edle Herzen finden.

Leyd ist mirs, daß ich die liebe Strophe in meinem Selim und Sangir lügen strafen mußte:

> Sangir liebte seinen Selim zärtlich
> Wie Du mich mein Scharffenstein
> Selim liebte seinen Sangir zärtlich
> Wie ich Dich mein lieber Scharffenstein."

Wer der „große herrliche Freund" gewesen, der den verlorenen ersetzen sollte, ist unaufgeklärt geblieben. Vielleicht war dies nur eine rhetorische

Figur, deren Schiller bedurfte, um sein gekränktes Selbstgefühl emporzurichten und einen wirkungsvollen Schluß für seine Absage zu gewinnen. Der ganze Brief zeigt neben der wahren und tiefen Empfindung des Menschen zugleich die ausgestaltende und erhöhende Phantasie des Dichters. Scharffenstein mochte nicht so ganz unrecht haben, wenn er vom Standpunkte des nüchternen Menschenverstandes aus auch das Wesen Schillers als ein Gedicht bezeichnete, aber er hatte sicherlich unrecht, dies als einen Tadel auszusprechen. Schiller war eben, wie er selber gegen Boigeol mit überlegenem Stolz geltend macht, „ein Jüngling von feinerem Stoff als viele".

Dies erkannten auch die Genossen gar wohl, die sich mit der Zeit immer zahlreicher in gleicher Gesinnung und Bestrebung um ihn zusammenfanden, Zöglinge aus der philosophischen und medizinischen Abteilung, aber auch Künstler, wie der Musiker Rudolf Zumsteeg, der seine Gedichte komponierte, der Maler Viktor Heideloff, der mit seinem Stifte einige bedeutsame Momente aus den Zusammenkünften des Freundeskreises festgehalten hat, und der Bildhauer Joh. Heinr. Dannecker, der Schöpfer der herrlichen Schillerbüste.

Mit der Erweiterung dieses geistigen Bundes erweiterte sich auch der Kreis der interessanten Bücher, welche die Freunde zu heimlichem Lesen untereinander austauschten. In der Hauptstadt konnte die Absperrung der Akademie von der Außenwelt nicht mehr so streng wie früher durchgeführt werden. Wie verbotene Leckerbissen, immerhin bescheiden genug, eingeschmuggelt wurden, feine Backware, Schnupf- und Rauchtabak, an dessen Genuß sich Schiller hier für sein ganzes Leben gewöhnt hat, so fanden auch die schmackhaftesten Erzeugnisse der zeitgenössischen Modelitteratur trotz genauester Aufsicht und wiederholter Beschlagnahme immer wieder ihren Eingang.

Aus der verschieden gearteten Geistesnahrung nahm Schiller das seinem inneren Trieb Gemäße in sein Eigenwesen auf. Während Joh. Mart. Millers thränentriefender „Siegwart" und die zerfließenden Nebelgestalten Ossians noch in einsamen Stunden ihn mit weltflüchtender Schwärmerei erfüllten, eröffnete ihm schon Wielands „Agathon" den Blick in das entschwundene goldene Zeitalter griechischer Lebensweisheit; Adam Fergusons schottische Moralphilosophie, von Garve übersetzt und erläutert, zeigte als gereinigte Naturreligion, unabhängig von jedem kirchlichen Dogma, den Weg zur Glückseligkeit in der Vervollkommnung des menschlichen Geistes und lehrte die Einheit der Liebe mit der Schwerkraft, welche die Sterne des Weltenraums aneinander zieht; Rousseaus „Neue Heloise" weckte den Widerwillen gegen die mißbräuchlichen Satzungen der modernen Gesellschaft, und Plutarchs Helden mit ihrer mannhaften Tugend lenkten den Zorn seiner Seele auf die mächtigen Bedrücker der Menschheit.

Solche Stimmung spricht sich in Schillers Gedicht „Der Eroberer“ aus, das Balthasar Haug 1777 in seinem „Schwäbischen Magazin“ abdruckte mit einem Lob des jungen Verfassers und der vorsichtigen Hindeutung auf einen älteren Dichter, an dessen Seite er ihm für die Zukunft einen Platz anwies. Gemeint war Christian Friedr. Dan. Schubart, dessen unglückliches Schicksal nicht weniger als seine Gedichte Schillers Gemüt damals aufgeregt haben mochte. Der lüderlich geniale Landsmann mußte ihm schon von Ludwigsburg her bekannt sein, wo er von 1769 bis 1773 als Organist und Musikdirektor angestellt war, aber durch seinen wüsten Lebenswandel, seine unvorsichtige Feder und den Haß des Superintendenten Zilling nicht blos sein Amt verlor, sondern auch Stadt und Land zu meiden gezwungen ward. Da er aber auch im Ausland Ärgernis erregte und durch seine freigeistige politische Zeitschrift „Deutsche Chronik“ der Herzog von Würtemberg sich beleidigt glaubte, hatte ihn dieser aus Ulm im Januar 1777 hinterlistig auf würtembergisches Gebiet locken und ohne Verhör und Urteil nach Hohenasperg in grausames Gefängnis bringen lassen, aus dem er erst nach zehn Jahren erlöst wurde, um alsbald als Hofkapellmeister angestellt zu werden. Für Frau und Kinder des Eingekerkerten trug inzwischen der Herzog, wohl auf Fürbitten seiner Franziska, landesväterliche Sorge.

Dieser unglückliche Dichter ist es, welchem Schiller auch den frühesten Anstoß zu seinem ersten epochemachenden Drama „Die Räuber“ verdankt. Das „Schwäbische Magazin“ hatte schon im Januar 1775 einen Aufsatz Schubarts gebracht: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“, die Erzählung einer anscheinend wahren Begebenheit, die sich kürzlich in Deutschland zugetragen haben sollte. Ihr Kern war das feindliche Verhältnis zweier ungleicher Brüder, die Verdrängung des leichtsinnigen Karl durch den scheinheiligen Wilhelm aus dem Herzen des Vaters, die Rückkehr des gebesserten Sohnes in niederer Verkleidung und die Rettung des Vaters durch den Verstoßenen aus Mörderhänden, die der bevorzugte Heuchler gedungen.

Schiller, immer auf der Suche nach dramatischen Stoffen begriffen, wurde jetzt durch Hoven auf diese Erzählung aufmerksam gemacht und begab sich sogleich an den Entwurf eines Dramas, das seinem biblisch-menschlichen Grundmotiv gemäß den Titel „Der verlorene Sohn“ erhalten sollte. Die moderne Einkleidung des Stoffes kam ihm sehr zu statten. Das zweite Motiv des Bruderzwistes trug er noch von seinem „Cosmus“ her in der Seele; es war nicht blos ein beliebtes Thema der Zeit, sondern geradezu das Urthema menschlichen Konflikts: der immer wiederkehrende Gegensatz des ersten Brüderpaares Kain und Abel.

Je kräftiger sich aber nun in Schiller das dichterische Selbstgefühl entwickelte, desto drückender mußte ihm auch der Zwang der äußeren Lage

werden. Dennoch hütete er sich, die Gesinnungen seines Herzens in seinem Betragen kund zu geben. Hoven erinnert sich von ihm keines einzigen Vergehens gegen die Gesetze der Akademie, das die Vorgesetzten zu ahnden Ursache gehabt hätten. „Freilich kostete es ihm bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und bei seiner natürlichen Liebe zur Freiheit viel Selbstüberwindung, sich immer in die eingeführte streng militärische Ordnung zu fügen; aber Energie des Charakters und seine, mehr nach innen als nach außen gerichtete Thätigkeit machten ihm diese Selbstüberwindung weniger schwer. Dennoch geschah es zuweilen, daß er mit einem oder dem andern seiner Vorgesetzten, zu denen nicht immer die verständigsten Menschen gewählt wurden, in Streit geriet. Gewöhnlich wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der glücklicherweise von jenen selten, aber desto besser von seinen Mitzöglingen verstanden wurde, abzubrechen." Sein ersehntestes Ziel mußte natürlich zuvörderst die Entlassung aus der Akademie sein, und dazu gab es keinen anderen Weg, als die vorgeschriebene Vollendung des begonnenen Studiums. Da aber Schiller sowohl als Hoven über ihren Lieblingsbeschäftigungen die Medizin bisher arg vernachlässigt hatten, so gaben sich die beiden Freunde das Wort, „in der Poeterei eine Pause zu machen" und das Versäumte nachzuholen. Der „verlorene Sohn" wurde demnach beiseite gelegt und das medizinische Studium zu dem vorgesetzten Zweck zwei Jahre lang mit vollem Nachdruck betrieben.

Das verhinderte Schiller jedoch nicht, inzwischen bei passenden Gelegenheiten das Licht seiner Dichter- und Rednergabe vor dem Mann leuchten zu lassen, den er trotz alledem als seinen persönlichen Wohlthäter betrachten mußte und der es auch immerhin auf seine Art gut mit ihm meinte. Zum Geburtstag des Herzogs schrieb er ein Vorspiel „der Jahrmarkt", und zum Geburtstag Franziskas trat er zwei Jahre hinter einander als Festredner auf. Der Herzog hatte es so bestimmt; denn er hielt viel von dem Talent des in der ganzen Akademie als Schöngeist bekannten Eleven. Er hatte ihm auch die Gegenstände der Reden eigenhändig vorgeschrieben, das eine Mal die Frage: „Gehört allzuviel Güte, Leutseeligkeit und große Freygebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?", das andere Mal die Weisung: „Die tugend in ihre folge betrachtet." Freilich, die Tugend, deren Wesen der Redner betrachtete, stand nicht ganz im Einklang mit den wirklichen Verdiensten der Personen, die er zu rühmen hatte. Schiller huldigte unter den Namen Karl und Franziska seinen abstrakten Idealen; der Herzog aber, in seiner blinden Selbstvergötterung merkte gar nicht, wie sehr das schmeichelnde Phantasiebild eines trefflichen Fürsten seinem eigenen Wesen widersprach, und strich selbst die Vergleichung mit einem Mark Aurel wohlgefällig als bare Münze ein.

Doch auch an Anerkennung seines Fleißes im Studium der Medizin sollte es dem Eleven Schiller nicht fehlen. Drei Preise wurden ihm zu teil, und im Herbst 1779 durfte er seine erste Probeschrift einreichen, um den Grad seiner wissenschaftlichen Reife darzuthun. Er wählte dazu ein Gebiet der Forschung, wo seine Lieblingsspekulationen in die Medizin einmünden konnten, und schrieb die Abhandlung „Philosophie der Physiologie", von welcher nur ein Bruchstück sich erhalten hat, mit dem Schwung seiner freiwaltenden Phantasie. Das Selbstgefühl und der Neuerungsdrang, die vorderhand noch nicht in der Dichtung mächtig hervorbrechen konnten, versuchten sich einstweilen an der Wissenschaft. Mit kühnen Hypothesen zieht ihr Jünger gegen die anerkanntesten Autoritäten der alten Schule zu Felde, gegen den deutsch-schweizerischen Dichtergelehrten Albrecht von Haller, in dessen Spuren er selbst gegangen, nicht minder, als gegen den Genfer Naturforscher Charles Bonnet, der „mit unverzeihlichem Leichtsinn über die schwersten Punkte dahinhüpfe, Dinge zum Grunde lege, die er niemals beweisen könne und Folgen daraus ziehe, die kein Mensch, ausgenommen ein Franzose, wagen kann". Schiller sucht die Verbindung zwischen Körper und Seele und verwirft die Theorie der Nervenschwingungen, die den Schwingungen der Materie entsprechen sollen. Dafür erfindet er eine „Mittelkraft", welche durch den Nervengeist eine Wechselwirkung zwischen Außen- und Innenwelt schafft und die sinnlichen Vorstellungen dem Denkorgan zuführt, wo sie ein dauerndes Dasein erlangen. Die Freiheit des Willens stellt er fest als die Kraft der Aufmerksamkeit, welche, von keinem Anstoß bewegt, ihre Richtung selbst bestimmt und die ihr untergeordneten zweiten Willenskräfte in Thätigkeit setzt. Von dem toten Bewegungsmechanismus der Weltanschauung eines La Mettrie und Voltaire wendet er sich entschieden ab, wie sich vordem auch Goethe in Straßburg von den atheistischen Systemen der Franzosen abgewendet hatte. Aber nicht wie dieser gab er sich hin an die Gottheit der allwaltenden Natur, ihm war noch das herrschende Princip die Idee, das Bewußtsein, der denkende Geist.

Die Lehrer, welche die Abhandlung zu beurteilen hatten, fanden manches daran auszusetzen, namentlich die kecken Angriffe Schillers gegen allverehrte Meister der Wissenschaft, sein „Vorurteil für neue Theorieen und den gefährlichen Hang zum Besserwissen". Sie erkannten zwar des Verfassers „gute und auffallende Seelenkräfte und seinen alles durchsuchenden Geist" an, hielten es aber nicht für ratsam, die Streitschrift zum Druck zu befördern. Demgemäß entschied auch der Herzog am 13. November 1779, daß die Schrift „noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden" solle, obwohl er selbst fand, daß der junge Mensch viel Schönes darinnen gesagt und besonders viel Feuer gezeigt habe. Gerade deshalb aber meinte er zugleich „wird es auch noch recht gut vor ihm seyn, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo

inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu seyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann".

Für Schillers Selbstgefühl war dieses Urteil eine niederschlagende Enttäuschung. Der Erfolg seiner zweijährigen angestrengten Studien hatte ihn im Stich gelassen. Vielleicht sogar hatte er sich heimlich mit der Hoffnung getragen, auf Grund seiner Arbeit ausnahmsweise schon jetzt, nach seinem vierten Jahr, die Akademie verlassen zu dürfen, obgleich das medizinische Studium auf fünf Jahre bemessen war und diesmal auch keiner seiner Genossen einen solchen Vorzug erhielt. Am meisten mochte ihn die Zumutung des Herzogs kränken, daß das Innerste seines Wesens, sein Feuer, gedämpft werden sollte. Es wurde dadurch nur desto heftiger aufgeregt und schlug lodernd in die Dichtung, die er vor zwei Jahren beiseite gelegt hatte und nun zu neuer Arbeit wiederaufnahm.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen mag diesen Entschluß gefördert haben. Einen Monat nach jener demütigenden Erfahrung sah Schiller mit leiblichen Augen den vorleuchtenden Stern seiner Zukunftsträume, den Dichter des „Götz" und des „Werther".

Alljährlich am 14. Dezember wurde der Stiftungstag der Akademie mit großer Feierlichkeit begangen, nachdem in den vorhergehenden vierzehn Tagen die öffentlichen Prüfungen der Zöglinge stattgefunden hatten, sowohl in den Wissenschaften als auch in den Künsten. „Die Zöglinge wurden in allen Zweigen derselben, gewöhnlich in Gegenwart des Herzogs selbst, unter freiem Zutritt der Väter der Zöglinge, und öfters auch mit Zuziehung auswärtiger Gelehrten, von ihren Lehrern examinirt. — Nach Beendigung der Prüfungen hielt der Herzog in dem Speisesaal, wo außer dem Hof auch die Eltern und Anverwandten der Zöglinge Zutritt hatten, nach dem Abendessen eine Rede, in welcher er über den Erfolg der Prüfungen, sowie überhaupt über den Zustand der Akademie sprach, sich des Gedeihens derselben erfreute, die Zöglinge, welche sich bei den Prüfungen vorzüglich ausgezeichnet hatten, unter Nennung ihrer Namen lobte, die minder gut bestandenen tadelte, und seine Hoffnungen für die Zukunft verkündigte."

In diesem Jahr waren die Prüfungen ihrem Ende nahe, als der Herzog noch die unerwartete Freude hatte, willkommene hohe Zeugen der Schlußfeierlichkeit in seine Akademie einzuführen. Karl August von Weimar, auf der Rückreise von der Schweiz, traf mit seinem Freund Goethe am Abend des 12. Dezember 1779 in Stuttgart ein. Obwohl sein Inkognito bewahrend, mußte der fürstliche Gast der dringenden Einladung seines durchlauchtigen Vetters Folge leisten und sein vertrauter Geheimrat an allen ihm erwiesenen Ehren teilnehmen. So stand denn Karl August zur Rechten und Wolfgang

Goethe zur Linken des Herzogs, als am 14. Dezember bei der Preisverteilung auch der Eleve Friedrich Schiller vortrat, um drei silberne Medaillen als Auszeichnung in verschiedenen Fächern der Medizin von seinem Wohlthäter in Empfang zu nehmen und ihm dafür nicht die darreichende Hand, sondern als Bürgerlicher nur den Rock zu küssen. Eine merkwürdige Konstellation: Karl August, der Feind alles Scheins, der Zögling eines Dichters, den er sich selbst zum Erzieher erkoren, und Karl Eugen, der Virtuose der Schaustellung, der Erzieher eines anderen Dichters, den er sich selbst zum widerwilligen Zögling geworben. Und neben ihnen die beiden Dichtergenien selbst, die das Schicksal hier zum erstenmal wie zur Vergleichung gegenüberstellte: der eine mit dreißig Jahren klar und heiter, ein Liebling des Glücks auf dem Gipfel des Ruhms und der Ehren, der andere mit zwanzig Jahren gedrückt und unmutig, dem Schicksal grollend und dennoch das stolze Bewußtsein der Kraft und den brennenden Durst nach Anerkennung im Busen! Die Bedeutung dieses Augenblicks hat nur Friedrich Schiller empfinden können. Goethe hat unter den vielen anderen Preisempfängern den hochaufgeschossenen Eleven wohl nicht sonderlich beachtet. Dieser aber, durch den Anblick seines „Gottes“ beschämt zugleich und ermutigt, mag damals schon still im Herzen den festen Vorsatz gefaßt haben, nicht zu ruhen, bis er es seinem Vorgänger gleich gethan oder auf seine Weise ihn wohl gar übertroffen habe. Als ihm für den nächsten Geburtstag des Herzogs, den 11. Februar 1780, die Einstudierung eines aufzuführenden Stückes zufiel, wählte er den „Clavigo“ und spielte selber die Titelrolle — freilich mit wenig glücklichem Erfolg — gleichsam als Nachfeier des Dichters, auf dessen Geist er seitdem unablässig sein inneres Auge gerichtet hielt.

Fühlte sich Schiller in solchen Momenten über die unerquickliche Wirklichkeit hinausgehoben, so folgte um so schmerzlicher der Rückschlag. Jetzt erst kam ihm der grelle Gegensatz zwischen seinem inneren Trieb und seiner äußeren Lage zu vollem brennendem Bewußtsein. Das Jahr, das er noch in dem Gefängnis der Akademie zurückgehalten wurde, erschien ihm wie eine endlose Qual. Schwermütige Stimmungen, ihm schon aus früheren Jahren vertraut, wenn er an die Unsicherheit seiner Zukunft dachte, tauchten wieder auf, der Überdruß am Leben überkam ihn und Todesgedanken umdüsterten seine Seele. Da trat der Tod selbst vor seinen getrübten Sinn. August von Hoven, der jüngere Bruder seines Freundes und beider Mitzögling in der juristischen Abteilung, ein hoffnungsvoller Jüngling von neunzehn Jahren, erkrankte und starb am 13. Juni 1780. Schiller durchwachte die Nacht am Bette des Sterbenden mit dessen Mutter. Er teilte den Schmerz der befreundeten Familie und stand erschüttert am offenen Grabe ihres Geliebten. Seine dichterische Einbildungskraft ergriff den Vorgang, gestaltete ihn ins Ungeheure und schuf,

in seinen Schrecken schwelgend, das schauerliche Nachtgesicht „Eine Leichenfantasie“. Dem trauernden Vater schrieb er einen Trostbrief, der die Trostlosigkeit seiner eigenen Seele kund giebt (15. Juni 1780): „Tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen seyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier' ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reiferen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu seyn. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tod Ihres theuren Sohnes geizig seyn, so aber gehört es einer Mutter, und dreien ohne mich hülflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen.“ Den Weltschmerz, den Schiller in diesen Worten ausspricht, steigert er noch wenige Tage darauf (19. Juni 1780) in einem Brief an seine Schwester Christophine. Er setzt sich an des Gestorbenen Stelle und spielt mit dem Gedanken des Selbstmords: „Ich darf Dir sagen, mit Freuden wäre ich für ihn gestorben. Denn er war mir so lieb, und das Leben war, und ist mir eine Last worden. O meine gute Schwester — was Dein empfindungsvolles Herz — was die zärtliche Mutter — was ach mein ehrwürdiger mein bester Vater, der so viel auf mich rechnet, mehr als ich ihm jemals leisten werde — gelitten haben würden, wenn ich der einzige Sohn und Bruder in dieser Stelle gewesen wäre, und doch, doch hätte es ja seyn können; kann es vielleicht noch seyn, daß ihr die Freude nicht mehr erlebt mich aus der academie treten zu sehen, daß ich — Siehst Du ich mag Dirs nicht aussprechen, aber es kann ja seyn — Wer hier in die geheimen Bücher des Schicksals schauen könnte — Mir wärs erwünscht, zehntausendmal erwünscht. Ich freue mich nicht mehr auf die Welt, und ich gewinne alles, wenn ich sie vor der Zeit verlassen darf. Ich bitte dich, Schwester, wenn es geschehen sollte, so sey klug und tröste Dich und tröste Deine Eltern ... Ich habe das Glück vor vielen Tausenden (das unverdiente Glück), den besten Vater zu haben, und hier findet sich ein anderer auch vortrefflicher Mann, der mich Sohn nennet. Ich habe viele Freunde in der acedemie die mich sehr lieben. Ich habe Dich meine Theure, und doch kan dis alles keine Heiterkeit von einiger Dauer in meine Seele rufen. Du weist nicht, wie ich so sehr im innern verändert, zerstört bin. Auch sollst Dus gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geists untergräbt.“

Glücklicherweise scheint er wenigstens mit der Ausführung irgend einer

unheilvollen Absicht noch keine Eile zu haben; denn am Schluß fügt er hinzu: „Die Wäsche besorge bald, auch die Schuhe. Mahne die liebe Mama an Strümpfe, und bitte Sie sie möchte mir ein Hemd ohne Manschetten zum Nachthemd zurechtmachen. Es darf von grober Leinwand seyn. Bitte den lieben Papa, daß er mir ein Buch Papier schicke und einige Kiele.“ Er schrieb zu dieser Zeit an den „Räubern“ und schrieb sich damit die Todesgedanken und deren Grund, den Ingrimm gegen die Knechtung seines Geistes, von der Seele.

Ein anderer erschreckender Vorgang mag dazu mitgewirkt haben, ihn dicht vor dem Abgrund aufzurütteln. Zu dem schwermütig Grübelnden kam gerade um diese Zeit ein ihm befreundeter Eleve Grammont aus Mömpelgard und forderte „mit fürchterlich ruhiger Miene“ einen Schlaftrunk. Schillers mitfühlender Argwohn dringt tiefer und erfährt, daß es in entschlossenem Ernst auf einen Selbstmord abgesehen sei: der Unglückliche kann das Leben in der Akademie nicht mehr ertragen. Schiller sucht ihn hinzuhalten, bewegt ihn, sich krank zu melden, und erhält auf seinen Bericht den Auftrag, den Trübsinnigen zu beobachten. Wochenlang leistet er ihm Gesellschaft, sucht ihn aufzuheitern und bringt ihn ab von dem Versuch, sich durch Hunger zu töten. Dann verschafft er ihm freiere Bewegung, erreicht auch seine scheinbare Besserung; doch ein Rückfall tritt ein, und Grammont genas nicht eher, als bis er nach Hause entlassen worden. Heilsam aber erwies sich schon vorher die Beschäftigung mit dem Kranken für den Arzt selbst. Es erging Schiller mit dem Selbstmordversuch Grammonts wie Goethe mit dem Selbstmord Jerusalems. Es war beiden, als ob sie nachtwandelnd ihr eigenes Antlitz im Spiegel erblickten und dadurch erwachten. Was für Goethe die Berichte Kestners über die näheren Umstände von Jerusalems Tod, das waren für Schiller seine eigenen Berichte über Grammonts Krankheitszustand. Und wie Goethe seinen dichterischen Doppelgänger Werther statt seiner der Qual erliegen und die That vollführen läßt, so läßt Schiller an sein dramatisches Ebenbild Karl Moor die eigene Versuchung zwar auch gefährlich herantreten, aber „die Qual an seinem Stolz erlahmen“.

In die Arbeit an seinem Drama flüchtet sich jetzt der gerettete Jüngling mit all seinen scharfen Gedanken und herben Empfindungen. Zwei Jahre reiferer Erfahrung haben den Plan erweitert und vertieft. Der Schwerpunkt der Dichtung hat sich verändert und mit ihm auch ihr Name. Aus dem „Verlorenen Sohn“ sind „die Räuber“ geworden, aus einem rührenden Familienereignis ein aufrührerisches Tendenzstück, aus der ergreifenden Klage über ein Einzelschicksal die aufreizende Anklage allgemeiner Zustände. Alles, was sich von „Bitterkeit gegen die unidealische Welt“ in des Dichters Seele angesammelt, bricht mit ungestümer Naturgewalt daraus hervor: der ganze Ingrimm des gemißhandelten Selbstgefühls, die ganze Empörung der unterdrückten Freiheit,

sein Kraftbewußtsein, sein verhaltener Thatendrang, sein Hunger nach Ruhm. Alle Größe der Natur und des Geistes, die er für sich selbst erträumte, häuft er auf seinen Helden Karl Moor, alle menschenfeindliche Bosheit, die er den Mächtigen der Erde zutraute, auf dessen Widerspiel Franz. Als Brüder kennzeichnet diese beiden nur die ihnen gemeinsame haarscharfe Dialektik, geglüht bei dem einen im flammenden Herzen, geschliffen bei dem anderen am eiskalten Verstande. Was für ihre Gestaltung die Menschenerfahrung nicht bot, das mußte die Büchererfahrung ersetzen. Goethes Götz und Werther, Shakespeares Richard III. und Jago, die beiden Söhne Glosters aus „König Lear" und der ehrwürdige Räuber Roque aus dem „Don Quixote" des Cervantes haben dazu Modell gestanden. Der alte Moor ist ein blasses Nachbild des biblischen Erzvaters, der um den Tod seines Lieblingssohnes klagt, und Amalia vollends blieb ein leerer Schatten, der keinem weiblichen Wesen ähnlich sah. Züge des wirklichen Lebens hatten nur die Genossen des großen Räubers, zu denen Schiller die Vorbilder täglich mit seinen Augen beobachten konnte. Aber was er ganz sich selbst zu verdanken hatte, das war die Art seiner Komposition, die dramatische Form des Stückes. An Shakespeare und Lessing geschult, trägt sie doch ihr völlig eigenes Gepräge. Rastlos bewegte Handlung, die in sich geschlossenen Glieder fest zusammengekettet und straff gespannt, ist ihre Seele. Sprengen die „Räuber" auch gleich dem „Götz" die Fesseln der Einheit von Ort und Zeit, so ist die Zahl der Verwandlungen doch auf das Unentbehrliche beschränkt, und die Handlung setzt sich nicht wie dort aus einer langen Reihe zum Teil flüchtig forthuschender Stimmungen zusammen, sondern stürmt in großen wohlgezielten Sprüngen von Halt zu Halt steil aufwärts dem Gipfel zu. Und sind auch die Charaktere des Stückes übertrieben im Guten wie im Bösen, in der Kraft wie in der Schwäche, waren auch ihre Reden maßlos und ihre Handlungen unwahrscheinlich: ihre Empfindung mußte echt sein; denn der Dichter selber hatte sie durchlebt und mit ihm die Freunde, die ihn verstanden. Begeistert nahmen sie auf, was er bruchstückweise und heimlich, wie es in durchwachten Nächten bei der Lampe oder während der Besuche in den Krankensälen entstanden, selber begeistert ihnen vorlas, wo sie nur unbemerkt sich zusammenfinden konnten, auf Gängen und Höfen, in den Pausen des Unterrichts, bei lässig beaufsichtigten Spaziergängen. Das Bild einer solchen Vorlesung im „Bopserwäldchen" hat Viktor Heideloff, der ihr beiwohnte, in einer Zeichnung festgehalten. Hingerissen von seinem eigenen Werke recitiert der Dichter, auf den Wurzeln einer Fichte stehend, die Scene, wo der alte Moor, aus dem Turme wiederauferstanden, dem unerkannten Sohn die Geschichte seines Elends erzählt und Karl bei Himmel und Erde die fürchterlichste Rache an dem unnatürlichen Bruder gelobt. Fünf Freunde des Dichters, auf dem Boden gelagert oder an Bäume gelehnt, lauschen tief

erregt und zu lautem Beifall bereit seinen leidenschaftlichen Worten: außer dem Zeichner selbst noch Hoven, Zumsteeg, Dannecker und der Militäreleve Kapff.

Indessen neigte dem sehnsüchtig harrenden Dichter die vorgeschriebene Dauer des medizinischen Studiums ihrem Ende zu. Zwei neue Probeschriften reichte Schiller seinen Lehrern ein, eine deutsche aus seinem Lieblingsfach der philosophischen Physiologie: „über den großen Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" und eine lateinische aus der eigentlichen Krankheitskunde: „über den Unterschied der entzündlichen und der faulen Fieber". Die erstere Abhandlung war eine Erneuerung seiner früheren Arbeit über denselben Gegenstand, reifer, klarer, bestimmter, aber noch immer mit gewagten Behauptungen durchsetzt und mit poetischen Blumen geschmückt. Genauer wird die innige Wechselwirkung zwischen Körper und Seele nachgewiesen, aber zugleich erfahrungsgemäßer die Materie als notwendige Voraussetzung der an die Sinne gebundenen geistigen Thätigkeit aufgefaßt und der erste Antrieb zum Denken von einer körperlichen Empfindung abhängig gemacht. Erschien früher der bewußte Geist als alleinherrschende Kraft, so erwächst jetzt sogar seine kulturhistorische Vervollkommnung aus den Bedürfnissen des tierischen Triebes, und selbst die Freiheit des Willens muß sich mit der eisernen Notwendigkeit der Naturgesetze abfinden. Dennoch verleugnet sich auch in dieser Untersuchung der spekulative Schöngeist nicht. Zur Begründung und Erläuterung seiner Sätze führt Schiller neben Medizinern und Naturforschern, Philosophen und Historikern eine ganze Reihe seiner Lieblingsdichter an, neben Boerhave und Newton, Ferguson und Schlözer Stellen aus Shakespeares, „Macbeth", „Julius Cäsar", „Richard III." und „Heinrich VI.", Goethes „Götz" und Gerstenbergs „Ugolino," Verse aus Klopstock und Haller. Ja er kann es sogar nicht unterlassen, seine eigenen „Räuber" zu citieren, freilich nur pseudonym als ein englisches Stück unter dem Titel „Life of Moor. Tragedy by Krake." Die Stellen aber, die er daraus anführt, und die Sätze, die er damit begründet, beweisen den völligen Einklang seiner dichterischen Anschauung mit seiner wissenschaftlichen Überzeugung.

Die Abhandlung erschien den Lehrern diesmal wohlgeraten. Sie hatten daran nur kleine Ausstellungen zu machen und empfahlen sie zum Druck, während die lateinische Dissertation, obwohl zufriedenstellend, doch nicht druckfähig befunden wurde. In der Widmung seiner Schrift an den Herzog rühmte Schiller, daß dessen väterliche Fürsorge den Grund zu dem Glück seines ganzen Leben gelegt, welches ihm nur dann fehlen würde, wenn seine eigenen Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzten. Worauf aber seine Hoffnung gerichtet ist, läßt er deutlich durchblicken: ein Arzt, welcher die gröberen Räder des seelenvollsten Uhrwerks nur terminologisch und örtlich wisse, könne vielleicht am Krankenbette Wunder thun, der Herzog aber habe die Arzneikunst

aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschaft in den höheren Rang einer philosophischen Lehre erhoben. Offenbar scheute Schiller vor dem Beruf eines praktischen Arztes zurück und hatte ein akademisches Lehramt im Auge.

Zum letztenmal beteiligte sich Schiller an der öffentlichen Schlußprüfung der Akademie am 14. Dezember 1780, indem er bei einer in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation als Opponent gegen einen Professor auftrat. Bei dieser Gelegenheit sah ihn ein junger Tonkünstler aus Stuttgart, Andreas Streicher, den die Musikaufführungen herbeigelockt hatten. „Obwohl Streicher," wie er selbst berichtet, „Schillers Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die röthlichen Haare — die gegen einander neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breit gewölbten Stirn hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Streicher hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Seyn und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an, daß sich ihm der ganze Auftritt tief einprägte. — Als Streicher nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu seyn, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte, und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte."

Am nächsten Tage erhielt Schiller endlich die längst ersehnte Entlassung aus der Akademie, doch — als ob seine eigene Prophezeiung in dem Briefe an den alten Hoven in Erfüllung gehen sollte — die Freude darüber wurde ihm durch eine neue Enttäuschung auf das bitterste vergällt. Der Dichter hatte sich auf einen wissenschaftlichen Beruf, auf eine Gelehrtenlaufbahn gefaßt gemacht: statt dessen erhielt er eine Anstellung als Regimentsmedikus bei dem halbinvaliden Regiment des Generals Augé mit der Uniform eines Feldschers ohne Degenquaste und einem Gehalt von monatlich achtzehn Gulden. Das also war die gute Versorgung, die der Herzog den Eltern des Eleven bei seiner Aufnahme versprochen. Hatte der junge Mann, dem er doch sonst manche Zeichen des Wohlwollens gegeben, ihn in der letzten Zeit durch unvorsichtiges Benehmen erzürnt? War durch die Aufseher Mißliebiges über ihn hinterbracht worden? Bemerkte der durchlauchtige Schulmeister den Groll, den der Unbefriedigte heimlich im Herzen, das hohe Selbstgefühl, das er offen zur Schau trug, und hielt es auch jetzt noch für nötig, das zu starke Feuer durch fortgesetzte militärische Disciplin zu dämpfen? Oder war es nach der „gnädigen" Unterhaltung vom Vorabend nur eine eigensinnige Despotenlaune, die sich gefällt, ihre Allmacht dadurch zu offenbaren, daß sie

immer das Gegenteil von dem thut, was man von ihr erwartet? Die Stellung, in welche Schiller eintreten mußte, war wohl die regelrechte erste Stufe auf der Rangleiter der Militärärzte, aber eben diese Regelmäßigkeit empfand sein auf eine Ausnahme gerichteter Geist als eine harte Zurücksetzung, als eine Erniedrigung namentlich denjenigen Genossen gegenüber, die, wie Scharffenstein und Kapff, als Leutnants austraten und denen er nun dienstlich untergeordnet war.

Auch seinen Eltern brachte Schiller, als er sie wohl zum erstenmal nach so langer Zeit wieder besuchen durfte, mit der Freude des Wiedersehens zugleich die Enttäuschung und frische Sorge ins Haus, wo er ein neues, jetzt dreijähriges Schwesterchen Nanette Karoline Christiane (geb. 7. September 1777) vorfand. Bei seinem schmalen Gehalt, der auch zum bescheidensten Leben nicht hinreichte, war er auf einen Zuschuß von väterlicher Hand so lange wenigstens angewiesen, bis es ihm gelänge, durch Privatpraxis ein besseres Auskommen zu finden. Zur Erleichterung dessen hatte ihm der Vater für 120 Gulden zwei Civilanzüge machen lassen und bat nun in einem unterthänigsten, von heißem Dank erfüllten Gesuch den Herzog für seinen Sohn um die Erlaubnis, „außer seiner Verrichtungen beim Regiment, bei dem Bestreben nach einer Praxi in der Statt oder auf dem Lande diese Kleidung anziehen zu dürfen". Allein selbst diese wohlfeile Vergünstigung schlug der Herzog ab mit den dürren Worten: „Sein Sohn soll uniform tragen."

So nahm Schiller die Verbitterung aus der Akademie mit hinaus in seinen neuen Beruf, aber zugleich den Talisman, der ihm diese Verbitterung in einen Triumph umwandeln und sein Lebensschicksal in seine eigene Hand geben sollte: sein vollendetes Werk „die Räuber".

Als der Dichter in der Feldscheruniform zum erstenmal sich auf der Parade vorstellte, rief der Kontrast seines äußeren und inneren Wesens manches halb mitleidige Lächeln bei den versammelten Offizieren hervor. Unter diesen befand sich auch Leutnant Scharffenstein, sein früherer Busenfreund, der, bereits seit zwei Jahren aus der Akademie entlassen, sich inzwischen brieflich mit ihm ausgesöhnt hatte und nun beim ersten Wiedersehen dem „Decorum gram war, das ihn hinderte, den lang Entbehrten zu umfassen!" Das Bild, das er von dessen Aussehen giebt, mag freilich komisch genug gewesen sein: „Eingesperrt in der Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt und, vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern, steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife, vergipste Rollen; der kleine Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale, roßhärige Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größern Diameter

als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch."

Noch mehrere Freunde von der Akademie her fand Schiller in verschiedenen Berufen wieder und schloß sich mit ihnen zu einem neuen vertrauten Kreis zusammen, darunter Petersen, der als Unterbibliothekar, und Dannecker, der als Hofbildhauer angestellt war. Zu diesen gesellte sich im nächsten Jahr Zumsteeg als Hofmusikus. Aus Ludwigsburg kam auch Hoven herüber, der nach Erwerbung des Doktortitels und abgelegtem praktischen Examen an dem dortigen Militärwaisenhaus zum Arzt ernannt war. Schiller hieß und unterschrieb sich zwar auch Doktor, dachte aber nicht daran, noch weitere Anstrengungen um Titel und Prüfung zu machen, da ihm der medizinische Beruf verleidet war. Er hatte ganz andere Dinge im Sinn. Zuvörderst wurde die akademische Freiheit, die ihm gerade durch die Akademie so grausam verwehrt gewesen, so gut es eben ging, durch ein burschikoses Studentenleben mit den Genossen nachgeholt. Weit reichten freilich ihre Mittel nicht. Gemeinsame frugale Mahlzeiten, bestehend in Kartoffelsalat und Knackwurst nebst Schinken und Brot, und bei besonderen Gelegenheiten mit ein paar Flaschen Landweins angefeuchtet, immer aber mit derbem jugendlichem Humor gewürzt, eine Pfeife Tabak, Kegelschieben und Kartenspiel: das waren die Hochgenüsse, zu denen die armen Schlucker sich versteigen durften. Der Umgangston, der nunmehr unter den jungen Leuten herrschte, war nichts weniger als akademisch. Je strenger die Zucht war, der sie auch ihre Reden bisher hatten unterwerfen müssen, desto wirksamer lockte jetzt der Reiz zu ungezügelter Roheit des Ausdrucks, und die zurückgedämmte Sinnlichkeit, selbst vom Anblick der Schönheit und Anmut gewaltsam abgehalten, rächte sich ausbrechend durch manche Verirrung, welche nicht blos in den ökonomischen Verhältnissen des Dichters, sondern auch in einzelnen seiner Gedichte nicht eben erquickliche Spuren zurückließ.

Rasch aber erhob sich sein Genius wieder zu höherem Fluge. Der Tod war es, der ihn von Neuem aufscheuchte. Am 16. Januar 1781 starb in Stuttgart der Apothekerssohn Joh. Christian Wekherlin, Schillers früherer Akademiegenosse, dem er noch im August 1780 ins Stammbuch geschrieben hatte: „Auf ewig bleibt mit dir vereint — Der Arzt, der Dichter und dein Freund." Zum zweitenmale tief erschüttert von einem gleichen Ereignis, das ein hoffnungsvolles Leben in der schönsten Blüte dahingerafft, dichtete Schiller seine „Elegie auf den Tod eines Jünglings", eine weiche, schmelzende, liebevolle Klage über die Grausamkeit des Schicksals, einfacher, wahrer, inniger zu Herzen gehend als die „Leichenfantasie", durchbebt zugleich vom Zorn über die nichtswürdige Nichtigkeit des Welttreibens

und von dem verheißungsvollen Trost, daß „nicht in Welten, wie die Weisen träumen, auch nicht in des Pöbels Paradies“, doch irgendwie jenseits des Grabes der hochentzückte Geist zur Anschauung der Wahrheit gelange.

Und nun öffneten sich die Schleusen seiner Brust, und ihr entströmten zum erstenmal Gesänge der Liebe. Aber welcher Liebe! Eines Seelenzustandes, an welchem die schwärmende Einbildungskraft mehr Anteil hat als die beglückten Sinne. Statt der Empfindung, die das Herz bewegt, spricht darin der „Gedanke, der durch das Weltall steuert“. „An Laura“ sind die Gedichte überschrieben, doch vergebens sucht man hinter diesem Namen die Spuren des geliebten Weibes, dem er gelten soll. Statt eines lebendigen Menschenkindes feiert der Dichter nur einen beseelten Begriff: „Träume werden um ihn her zu Wesen.“ In gleichem Alter hatte zehn Jahre früher Goethe seine Lieder „an Friederike“ gesungen. Aber in ihnen wie anders spiegelte sich das bewegte Gemüt des Dichters und die anmutige Gestalt seines geliebten Mädchens! Der ganze Gegensatz zweier grundverschiedener Temperamente springt sogleich in die Augen. Bei Goethe das sinnliche Entzücken an den Reizen der Natur, bei Schiller die übersinnliche Begeisterung an philosophischen Ideen; dort das Verweilen auf der lenzgeschmückten Erde, hier das Flüchten über diese Welt; dort Nachtigallensang und Blumen und lachende Gegenwart, hier Schöpfungssturm und Sonnen, Weltenbrand und Ewigkeit; dort das liebliche Abbild jugendfrischen Lebens, hier der nachzitternde Widerhall einer großartigen Stimmung; dort farbige Wirklichkeit, hier glühende Phantasie.

Und doch war „Laura“ nicht ein bloßes Hirngespinst. Das Urbild der Geliebten, die Schiller unter diesem Namen feierte, lebte wirklich, nur daß es sich in der idealisierenden Phantasie des Dichters zu einem höheren Wesen umgestaltete. Es war die Wirtin der beiden Zimmer, die er nach den ersten sechs Wochen des Alleinwohnens zusammen mit Leutnant Kapff bezogen hatte: die dreißigjährige Hauptmannswitwe Luise Dorothea Vischer, eine kleine zarte Blondine mit blauen Augen, weder durch Schönheit, noch durch Geist ausgezeichnet, aber, wie es scheint, gutmütig, nicht ohne musikalisches Talent und jedenfalls anziehend und gefällig genug, um einen feurig empfindenden jungen Mann, der nie vorher Umgang mit Frauen gehabt, zu vorübergehender Leidenschaft zu entflammen. Vier Jahre darauf ließ sich die empfängliche Dame, die bis dahin eines guten Rufs genossen, von einem neunzehnjährigen adligen Studenten aus Wien entführen.

Inzwischen hatte Schiller auch die letzte Hand an die „Räuber“ gelegt, und es galt nunmehr, nach mannichfaltigen Beratungen mit den Freunden, das Werk auf geeignete Weise in die Öffentlichkeit zu bringen. Er brauchte Geld und das Urteil des „unbestochenen Richters“ Publikum. Petersen, der auf

einer Reise nach der Pfalz begriffen war, sollte versuchen, in Mannheim einen Verleger aufzutreiben und so, daß der Name des Verfassers geheim gehalten würde. Der Versuch mißglückte, ebenso wie die Umfrage bei drei Buchhändlern in Stuttgart. Notgedrungen entschloß sich Schiller, das Stück im Selbstverlag drucken zu lassen, wie es vordem auch der Dichter des „Götz" gethan. Wie dieser mußte auch er bei einem Darleiher das dazu nötige Geld aufnehmen, für dessen Zurückzahlung sich eine dritte Person verbürgte. Die Herstellung des Werkes übernahm die Metzlersche Buchhandlung in Stuttgart. Noch während der Druck rasch vor sich ging, schickte der Dichter die ersten sieben Aushängebogen an den Hofkammerrat Schwan in Mannheim, einen angesehenen, litterarisch thätigen, einflußreichen Buchhändler, der mit dem Intendanten des im Jahre 1779 eröffneten Nationaltheaters, Wolfgang Heribert von Dalberg, in freundschaftlicher Verbindung stand. Diesem teilte der einsichtsvolle Buchhändler, der die ungewöhnliche Bedeutung des Werkes sogleich erkannte, die erhaltenen Bogen mit und sandte dem Verfasser ein sehr anerkennendes, zugleich auf Mäßigung des allzu Grellen gerichtetes Urteil. In der That milderte Schiller im weiteren Verlauf des Druckes sowohl einzelne Stellen als ganze Scenen und schrieb statt der bereits gedruckten Vorrede, die neben einer strengen Selbstkritik zugleich maßlose Ausfälle gegen die eiskalte französische Regelmäßigkeit und gegen den vornehmen Pöbel in Federhut, Tressenrock und weißen Kragen enthielt, eine neue in vorsichtigerem Ton. Während er früher die Kraft erhabener Missethäter als die Glanzseite ihrer Natur hinstellte, sucht er jetzt die kühne Zeichnung des nackten Lasters mit der moralischen Absicht zu rechtfertigen, daß sie den Abscheu erwecken solle. Hier wie dort behauptete er, das Stück nicht für die Bühne geschrieben zu haben; aber er fügt doch einlenkend hinzu: „Ich würde mich übrigens glücklich schätzen, wenn mein Schauspiel die Aufmerksamkeit eines deutschen Roscius verdiente."

Im Mai 1781 erschienen „Die Räuber" im Buchhandel mit dem vorgeschobenen Verlagsort „Frankfurt und Leipzig" und ohne Nennung des Verfassers. Das Buch erregte sogleich in der ganzen deutschen Lesewelt das gewaltigste Aufsehen. In der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung" wurde der Dichter mit den Worten begrüßt: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser", ähnlich wie Goethe nach dem Erscheinen des „Götz" begrüßt worden war. Auch sein Name blieb nicht lange verschwiegen, und so war Schiller durch sein dramatisches Erstlingswerk mit einem Schlage ein berühmter Mann. Bald kamen neugierige Landsleute und reisende Schöngeister, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Der Empfindler Leuchsenring aus Darmstadt und der Aufklärer Nicolai aus Berlin suchten seine mehr als bescheidene Wohnung auf, wo Ballen der gedruckten „Räuber" in

der einen Ecke und ein Haufen Kartoffeln nebst leeren Flaschen und Tellern in der anderen den Gegensatz von Ruhm und Leben anschaulich machten. Aber auch die treuherzige, begeisterte Jugend drängte sich nun ihm zu, darunter zwei für seine Zukunft bedeutungsvolle Gestalten: Andreas Streicher, der froh erstaunt in ihm den Eleven wiederfand, dessen erster Anblick ihn schon im Prüfungssaal der Akademie gefesselt, und Wilhelm von Wolzogen, der, selbst noch Zögling der Akademie, ihm in seiner Mutter, der Freifrau Henriette von Wolzogen, eine hilfsbereite mütterliche Freundin zuführte.

Mit der Ausbreitung des Ruhmes hielt leider die Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse nicht gleichen Schritt. Die achthundert Exemplare der „Räuber“ fanden nur langsamen Abgang und wurden deshalb im ganzen an einen Antiquar verkauft; dafür erschien das Stück im Verlage des Mannheimer Buchhändlers Tobias Löffler „in zwoter verbesserter Auflage“, das heißt, um einige Zweideutigkeiten vermindert und um die von Zumsteeg komponierten Lieder vermehrt, mit dem zornig aufsteigenden Löwen auf dem Titelblatt und dem deutlichen Wahlspruch: in Tirannos. Doch die Einnahmen ließen sich mit den Ausgaben nicht ins Gleichgewicht setzen. Die Gage war gar zu dürftig, die Praxis nicht in Anschlag zu bringen, das Honorar aus sonstigen litterarischen Beschäftigungen, wie die Beiträge zu den Mäntlerschen „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“, gering, und von neuem kostspielig die Herausgabe einer „Anthologie“ im Selbstverlag und einer Vierteljahrsschrift „Würtembergisches Repertorium“ im Verein mit Petersen und Abel.

Da kam doppelt verheißungsvoll aus Mannheim von Dalberg, dem Intendanten, und Schwan, dem Verleger, die Aufforderung, die „Räuber“ für eine Aufführung am Nationaltheater bühnengemäß umzuarbeiten. Mit Freuden erklärt sich der Dichter dazu bereit und geht sogleich an die Arbeit. Er mildert und kürzt die Räuberscenen, opfert, wenn auch mit schwerem Herzen, der „Theatermechanik“ zuliebe manchen guten Zug und bringt manchen neuen hinzu. Die Handlungen werden sorgfältiger motiviert und die Auftritte enger zusammengeschlossen; der „Pater“ verwandelt sich in eine „Magistratsperson“; der Pastor Moser wird ganz gestrichen und dafür die Bedeutung Hermanns verstärkt. Vor allem aber erhält das Stück einen neuen Schluß. Statt sich selbst zu erdrosseln, wird der von den Räubern gefangene und gerichtete Franz in den Turm gestoßen und Karls Abschied von der Bande zu reicherer Bewegung erweitert: ein Zugeständnis an das Bedürfnis äußerlicher Vergeltung und erhöhter Theaterwirkung auf Kosten der ursprünglichen dichterischen Empfindung. Doch mit diesen Änderungen war Dalberg noch nicht zufrieden. Er verlangte außer-

dem, daß Amalia sich selbst töte und daß die ganze Handlung in die Zeit der Raubritter und des Landfriedens zurückgeschoben werde. Die erste Forderung wies Schiller entschieden ab, weil er die Tötung Amalias durch Karl als einen Höhepunkt in der Entwickelung dessen Charakters nicht entbehren konnte; der zweiten fügte er sich nach langem Widerstreben, obgleich dadurch dem Stück seine lebendige Beziehung auf die Gegenwart unterbunden wurde. Aber er konnte die Gründe des erfahrenen Theaterleiters nicht aus dem Felde schlagen, wollte er nicht gradezu den Angriff auf die Mitwelt geltend machen und sich dadurch den Weg auf die Bühne versperren. Der ganze moderne Ton freilich konnte trotzdem nicht zugleich mit dem Kostüm verändert werden, und sogar manche thatsächliche Angabe aus dem achtzehnten Jahrhundert blieb im Widerspruch mit dem vorgeschützten sechzehnten Jahrhundert stehen.

Solchergestalt sollte endlich die Aufführung des Stückes am 10. oder 12. Januar 1782 in Anwesenheit des Dichters vor sich gehen, wurde aber, da der Regimentsmedikus bei der Geburtstagsfeier der Gräfin Franziska von Hohenheim nicht fehlen durfte, auf Sonntag, 13. Januar verschoben. Um sich ohne Urlaub entfernen zu können, meldete sich Schiller krank und reiste mit Vorwissen seines wohlwollenden Kommandeurs in Petersens Begleitung nach Mannheim. Als er, etwas verspätet durch eine unterwegs gepflogene Unterhaltung mit einer hübschen Kellnerin, seinen Sitz in der dunklen Parterreloge seines Freundes Schwan einnahm, war das Haus bereits überfüllt. Aus allen Nachbarstädten bis Frankfurt a. M. und Mainz waren die Zuschauer mit hochgespannten Erwartungen zusammengeströmt. Die Vorstellung, welche um fünf Uhr begann und, in sieben Handlungen geteilt, volle vier Stunden dauerte, machte in der ersten Hälfte nicht die erwartete Wirkung, entfesselte dagegen von der Scene an, in welcher der alte Moor aus dem Turm steigt, den brausendsten Beifall, der bis zum Ende anhielt. Schiller selbst, der „zum ersten Mal in seinem Leben etwas mehr als Mittelmäßiges hörte", war von den Leistungen der Schauspieler entzückt. In einem fingierten Briefe des „Wirtembergischen Repertoriums" aus „Worms, den 15. Jenner —82" urteilt er darüber: ... „Im Ganzen genommen, that es die vortrefflichste Wirkung. Hr. Böck als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts gespannt zu liegen. In der mitternächtlichen Scene am Turm hör ich ihn noch, neben dem Vater knieend mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwören. — Sie müssen wissen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maasgab seines Laufs ein natürliches schröckliches Licht in der Gegend verbreitete — Schade nur, daß Hr. Böck für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Hr. Iffland der den Franz vor-

stellte, hat mir ... am vorzüglichsten gefallen ... Noch hör ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstund, das ruchlose Nein sagen, und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken. ‚Ja! Ja! — droben einer über den Sternen!‘ — ... Wenn nur Hr. Iffland seine Worte nicht so verschlänge, und sich nicht im Deklamiren so überstürzte! Teutschland wird in diesem



Iffland.

jungen Mann noch einen Meister finden. Hr. Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Hr. Meyer spielte den Hermann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindesten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani spielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theater-Affektationen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist.“

Sogleich nach der ersten Aufführung seines Stückes richtete sich Schillers Blick wie selbstverständlich auf sein geheimes Vorbild. Es drängte ihn, mit Goethe in Verbindung zu treten. Er wollte den „Götz" für die Mannheimer Bühne bearbeiten, jedoch nicht ohne Goethes Zustimmung vorher einzuholen. Erst ersuchte er Dalberg, ihm durch seine persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter die Erlaubnis auszuwirken, dann wollte er selbst sich an diesen wenden. Allein im Drang eigener Neuschöpfungen blieb diese Absicht unausgeführt.

Allmählich verbreiteten sich die „Räuber" über die größeren Bühnen, um so rascher jedoch durch das ganze Lesepublikum Deutschlands. Die Wirkung, welche das Stück überall hervorrief, glich ganz derjenigen, welche auf die Erscheinung des „Götz" und „Werther" folgte. Die Jungen waren begeistert, die Alten entsetzt. Maßloses Lob und maßloser Tadel in den Zeitungen, Bearbeitungen und Fortsetzungen für die Bühne, ein starker Nachwuchs von Räuberromanen in der Litteratur. Mißliebige Erscheinungen des Lebens, welche, im Geiste der Zeit begründet, nur eben auch hervortraten, wurden dem unheilvollen Einfluß dieses Werkes zugeschrieben, manche Thorheiten vielleicht auch wirklich durch einen irregeleiteten Nachahmungstrieb erweckt. In Leipzig mußte das Stück auf Anordnung des Magistrats von der Bühne wieder verschwinden, weil seit seinen Aufführungen die Diebstähle im Theater und in der Stadt in bedenklicher Weise zugenommen haben sollten. In Baden erzählte man von einem jungen Baron, der eine Bande um sich versammeln und seine Heldenlaufbahn mit Entführung, Brand und Mord antreten wollte, und in einer Stadt Schwabens plante sogar die Schuljugend einen Räuberausflug in die böhmischen Wälder, der nur durch die verräterische Zärtlichkeit eines vorher von seinen Eltern Abschied nehmenden Knaben hintertrieben wurde. Der Dichter mochte das Bedürfnis fühlen, sich gegen solche Folgerungen zu verwahren, und wie Goethe seinem Werther, so schickte Schiller seinem Karl eine Warnung an den Leser nach in dem „Monument Moors des Räubers":

„Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl
Lernt behutsamer spielen.
Störrig knirscht in den Zügel das Sonnenroß;
Wie's am Seile des Meisters
Erd' und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,
Flammt's am kindischen Zaume
Erd' und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaëton."

Erfüllt vom Hochgefühl seiner schöpferischen Kraft, erfrischt vom Hauch eines freieren Lebens, geschmeichelt von der Aussicht in eine ruhmvolle Zukunft

war Schiller aus Mannheim nach Stuttgart zurückgekehrt zu den Pflichten des Dienstes, dessen regelmäßig wiederkehrender Zwang ihm jetzt noch unerträglicher werden mußte. Schon trug er sich mit dem Plane zu einem neuen Werke, das er Dalberg für dessen Bühne versprochen: „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua." Der Stoff, auf den er durch einen Ausspruch Rousseaus in dessen von Helfrich Peter Sturz geschriebenen „Denkwürdigkeiten" aufmerksam geworden, schien für seine dichterischen und theatralischen Absichten gleich günstig: ein erhabener Verbrecher, republikanische Tendenz und die Handlung in die ideale Ferne der Vergangenheit entrückt, wie es Dalbergs vorsichtigen Wünschen zusagte. Wies dieser ihn doch auch selbst auf die Geschichte des Don Carlos hin.

Die begonnene dichterische Arbeit störte eine Zumutung des Berufs. Im Februar wurde die Militärakademie als „hohe Karlsschule" zur kaiserlichen Universität erhoben. Der Herzog wünschte ihre Bedeutung sogleich dadurch zu kennzeichnen, daß eine größere Anzahl seiner Zöglinge durch sie promoviert würde. Auch Schiller sollte bei solcher Gelegenheit den Doktorgrad erwerben und zu diesem Behuf eine medizinische Dissertation anfertigen. Aber der dem Vater zuliebe gefaßte Entschluß wurde bald wieder fallen gelassen. Wie seinerzeit Goethe, so verschmähte jetzt auch Schiller den nachträglichen Doktorhut und folgte dem Ruf seines Helden.

Unterdessen war sein Genius auch auf dem lyrischen Gebiet mit einer bedeutsamen Offenbarung hervorgetreten. Im feindlichen Wetteifer gegen den „Schwäbischen Musenalmanach" des Stuttgarter Allerweltspoeten Gotthold Friedrich Stäudlin, der einigen seiner Gedichte die Aufnahme verweigert hatte, gab Schiller seine „Anthologie auf das Jahr 1782" heraus: eine Sammlung von dreiundachtzig Gedichten. Über die Hälfte, trotz der Bezeichnung mit verschiedenen Chiffern, stammte von ihm selbst her und war bereits im vorhergegangenen Jahr entstanden: außer den Lauraoden und einer Anzahl verwandter Phantasiestücke, übermütigen Spöttereien und scharfen Angriffen auch Dichtungen von erschütternder Kraft, hervorspringender Anschaulichkeit, frischem Volkston und hohem Schwung, wie „Die Kindesmörderin", „Die Schlacht", „Graf Eberhard der Greiner" und „Der Triumph der Liebe". —

Doch der gehoffte Erfolg der „Anthologie" blieb aus, und nur die Schulden des Herausgebers hatten sich vermehrt. Unter dem anhaltenden Druck der Stuttgarter Verhältnisse bedurfte Schiller einer neuen Erfrischung. Er sehnte sich nach einer Wiederholung des Glücksgefühls, das ihm der lebendige Anblick seiner eigenen Gestalten gewährt hatte. So ergriff er denn die erste Gelegenheit, die sich ihm bot. Während der Herzog sich mit seiner Franziska nach Wien begeben hatte, fuhr Schiller am 25. Mai zum zweitenmal

nach Mannheim, um der auf seinen Wunsch für den 28. Mai angesetzten Aufführung der „Räuber" beizuwohnen, wiederum heimlich, in Civilkleidern und mit Vorwissen seines Kommandeurs. Frau von Wolzogen, Frau Luise Vischer und Freund Hoven begleiteten ihn. Der Eindruck, den er von der Vorstellung empfing, war diesmal reiner, das Vergnügen, das er in der Gesellschaft gebildeter und freidenkender Männer empfand, noch reizender. Ihn lockte die Aussicht, nach Mannheim überzusiedeln, und Dalberg schien



Schattenriß Schillers
ca. 1781.

einem solchen Plan nicht ungünstig zu sein. Nach Stuttgart zurückgekehrt, erschien ihm seine Lage doppelt unwürdig. Eine Erkrankung an der Influenza erhöhte noch das widrige Gefühl. Kaum genesen, wandte er sich an Dalberg mit der vertrauensvollen Bitte, ihm beizustehen und seine Freigabe vom Herzog zu erwirken. Aber der vorsichtige Hofmann ließ wochenlang vergebens warten und antwortete dann in ungewissem Sinn.

Nun aber war Schillers unerlaubte Reise ausgeplaudert worden und kam auch dem Herzog zu Ohren. Der Regimentsmedikus wurde nach Hohenheim entboten, erst liebreich, dann scharf ins Verhör genommen und, da er die Mitwissenschaft seines Obersten standhaft verleugnete, unter dem Verbot

jedes Verkehrs mit dem Ausland in Ungnaden entlassen und auf vierzehn Tage in Arrest geschickt. Dort hatte er wenigstens ungestörte Muße, am „Fiesko“ fortzuspinnen und seine Erbitterung in den Plan eines bürgerlichen Trauerspiels auszuströmen, das den Despotismus, unter dem er wie sein Vaterland litt, in lebender Nacktheit an den Pranger stellen sollte. Die übrige Zeit vertrieb er mit Kartenspiel, welches nur seine Schuldennot vergrößerte.

Gleich nach seiner Freilassung wandte Schiller sich noch einmal an Dalberg mit der inständigen Bitte, ihm bald zu helfen, wenn er anders dazu geneigt sei, ehe er zu einem verhängnisvollen Schritt gezwungen wäre. Diesmal antwortete Dalberg gar nicht, und der angedeutete Schritt mußte noch früher unternommen werden, als der Bittsteller geglaubt hatte.

Der Herzog hatte bis jetzt gegen die „Räuber“ nichts einzuwenden gehabt. Es mochte seiner Eitelkeit wohl gar schmeicheln, daß das Genie seines Zöglings so großes Aufsehen in der Welt machte. Die gefährlichen Freiheitstendenzen kümmerten ihn nicht, solange es sich nur um theoretische Deklamationen handelte. Aber bedenklich wurde die Sache, sobald sein persönliches Interesse ins Spiel kam. Eine Äußerung Spiegelbergs in den „Räubern“ über das Spitzbubenklima und das Graubündnerland als das „Athen der heutigen Gauner“ hatte einen früheren Gast dieses Landes aus Westfalen und einen anderen in Chur ansässigen Deutschen zu Protesten in öffentlichen Blättern aufgeregt. Schiller wurde aufgefordert, die Verunglimpfung ebenso öffentlich zu widerrufen, ließ aber eine solche Zumutung unbeachtet. Die empfindlichen Bündner wandten sich mit dem Ersuchen um private Betreibung ihres Verlangens an den ihnen bekannten Garteninspektor Walther in Ludwigsburg, und dieser, aus Bosheit und Mißgunst gegen die Schillersche Familie, verbreitete nicht nur den aufgebauschten Handel in ganz Stuttgart, sondern spielte auch die bittere Beschwerde der Bündner dem Herzog in die Hände. Ohnedies schon geärgert und in der Besorgnis, es könnten als Vergeltung in der Schweiz Schmähschriften gegen Würtemberg erscheinen, wie vordem schon geschehen, ließ der Herzog den Dichter neuerdings vor sich kommen, verwies ihm streng seine Ausfälle gegen das Nachbarland, untersagte ihm fortan, ohne sein Vorwissen irgend etwas anderes als medizinische Schriften drucken zu lassen, und gebot ihm insbesondere, keine Komödien mehr zu schreiben, bei Strafe der Kassation.

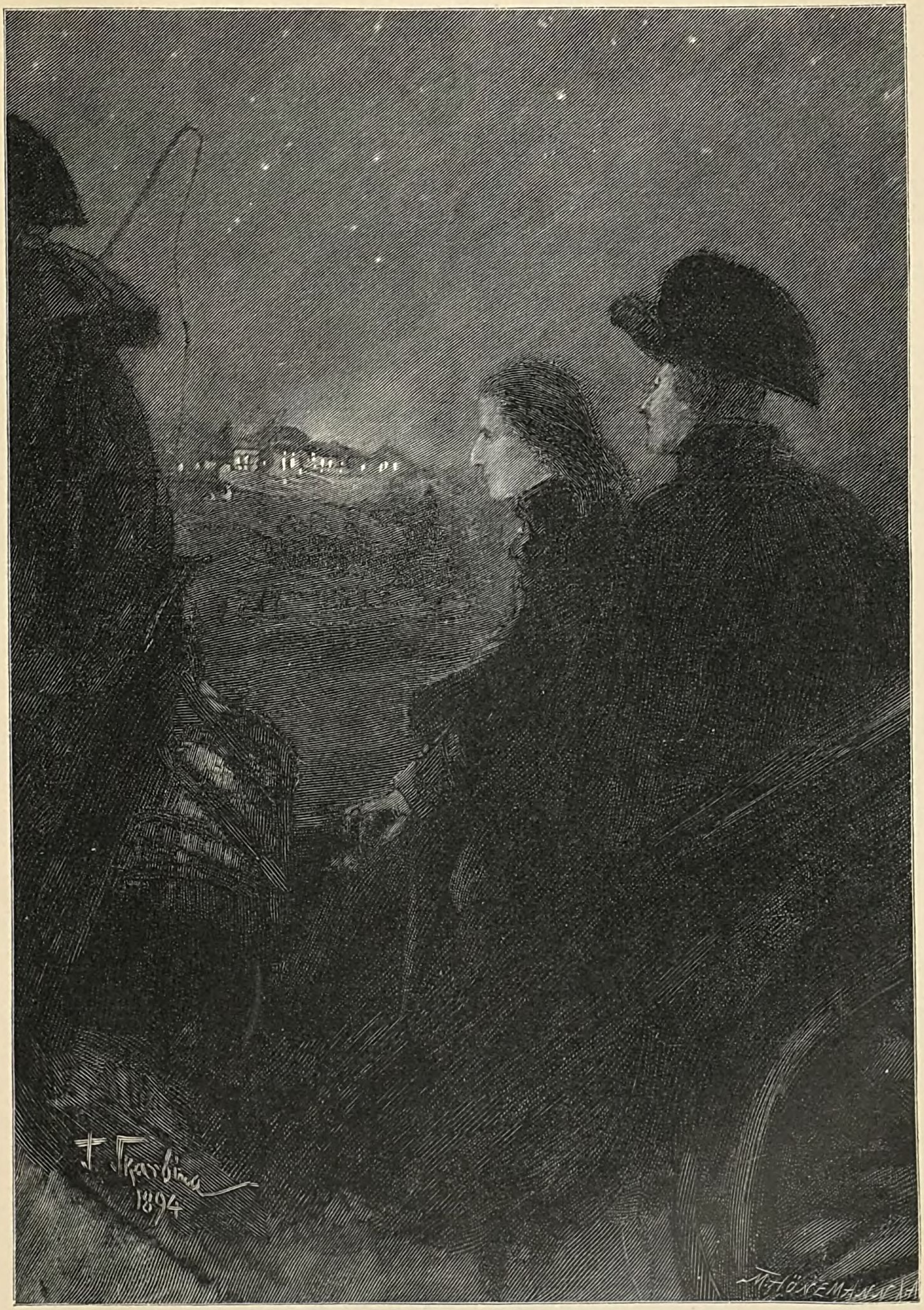
Einem solchen Befehl konnte Schiller sich unmöglich fügen; aber wenn er ihm entgegenhandelte, so drohte die Festung. Er dachte an das Schicksal Schubarts, dem ihn auf dem Hohenasperg der Kommandant Rieger zugeführt; er dachte an Rieger selbst, an dessen Grab er erst vor wenigen Monaten eine fürstentrotzende „Todtenfeier“ gesungen, und Schrecken durchfuhr ihn. Sein Entschluß war gefaßt; er wollte sich und sein Talent durch die Flucht

retten, er wollte sich auf eigene Gefahr nach Mannheim begeben. Aber er wollte mit einem lockenden Gastgeschenk vor Dalberg erscheinen, und darum arbeitete er fieberhaft an seinem „Fiesko“, den er bis Mitte August zu vollenden gedachte. Indeß versuchte er noch ein letztes Mittel, den verhängnisvollen Schritt zu vermeiden. Er richtete an den Herzog unter dem 1. September ein unterthänigstes Schreiben mit der inständigen Bitte um „Milderung des ihm zugekommenen Befehls“ und „gelobte feierlich, alle künftigen Produkte einer scharfen Censur zu unterwerfen“. Allein der allergnädigste Zuchtmeister nahm das Gesuch nicht einmal an und ließ dem Bittsteller durch den General Augé bei Strafe des Arrests verbieten, überhaupt noch eine Schrift an ihn zu richten. Nun war jeder Zweifel beseitigt. Schiller entdeckte sich seinen Vertrauten: der Mutter, der Schwester Christophine, Frau von Wolzogen, seinem alten Kameraden Scharffenstein und seinem jungen Freunde Streicher. Dieser erklärte sich sogleich bereit, Flucht und Gefahr mit ihm zu teilen, und übernahm die Vorbereitungen. Er hatte für das nächste Frühjahr eine Reise nach Hamburg geplant, um unter Philipp Emanuel Bach, des großen Sebastian berühmtem Sohn, das Studium der Musik zu betreiben, und bewog seine Mutter, ihn den Weg früher antreten zu lassen. Nun galt es nur noch, die günstigen Umstände zu benutzen, die sich in der nächsten Zeit darboten.

Am 17. September traf der Großfürst Paul von Rußland und seine Gemahlin, eine Nichte des Herzogs Karl, mit überzahlreichem, glänzendem Gefolge zu achttägigem Besuch in Stuttgart ein; andere fürstliche Verwandte und hohe Gäste kamen hinzu. Ihnen zu Ehren ließ Karl wieder einmal seiner Prachtliebe die Zügel schießen und veranstaltete täglich die rauschendsten Lustbarkeiten, welche einen großen Zufluß Neugieriger in die Residenz herbeilockten. Am 22. September sollte die Solitude den hohen Besuch zu einem verschwenderischen Fest mit glänzender Illumination empfangen und über Nacht beherbergen. Diese Nacht wurde zur Abreise bestimmt. Wenige Tage vorher besuchte Schiller, von dem getreuen Streicher begleitet, zum letztenmal die Solitude, um von Mutter und Schwester Abschied zu nehmen. Schwer überwand die Mutter den Schmerz so banger Trennung, und nachdem sie eine Stunde lang sich mit dem Sohn allein besprochen, wagte sie nicht, aus Furcht, sich zu verraten, mit ihm ins Gesellschaftszimmer zurückzukehren, wo der Vater nichtsahnend mit Behagen von den bevorstehenden Festlichkeiten erzählte.

Die Nacht vor der Flucht verbrachte Schiller auf der Wache mit Scharffenstein in Erinnerungen vergangener und Plänen künftiger Zeit. Als Streicher am anderen Vormittag um zehn Uhr in Schillers Wohnung erschien, um dessen Sachen zu sich herüberzuholen, traf er ihn statt mit Einpacken mit dem Dichten eines Gegenstücks zu einer Klopstockschen Ode beschäftigt, und mußte selber Hand anlegen. Abends neun Uhr fand sich Schiller in Streichers Wohnung

ein, in Civilkleidung, von einem Mantel eingehüllt, darunter zwei alte schadhafte Reiterpistolen ohne Ladung. An Barschaft besaß Schiller 23 fl., Streicher 28 fl.; der Rest des Reisegeldes sollte diesem nach Mannheim folgen. Um zehn Uhr setzte sich der Wagen, bepackt mit ihren beiden Koffern und Streichers kleinem Klavier, mit ihnen in Bewegung. Langsam fuhren sie durch die Stadt nach dem Eßlinger Thor, wo diesen Abend Scharffenstein die Wache hatte. Dem anrufenden Unteroffizier gab sich Schiller als Doktor Ritter, Streicher als Doktor Wolf an, nach Eßlingen reisend. Ungehindert, doch ein wenig beklommen, passierten sie das Thor und fuhren schweigend um die Mauer der Stadt auf den Weg nach Ludwigsburg. Allmählich verschwand mit der Stadt, die sie verlassen hatten, auch ihre beklommene Abschiedsstimmung, und Sinn und Wort wandte sich nachdenklich dem neuen Ziele zu. Noch einmal, als um Mitternacht die glänzend beleuchtete Solitude in der Ferne so deutlich hervortrat, daß Schiller mit ausgestreckter Hand die Lage seines Elternhauses andeuten konnte, seufzte der Flüchtling wehmütig: „Meine Mutter!“ Dann fuhr er, den gleißenden Schimmer gefährlicher Fürstenlaune hinter sich lassend, an der Seite eines getreuen Menschenherzens frei aufatmend in die dunkle Nacht und die noch dunklere Zukunft hinaus.



Schiller mit Streicher auf der Flucht.



III.

Am Morgen des 24. September 1782 fuhren die Freunde, mit ihren besten Kleidern angethan, frohgemut in Mannheim ein; denn sie vertrauten auf ihren hilfreichen Begleiter im Koffer, den bis auf den Schluß vollendeten „Fiesko“. Sie hatten unterwegs in Schwetzingen übernachtet, da sie die Festung vor Thoresschluß nicht mehr erreichen konnten, und sich zum frühen Einzug stattlich herausgeputzt, um nicht wie dürftige Bittsteller zu erscheinen. Vor dem Hause des Regisseurs Meyer, dessen Freundschaftsversicherungen Schiller von seinen früheren Besuchen in gutem Gedenken hatte, blieb der Wagen halten. Der überraschte Regisseur machte doch ein längliches Gesicht, als ihm des Dichters abenteuerliches Unternehmen kund ward. Indessen behielt er freundlich genug die unerwarteten Gäste zu Tisch und besorgte ihnen in der Nähe eine Wohnung; nur bestärkte er zugleich Schiller in dessen Vorhaben, sogleich an den Herzog einen Brief zu schreiben, um, wenn möglich, seine Rückkehr wieder anzubahnen. Darum war es freilich Schiller im Ernst gar nicht zu thun, aber er schrieb doch den Brief „mit aller Empfindung eines Sohnes gegenüber dem zürnenden Vater“ und wiederholte darin die Bitte, „Schriftsteller sein zu dürfen, einigemal aus dem Zuschuß, den ihm das Schreiben verschaffe, Reisen zu thun, die ihn große Gelehrte und die Welt kennen lernten, und sich civil zu tragen, welches ihm die Ausübung seiner Medicin erleichtern würde.“ Es war nichts als ein diplomatischer Schachzug. Schwerlich konnte Schiller glauben, daß ihm der Herzog solche Bedingungen der Rückkehr zugestehen würde, aber ihm lag daran, „seinen gewaltsamen Schritt in das möglichst rechtmäßige Feld hinüberzuspielen“ und nicht als Deserteur betrachtet zu werden. In der That würdigte der Herzog

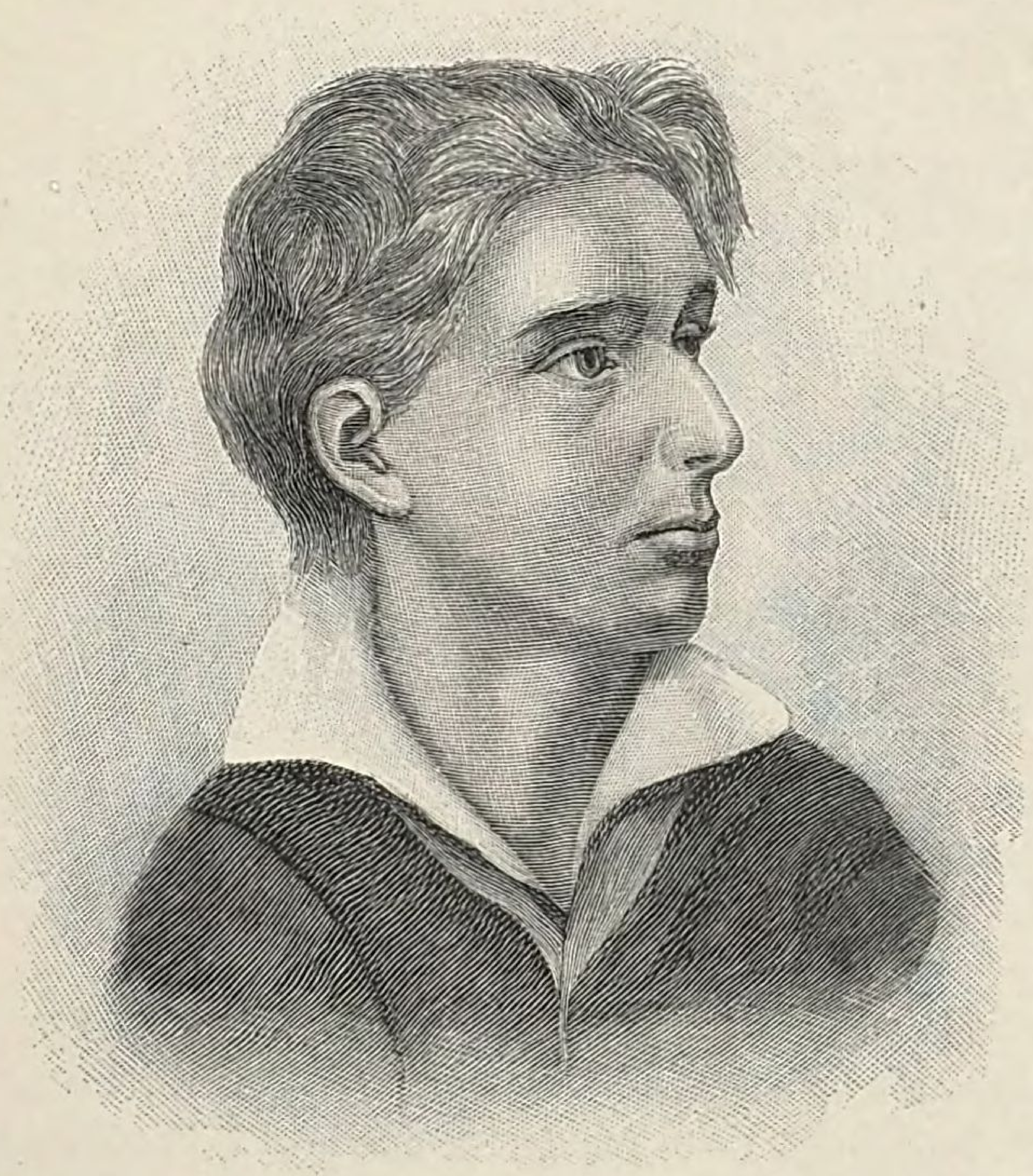
das Bittgesuch keiner eigenen Antwort, doch ließ er den Flüchtling unbehelligt. Vielleicht scheute er einen neuen Skandal vor dem Auslande und war sogar froh, das aus seiner eigenen Schule hervorgegangene Genie, das ihm Verlegenheiten bereiten konnte, auf so bequeme Art loszuwerden. Jedenfalls ließ er auch in der Folge dessen Eltern die Undankbarkeit des Sohnes nie entgelten.

Immerhin fühlte sich Schiller vor einer Verfolgung nicht ganz sicher und vermied es darum, sich öffentlich zu zeigen. Nur in das nahe gelegene Haus Meyers wagte er sich und traf dort mit den befreundeten Schauspielern Iffland, Beil und Beck zusammen. Ihnen nebst einem größeren Kreise von Mitgliedern des Nationaltheaters, dessen Intendant noch bei den Festlichkeiten in Stuttgart abwesend war, las er am zweiten Tag nach seiner Ankunft den „Fiesko" vor. Jedoch der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen. Stumm, ohne ein Zeichen des Beifalls, hörten die Schauspieler zu und schlichen sich schon nach dem zweiten Akt mit ein paar höflichen Redensarten davon, so daß die Vorlesung abgebrochen werden mußte. Auch Iffland, der länger blieb, hatte kein Wort des Lobes. Ja, Meyer nahm den guten Streicher beiseite und wollte nicht begreifen, wie der Verfasser der „Räuber" ein so schlechtes Stück habe schreiben können. Aber schon am nächsten Morgen, nachdem er das Manuskript für sich selbst durchgelesen, widerrief derselbe Meyer sein voreiliges Urteil und erklärte den „Fiesko" für ein Meisterstück. Schillers schwäbischer Dialekt und gar zu lebendige Deklamation sollten bei der Vorlesung alles verdorben haben.

Da Dalbergs Rückkehr unbestimmt war, benutzten die beiden unzertrennlichen Freunde die Zwischenzeit zu einer Fußwanderung über Darmstadt nach Frankfurt am Main; eine andere Art der Beförderung erlaubte ihre bereits bedenklich zusammengeschmolzene Barschaft nicht. Dort wollten sie weitere Nachrichten erwarten und eine Sendung von dreißig Gulden, die Streicher von seiner Mutter erbeten hatte. Vorher noch schrieb Schiller an Vater und Schwester Briefe voll angenommener Heiterkeit mit falscher Ortsangabe, um etwaige Nachforschungen über seinen Aufenthalt irre zu führen. Unterwegs, nachdem sie in einem Dorfe übernachtet, während des zwölfstündigen Marsches nach Darmstadt über die romantische Bergstraße, stiegen die Gestalten seines neuen Dramas „Luise Millerin" vor ihm auf und hielten seinen Sinn so fest, daß er die herrlichen Landschaftsbilder, an denen sie vorüberkamen, kaum beachtete. Am nächsten Morgen nach gestörter Nachtruhe unpäßlich aufgebrochen, auf dem Wege nach Frankfurt, das er durchaus noch an demselben Tage erreichen wollte, mußte der erschöpfte heimatlose Pilger wiederholt Rast machen und endlich abseits in einem Wäldchen, von seinem getreuen Eckart behütet, sich zum Schlaf niederlegen, um dann neugestärkt ihrer Straße zu ziehen, dem ersehnten Ziele zu.

Es war dieselbe Straße, welche ein Jahrzehnt vorher in umgekehrter Richtung der Wanderer Goethe so oft durchmessen, ziellos und sorgenlos oft seitwärts schweifend, mit frohem Lebensmut, durch Sturm und Regen von Musen und Charitinnen begleitet.

Mit der Dämmerung erreichten die Freunde Sachsenhausen und nahmen, um zu sparen, in einem Wirtshaus dieser Vorstadt Frankfurts, gegenüber der

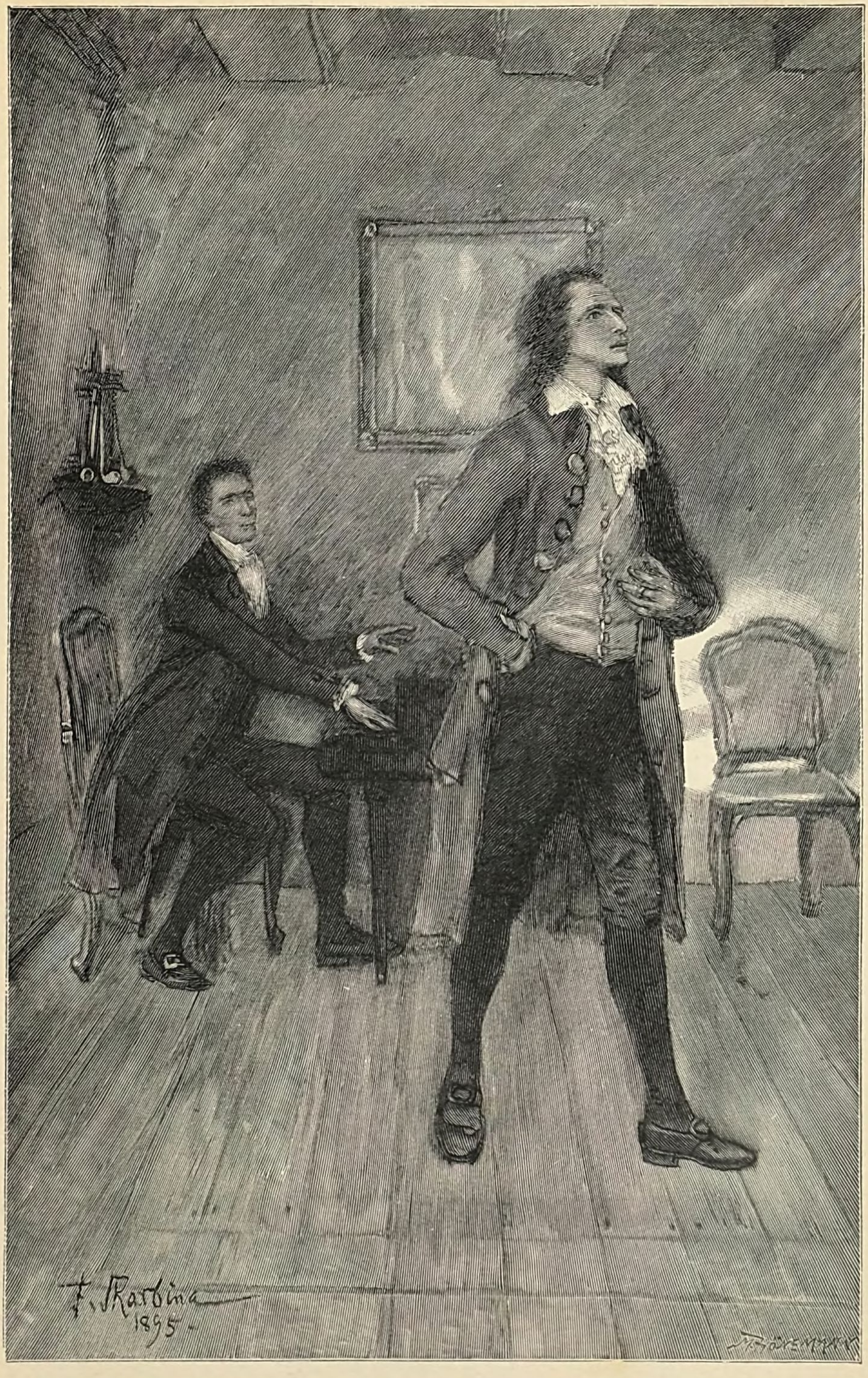


Schiller (ca. 1782).

Mainbrücke, ihre Wohnung. Das erste, was Schiller am anderen Morgen that, war, daß er an Dalberg schrieb und ihn, so schwer es seinen Stolz auch ankam, um einen Vorschuß von dreihundert Gulden bat, um damit seine Schulden in Stuttgart zu bezahlen und seinen Unterhalt für die Zeit von drei Wochen zu bestreiten, während welcher er den in Meyers Händen zurückgelassenen „Fiesko" bühnenfertig umzuarbeiten versprach. Dann mit erleichtertem Herzen teilte er in den nächsten zwei Tagen seine Muße, immer in Gesellschaft Streichers, zwischen stillem Brüten über seinem neuen bürgerlichen Trauerspiel und wiederholten Spaziergängen durch die altertümliche,

behaglich belebte Handelsstadt. In verschiedenen Buchläden erkundigte er sich unauffällig nach dem Absatz der „Räuber", und da er überall die günstigste Auskunft erhielt, auch gelegentlich aus dem Gespräch mit einem Käufer das schmeichelhafteste Urteil über sein Werk entnahm, konnte er zuletzt seinem Autorstolz die Genugthuung nicht versagen, dem Buchhändler gegenüber das so sorgfältig gehütete Inkognito zu lüften. Allein die dadurch ermutigte Stimmung wurde bald wieder durch eine entgegengesetzte Erfahrung niedergeschlagen. Ein Brief Meyers brachte die betrübende Nachricht, daß Dalberg jeden Vorschuß ablehne, bis er das in der jetzigen Gestalt unbrauchbare Stück nach der Umarbeitung geprüft hätte, und als nun der eben noch so anerkennungsfrohe Dichter, um der äußersten Geldnot wenigstens für den Augenblick zu steuern, ein unter seinen mitgenommenen Papieren hervorgesuchtes längeres Gedicht „Teufel Amor" für fünfundzwanzig Gulden verkaufen wollte, mußte er die Kränkung erleben, daß der kühl rechnende Buchhändler nicht mehr als achtzehn Gulden bieten wollte. Das Gedicht blieb ungedruckt; vermutlich hat es Schiller aus Ärger vernichtet.

Glücklicherweise trafen am nächsten Tage die dreißig Gulden für Streicher ein, und da es Schiller nun vor allen Dingen um eine mündliche Auseinandersetzung über das Schicksal des „Fiesko" zu thun sein mußte, so bestellte er sich bei Meyer die Angabe eines Ortes in der Nähe von Mannheim, wo er mit ihm zusammentreffen könnte, nach Worms und machte den Rückweg dahin mit Streicher, der seinetwegen Hamburg aufgab, am ersten Tage bis Mainz mit dem Marktschiff und dann am zweiten größtenteils zu Fuß und nur eine Station zu Wagen. In Worms fanden sie Meyers Antwort, der sie nach Oggersheim, nur eine Stunde von Mannheim entfernt, ins Wirtshaus zum Viehhof beschied. Dort eingetroffen, wurde zwischen den Freunden ausgemacht, daß Schiller in dem Oggersheimer Gasthof bleiben sollte, um in Ruhe und Verborgenheit, unter dem veränderten Decknamen eines Doktor Schmidt, die Umarbeitung des „Fiesko" vorzunehmen; denn Nachrichten von Freunden aus Stuttgart hatten neue Besorgnisse um seine Sicherheit aufgeregt. Aber noch konnte er seinen Geist zu diesem schon von ihm losgelösten Werk nicht zurückzwingen. Das neue Gebilde, das ihn auf seinem Ausflug nach Frankfurt begleitet, zog seine Schaffenskraft an sich, und so arbeitete er daran acht Tage lang ununterbrochen, fast ohne das Zimmer zu verlassen, und in den Pausen der Dämmerung durch Streichers Spiel auf seinem aus Mannheim herübergeholten Klavier in die erhöhte dichterische Stimmung versetzt. Endlich nach vorläufiger Feststellung des Grundplanes zu „Luise Millerin", da die Zeit drängte, die geringe Barschaft wieder zu Ende ging und der biedere Streicher gezwungen war, auch den letzten Rest des für Hamburg bestimmt gewesenen Geldes kommen zu lassen, machte sich Schiller an die



Schiller und Streicher im Gasthof zu Oggersheim.

Umarbeitung des „Fiesko“, die er bis zu den ersten Tagen des November mit Hinzufügung des noch fehlenden Schlusses vollendete.

Lange war er über diesen zweifelhaft gewesen, da er die Überlieferung der Geschichte, den zufälligen Tod des Helden nach seinem Siege, nicht gebrauchen konnte; zuletzt hatte er sich im tragischen Sinn für den Fall durch Freundeshand entschieden und danach den Charakter rückwärts greifend zu scharfer Schuld zugespitzt. Es erging ihm wieder wie bei den „Räubern“: während der Arbeit hatte sich der Schwerpunkt des Stückes verrückt, aber im umgekehrten Sinne als dort, aus der allgemeinen Tendenz zum persönlichen Erlebnis. Der Stoff, wie ihn die geschichtlichen Darstellungen Robertsons, des Kardinals von Retz, de Mailly's und Duports' du Tartre überlieferten, bot eine Staatsaktion, und diese an das menschliche Herz anzuknüpfen, war jetzt des Dichters Aufgabe. Wieder wählte er die Vorbilder zu seinen Personen nicht unter lebendigen Menschen, sondern unter dichterischen Geschöpfen. Aber diesmal waren es nicht Shakespeare oder Goethe, sondern Lessing, dessen Spuren er nachgeht. Aus „Emilia Galotti“ stammt der starre Republikaner Verrina mit seiner scheuen Tochter Bertha, der lüsterne Prinz Gianettino und sein kupplerischer Helfer Lomellino, die Kunstphilosophie des Malers Romano und die humoristische Banditenbehendigkeit des Mohren. Selbst die Gräfin Imperiali kann eine entfernte Familienähnlichkeit mit der Gräfin Orsina nicht verleugnen. Nur sind alle diese Gestalten greller, beweglicher, schillernder. Zwei Figuren aber hat Schiller seinen eigenen „Räubern“ nachgeschaffen: Leonore ist der Schatten Amalias, die selbst nur ein Schatten, und der Held des Stückes, der große Verschwörer, ist ein glänzendes Gegenbild des großen Räubers. Fiesko wie Karl Moor spiegeln beide das eigene Wesen Schillers, aber verschiedenen Zielen gegenübergestellt, kehren sie verschiedene Eigenschaften hervor. Beide sind stolz und ehrgeizig, ruhmredig und freigebig; beide zeigen denselben Freiheitsdrang, denselben Thatendurst und dieselbe Thatkraft. Aber während der eine mit der Leidenschaft des empörten Herzens den Kampf gegen die Gesetze der menschlichen Gesellschaft aufnimmt, wendet sich der andere mit dem Geist kalter Intrigue zu heimlicher Verschwörung gegen die monarchische Regierungsform. Ursprünglich war wohl des Dichters Absicht, daß Fiesko nach dem Siege über den Tyrannen des Staates den größeren Sieg über sich selbst erringen sollte; aber allmählich überwog die entgegengesetzte Anschauung, und der „große Tugendhafte“ wurde zum „erhabenen Verbrecher“. Das Schwanken des Dichters blieb als Widerstreit in der Brust des Helden bestehen, zum Vorteil kontrastierender Seelenvorgänge, aber zum Schaden des einheitlichen Charaktereindrucks. Wie Karl Moor wird auch Fiesko zum Mörder an dem geliebtesten Wesen seines Herzens, aber nicht wie jener aus heroischem Pflichtgefühl und selbstloser

Gesinnungsgröße, sondern aus einem zufälligen Mißverständnis seines blinden Ehrgeizes. Karl Moor geht an seiner „ausschweifenden Empfindung“ zu Grunde, Fiesko an seiner „Kunst und Kabale“; jener opfert sich selbst, dieser wird geopfert. Aber wenn durch den freiwilligen Tod des Räuberhauptmannes die unzerstörbare Majestät des Gesetzes ihre Sühne erhält, ohne daß dadurch die Idee des menschlichen Rechtes vernichtet wird, dient der Mord des Usurpators nur zur Herstellung der alten Tyrannengewalt, und die Idee der bürgerlichen Freiheit fällt gänzlich zu Boden.

Der Gang der Handlung im „Fiesko“ ist noch stetiger geworden als in den „Räubern“, der Zusammenschluß der Scenen straffer, Ort und Zeit gesammelter. Aber wenn auch das Stück in der Berechnung der Effekte, in der größeren Feinheit der Motivierung, in der sorgfältigeren Ausmalung von Einzelzügen einen Fortschritt zeigt, an Unmittelbarkeit der Leidenschaft steht es dem Erstlingswerk nach.

Anfang November lieferte Schiller das Stück durch Meyer an Dalberg ein, ohne diesen selbst zu Gesicht zu bekommen; der vornehme pfälzische Hofbeamte mußte aus Rücksicht gegen den würtembergischen Herzog, dessen Gastfreundschaft er noch eben genossen hatte, den persönlichen Verkehr mit dem Flüchtling scheuen. Nur bei Meyer verkehrte Schiller, wenn er nach Mannheim hinüberging, und bei dem Buchhändler Schwan, der außer seiner Verlegereigenschaft auch noch eine Anziehungskraft anderer Art in seinem Hause barg: die Anmut und den Verstand seines Töchterchens Margarete.

Dalbergs Antwort ließ auf sich warten. Mittlerweile schrieb Schiller wieder im diplomatischen Sinn seines Helden Fiesko irreführende Briefe mit falschen Ortsangaben, hoffnungsvollen Nachrichten und abenteuerlichen Reiseplänen an seine Schwester daheim und einen Freund in Stuttgart, um seine Eltern zu beruhigen und seiner Entdeckung vorzubeugen. Denn noch immer malte ihm seine Phantasie Gefahr und Verfolgung. Daher, als er eines Abends erfuhr, ein würtembergischer Offizier habe sich in einem Kaffeehaus nach ihm erkundigt, verschmähte er es nicht, sich mit Streicher in einem Zimmer des prinzlichen Palais von dessen wohlwollender Hüterin über Nacht verbergen zu lassen. Freilich hatte er nicht zugleich erfahren, daß dieser Offizier ein guter Bekannter und dessen Nachfrage freundschaftlich gemeint war. Jedenfalls hielt er es mit seinen Freunden für geraten, sobald das Schicksal des „Fiesko“ entschieden wäre, sich auf längere Zeit aus der Umgegend Mannheims zu entfernen. Er schrieb deshalb an Frau von Wolzogen und erbat sich von ihr gastliche Unterkunft auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen, das sie ihm selbst bei ihrer Trennung als Zufluchtsstätte angeboten hatte.

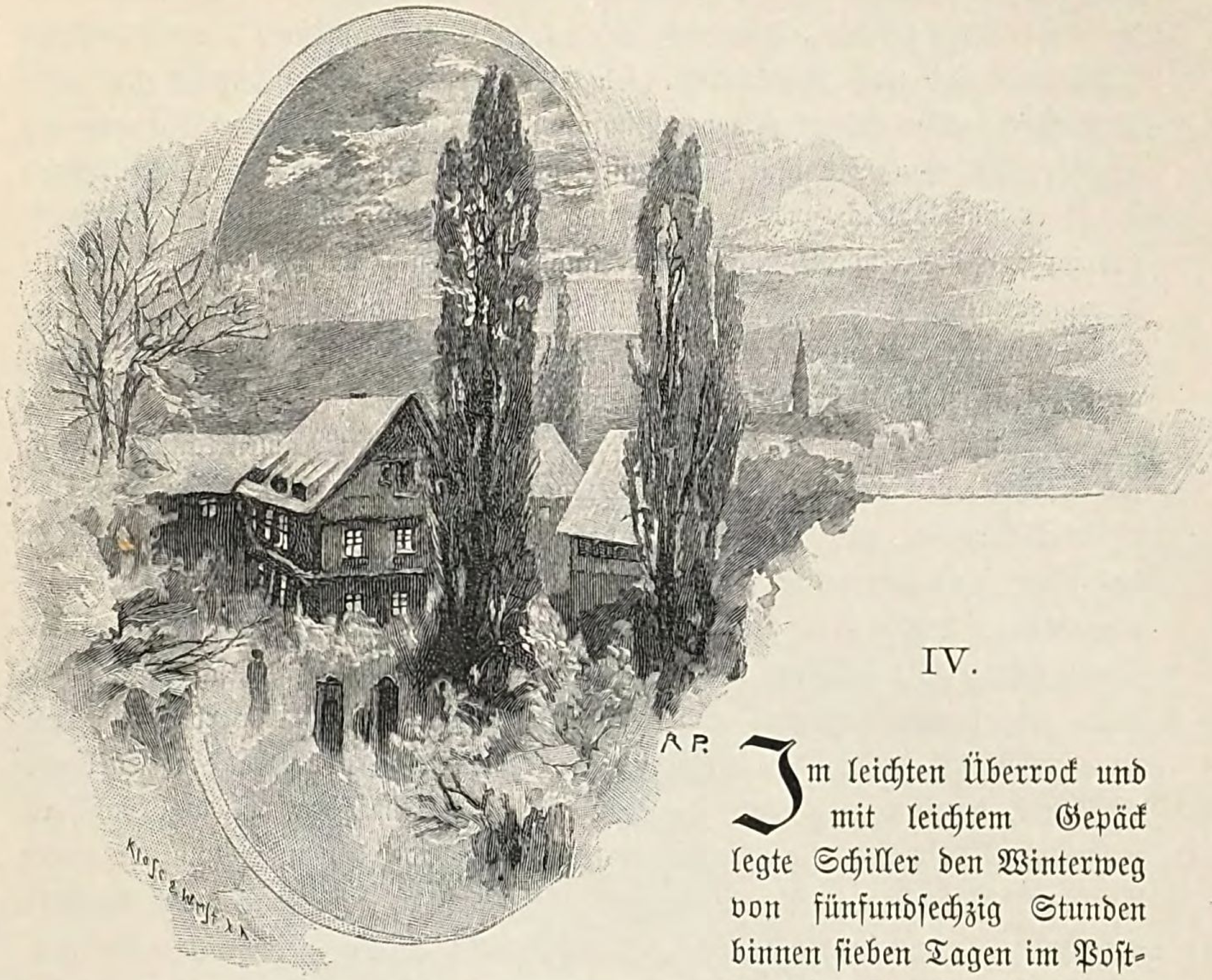
So ließ er denn Mutter und Schwester nach dem Posthaus zu Bretten kommen, um noch einmal von ihnen Abschied zu nehmen; der Vater durfte sich zu dieser Zusammenkunft nicht wagen. Als nun gar nach langem vergeblichem Harren Ende November von Dalberg der unfreundliche Bescheid erging, der „Fiesko“ sei auch jetzt noch unbrauchbar und darum könne für die Umarbeitung nichts vergütet werden, war vollends kein Grund



Margarete Schwan.

mehr vorhanden, die Abreise aufzuschieben. Schiller verkaufte deshalb den „Fiesko“ zum Verlag an Schwan für elf Louisdor, bezahlte seine Schuld in Oggersheim und brach am 30. November auf, von Streicher, Meyer und einigen anderen Freunden zu Fuß bis Worms begleitet, wo er am nächsten Morgen zur Weiterreise die Post nehmen wollte. Nach dem gemeinschaftlichen Abendessen sagten alle außer Streicher dem Scheidenden ein heiteres und redseliges Lebewohl. „Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? — Kein Wort kam über ihre Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt;

aber ein starker, lange dauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können." So schildert Streicher selbst die Trennung in seinem Buche „Schillers Flucht aus Stuttgart" ein halbes Jahrhundert später und setzt hinzu: „Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmütige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen; und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen."



IV.

Im leichten Überrock und mit leichtem Gepäck legte Schiller den Winterweg von fünfundsechzig Stunden binnen sieben Tagen im Postwagen über Frankfurt und Gelnhausen bis Meiningen zurück, machte sich dort mit dem Bibliothekar Reinwald bekannt, an den ihn Frau von Wolzogen empfohlen hatte, und langte am Abend des 7. Dezember im Dorfe Bauerbach an, dessen zerstreute Häuser, im rauhen Felsenthal zwischen düsteren Fichtenwäldern gelegen, ihm aus tiefem Schnee mit ihren sparsamen Lichtern entgegenblinkten. Im Wolzogenschen Hause fand er ein bescheidenes Zimmer nebst Alkoven zu seinem Empfang hergerichtet und den mächtigen Kachelofen vorsorglich geheizt. Ihm war zu Mut wie einem Schiffbrüchigen, der sich mühsam aus den Wellen ans Ufer gekämpft hat. In diesem einsamen Aufenthalt, umgeben von einer ernsten, kargen Natur fand er, wieder unter dem Namen Dr. Ritter verborgen, was ihm für den Augenblick am meisten wohl that: Freiheit von den dringendsten Sorgen und ungestörte Muße. Hier zum erstenmal durfte er hoffen, eine geraume Zeit sich selbst und seinem Genius leben zu können. Er setzte sich denn auch vor, diesen Winter so viel zu arbeiten, daß die nächste Ostermesse sich darob ängstigen sollte. Für seine leiblichen Bedürfnisse sorgten bereitwillig die Verwaltersleute im Ort, für die geistigen der Bibliothekar Reinwald in Meiningen, zu welchem die jüdische Magd Judith den zweistündigen

Botenweg verrichtete. Ihm sandte Schiller schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft ein langes Verzeichnis von Büchern, die er sich ausbat, obenan Lessings „Dramaturgie“ und „Laokoon“ neben Shakespeares „Romeo und Julia“ und „Othello“. Wie früher mit der Physiologie, so ging jetzt seine Dichtung mit dem sorgfältigsten Studium der Kunsttheorie Hand in Hand. Mit allem Eifer begab er sich sogleich an die Förderung seiner „Luise Millerin“, deren Vollendung er schon Ende Januar, wenn auch ein wenig zu früh, seinem Freunde Streicher ankündigte. Aber auch in diese Arbeit spielten schon wieder neue Pläne hinein: „Don Carlos“ und „Maria Stuart“, zu deren Vorbereitung er sich die geschichtlichen Quellen von Reinwald schicken ließ.

An diesen Mann, den einzigen, der seinen wahren Namen kannte, schloß sich Schiller, der auf die Dauer den Umgang mit gebildeten Menschen doch empfindlich vermißte, bald genauer an, obgleich das pedantisch zurückhaltende Wesen des schon recht angereiften Hofrats mit dem überschwänglich hingebenden des jugendlichen Dichters im Grunde wenig gemeinsam hatte. Denn der fünfundvierzigjährige Bibliothekar, der sich nebenher auch litterarisch beschäftigte, war durch eine freudlose Jugend und lange Zurücksetzung im Amt verbittert, durch seine geschädigte Gesundheit hypochondrisch, durch dauernde subalterne Stellung philiströs, durch seine schmale Besoldung knauserig geworden. Jedoch Schillers strömende Natur bedurfte jederzeit eines empfangenden Freundes und sein durch die letzten Mannheimer Enttäuschungen verstimmtes Gemüt fand durch die teilnehmenden Ermunterungen des härter geprüften Mannes einen erleichternden Ausgleich. So sah er denn an dessen Natur nur die guten Seiten: seine Rechtschaffenheit, seine Gewissenhaftigkeit, seine Vorsorglichkeit, und wenn dem Dichter auf seinen Spaziergängen in den Bergen die Einsamkeit zu fühlbar wurde, so lenkte er wohl seine Schritte nach Meiningen zu dem neugeworbenen Freunde. Der aber, bei all seiner warmen Empfindung für seinen Schutzbefohlenen, hatte bald an ihm den Mangel haushälterischen Sinnes auszusetzen. Desto besser gefiel ihm dessen Schwester Christophine. Einen Brief von ihr hatte er in Schillers bei einem Besuch zufällig zurückgelassener Brieftasche gefunden und gelesen. Die darin ausgesprochene Ordnungsliebe und Fürsorge machten einen so vortrefflichen Eindruck auf ihn, daß er eine fortlaufende Korrespondenz mit Christophine begann und endlich gar, nicht eben zu Schillers Freude, ihre Hand begehrte und erhielt.

Außer Reinwald hatte Schiller in Bauerbach keinen Umgang, als den Gutsverwalter, mit dem er Schach spielte, und einige Pfarrer der Umgegend. Eine willkommene Unterbrechung seines einförmigen Lebens war es ihm daher, als gegen Neujahr Frau von Wolzogen auf einige Tage in Bauerbach eintraf, um sich auf mehrere Wochen nach ihres Bruders nahe gelegenem Gute Walldorf zu begeben, wo Schiller wiederholt

in ihrer Gesellschaft verweilte. Sie hatte ihre siebzehnjährige blonde Tochter Charlotte bei sich, eine zarte, schüchterne Mädchenknospe, deren unberührte Jugendfrische auf das sehnsuchtsvoll darbende Herz des Vereinsamten einen tiefen Eindruck machen mußte. „Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste weichste empfindsamste Seele und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths" — so



Henriette von Wolzogen.

rühmt sie Schiller in einem Briefe an ihren Bruder Wilhelm, seinen Freund. Hatte er vor wenigen Wochen noch „Romeo und Julia" und „Othello" verlangt, um für sein Stück die Stimmung der Liebe und Eifersucht in sich aufzuregen, so sollte er nun bald diese Gefühle aus eigener lebendiger Erfahrung durchkosten. Denn als seine Freundinnen nach Stuttgart abgereist waren, erfuhr er zu seinem Leidwesen, daß ein junger Offizier der Nobelgarde, von Winkelmann, ein früherer Zögling der Militärakademie, den er von dorther kannte, sich um Charlotte bemühe und die Damen auf ihrem nächsten

Besuch nach Meiningen begleiten werde. So aufgeregt ward er durch die Aussicht auf einen solchen Nebenbuhler, daß er seiner Wohlthäterin ankündigte, er werde Bauerbach sofort verlassen, wenn die Nachricht sich bestätigen sollte. Glücklicherweise brauchte er seine Drohung nicht auszuführen. Denn der gefürchtete Bewerber wurde nicht mitgenommen und verlor durch eine prahlerische Äußerung vollends die Gunst der Frauen.

Inzwischen war „Fiesko" im Druck erschienen. Dalberg wurde wohl von Schwan, dem Verleger des Stückes, neuerdings darauf hingewiesen, hatte auch durch Meyer von der „Luise Millerin" erfahren, und da ihm außerdem jetzt die sichere Kunde geworden, daß der Flüchtling vom Herzog von Würtemberg nichts mehr zu besorgen habe, so knüpfte er die Verbindung mit Schiller wieder an durch einen eigenhändigen Brief, in welchem er teilnehmend nach des Dichters gegenwärtigen Verhältnissen und nach der etwaigen Eignung seines neuen Werkes für die Mannheimer Bühne fragte. Schiller, durch das Schicksal seines „Fiesko" gewitzigt, antwortete höflich zurückhaltend und zählte vorbeugend selber alle Fehler seiner „Luise Millerin" auf. Aber um so verbindlicher erklärte der Intendant diese für lauter Vorzüge, drängte auf eine Bühneneinrichtung des Stückes und zeigte sich ebenso entgegenkommend, wie er früher kalt ablehnend gewesen war. Diese vielverheißende Genugthuung, der nahende Frühling und die bevorstehende Ankunft seiner beiden Freundinnen versetzten den Dichter in eine schaffensfreudige Stimmung, welche vorerst dem „Don Carlos" zu gute kam. Welt und Menschen erscheinen ihm wieder in einem freundlicheren Lichte. Freundschaft, Liebe und Dichtung verschmelzen in ihm zum Wiederschein des eigenen Wesens. In Reinwald sieht er den edlen Mann, der ihm so lange gefehlt. Er schreibt ihm (14. April 1783): „In diesem herrlichen Hause des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankeren Spiegel auf, und ich glaube meine Gedanken sind wahr." Mit den Augen der Liebe schaut er auf das Geschöpf seiner Phantasie, für das er, als für sein zweites Ich, selbst Furcht und Mitleid empfindet. Denn „der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein."

Und so überträgt seine Phantasie auch auf das Mädchen, in dem er sein eigenes Selbst wiederfinden möchte, den ganzen Drang seiner durch die Einsamkeit geschärften Liebessehnsucht.

Als Charlotte mit ihrer Mutter gegen Ende Mai nun wirklich in Bauerbach eintraf, bereitete ihnen Schiller einen Jubelempfang durch die Dorfbewohner mit Maienbäumen, Ehrenpforte und Festpredigt. Eine Reihe glücklicher Tage verlebte er in ihrer Gesellschaft jetzt, und als sie nach einem Aufenthalt in Meiningen zu Pfingsten wiederkamen. Schachspiel mit Charlotte, verständige Zwiesprache mit seiner mütterlichen Freundin, heitere Teilnahme an Tanz und

Feiertagslust der Gutsleute erhöhten die Empfänglichkeit seines Gemüts. Er schwärmte sich in eine Leidenschaft für das zutrauliche Mädchen hinein, ohne sich zu vergewissern, ob dessen Gefühle den seinigen entsprächen. Desto deutlicher spielte er, während sie mit der Mutter verreist war, in Briefen an diese auf seine Wünsche und Absichten an. Er beschwört Frau von Wolzogen, auf eine für ihre Tochter erhoffte Pension der Herzogin von Gotha zu verzichten, lieber will er „alle Jahr eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für die Lotte". Daß er bei ihnen beiden bleiben und womöglich begraben werden will, versteht sich für ihn von selbst. Nur das ist die Frage, wie er bei ihnen auf die Dauer seine Glückseligkeit gründen kann. Aber gründen will er sie oder nicht leben.

Merkwürdig genug hat dem Dichter dieses Herzensverhältnis, wie auch alle späteren, im Gegensatz zu Goethe keine Anregung auch nur zu dem geringsten Liebesliedchen gegeben. Alle seine persönliche Empfindung wurde durch den Nebenstrom des dramatischen Schaffens in seine dichterischen Ebenbilder abgeleitet, und wieviel davon mag noch in die Umarbeitung der „Luise Millerin" eingeflossen sein! „Jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen — und ich weiß, ich überwinde sie!" schrieb Schiller im Tone seines Ferdinand an diejenige, die er gern in berechtigtem Sinn hätte Mutter nennen mögen. Doch wie leidenschaftlich sich auch seine Liebe geberdete: als die Bühnenbearbeitung seines Stückes fertig war, erwachten in seiner Brust auch wieder andere Wünsche und Absichten, die er heimlich nähren mochte, ohne sie sich nur selber einzugestehen. Reinwald, der besorgte Freund, riet ihm wohlmeinend, sich nicht in Bauerbach zu versitzen, sondern beizeiten wieder eine große Stadt und die lebendige Verbindung mit dem Theater aufzusuchen. Und nun kam auch noch Frau von Wolzogen nach Lottens Rückkehr in ihre Meininger Pension wieder und stimmte, mit dem Dichter allein geblieben, einen ähnlichen Ton an. Konnte sie doch in Schillers dermaligen Verhältnissen und vielleicht auch in seinen schwärmerischen Gefühlen keine genügende Sicherheit für die Zukunft ihrer Tochter erblicken. So faßte denn Schiller einen raschen Entschluß und reiste schon am Morgen des 24. Juli über Frankfurt nach Mannheim ab, um dort die Aufführung seiner beiden Stücke zu betreiben. Zweimal unterwegs und das dritte Mal gleich nach seiner Ankunft am Abend des 27. Juli schrieb er nach Bauerbach Briefe voll Versicherungen zärtlicher Anhänglichkeit und Sehnsucht nach baldiger Rückkehr. Die Trennung war nur auf kurze Zeit gemeint, aber sie ward eine dauernde. Schillers Herz blieb nicht unempfindlich gegen die Reize anderer Frauen, und Charlotte, deren Gefühle für den Dichter ohnehin nur treuschwesterliche waren und blieben, verheiratete sich fünf Jahre später mit einem Herrn von Lilienstern.

Wieder wie beim ersten Mal war Schiller zu ungünstiger Zeit in Mannheim angelangt. Der Intendant sowohl wie die bedeutendsten Mitglieder des Theaters befanden sich während der heißen Sommerwochen auf Reisen; nur Meyer und Freund Streicher empfingen ihn mit gewohnter Herzlichkeit. Vierzehn Tage gingen in der öden, ungesunden Stadt unnütz hin, nur durch den geselligen Verkehr im Hause Schwans mit einigem Behagen ausgefüllt. Desto freundlicher kam Dalberg sogleich nach seiner Rückkehr dem für seine Theaterbedürfnisse höchst willkommenen Dichter entgegen. Er setzte schon für einen der nächsten Tage eine Vorlesung der „Luise Millerin" im Theaterausschuß an, nahm die Aufführung des „Fiesko" in Aussicht und brachte die „Räuber" von neuem auf die Bühne. Den diesmal vorsichtig Zurückhaltenden zog er auch in sein Haus zu ausgesuchter Gesellschaft, umgab ihn mit Verbindlichkeiten und erreichte so endlich seine Absicht, ihn in Mannheim festzuhalten. Am 1. September wurde Schiller auf ein Jahr als Theaterdichter angestellt mit einem Gehalt von 300 Gulden nebst dem Ertrag der Einnahme von einer beliebigen Aufführung eines jeden seiner Stücke, deren er außer dem „Fiesko" und der „Luise Millerin," auf Ifflands Vorschlag in „Kabale und Liebe" umgetauft, noch ein drittes während der Vertragszeit zu liefern verpflichtet ward. Allein diese Anstellung, von Schiller mit frischen Hoffnungen übernommen, begann sogleich mit üblen Vorzeichen. Am Tage nach dem Antritt starb plötzlich sein Freund Meyer an dem in der Stadt ausgebrochenen Sumpffieber. Schiller selber wurde von einem starken Anfall des Wechselfiebers ergriffen und versetzte durch die gewaltsame ärztliche Behandlung, die er sich angedeihen ließ, namentlich durch die Enthaltung von kräftigen Nahrungsmitteln und den übermäßigen Genuß von Chinarinde seiner Gesundheit auf Zeitlebens einen Stoß. Drei Wochen blieb er ans Bett und hinterher noch länger ans Haus gefesselt. Dann von Dalberg gedrängt, hielt er sich trotz seines angegriffenen Zustandes und der Unterbrechung durch Rückfälle eifrig an die Einrichtung seiner beiden Stücke und las, was er zustande gebracht, an den fieberfreien Abenden in der Familie Schwans vor, dessen ältere Tochter Margarete, schön, heiter und geistig angeregt, seine Empfindung allmählich gefangen nahm, ohne ihn dafür durch deutlich ausgesprochene Neigung zu entschädigen. Lockend, aber unerreicht lag ihm ihre Gunst vor Augen, wie die Brieftasche, die ihm von ihr versprochen war, aber immer nicht fertig werden wollte. Das hinderte ihn jedoch nicht, sobald seine wiederkehrende Gesundheit es zuließ, an freiem und heiterem Verkehr mit Schauspielern und Schauspielerinnen, die mit ihrer Gunst weniger sparsam waren. Auch Dalberg ließ es an Beweisen seiner Achtung nicht fehlen. Auf sein Betreiben wurde Schiller am 10. Januar 1784 in die Mannheimer „Deutsche Gesellschaft" für Litteratur als ordentliches Mitglied aufgenommen und erlangte durch die kurfürstliche Bestätigung der Wahl

das Bürgerrecht in der Pfalz. Tags darauf ging die erste Aufführung des „Fiesko“ vor sich, hatte aber, nach Dalbergs Wünschen abgeschwächt und zu einem glücklichen Ausgang verändert, nur einen eingeschränkten Erfolg. Desto stürmischer war die Aufnahme, die das bürgerliche Trauerspiel „Kabale und Liebe“, inzwischen auch im Verlag Schwans gedruckt erschienen, bei seiner ersten Aufführung am 15. April fand.

Zwei Tage vorher war das Stück in Frankfurt mit großem Beifall gegeben worden, und eine der eifrigsten Theaterfreundinnen, Frau Rat Goethe, hatte schon in Erwartung des bedeutungsvollen Ereignisses an Fritz Stein, den Zögling ihres Sohnes, geschrieben: „Ich wünschte sehr, lieber Sohn, daß Sie jetzt bei mir wären. Uebermorgen geht unser Schauspiel wieder an und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben, Kabale und Liebe von Schiller, dem Verfasser der Räuber. Alles verlangt darauf und es wird sehr voll werden.“ Zweifellos hat auch Goethe von dieser Nachricht Kenntnis genommen. Aber gerade in dieser Zeit hatte er sich vom Theater ganz zurückgezogen und in seine naturwissenschaftlichen Studien eingesponnen, und selbst wenn er die „Räuber“, die in Weimar erst im November 1784 auf die Bühne gelangten, schon vorher gelesen haben sollte, konnte der Dichter der „Iphigenie“ auf seinem Wege zur künstlerischen Schönheit die wilden Krafterzeugnisse einer von ihm längst überwundenen Gärungsperiode nur als eine Störung ablehnen.

Und doch bedeutet auch Schillers „Kabale und Liebe“ seinen beiden früheren Stücken gegenüber schon einen starken Fortschritt, wenn auch nicht zur Schönheit, so doch zur Mäßigung, Bestimmtheit und Lebenswahrheit. Noch freilich ist die Dichtung gänzlich aus der Tendenz der Auflehnung gegen tyrannischen Druck hervorgegangen, aber diese Tendenz ist nicht mehr phantastisch, wie in den „Räubern“, noch politisch, wie im „Fiesko,“ sondern rein menschlich. Sie verteidigt das ursprünglichste Recht der Liebe gegen das starrste Vorurteil vom Unterschied der Stände, sie wendet sich gegen die Verderbnis der Großen und gegen ganz bestimmte Mißbräuche ihrer Macht. Der Held ist kein erhabener Verbrecher mehr, noch auch ein großer Tugendhafter, sondern ein liebenswürdiger Jüngling, der keinen anderen Ehrgeiz hat, als das menschlichste aller Gefühle gegen den Ansturm des herrschsüchtigen Eigennutzes und der Bosheit zu behaupten, immer noch hochfliegend und überschwänglich, aber nur selten einmal ruhmredig: auch er wie seine Vorgänger ein Spiegelbild des Dichters, aber nicht mehr in strahlender Vergrößerung aufgefangen, sondern wahrer, ungezwungener, der Bescheidenheit der Natur näher. Ebenso hält die Heldin den Ausdruck ihrer Empfindungen noch zu hoch gespannt, aber sie ist doch kein Geschöpf der bloßen Phantasie mehr, sondern ein lebensfähiges deutsches Mädchen mit warmem Blut und warmen Sinnen. Die Charaktere der anderen

Personen, wenn auch zum Teil bis auf die Spitze getrieben und in einzelnen Zügen immer noch an den Typus ihrer Ahnen in „Emilia Galotti" erinnernd, führen doch ihr eigenes vollsaftiges Leben und haben einen Kern scharf ausgeprägter individueller Wirklichkeit. Die Günstlinge Rieger und Montmartin, Gräfin Franziska und ihr Herzog Karl, Leute des Hofes und seiner eigenen nächsten Umgebung haben dem Dichte Modell gestanden, und die Temperamente der Schauspieler, die er aus der Aufführung der „Räuber" kannte, halfen ihm die Rollen ausgestalten, die er ihnen zudachte. Der ganze Stoff des Stückes ist diesmal nicht den Mitteilungen einer Tagesschrift, noch den Überlieferungen der Geschichte entnommen, sondern hat sich dem Dichter im Leben selbst unmittelbar aufgedrängt. Aus Schillers eigenen Erlebnissen, Erfahrungen und Erinnerungen lagen die Bestandteile gelöst in seiner Phantasie; es bedurfte nur eines Anstoßes der Empfindung, um sie zusammenschießen zu machen. Diesen Anstoß gab der Ingrimm im Arrest, den der Herzog Karl über den Dichter verhängt hatte. Dort begann der Krystallisationsprozeß und setzte sich durch Flucht und Not in Sachsenhausen und Oggersheim unaufhaltsam fort, bis das Stück seine organische Gestalt gewonnen hatte. Es ist unter den drei Erstlingswerken Schillers in der Stimmung das einheitlichste und spiegelt das Innere des Dichters am getreuesten wieder zugleich mit den typischen Vorgängen und Zuständen seines Vaterlandes und seiner Zeit. In diesem Sinne ist es nicht blos das erste deutsche Muster eines bürgerlichen, sondern auch eines historischen Trauerspiels; denn „Emilia Galotti" wie „Miß Sara Sampson" spielen im Ausland, „Götz von Berlichingen" aber entbehrt der geschlossenen einheitlichen Form und jener sich steigernden dramatischen Schlagkraft, welche in „Kabale und Liebe" schon am Schluß des zweiten Aktes bis zu einer Höhe getrieben ist, wie sie weder früher noch später wieder von einem Dichter erreicht wurde. Freilich ist auch hier wieder der Gipfel zu stürmisch erstiegen, und um nicht vorzeitig hinabzuhasten, muß ein neuer Anlauf zu neuen Aussichtspunkten führen. Aber mit wohlberechneter Bühnenkunst wird Wirkung auf Wirkung ausgenutzt, und die Eifersuchtsausbrüche nach der Liebesleidenschaft, trotz mitunterlaufender Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche, ergreifen wieder mit unmittelbarer Gewalt. Die Erfindung des Stückes und seine eigentliche Handlung ist die denkbar einfachste; sie war als Keim schon in der Kosinskyerzählung der „Räuber" und in der Berthaepisode des „Fiesko" vorgebildet. Hier erscheint sie nun selbständig, erweitert und ausgestaltet. Mag auch manches Motiv aus vorangegangenen Stücken anderer Zeitgenossen, aus den Dramen von Lenz, Klinger und Wagner, und namentlich aus dem „deutschen Hausvater" von Gemmingen miteingeflossen sein, mögen auch Shakespeares „Romeo" und „Othello" manches Schlagwort dazu gegeben haben, alles das hat sich doch nur wie aufgenommene

Nahrung in Blut, Muskeln und Nerven des neuen Werkes verwandelt: Charaktere, Handlung und Leidenschaften sind ganz seine eigenen geworden.

Durch den Erfolg von „Kabale und Liebe" gehoben, begleitete Schiller seine Freunde Iffland und Beil auf einen Gastspielausflug nach Frankfurt, fand dort in der hochgebildeten und geistig begabten, aber auch überreizten siebenundzwanzigjährigen Schauspielerin Sophie Albrecht eine schwärmerische Seelenfreundin, nahm an den Siegen der Mannheimer Schauspielkunst freudigen Anteil und kehrte mit neuer Zuversicht und neuen Plänen nach Mannheim zurück. Allein seine dramaturgischen Ideen und Aufsätze fanden in der deutschen Gesellschaft und im Theaterausschuß nicht den erwarteten Anklang, und die Arbeit an dem dritten noch zu liefernden Stück, dem „Don Carlos", wurde durch ein neues Herzensverhältnis, das dem Dichter zu einem Modell für die Königin Elisabeth und die Prinzessin Eboli zugleich verhalf, aber auch seine eigene Leidenschaft über Gebühr in Anspruch nahm, ebensowohl gehindert als gefördert.

Mit Empfehlungen von Frau von Wolzogen und Reinwald an Schiller versehen, war Charlotte von Kalb nach Mannheim gekommen, eine Schwägerin des abgesetzten weimarischen Kammerpräsidenten von Kalb, dessen menschliche und amtliche Erbärmlichkeit Goethe zuerst durchschaut hatte. Auf Betreiben dieses Mannes, der ihre Schwester zur Gattin hatte, erst vor wenigen Monaten an seinen Bruder, den Hauptmann Heinrich von Kalb, ohne eigene Neigung verheiratet, trug die noch nicht dreiundzwanzigjährige, durch eine freudlose Jugend in sich selbst zurückgescheuchte und durch Naturanlage zu einer Art nervösem Traumleben geneigte junge Frau die unbefriedigte Sehnsucht nach einem gleichgestimmten Wesen im Herzen. Schon vorher eine schwärmerische Verehrerin der Schillerschen Muse und selbst litterarisch strebend, mußte sie von der hochsinnigen Persönlichkeit des Dichters sogleich hingerissen werden, und auf ihn selbst konnte der sensitive Reiz der vornehmen Gestalt mit dem reichen blonden Haar und dem etwas verschleierten Blick der kurzsichtigen blauen Augen, dem auch ihr erregt eindringender, aber etwas unklarer Geist entsprach, des Eindrucks nicht verfehlen.

Die erste Begegnung schildert viele Jahre später die alternde Frau in ihren Memoiren mit der ihr eigenen verschwimmenden Ausdrucksweise: „In der Blüthe des Lebens bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth, feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so Manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung zeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand ... Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. Wohl die Rede eines Sehers. Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt."

Schiller stellte sich dem Ehepaar, das auf der Durchreise nach Landau, dem Garnisonsort von Kalbs Regiment zuvörderst nur wenige Tage in Mannheim verweilte, völlig zur Verfügung, machte ihren Führer im Antikensaal und in der Jesuitenkirche, begleitete sie ins Theater und auf Ausflügen in die Umgegend. Nach der Abreise blieb die junge Frau mit Schiller in brieflicher Verbindung, und schon nach einigen Monaten, da es nicht Sitte war, daß die Offiziersfrauen in der Garnison lebten, kehrte sie zurück, um sich gänzlich in Mannheim niederzulassen, wo ihr Gatte sie leicht besuchen konnte, Schiller aber mit dem kleinen Kreise seiner künstlerischen Freunde ihr die willkommenste geistige Anregung und Unterhaltung bot. Den ständigen Gast ihres Hauses fesselte die wahlverwandte Frau bald in engster Freundschaft an ihre Person, um so ungezwungener mit ihm verkehrend, seitdem sie im September ihrem Gatten ein Söhnchen geschenkt, und sie gewann durch die ruhige Sicherheit ihrer Welthaltung wie durch ihren gebildeten Geschmack zunächst den wohlthätigsten Einfluß nicht blos auf sein gesellschaftliches Wesen, sondern auch auf Ton und Stil seiner Dichtung, ähnlich, wenn auch nicht in demselben hohen Grade, wie ihn Goethe von Frau von Stein erfahren hatte.

Inzwischen hatte Schillers Verhältnis zum Theater bereits eine Trübung erlitten. Auf eine Vollendung des „Don Carlos" zur vertragsgemäßen Zeit war nicht mehr zu rechnen, der bühnenkluge Iffland war mit seinen Stücken und seinen Ansichten in einen still und gewandt ausgenutzten Gegensatz zu Schiller getreten, der Theaterausschuß versprach sich von der Wirksamkeit des Theaterdichters keinen genügenden Nutzen, und so hatte auch der Intendant nicht mehr den Wunsch, Schillers Vertrag über die vereinbarte Zeit hinaus zu verlängern. Seiner diplomatischen Art gemäß legte er ihm durch den Theaterarzt, Hofrat May, den Gedanken nahe, seine medizinischen Studien wiederaufzunehmen und durch die Staatsprüfung zum Abschluß zu bringen, um sich so eine gesicherte, bürgerliche Stellung und einen Rückhalt im Erwerb zu verschaffen. Arglos ergriff Schiller diesen Plan und bat Dalberg um einen Vorschuß zu dessen Ausführung. Wie in dem früheren ähnlichen Fall erhielt er jedoch nicht einmal eine Antwort und war also nach Ablauf des Vertrages wieder ganz auf sich selbst angewiesen. Von Schulden gedrückt und von allen Hilfsmitteln entblößt, entschloß er sich, eine unmittelbare Verbindung mit dem Publikum zu suchen durch eine neue Monatsschrift, welche neben Besprechungen des Mannheimer Theaters Arbeiten mannichfachsten Inhaltes bringen sollte: Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen, Philosophie für das handelnde Leben, Betrachtungen über die schöne Natur und die schöne Kunst in der Pfalz, Gedichte, Rhapsodien und Fragmente von Dramen. In der Ankündigung gab er eine kurze Rechenschaft von seinem Entwickelungsgang und bezeichnete seinen Standpunkt mit den stolzen Worten:



Charlotte von Kalb.

Nach dem Gemälde von F. Tischbein.

„Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt; an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele .... Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke, und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

Allein das Publikum erwies sich auch nur als ein kühler Freund, und die Zahl der Subskribenten blieb trotz Schillers emsigster Bemühungen höchst unzureichend. Die neue Enttäuschung und der Wunsch, zum Ersatz für die aufgegebene Anstellung wenigstens einen Titel als Rückhalt in der Gesellschaft zu gewinnen, bewogen Schiller, nach Verbindungen mit einem anderen deutschen Fürstenhofe auszuschauen; denn seine republikanische Gesinnung galt von jeher nur den schlimmen Monarchen und war durch Umgang und Erfahrung zu milderer Konsequenz gereift. Die Beziehungen seiner Freundin und ihres Gatten richteten seinen Blick nach Weimar, wohin ohnedies der geheime Kompaß seines Innern immer von neuem wies. Ein Zufall wollte, daß der Herzog Karl August auf seiner Rundreise zur Herstellung des Fürstenbundes zu Ende des Jahres 1784 durch Mannheim kam und darauf längere Zeit im nahen Darmstadt am Hofe seines Schwiegervaters verweilte. Von Charlotte gedrängt, die günstige Gelegenheit zu benutzen, und empfohlen an die ihr befreundete Erzieherin der Prinzessin Louise von Mecklenburg, der nachmaligen Königin von Preußen, damals gerade zu Besuch bei ihren fürstlichen Verwandten, begab sich Schiller am 23. Dezember nach Darmstadt, wurde am Hofe freundlich aufgenommen, dem Herzog Karl August vorgestellt und las in dessen Gegenwart am zweiten Weihnachtsfeiertage den Anfang seines „Don Carlos" vor. Schon am folgenden Tage erfüllte Karl August den ihm angedeuteten Wunsch des Dichters durch die Zuschrift:

„Mit vielem Vergnügen, mein lieber Herr Doctor Schiller, ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl.

Karl August. H. z. S. W."

Die amtliche Bestätigung folgte bald von Weimar aus, und als Schiller seinen Dank aussprach, entgegnete der Herzog mit der Aufforderung, daß der Dichter ihm von den Vorgängen der litterarischen und mimischen Welt, welche

er bewohne, zuweilen Nachricht geben möge. Schiller aber bezeugte öffentlich seine Erkenntlichkeit dadurch, daß er das erste Heft der „Thalia", welches den vorgelesenen Teil seiner Dichtung enthielt, am 14. März 1785 mit der Widmung einleitete: „Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Eure Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigst herabließen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, diesem ersten Akt des Don Carlos, einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemäldes zu sein, das ich von Ihresgleichen zu entwerfen mir erlaubte. — — Wie theuer ist mir zugleich der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf."

Allein so willkommen der neue „Charakter" war, um das nötige bürgerliche Selbstbewußtsein zu stützen, der noch nötigere Umschwung der ökonomischen Lage wollte sich nicht einstellen. Alte Schulden drängten und brachten den Dichter in eine schiefe Stellung zu seinem Vater, der nicht aushelfen konnte, und zu seiner Gönnerin, Frau von Wolzogen, die bei einem Darleiher in Bauerbach für ihn gut gesagt hatte. Sein Stuttgarter Bürge geriet wegen der noch immer unbezahlten 200 Gulden für den Druck der „Räuber" in äußerste Bedrängnis und konnte nur durch die edelmütige Dazwischenkunft von Schillers Hauswirt, der obwohl selbst nicht vermögend, die Summe vorstreckte, aus dem Schuldgefängnis gerettet werden. Mißhelligkeiten mit den durch die Urteile der „Thalia" in ihrer Eitelkeit verletzten Schauspielern verleideten dem von allen Seiten Eingeklemmten die dramaturgische Beschäftigung, und um das Maß des Unerträglichen voll zu machen, geriet auch sein Herz in eine Wirrnis, aus welcher kein gebahnter Weg zu finden war. Die seelische Freundschaft zwischen Schiller und Charlotte von Kalb steigerte sich durch den innigen Verkehr allmählich zu dem Gefühl notwendiger Zusammengehörigkeit. Längst wechselten sie das vertrauliche „Du". Durch Charlottens warme Gegenwart wurde der Eindruck der zurückhaltenden Margarete verdeckt, wenn auch nicht ganz ausgelöscht. Aus der Seele sprang der Funken über in die Sinne und entzündete sie zu glühendem Verlangen. Alle Bedenken der Sitte und Gesetzlichkeit drohen vor der entfesselten Leidenschaft zu schwinden. Doch hart vor dem Abgrund der Gefahr stutzt der stürmende Wille. Die Pflicht wird zur undurchdringlichen Schranke, und mit trostloser Bitternis entsagt der Dichter der so sehnlich begehrten Glückseligkeit. Von dem harten Kampf, der in seiner Brust getobt, legen noch jetzt die beiden Gedichte „Der Kampf" (früher „Freigeisterei der Leidenschaft") und „Resignation" beredtes Zeugnis ab, und in

den hoffnungslosen Klagen des Carlos um Elisabeth tönen seine eigenen Schmerzen wieder.

Dieser Sieg über sich selbst bedingte aber für Schillers Gemüt auch die Notwendigkeit der Trennung von Charlotten. Es spielte sich ein ähnlicher Vorgang ab wie zwischen Goethe und Frau von Stein, nur daß, was bei jenen naturgemäß, unbewußt sich entwickelte, hier durch die stürmischeren Temperamente gewaltsam sprunghaft dem Höhepunkt und dem Ende zugetrieben ward.

So durch äußere und innere Not wurde Schiller zu dem Entschluß gedrängt, Mannheim zu verlassen, hätte er nur gleich gewußt, wohin er sich wenden sollte. Und doch war längst die Hand der Freundschaft ausgestreckt, die Wunden der Liebe zu heilen und die Bitterkeit der Enttäuschungen in unverhoffte Lebensfreude zu verwandeln.

Schon im Juni 1784 während trübseliger Erfahrungen hatte Schiller aus Leipzig von unbekannten Verehrern ein Paket erhalten nebst einem Briefe, in welchem es hieß: „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. — Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesammt werth sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen. Zur Probe, ob ich Sie verstanden habe, habe ich ein Lied von Ihnen zu componiren versucht .... Wenn ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu nichts helfen.“

Das Paket enthielt außer dem komponierten Lied der Amalia aus den „Räubern“ noch eine gestickte Brieftasche und darin die gezeichneten Bildnisse der vier Verehrer, zwei Männer und zwei Mädchen, deren Namen dem Dichter nicht lange verborgen blieben. Der Briefschreiber und Komponist hieß Christian Gottfried Körner und lebte, drei Jahr älter als Schiller, als Docent der Rechtswissenschaft in Leipzig, später als Konsistorialrat in Dresden; die Stickerin der Brieftasche war seine Braut Minna Stock, und die Zeichnerin der Bildnisse deren Schwester Dora: beides die verwaisten Töchter des Leipziger Kupferstechers, von welchem Goethe die Ätzkunst erlernt

hatte. Als vierter hatte sich dem Bunde der noch nicht zwanzigjährige Ferdinand Huber angeschlossen, der mit Dora so gut wie verlobt war. Schiller empfand dieses unverhoffte Geschenk aus ganz unbekannten Händen als „die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten", und der Gedanke, „daß in der Welt mehr solche Cirkel seien, die ihn unbekannt liebten und sich freuten, ihn zu kennen," versöhnte ihn auf eine Weile mit seinem harten Verhängnis. Dennoch verschob er die Antwort an die freundlichen Spender volle sechs Monate lang, bis am Abend des 7. Dezember den wehmütig Gestimmten ein Blick auf die über seinem Schreibtisch aufgehängten Bilder schärfer daran mahnte. In seinem Entschuldigungsbriefe sprach er so von ungefähr die Hoffnung aus, zu Ostern nach Leipzig kommen zu können, um dann die willkommenen Freunde persönlich kennen zu lernen. Sogleich griffen in einem gemeinschaftlichen Schreiben vom 11. Januar alle vier diese Absicht auf, und Körner fügte nachdrücklich hinzu: „Kommen Sie sobald als möglich. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und das macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis."

Bisher hatte Schiller mit dem Vorsatz dieser Reise gleichsam nur wie mit einer schönen Möglichkeit gespielt. Jetzt, durch die Mannheimer Verhältnisse immer unleidlicher gequält, macht er Ernst. Die Antwort nach Leipzig beginnt am 10. Februar mit den Worten: „Seit Ihren letzten Briefen hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: Diese Menschen gehören Dir, diesen Menschen gehörst Du." Jedoch mitten in der Ergießung schwärmerischen Gefühls durch einen Besuch und entscheidende Vorfälle unterbrochen, wird sie erst zwölf Tage später vollendet. In der Zwischenzeit hat die schmerzliche Auseinandersetzung zwischen Schiller und Charlotte stattgefunden. Und so wirft er sich denn am 22. Februar mit festem Entschluß Körner völlig in die Arme: „Diese zwölf Tage ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit giebt, als ich mir habe träumen lassen — die Epoche in meinem Leben macht. — Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in mein'em Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation. — Mit dem Theater hab' ich meinen Contract aufgehoben, also die ökonomische Rücksicht meines hiesigen Aufenthaltes bindet mich nicht mehr. Außerdem verlangt es meine gegenwärtige Connexion mit dem guten Herzog von Weimar, daß ich selbst

dahin gehe und persönlich für mich negotiire, so armselig ich mich auch sonst bei solcherlei Geschäften benehme. Aber vor allem Anderen lassen Sie mich's frei heraussagen, meine Theuersten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freund-



Christian Gottfried Körner.

schaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Cirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich Alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das Alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie."

Schon hatte Schiller seine Abreise auf die unwiderrufliche Frist von drei bis vier Wochen festgesetzt. Aber nach allen Seiten verschuldet und von allen Mitteln entblößt, konnte er Mannheim nicht verlassen, ohne vorher das nötige Geld zur Befriedigung der dringendsten Forderungen und zur Bestreitung der Reisekosten aufzutreiben. Er wandte sich daher in einem zweiten Brief an Huber mit der Bitte, ihm von „einem Buchhändler oder andern Juden" einen Vorschuß von dreihundert Thalern zu verschaffen, der entweder in zweimonatlichen Raten von dem Ertrag der „Thalia" zurückgezahlt oder noch besser durch Übertragung der Zeitschrift an einen Leipziger Verlag auf einmal ausgeglichen werden könnte. Glücklicherweise war Körner selbst vermögend, im erwünschtesten Sinn auszuhelfen, und zartfühlend, wie er war, richtete er es unvermerkt so ein, daß Schillers litterarische Selbstschätzung dabei nur noch gewinnen konnte. Neben seinem juristischen Beruf auch schriftstellerischen Interessen zugeneigt, war er mit einem mäßigen Kapital an dem Verlagsgeschäfte des Buchhändlers Göschen in Leipzig beteiligt. Diesen veranlaßte er nun, die Übernahme der „Thalia" mit Schiller zu vereinbaren und ihm einstweilen den Vorschuß auf Rechnung seines eigenen Geschäftsanteils auszuzahlen. So konnte denn Schiller sich seiner Verbindlichkeiten entledigen und in der Morgenfrühe des 9. April der Stadt den Rücken wenden, die seine schönsten Hoffnungen wiederholt so grausam enttäuscht hatte. Wie von einem Albdruck befreit, strebte er neuen Zielen und neuen Freunden zu. Von den wenigen alten Freunden, an denen sein Herz noch in Mannheim hing, hatte er tags zuvor einen nur halb wehmütigen Abschied genommen: von Margarete Schwan, die mit dem Angebinde der endlich fertig gewordenen Brieftasche den noch nicht abgerissenen Faden seiner Zuneigung wieder etwas fester anzog, von Charlotte von Kalb, die sich mit dumpfer Schwermut in die Trennung ergab, ohne auf ein Wiedersehen zu verzichten, und von dem treuen Streicher, der nun allein zurückbleibend darauf bedacht sein mußte, auch ohne die aufgegebenen Hamburger Studien es zum Kapellmeister zu bringen. Ihm sprach Schiller noch in der letzten Stunde einen merkwürdigen Plan aus, wohl nur von der Erregung des bevorstehenden Überganges eingegeben, aber den Zielpunkt bezeichnend, der seine schweifende Einbildung immer wieder anzog. Er wollte die aus Unlust so früh verlassene Rechtswissenschaft jetzt mit beflügeltem Eifer aufnehmen, in weniger als einem Jahr den juristischen Doktorgrad erwerben und dem dichtenden Genius nur die Stunden der Muße gönnend, die ganze Kraft seines Strebens darauf richten, an einem der sächsischen Fürstenhöfe Minister zu werden. Augenscheinlich war es wieder das Beispiel Goethes, das ihm bei dieser Abschiedsphantasie heimlich vorschwebte.



V.

Müde und zerschlagen von achttägiger anstrengender Fahrt auf erbärmlichen Wegen durch Schnee und Morast, aber voll Ungeduld, seine Freunde zu sehen, langte Schiller am 17. April 1785 in Leipzig an und säumte keinen Augenblick, Huber zu benachrichtigen, der denn auch sogleich sich einstellte. Mit ihm eilte er am nächsten Tage zu den beiden Mädchen, deren herzliche Teilnahme ihm rasch über die erste Befangenheit hinweghalf. Dann wurde ein bescheidenes Studentenzimmer gemietet und gemeinsam mit dem jungen Freunde bezogen, der den Auftrag übernommen hatte, für die Bequemlichkeit des Ankömmlings zu sorgen. Körner, der bereits sein neues Amt in Dresden angetreten, begrüßte den Freund von dort aus schriftlich, und so unaufhaltsam reifte durch lebhaften Briefwechsel zwischen beiden das vertrauteste Verhältnis, noch bevor sie sich sahen, daß schon nach wenigen Wochen das brüderliche „Du“ sich einstellte. Diesmal hatte den Sehnenden seine Hoffnung nicht betrogen; unter solchen Menschen fühlte er sich wohlgeborgen. Sei es nun, daß ihn das Beispiel seiner Freunde reizte, die beiden verlobten Paare durch ein drittes zu ergänzen, oder daß er die nachwirkende Leidenschaft für Charlotte durch eine verdoppelte Scheidewand sich vollends fern halten wollte: in dem ersten Brief, den Schiller noch in der Woche seiner Ankunft nach Mannheim schrieb, hielt er bei Schwan um die Hand seiner Tochter Margarete an. Der rechnende Buchhändler konnte jetzt noch weniger, als früher Frau von Wolzogen des Dichters Zukunft für gesichert halten. Er begründete seine freundliche Ablehnung damit, daß seiner Tochter Charakter für Schiller nicht passe, und er behielt schon darum Recht, weil der Bewerber sich leicht darüber tröstete.

In Leipzig, wo gerade die Messe im Gange war, fand Schiller alte Bekannte wieder und wurde zu vielen neuen herangezogen. In demselben Hause mit ihm wohnte, aus Dresden mit der Secondaschen Schauspielertruppe herübergekommen, Sophie Albrecht, in deren Gesellschaft er die Budenreihen auf den Märkten durchstrich, und in Richters Kaffeehaus am Brühl, wo er gern das bunte Gewühl der Menschen beobachtete, traf er die Leipziger Litteraturgrößen, mit deren veraltenden Bestrebungen ihn freilich kein lebendiges Interesse verknüpfen konnte, aber auch einige jüngere Schriftsteller und Künstler, mit denen er in Verkehr trat. Nach wenigen Wochen zerstreuender Geselligkeit, als Huber mit den Mädchen bei Anbruch des Frühjahrs das nahe Dorf Gohlis am Ausgang des reizvollen Rosenthals zum Sommeraufenthalt nahm, folgte ihnen Schiller dahin und ließ sich neben ihnen in dem Mansardenzimmer eines kleinen Bauernhauses nieder, zusammen mit dem Buchhändler Göschen, der sich dem Freundesbund anschloß. Heitere Zeit verlebte er dort, umgeben vom stillen Frieden der blühenden Natur, auf einsamen Spaziergängen und Ruheplätzen dichtend und träumend oder im jugendlich angeregten Kreis gesellig scherzend und in immer wachsendem Austausch vertrauter Briefe mit Körner, den sein Amt noch fernhielt. Endlich kam der Tag, an dem die beiden Freunde, die geistig einander längst umfaßt hielten, sich auch persönlich zusammenfinden sollten. Körner kam zum Besuch bei Verwandten nach dem vier Stunden entfernten Rittergute Kahnsdorf und berief seine Braut nebst deren Schwester dorthin zu einem Stelldichein auf den 1. Juli. Mit Huber und Göschen begleitete auch Schiller die Mädchen. Zum erstenmal sah er das Antlitz des Mannes, der seinem Herzen der theuerste geworden, und verlebte mit ihm, trotz der größeren Gesellschaft, die sie umgab, einen stimmungsvollen Tag. Der Nachklang seiner Freundschaftsbegeisterung auf der Rückfahrt mit Huber und Göschen offenbart sich in den Worten, die er unmittelbar darauf aus Gohlis dem Vertrauten seiner Seele nach Dresden sandte: „Bester Freund — der gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei — philosophisch feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspective der Zeit vor mir liegen sah . . . . Mein Gefühl war beredt und theilte sich den Anderen elektrisch mit. O, wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen. Du warst bis jetzt noch mit keiner Silbe genannt worden,



In Gohlis.

und doch las ich in Hubers Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschlusse dieses Augenblicks — sich wechselweise fortzureißen zum Ziele — sich zu mahnen und aufzuraffen Einer den Andern — und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden . . . .

Unsere Unterredung hatte diese Wendung genommen, als wir ausstiegen, um unterwegs ein Frühstück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er sich zu ersticken zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Hubers Gesicht war feuerroth, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — ‚Dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis'. Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war; ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert. — Theuerster Freund, hättest Du Deine Verherrlichung in unseren Gesichtern gesehen — in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hättest Du sogar Deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest Du beneidet.“ . . . . . .

Körner verdiente die begeisterte Verehrung, die ihm auf solche Weise fast wie einem übermenschlichen Genius gezollt ward. Denn jetzt und in der Folge erwies er sich als ein wahrer getreuer Eckart, dessen hilfreiche Hand den Dichter über Erwarten und selbst ohne dessen Wissen vor Not und Schaden behütete. In demselben Briefe hatte Schiller wegen einiger buchhändlerischer Unternehmungen angefragt, durch die er seinen gänzlich versiegten Geldquellen einen frischen Zufluß zu schaffen gedachte. Sogleich sandte ihm der Freund, der seine Verlegenheit daraus ersah, eine Summe für laufende Ausgaben und forderte ihn auf, ihm ohne jede Bedenklichkeit alle seine Bedürfnisse zu entdecken. Und wieder mit rührendem Zartsinn, um den Stolz des Bedürftigen zu schonen, fügt er hinzu: „Wenn ich noch so reich wäre, und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Object es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben: so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald Du nach Brod arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im Geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Ueberfluß bist.“

Nicht genug damit, brachte Körner auch unter der Hand Schillers fällige Wechsel an sich, die er für ihn bei dem Gläubiger sollte verlängern lassen, und erst nach Jahren erfuhr der Freund, daß die Schuld bereits getilgt sei. Indes noch weit kostbarer als Rat und Hilfe in ökonomischen Dingen war die geistige Förderung, die der unterrichtete, gereifte und urteilskundige Mann bieten konnte. Mit keinem stark ausgesprochenen Talent, aber mit

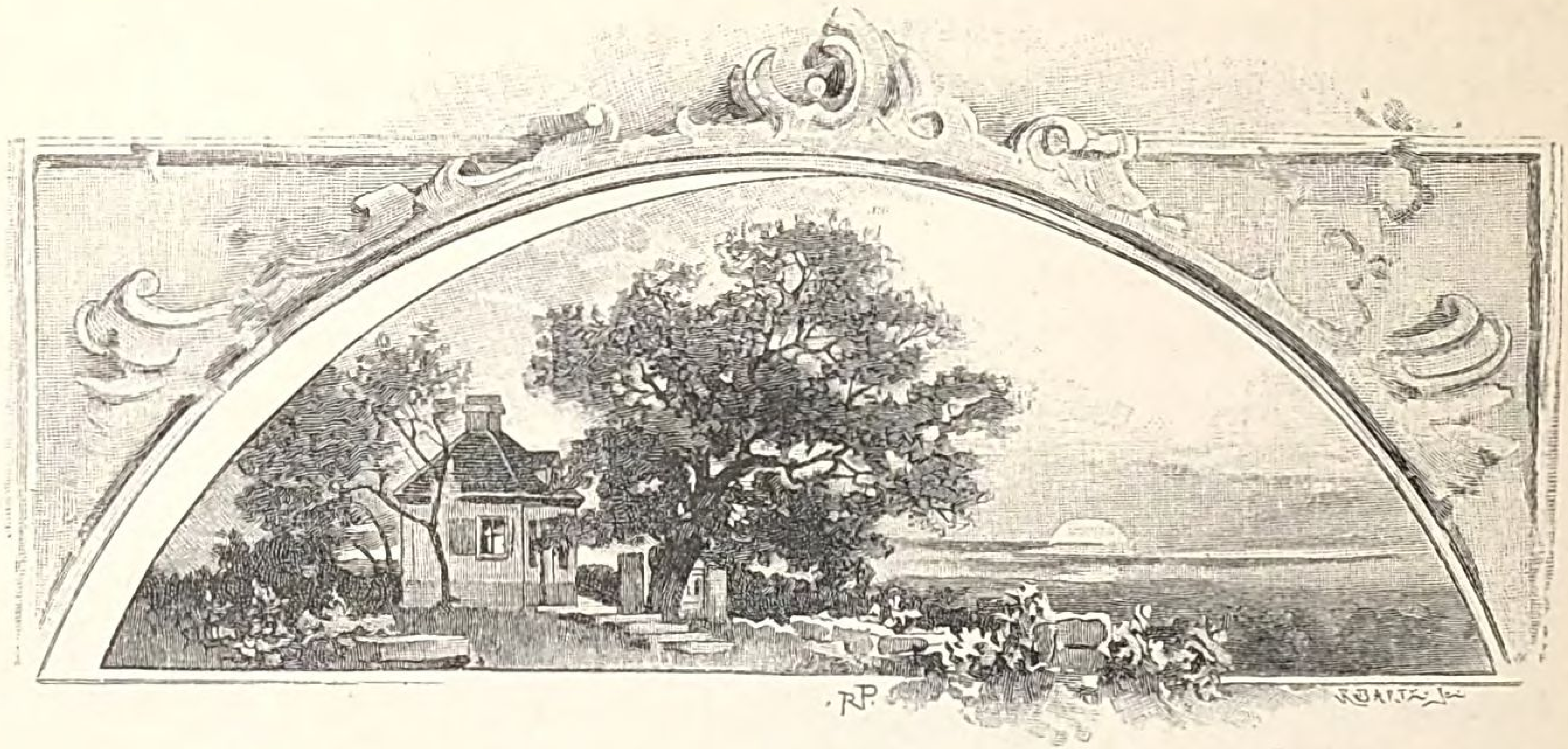


Minna Körner.

mancherlei Fähigkeiten begabt, betrieb Körner neben seinen juristischen Studien mit Vorliebe Geschichte und Philosophie, dilettierte in der musikalischen Komposition und hatte ein feines ästhetisches Gefühl. Selber nicht eigentlich produktiv und dennoch zu schriftstellerischer Arbeit geneigt, fand er in der kritischen Betrachtung des ihm verwandten Genius ein ergiebiges Feld nachschöpferischer Thätigkeit; er versenkte seinen Geist in dessen Werke, wiederholte ihre Entwickelung aus den Grundwurzeln mit liebevollem Verständnis und hielt dem Dichter dessen eigene Bilder in scharfer Beleuchtung vor die Augen.

Allgemeine ästhetische und philosophische Erörterungen schlossen sich an, und so ward der Briefwechsel zwischen beiden eine Schatzkammer gemeinsamer Interessen und Gedanken, welche von der Lebenssorge und Geistesarbeit Schillers während der nächsten zwei Jahrzehnte bis zu seinem Tode die reichste Kunde enthält.

Nach seiner Rückkehr fand Schiller den Aufenthalt in Gohlis, welchem mit den beiden Mädchen der schönste Reiz genommen war, freudlos und öde. Zwar schon nach wenigen Wochen traf der Freundeskreis in Leipzig wieder zusammen, wo Körner am 7. August mit seiner Minna Hochzeit hielt, von Schiller durch ein glückwünschendes Begleitschreiben zu seinem Geschenk, durch eine philosophische Allegorie und durch ein sehr ausgedehntes Hochzeitsgedicht dreifach gefeiert. Als nun aber das junge Ehepaar, von Dora nach Dresden begleitet, sich dort im behaglichen Nest eingerichtet hatte, duldete es den Vereinsamten nicht länger auf seinem Dorfe. Kurzer Hand erbat er sich von den Neuvermählten, denen er in einiger Zeit folgen sollte, schon jetzt die Aufnahme in ihren häuslichen Zirkel, wo allein er glaubte Ruhe, Muße und Laune finden zu können, und feierte, froh willkommen geheißen, abermals nach kaum vierwöchentlicher Trennung am 12. September mit ihnen ein himmlisches Wiedersehen. Noch an demselben Tage fuhren sie gemeinsam nach dem nahen Loschwitz hinaus, wo in Körners Weinberg dem Dichter ein Zimmer des Gartenhauses eingeräumt wurde. Hier unter einem Dach mit seinen Lieben, und in Dresden ihnen gegenüber mit dem nachgekommenen Huber eingemietet, genoß er nun eine ungetrübte Zeit voll Frohmut und Schaffenskraft, launiger Geselligkeit und ernster philosophischer Betrachtungen. Selber glücklich, strebte er im Geiste, die Menschheit zu beglücken, und öffnete sein Herz der ganzen Welt. Aus solchen Stimmungen entsprangen übermütige Gelegenheitsscherze, bestimmt, den engsten Freundeskreis zu erheitern, aber auch die in der „Thalia" gedruckten, freilich bald abgebrochenen „Philosophischen Briefe", in denen Schiller als Julius die Ansichten der schwärmerischen Glückseligkeitslehre und Körner als Raphael die Kritik der Vernunft im Sinne Kants gegeneinander abzuwägen versuchten. Doch als schönstes Wahrzeichen der Entzückung erhebt sich aus jenen Tagen der strahlende Hymnus „An die Freude", und zugleich wird der „Don Carlos", in welchem statt des Prinzen jetzt der Marquis Posa in den Vordergrund des Interesses tritt, aus einer Staats- und Familientragödie zum hohen Lied der Freundschaft und Menschlichkeit, ganz anders und doch in gewissem Sinn ähnlich wie Goethes „Iphigenie", mit der sich auch noch andere Vergleichungspunkte bieten. Denn nach dem tief wirkenden Beispiel von Lessings „Nathan", der 1779 erschienen war, bilden beide Dramen den Übergang von der Prosa zum Vers, stellen beide auf ihren Höhepunkt den Sieg des wahren und freien Wortes über eigenmächtigen Fürstensinn, sind beide die Marksteine der Entwickelung von



der charakteristischen zur schönen Kunst, von der „gothischen Vermischung“ des Tragischen und Komischen zum reinen Stil. Andererseits berührte sich „Don Carlos“ auf dem Gebiete des geschichtlichen Stoffes mit Goethes „Egmont“, der damals auch noch der umwandelnden Vollendung harrte, wie zwei exzentrische Kreise, die einen Punkt des Umfangs miteinander gemein haben.

Durch die Vorbereitungen zum „Don Carlos“ und den stetigen Ideenaustausch mit Körner war Schiller jedoch allmählich tiefer in historische und philosophische Studien hineingezogen worden. Je angelegentlicher er sich mit diesen Wissenschaften beschäftigte, desto mehr gewannen sie selbständige Geltung für ihn. Der Strom seiner geistigen Thätigkeit wurde aus dem Felde der Phantasie auf das der gelehrten Forschung abgeleitet, und unter diesem Wechsel litt die dichterische Fruchtbarkeit, gerade wie es Goethe fast zu derselben Zeit erging, da er sich mit erhöhtem Eifer den Naturstudien hingab. Schiller begann einen Entwurf zum „Abfall der Niederlande“, unternahm die Herausgabe einer „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen aus mittleren und neueren Zeiten“ und erfüllte sich mit heißem Interesse für die Vorgänge des dreißigjährigen Krieges. Er meinte, er würde ein ganz anderer Kerl sein, wenn er zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte, und wünschte es noch nachholen zu können. Aber wenn Goethes forschender Sinn aus Beobachtung und Vergleichung der Naturvorgänge zur Anschauung organischer Entwickelungsgesetze aufstieg, so durchleuchtete Schiller die Auffassung geschichtlicher Vorgänge mit seinen philosophischen und psychologischen Ideen und ordnete den Zusammenhang der Begebenheiten nach den Entwickelungsgesetzen des menschlichen Geistes. Ähnliche Principien leiten ihn bei der dichterischen Erzählung als wahr angenommener oder vorgegebener Einzelschicksale, deren Darstellung in einer der Geschichte verwandten Form ihn reizte. Nicht auf das Ereignis und auf die That selbst kommt es ihm darin an, sondern auf

die Gedanken und Empfindungen des Menschen, als Quellen seiner Handlungen. Die Entwickelung der Seelenzustände unter den wechselnden Bedingungen der Außenwelt, das ist sein eigentlicher Gegenstand.

So ward der Roman „Der Geisterseher“ begonnen, die Geschichte eines deutschen Prinzen, der, in seine eigene Phantasienwelt eingeschlossen und ein Fremdling in der wirklichen, während seines Aufenthalts in Venedig mittels planvoller Veranstaltungen einer geheimen Gesellschaft, die wie Schicksalsbegegnisse aussehen, dem Protestantismus abwendig gemacht und durch Zweifel und Unglauben hindurch unvermerkt in den Schoß der alleinseligmachenden katholischen Kirche geführt wird, um zu weltlichen Zwecken des jesuitischen Bundes benutzt zu werden. Sogleich der Anfang der Erzählung machte nach seiner Veröffentlichung in der „Thalia“ das größte Aufsehen, weniger durch die Feinheit der psychologischen Entwickelung und den Reiz der künstlerischen Darstellungsmittel, als weil die Buntheit der seltsamen Vorgänge die Einbildung beschäftigte, ihr rätselhafter Zusammenhang die Neugier spannte und lebhafte Anklänge an zeitgenössische Personen und Begebenheiten das lebendige Interesse der gegenwärtigen Wirklichkeit in Anspruch nahmen. Aber gerade dieses Hängenbleiben am Stofflichen der Fabel verleidete dem Dichter den um des materiellen Erfolges willen sehr willkommenen Beifall des Publikums, und rasch ermüdet legte er die unmutig fortgesetzte Arbeit beiseite, um sie zwar später noch einmal aufzunehmen, aber auch dann nach dem notdürftigen Abschluß des ersten Bandes völlig liegen zu lassen.

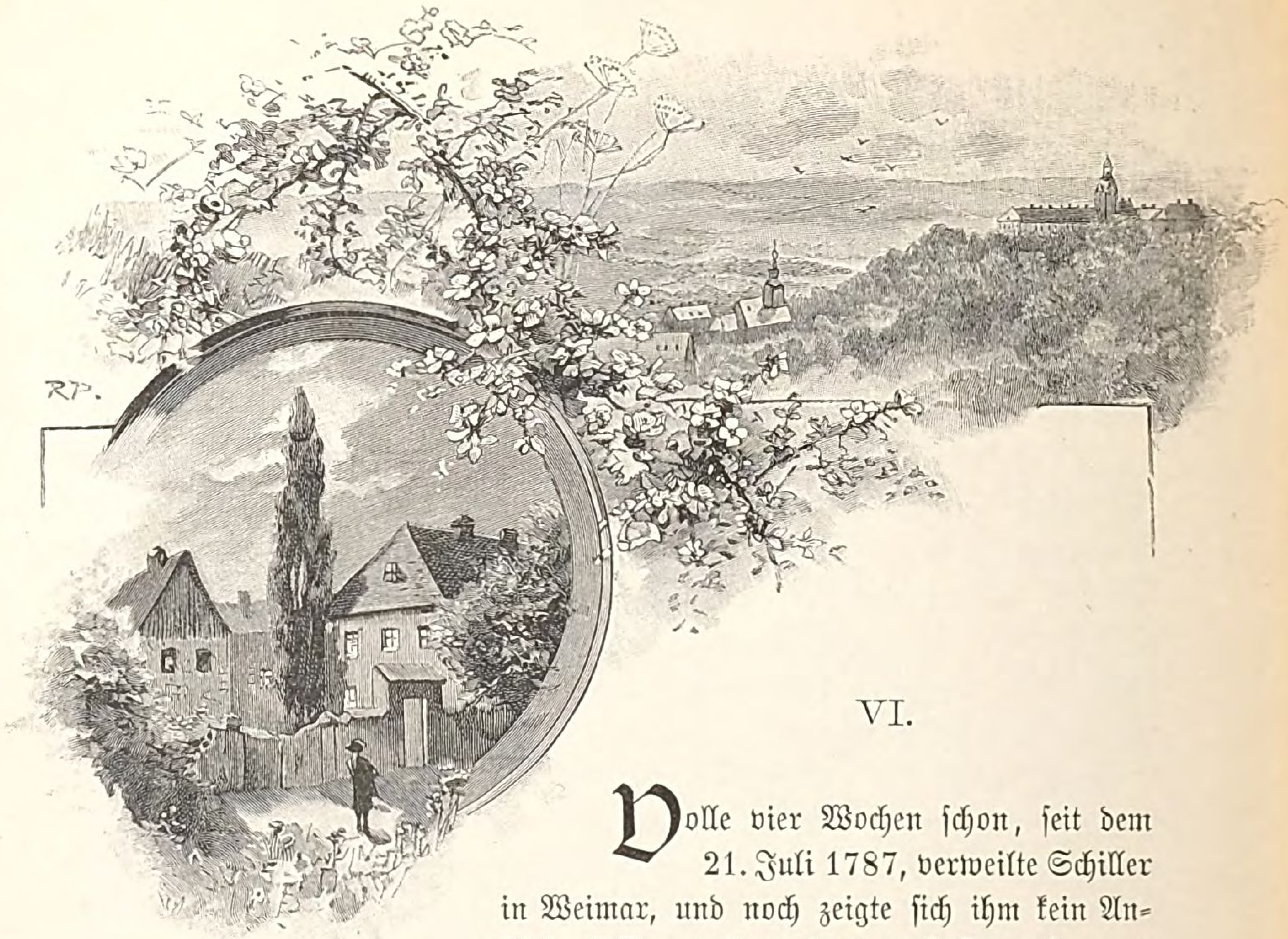
Rein und vollständig ist das psychologische Motiv durchgeführt in der Novelle: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“, dem Muster einer Erzählungskunst, die in der Straffheit der Exposition und der Zusammendrängung der wesentlichen Momente sich wieder der dramatischen Anschauungsweise nähert. Dagegen gelangte ein philosophisch reflektierendes Drama, das Schiller als eine Art Gegenstück zu Shakespeares „Timon von Athen“ schon seit den Bauerbacher Tagen geplant hatte, nicht über den ersten Akt hinaus und wurde auch später niemals abgeschlossen.

Durch solche Abschweifungen aufgehalten und zeitweilig ganz ins Stocken geraten, rückte die Hauptarbeit am „Don Carlos“ nur langsam vor und ward in Bruchstücken durch die „Thalia“ der Öffentlichkeit übergeben. Andere Umstände traten hinzu, Schillers Arbeitslust zugleich mit seiner allgemeinen Stimmung herabzudrücken. Die Art der sorglosen Existenz, die er nicht seiner eigenen Arbeit verdankte, begann ihn einzuengen. Der Absatz der „Thalia“ brachte nicht den gehofften Ertrag, andere Quellen flossen nur sehr sparsam, ein Ende dieses peinlichen Zustandes war nicht abzusehen. Die Freundschaftsbegeisterung konnte auf der Höhe, die sie im ersten Aufschwung erreicht hatte, sich nicht dauernd behaupten. Huber entpuppte sich allmählich als ein halt-

loser, schwankender Charakter, dem sich Schillers festgegründeter Sinn immer mehr entfremdet fühlte. Körner und seine Frau blieben ihm immer gleich teuer; doch je unentbehrlicher ihm der engste Umgang mit ihnen geworden war, um so öder erschien ihm sein Dasein, wenn sie wiederholt auf längere Zeit verreisten. Er lebte dann wie ein Einsiedler, fern von der Dresdener Gesellschaft, die seinem Geiste nichts bieten konnte, nur selten von Bekannten aufgesucht und kaum anderswo verkehrend, als im Hause seiner alten Freundin Sophie Albrecht, die mit ihrem Gatten zuweilen einen kleinen Kreis heiterer Gäste zum Spiel bei sich versammelte. Was aber seine Vereinsamung in arbeitslosen Stunden vollends unleidlich machte: sein Herz war unbeschäftigt, es fehlte an einem Gegenstand für seine zärtlichen Gefühle. Dieser Öde sich zu entreißen, machte er Pläne zu Ausflügen. Gegen Weihnachten 1766 will er seine Schwester Christophine, die am 27. Juni desselben Jahres Reinwalds Gattin geworden war, in Meiningen besuchen; er beabsichtigt ein Wiedersehen mit Charlotte von Kalb, die, in der Zwischenzeit durch gelegentliche Briefe mit ihm verbunden, schon seit dem April auf dem Familiengut Kalbsrieth in Thüringen verweilte; er denkt vorübergehend an eine Reise nach Hamburg, wohin Schröder, der größte Schauspieler und erfahrenste Theaterdirektor jener Zeit, durch die veröffentlichten Bruchstücke des „Carlos" gereizt, ihn zu ziehen wünschte. Doch alle diese schwankenden Vorsätze fielen zu Boden, als unvermutet sein Herz von einer Neigung entzündet wurde, die, rasch zur Leidenschaft erwachsend, ihn zwischen Hoffnung und Eifersucht unruhig umherwarf.

Auf einem Maskenball, den Schiller in der Faschingszeit des Jahres 1787 mit Körners besuchte, war eine übermütige Zigeunerin mit schmeichelhafter Wahrsagung an ihn herangetreten und hatte ihn durch den frischen Reiz ihrer Jugend so gänzlich gefangen genommen, daß er, solange das Fest dauerte, nicht mehr von ihrer Seite wich. Schön, heiter, lebenslustig und beweglichen Geistes, war die neunzehnjährige Henriette von Arnim, die jüngere Tochter einer hoffähigen, aber vermögenslosen Offizierswitwe, ganz das Wesen, um des Dichters Sinne, wenn auch nicht sein Gemüt, mit starken Banden festzuhalten. Bald sah er sie in einer Gesellschaft bei Sophie Albrecht wieder und erhielt die Erlaubnis, sie im Hause ihrer Mutter zu besuchen. Dort brachte er von nun an jeden Abend zu, über den nicht anders verfügt war, und bewarb sich ernstlich um die Hand des Mädchens. Daß der Ruf der Damen, denen kein Mann zur Seite stand, von Zweifeln nicht verschont wurde, kümmerte ihn wenig, da man ihnen nichts Bestimmtes nachsagen konnte. Daß Henriette für eine Kokette galt, schreckte ihn nicht zurück, da sie für ihn wirkliche Liebe zu empfinden schien. Alle Mahnungen Körners und seiner Minna fruchteten nichts, bis sie ihm zu verstehen gaben, daß an gewissen Abenden, an denen er fern gehalten wurde, zwei reichere Verehrer in dem

Hause seiner Geliebten verkehrten, die, wenn auch vielleicht nicht von ihr selbst, so doch jedenfalls von der Mutter begünstigt wurden. Als nun Arnims im April auch auf einige Zeit verreisten, ließ sich Schiller zu einem Aufenthalt in Tharandt überreden, um ungestört am „Carlos" weiterzuarbeiten. Allein schon nach einer Woche besuchte ihn dort Henriette mit ihrer Mutter. Da aber der eine ihrer beiden Verehrer, ein Graf Waldstein, sie begleitete, mischte sich nach ihrer Rückkehr in das Spiel gegenseitiger Liebesgeständnisse bald die Bitterkeit der Eifersucht. Erklärungen wurden gewechselt, Forderungen des Vertrauens mit Gegenforderungen erwidert, Trotz gegen Trotz ausgespielt, und Schillers Gefühl erkaltete an dem Mangel rückhaltloser Übereinstimmung und an der Unmöglichkeit, ohne gesicherte Lebensstellung in absehbarer Zeit an eine Verbindung zu denken. Ohne gewaltsamen Bruch löste sich das Liebesverhältnis allmählich und ging in eine wohltemperierte Freundschaft über. Schiller blieb noch bis Ende Mai in Tharandt und arbeitete mit um so angestrengterem Eifer am „Don Carlos". Aber als er nun nach Dresden zurückkehrte, fühlte er noch deutlicher als früher, daß hier seines Bleibens nicht mehr war. „Don Carlos" war fertig und ging in die Welt, sogar in doppelter Gestalt: als dramatisches Gedicht zum Verlag an Goeschen und als Theaterstück in Prosa zur Aufführung an Schröder. Den Dichter selbst drängte es jetzt mit aller Macht hinaus, von neuem eine dauernde Heimstätte und eine Selbständigkeit zu suchen, die ihm Dresden nicht hatte bieten können. Auch die Freundschaft sollte ihn nicht mehr halten; abstreifen wollte er die Fesseln ihrer Wohlthaten, die den freien Aufflug seines Geistes hemmten. Wohin der heimliche Drang seines Innern schon lange wies, trat jetzt klar zu Tage: nach Weimar, wo Herzog Karl August und Goethe vor der Welt verbunden standen, fast wie in seiner Dichtung Carlos und Posa. Den letzten Anstoß noch gab die Empfindung des Herzens. Charlotte von Kalb hatte ihm geschrieben, daß sie auf mehrere Monate nach Weimar gehen wolle. Von der neuen Liebe getäuscht, sah die Phantasie des Dichters die alte im milden Schimmer der Erinnerung. Körner verstand den Freund und ließ ihn ziehen. Wieder sollte es nur eine vorübergehende Trennung sein, wieder wurde eine Rückkehr in Aussicht genommen, aber es ward auch diesmal ein Abschied für immer. Am 19. Juli machte Schiller mit seinen Freunden den letzten Spaziergang im Walde bei Loschwitz. Am nächsten Tage brach er auf dahin, wo ihn das Schicksal seines Lebens erwartete: nach Weimar.



VI.

Volle vier Wochen schon, seit dem 21. Juli 1787, verweilte Schiller in Weimar, und noch zeigte sich ihm kein Anschein dessen, was er dort zu suchen gekommen war. Wieder wie in Mannheim schien die Zeit ungelegen und eine neue Enttäuschung nur zu gewiß. Die Hauptpersonen, auf die zuletzt alles ankam, Karl August und Goethe, waren abwesend. Die Verbindungen mit Wieland und Herder, gleich am ersten Tage hoffnungsvoll angeknüpft, wollten nicht recht haften. Mit innerem Anspruch war Schiller in diesen Kreis getreten, mit dem stolzen Bewußtsein seines Wertes und doch mit einer gewissen Scheu vor den anerkannten Beherrschern der Litteratur, er, der Prätendent. Würdig meinte er sich einzuführen durch seinen „Don Carlos", dessen erster Akt ihm schon den Ratstitel eingebracht, durch den er so gewissermaßen selbst zum Weimaraner geworden und den er deshalb auch Karl August als „seinem Herzog" gewidmet. Aber weder Wieland noch Herder, denen beiden er das Buch mit der Bitte um ihr Urteil übergeben, ließen etwas darüber hören; am Hofe der Herzoginwitwe Anna Amalia, wo der aus Gotha zu Besuch herübergekommene regelrechte Versmann Gotter die Dichtung ohne eigene Sympathie vorlas, verfehlte gerade die gedankentiefere zweite Hälfte, das Gesinnungsheldentum des Marquis Posa, die erwartete Wirkung; und, was den Menschen im Dichter noch näher berührte, selbst Charlotte, leidend und leicht erschöpft, wie er sie angetroffen, brachte seinem Werk nicht den Sinn und die Sammlung des Geistes entgegen, die ihm hätten wohlthun können. Schon das erste Wiedersehen mit ihr hatte

nicht gehalten, was seine Sehnsucht ihm in der Ferne vorgemalt; es hatte etwas Gepreßtes, Betäubendes, und die Spuren von Kränklichkeit, die er an ihr bemerkte, drückten auch auf seine Stimmung. Zwar ließ er sich von ihr in die vornehme Gesellschaft führen, zwar wurde das offenkundige Verhältnis beider überall respektiert, ja durch ihre gemeinsame Einladung zu Hofe geradezu anerkannt, und Schiller dachte sogar daran, wenn er zu seinen Freunden nach Dresden zurückkehren sollte, Charlotten ebenfalls zur Übersiedelung dorthin zu bewegen. Dennoch hatte sich unvermerkt etwas an ihren Beziehungen zu einander verändert, was ihn ihres Verkehrs nicht ganz froh werden ließ.

So enttäuscht und verstimmt begann er, einen längeren Aufenthalt in Weimar als zwecklos zu betrachten und traf schon Anstalten, nach Meiningen zu seiner Schwester abzureisen, als die nähere Bekanntschaft mit einem neuen Kreis geistiger Thätigkeit ihn anderen Sinnes machte. In Wielands Hause, wo er gern verkehrte, hatte Schiller dessen an den Jenenser Professor Reinhold, den eifrigen Apostel der Kantischen Philosophie, verheiratete Tochter Sophie kennen gelernt. Diese begleitete er am 19. August in Gesellschaft Charlottens, die mit der Professorin befreundet war, auf ihrer Heimfahrt nach Jena. Charlotte kehrte noch an demselben Abend nach Weimar zurück; Schiller, sehr freundlich aufgenommen, blieb sechs Tage in Reinholds Hause, der mit seinem klarsehenden, tiefen Verstand ihm erst die Grundbedeutung der Kantischen Lehre so nahe brachte, daß es ihm ausgemacht schien, er werde selber noch Kant lesen und vielleicht studieren. Dort traf er auch die bedeutendsten Professoren der Universität: Schütz und Hufeland, die Leiter der Jenaischen „Allgemeinen Litteraturzeitung", der mächtigsten Recensieranstalt jener Zeit, sowie den Geheimen Kirchenrat Griesbach. Ihr freierer Umgangston behagte ihm nach der steifen Weimarer Hof- und Adelssitte doppelt wohl. Auch die ansehnlichere Stadt selbst mit ihren längeren Gassen und höheren Häusern gefiel ihm weit besser als Weimar, das, ohne Leben und Bewegung, eher einer mittelmäßigen Landstadt, als einer herzoglichen Residenz ähnlich sah. Das ganze republikanische Universitätswesen mit seinem lebhaften geistigen Verkehr übte auf ihn, der sich auf der Akademie eine Docentenlaufbahn gewünscht und jetzt wieder wissenschaftlicher Thätigkeit zuneigte, einen anheimelnden Reiz aus, und da Reinhold ihm versicherte, es würde für ihn ein Leichtes sein, eine Professur in Jena zu erlangen, ohne daß er selbst ein Wort darum zu verlieren brauchte, so ergriff er nach seiner Art mit Lebhaftigkeit diesen Gedanken als ein Mittel, sich später einmal eine feste Existenz zu schaffen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, durch die Schriftstellerei sich auf die eigenen Füße zu stellen. Wünschenswerter freilich erschien es ihm immer noch, von keinerlei Amtsverpflichtung abhängig, sich die freie Herrschaft über seine

Zeit und seine Kraft zu bewahren. In diesem Sinn schrieb er bald nach seiner Rückkehr aus Jena an Körner (29. August): „Meine Unabhängigkeit und die Vermengung meiner Existenz mit Euch soll das Schicksal meines Lebens bleiben, vorausgesetzt, daß mir Schriftstellerei ein angenehmes Dasein verschaffen kann. Dieses muß sich nach Verfluß eines Jahres entschieden haben, wo ich alsdann wissen werde: wie leicht oder schwer, wie fruchtbar oder arm meine Feder, und wie günstig oder abhold das Glück mir sein wird. Für meine späteren Jahre muß mir freilich immer irgend eine Zuflucht in einer akademischen Wissenschaft bleiben."

Er blieb also vor der Hand in Weimar und suchte beide Ziele dadurch zu vereinigen, daß er mit allem Eifer die Geschichte des „Abfalls der Niederlande" zu vollenden trachtete, die ihn zugleich schriftstellerisch fördern und „zu einer Versorgung qualificiren" sollte.

Durch alles, was Schiller von den Geistesriesen in Weimar sah und hörte, wuchs mit seiner Bescheidenheit zugleich sein Selbstgefühl. Er erkannte, indem er sich mit ihnen verglich, was ihm gegen diese fehlte: Kenntnisse und Erfahrung, und was er vor ihnen voraus hatte: Energie des Willens und hohe geistige Ziele. So schrieb er denn zu derselben Zeit auch an Huber (28. August): „Das Resultat all meiner hiesigen Erfahrungen ist, daß ich meine Armut erkenne, aber meinen Geist höher anschlage, als bisher. Dem Mangel, den ich im Vergleich mit anderen in mir fühle, kann ich durch Fleiß und Application begegnen, und dann werde ich das glückliche Selbstgefühl meines Wesens rein und vollständig haben. Ueberlege einmal, ob es nicht unbegreiflich lächerlich wäre, aus einer feigen Furcht vor dem Unmöglichen und einer verzagten Unentschlossenheit sich um den höchsten Genuß eines denkenden Geistes: Größe, Hervorragung, Einfluß auf die Welt und Unsterblichkeit des Namens zu bringen. . . . . Glaube mir, es steht unendlich viel in unserer Gewalt, wir haben unser Vermögen nicht gekannt; dieses Vermögen ist die Zeit. . . . . Mit welchem Rechte können wir das Schicksal oder den Himmel darüber belangen, daß er uns weniger als andere begünstigte. Er gab uns Zeit, und wir haben alles, sobald wir Verstand und ernstlichen Willen haben, mit diesem Kapital zu wuchern."

Das zu thun ward jetzt sein einziges Trachten. Er gab sich ganz seiner Arbeit hin, fragte nach niemand und fing an, sich dabei ganz leidlich zu befinden. Hatte er sich zuerst in einem scharfen Gegensatz zu dem Goetheschen Kreis gefühlt und dennoch in argwöhnischem Ehrgeiz auf jedes Wort geachtet, das über ihn laut wurde, so sah er jetzt ein, daß in Weimar jeder mit sich selbst zu viel zu thun hatte, um den anderen auszulauern, und daß er darum am besten fahren würde, wenn er es ebenso machte. Seine eigenen Urteile über diese Menschen, anfangs aus einer gewissen Eifersucht, aus Enttäuschung und wohl



Schiller.

Nach dem Gemälde von Anton Graff im Körner-Museum zu Dresden.

auch durch Charlottens Einfluß hart, bitter, ja nicht frei von übel angebrachter persönlicher Nachrede, werden mit der steigenden Befriedigung an der Arbeit ruhiger, gerechter, seiner selbst würdiger: nachdem er seinen festen Standpunkt eingenommen, betrachtete er sich und seine Umgebung mit unbefangeneren Augen.

Getreu dem Vorsatz, die Zeit aufs äußerste auszunutzen, wurde nun gleich der Arbeit auch die Erholung und der gesellschaftliche Verkehr methodisch genau geregelt: täglich mindestens zehn Arbeitsstunden; wöchentlich zweimal Spaziergänge im „Stern", dem schönsten Teil des Parks; zweimal Einkehr bei Charlotte; an den übrigen Tagen abwechselnd Besuche bei Herder, bei dem Hofrat Voigt, dem „Orakel des Herzogs" und Vertreter Goethes, bei dem litterarisch-industriellen Legationsrat Bertuch und anderen Bekannten. Einen Abend ging Schiller in den Montagsklub, einen anderen in die neubegründete bürgerliche Mittwochsgesellschaft zu einer Whistpartie mit dem Hofmedikus Hufeland, dem Kammerrat Riedel, Corona Schröter und Caroline Schmidt, einer reichen Erbin, auf die ihn Körner neckend als auf eine empfehlenswerte Heiratsgelegenheit hingewiesen hatte. Sonst brachte er die Abende meist bei Charlotte, bei Frau von Imhof, der Schwester der Frau von Stein, oder bei Wieland zu, in dessen Familie er sich wohl behagte. Wieland hatte, sich wieder freundlich nähernd, Schiller zum Mitarbeiter am „Teutschen Merkur" geworben, wo auch die Einleitung zum „Abfall der Niederlande" erschien; er hatte durch sein zuthuliches Wohlwollen in ihm sogar den Gedanken an eine spätere Übernahme jener Zeitschrift und deren Verschmelzung mit der „Thalia" erweckt; ja er zeigte nicht übel Lust, dem „vortrefflichen jungen Mann", als welchen er den neuen Genossen in der Ankündigung des „Merkur" zum nächsten Jahrgang bezeichnete, seine zweite Tochter Wilhelmine zur Ehe zu geben. Schiller aber ließ diesen Gedanken, den er selbst vorübergehend erwogen hatte, bald wieder fallen. Wenn Caroline Schmidt wegen ihres kalten Wesen ihm nichts sein konnte, so zweifelte er andererseits sehr, ob er, das Weltkind, für ein so unerfahrenes, unschuldiges Geschöpf, wie Wielands Liebling, passe, und er hatte nicht soviel Egoismus, um glücklich sein zu können, ohne glücklich zu machen.

Noch mancher Anlaß zu ähnlichen Erwägungen trat ihm nahe. Zwar der aus der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt ihm zugegangene Antrag einer Ratsherrnstelle, verbunden mit einer Frau von einigen tausend Thalern, konnte ihm höchstens ein heiteres Lächeln abgewinnen; aber Charlotte selbst, die von seinen „Monologen der Vernunft" nichts wußte, trug sich mit dem Plan, eine Scheidung von ihrem Gatten anzubahnen und sich ihrem Freunde fürs Leben zu verbinden. Eine solche Aussicht konnte jedoch nicht mehr in Schillers Wünschen liegen. Der Schleier der Leidenschaft war von seinen Augen genommen, und

wenn nicht wiederkehrende Momente des Verlangens seinen nüchternen Blick trübten, sah er neben Charlottens Vorzügen sehr deutlich ihre Schwächen: den krankhaften Trübsinn, die nervöse Zerfahrenheit ihres Geistes, die abwechselnde Überspannung und Erschöpfung ihres ganzen Wesens. Die aus der Ferne noch einmal aufgetauchte Luftspiegelung voller Herzensgemeinschaft hielt in der Nähe nicht stand, und selbst ob eine „unerschütterliche Freundschaft" zurückbleiben würde, schien nicht ganz sicher. Statt glaubend zu lieben, studierte Schiller Charlottens „große sonderbare weibliche Seele", und wenn er auch „neue Erscheinungen in ihr entdeckte, die ihn wie schöne Partieen in einer weiten Landschaft überraschten und entzückten", so hielten sie ihn doch nicht fest, darin zu wohnen. Charlottens Gatte konnte über ihr Verhältnis zu Schiller nicht in Zweifel sein, aber der Glaube an seine Frau wankte nicht, und so blieb auch seine Freundschaft für Schiller unverändert. Mitte November 1787 kam er nach Kalbsrieth, und Charlotte reiste ebendahin, um nach zehn Tagen mit ihm nach Weimar zurückzukehren. Schiller mußte durch den bevorstehenden gemeinsamen Verkehr mit beiden endlich dahin gedrängt werden, diesem unhaltbaren Zustand durch einen bestimmten Entschluß ein Ende zu machen. Inzwischen kam jedoch der entscheidende Anstoß unerwartet von einer anderen Seite.

Während seines „Interims-Wittwerstandes" folgte Schiller der wiederholten Einladung nach Meiningen zu seiner Schwester Christophine und zu Frau von Wolzogen, bei der sich ihr Sohn Wilhelm und der Bräutigam ihrer Tochter, Regierungsrat von Lilienstern, zu Besuch befanden. Mit wie ganz anderen Gefühlen sah er die mütterliche Freundin und das einst umworbene Mädchen wieder, als da er von ihnen Abschied nahm! Auch nach Bauerbach kam er, wo er vor fünf Jahren als ein Einsiedler gelebt hatte. Doch keiner von allen Plätzen, die seine Einsamkeit interessant gemacht, sagte ihm mehr etwas. Es war eben eine große Veränderung mit ihm selbst vorgegangen. Zwischen damals und jetzt lag eine ganze Reihe neuer Erlebnisse, eine ganz neue Epoche seines Denkens. Zwölf Tage verbrachte er dort und in der Umgegend auf den Gütern adliger Familien, die er durch Wolzogens kennen lernte. Auf der Rückreise mit seinem Freunde Wilhelm von Wolzogen beredete ihn dieser, mit ihm über Rudolstadt zu reiten, wo seine Tante, die Wittwe des Oberlandjägermeisters von Lengefeld mit zwei Töchtern wohnte. Die ältere von beiden, Caroline, zu welcher Wilhelm vornehmlich sich hingezogen fühlte, eine vierundzwanzigjährige Blondine, zierlich, wenn auch nicht schön, lebhaften Geistes, klar, gerade und thatkräftig, war bereits seit drei Jahren an den Hofrat von Beulwitz vermählt und lebte unbefriedigt in kinderloser Ehe, die der brave und kenntnisreiche, aber bärbeißige Gatte, von ihr mit dem Spitznamen „ours" bedacht, ihr mitunter durch rauhe

Launen verleidete. Ihre um drei Jahre jüngere Schwester Charlotte, schlank gewachsen, brünett und blauäugig, eine weiche Schwärmerin, bildungsfähig und bildungsbegierig, ein wenig selbstgefällig und nicht ohne eine gewisse anmutige Ziererei, aber hingebend und opferfreudig, sollte sich zur Hofdame ausbilden. Eine zarte Neigung zu einem schottischen Hauptmann, Namens Heron, der sie hatte entsagen müssen, weil der Erkorene mit seinem Regiment nach Ostindien geschickt wurde, hatte über ihr Wesen eine leise Wehmut gelegt, die es nur noch anziehender machte.

Beide Schwestern waren erfüllt von Enthusiasmus für Goethe, den sie bei ihrer Freundin, Frau von Stein, kennen gelernt hatten. In ihrem Gemüt floß der Dichter mit dem Menschen in eins zusammen, und sie liebten ihn wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet.

Auch Schillers Persönlichkeit war neben seinen Schöpfungen den Frauen nicht mehr ganz unbekannt. Schon im Mai 1784 auf der Rückkehr von einer Schweizerreise hatten sie mit Frau von Wolzogen des Dichters Eltern auf der Solitude besucht und dann in Mannheim ihn selbst flüchtig gesehen und gesprochen. Doch war ihnen von diesem Zusammentreffen kein anderer Eindruck zurückgeblieben als die Verwunderung darüber, daß ein so ungezähmtes Genie, wie der Verfasser der „Räuber" und des „Fiesko", ein so sanftes Äußere haben könne.

Jetzt lebten Mutter und Töchter in ihrem engen Thal auf die einförmige Geselligkeit des kleinen Hofes angewiesen, von wehmütigen Erinnerungen an die französische Schweiz zehrend, dem Lesen von Büchern mit einer Vorliebe zugethan, die von den sentimentalen Romanen merkwürdigerweise auf den Plutarch übersprang, nur selten lebendig angeregt durch irgend eine Abwechselung ihrer Umgebung, in welcher die Erscheinung eines Fremden ein Phänomen war.

So zeigten sich denn die beiden Schwestern, als am 6. Dezember an ihren Fenstern zwei Reiter vorüberkamen, in deren einem sie trotz der absichtlich neckenden Verhüllung im Mantel ihren Vetter Wolzogen erkannten, nicht wenig neugierig auf den anderen und empfingen den ihnen als Friedrich Schiller Angekündigten am Abend mit um so größerer Freude wie einen lieben alten Bekannten. Es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung über Litteratur, die bald durch Schillers „philosophische Briefe" auf Freundschaft und Liebe überlenkte. So anheimelnd war der Eindruck, den diese liebenswürdigen weiblichen Wesen gleich am ersten Abend auf den Dichter machten, daß es ihm schwer ward, sich von ihnen zu trennen, und nur die dringendste Notwendigkeit ihn vermochte, nach Weimar zurückzukehren. Doch versprach er beim Abschied, bald wiederzukommen und jedenfalls den nächsten Sommer in der Nähe von Rudolstadt zu verleben.

In Weimar fand Schiller den Major von Kalb mit Charlotten vor und ward sich sogleich einiger Veränderung bewußt, die weitergehen könnte. Er schob dieses Gefühl auf die Gegenwart des Mannes; doch hatte einigen Anteil daran wohl schon das Bild, das er aus Rudolstadt in der Seele mitgebracht. Denn von jetzt an trat sein Entschluß zu heiraten immer bestimmter hervor, obwohl er nicht einmal seinem vertrautesten Freund Körner verriet, wen er dabei im Auge haben könnte. „Noch einmal, mein Lieber," schreibt er ihm (7. Januar 1788), „dabei bleibt es, daß ich heirate. Könntest Du in meiner Seele so lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei Euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen, so kennt mich Charlotte seit langer Zeit. Mein Wesen leidet durch diese Armuth, und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes.

Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war, als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe."

Noch, meinte er zwar, sei er nicht gefesselt, aber fest entschlossen, es zu werden.

So spricht keiner, der nicht schon ahnt, welche Hand die Fesseln für ihn bereit hält, und dessen Empfindung ihr nicht von selbst zustrebt: er müßte denn die absurde Idee haben, sich „nach einem Plane zu verlieben".

Seine Absicht, im alten Jahr noch einmal nach Rudolstadt auszufliegen, wo Wolzogen offenkundig und Lotte heimlich ihn erwarteten, hatte Schiller nicht ausführen können, weil die drängende Arbeit an seinem Geschichtswerk, dessen Beginn den neuen Jahrgang des „Merkur" zu eröffnen bestimmt war, keinen Zeitverlust duldete. Desto freudiger war seine Überraschung, als Anfang Februar des neuen Jahres auf der Fastnachtsredoute der Weimarer Hofgesellschaft ganz unerwartet Charlotte von Lengefeld ihm entgegentrat. Sie war schon Ende Januar in Weimar eingetroffen, um dem Plane der Mutter gemäß durch Frau von Stein dem Hofe näher gebracht zu werden, und wohnte bei deren Schwester, Frau von Imhof. Bei dieser, in deren Haus er schon früher verkehrt hatte, durfte Schiller sie nun besuchen; auch bei Charlotte von Kalb traf er sie zuweilen an. Doch hier noch mehr wie dort stand er unter dem Zwang der rücksichtsvollen Sitte und Gesellschaft, wußte auch sein Benehmen so schicklich einzurichten, daß selbst die argwöhnische Freundin, die ihn fein durchsah und bewachte, von seiner noch tief in der Seele schlafenden Neigung gegen ihre jüngere Namensschwester gar nichts ahnte. Ebenso in den gelegentlichen Zuschriften an das „gnädige Fräulein" während ihres zweimonatlichen Aufenthalts in der Residenz befleißigte er sich des förmlichsten Tones, ohne doch verhindern zu können, daß unvermerkt auch eine unmittelbare Empfindung zum Ausdruck kam. Er sehnt sich gleich ihr herzlich nach ihren Bäumen und schönen Bergen in Rudolstadt, wohin er sich in seinen glücklichsten Augenblicken im Traum versetzt. Er hat nie glauben können, daß sie in der Hof- und Assembleeluft sich gefalle, denn er bekennt sich so eigenliebig, daß er Personen, die ihm teuer sind, gern seine eigene Denkungsart unterschiebt. Die Tage haben für ihn einen schönern Schein, wo er hoffen kann, sie zu sehen, schon die Aussicht darauf hilft ihm einen traurigen ertragen. Und als sie nun, Anfang April nach Rudolstadt heimgeholt, die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen aussprach, welche ihr den Abschied erleichtere, entlockte ihm der Schmerz wenn auch nur kurzer Trennung das Geständnis, daß sie ihm den besten Teil seiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnahm. „Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich, ich habe mir dieses schon so oft gesagt, daß es mich nicht mehr überraschen sollte, und doch thut es das. So wenige Augenblicke Ihres Hierseins auch die meinigen waren und die meinigen sein konnten, so war mir Ihr Hiersein doch schon an sich allein ein Vergnügen, und die Möglichkeit, Sie alle Tage zu sehen, ein Gewinn für mich. Ihre Abreise bringt mich um alles Dieses. Aber Sie gehen auch ungern — und beinahe hätte mich das gefreut. Sie glauben doch nicht im Ernste, daß ich dem Worte Freundschaft gram sei? Nach dem, was ich Ihnen freilich hie und da vom Mißbrauch dieses Namens mag gesagt haben, klingt es vielleicht stolz, wenn ich bei Ihnen darauf An-

spruch mache — aber der Name soll mich nicht stören. Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird.“ . . .

Kaum aber begann die Frühlingssonne zu scheinen, so folgte Schiller dem Zuge seines Herzens und begab sich zu längerem Landaufenthalt nach dem eine halbe Stunde von Rudolstadt entfernten Dorfe Volkstädt, wo Lotte ihm bei dem Kantor des Ortes eine freundliche Wohnung ganz nach seinem Sinn ausgemittelt hatte. „Es liegt am Ufer der Saale,“ hatte sie ihm geschrieben (24. April); „hinter ihm erheben sich Berge, an deren Fuß liebliche Fruchtfelder sich ziehen, und die Gipfel mit dunklem Holze bekränzt; gegenüber, an der andern Seite der Saale, schöne Wiesen und die Aussicht in ein weites, langes Thal. Ich denke, diese Gegend wird Ihnen lieb sein; mir brachte sie gestern einen Eindruck von Ruhe in die Seele, der mir innig wohlthat.“

Mittlerweile, während noch Charlottens Nähe sanfte Empfindungen in ihm aufregte, hatte Schiller noch einen anderen unerwarteteten Gast freudig willkommen geheißen. Die holde Muse der Dichtkunst, lange über ihrer ernsteren Schwester, der Geschichte, vernachlässigt, klopfte zu flüchtigem Besuche bei ihm an, gleichsam nur, um zu fragen, ob sie noch wohlgelitten sei, und ließ ihm ein köstliches Pfand unwandelbarer Treue zurück: „Die Götter Griechenlands.“ Wieland hatte für das Märzheft des „Merkur“ um einen Beitrag gedrängt, womöglich ein Gedicht, und in wenig Tagen war es vollendet. Rein, klar und maßvoll, frei von Schwulst und Übertreibung, sanft begeistert und von linder Wehmut überhaucht, giebt es Zeugnis von der Wandlung, die sich schweigend in des Dichters Sinn vollzog, von seiner wachsenden Hinneigung zum Geist der Alten, von einer poetischen Auffassung griechischen Wesens und dessen heiterer Göttergebilde, verwandt dem Kunstprincip, welches Goethe aus der Anschauung ihrer plastischen Gestalten in Rom gewann, nur daß dieser schon als wiederauferstanden in sich selbst genoß, was Schiller noch als aus der Welt geschwunden zurückersehnte.

Aber auch in ihm regte sich heimlich die Lust, selber schaffend dem Beispiel der Alten zu folgen. Schon hatte er ein dramatisches Sujet im Kopf, das „einer griechischen Manier fähig“ war und das er auch in keiner anderen auszuarbeiten gedachte. Wie Goethe in Sicilien, so las Schiller in Volkstädt neben seiner geschichtlichen Arbeit „fast nichts als Homer“, freilich vorerst nur in der Übersetzung, und nahm sich vor, in den nächsten zwei Jahren keine modernen Schriftsteller mehr zu lesen. „Nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse,“ schrieb er an Körner (20. August 1788). „Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplici-

tät zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun — vielleicht Classicität geben wird."

Mitte Mai traf Schiller in Rudolstadt ein, um nach einem frohen Willkommensgruß sogleich seine idyllische Wohnung in Volkstädt zu beziehen, wo der schönste Traum seiner Hoffnung sich zu erfüllen begann. Friedlich und befriedigt, in regelmäßigem Wechsel geteilt zwischen gespannter Arbeit



Caroline von Lengefeld.

und lieblicher Erholung flossen die Stunden dahin, und ruhig, sanft, fast unvermerkt, von Gewitterschauern der Leidenschaft verschont, entfaltete unter dem heiteren Himmel des Vertrauens die Knospe der Liebe ihren vollen Blütenkelch. Kein Tag verging, an dem nicht der fleißige Dorfbewohner seine Schritte nach Rudolstadt lenkte, wo in der Neuen Gasse die beiden benachbarten Häuser der Familien Lengefeld und Beulwitz den lieben Gast zur Abendzeit erwarteten. Oft auch kamen ihm die Schwestern zur bekannten Stunde auf halbem Weg entgegen.

„In unserm Hause“, berichtet Caroline, „begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umganges entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Banden der Erde abfallen, und die sich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe . . . . Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schwester ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf, und ich wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neu beseelenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte diesen freundlichen Zauber.“

Im Frohgefühl des innigen Zusammenlebens nahm Schillers Wunsch, ein Mitglied dieser liebenswürdigen Familie zu werden, festere Gestalt an, ob auch die Möglichkeit der Erfüllung noch in weiter Ferne zu liegen schien. Als zunächst zu erreichendes Ziel tauchte wieder die Geschichtsprofessur in Jena auf. Mit heiterer Zuversicht förderte er seine Arbeit an dem „Abfall der Niederlande“ und las jeden Abschnitt, sowie er vollendet war, den eifrig aufhorchenden Freundinnen vor. Die begonnenen „Briefe über den Don Carlos“, den er ihnen im vorigen Winter zugeschickt hatte, zu Beiträgen für den „Merkur“ bestimmt, klärten sie über die Bedeutung des Marquis Posa im Sinne des Dichters auf. In dem wiederaufgenommenen „Geister-

seher" interessierte sie die Idee eines philosophischen Gesprächs mit dem Prinzen, welches dem Verfasser die erschöpfte Lust an diesem Werke auf kurze Zeit neu erweckte. Auch in den Geist der griechischen Dichtung, selber mächtig hingezogen, führte er sie ein, las ihnen die Odyssee vor und übersetzte zu ihrem Vergnügen und seiner eigenen Übung des Euripides „Iphigenie von Aulis" und Scenen aus dessen „Phönizierinnen".



Schattenriß Charlottes von Lengefeld.

Bei alledem hütete Schiller seine Neigung still im Innern und wagte nicht, sie bei ihrem wahren Namen zu nennen. So gleichgeteilt schien er seine Empfindung beiden Schwestern zuzumessen, daß die bescheiden schweigsame Lotte vor dem geistreich anspruchsvolleren Wesen Carolinens freiwillig zurückzustehen begann, bereit, sich deren vermeintem stärkeren Gefühl zu opfern. Schiller wiederum glaubte aus Lottens Zurückhaltung schließen zu müssen, daß sie den Verlust ihrer ersten Jugendliebe noch nicht gänzlich verschmerzt habe, und getraute sich zartsinnig nicht, an diese Wunde zu rühren. Auch wollte

er jedes erklärende Wort vermeiden, ehe er nicht die Sicherheit hatte, sich aus seinen Schulden herausarbeiten und eine Frau ernähren zu können. Frau von Lengefeld, die gütigste der Mütter, von allen Genossen der Familie „chère mère“ genannt, sah dem Wesen still zu, ohne merken zu lassen, ob sie von den heimlich spielenden Empfindungen etwas ahnte; doch schickte sie Lotten, sei es aus Sorglichkeit, sei es zur Vorbereitung für den ihr zugedachten Hofdamenberuf, wiederholt auf längere Zeit zu Frau von Stein nach Kochberg. Allein gerade die Sehnsucht nach der Entfernten bewirkte, daß Schiller in Briefen deutlichere Worte fallen ließ, als er der Anwesenden zu sagen sich vorgenommen: „Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben; und was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind.

So leicht kann ich mich nicht in die Nothwendigkeit ergeben, wie Sie, wie es überhaupt Ihr Geschlecht kann. Ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Cirkel reißen will.“

In der That machte Schiller, auch als der Sommer zu Ende ging, zunächst nicht Miene, sich aus diesem Cirkel reißen zu lassen, an den er vielmehr immer enger sich anschloß. Schon seit Anfang August hatte er, durch wiederholte Erkältungsanfälle gern genötigt, seinen Wohnsitz nach Rudolstadt in unmittelbare Nähe des Lengefeldschen Hauses verlegt und mitunter sogar in Lottens Stübchen, an ihrem eigenen Schreibtisch seine Arbeitsstätte aufgeschlagen. Hier überraschte ihn die betrübende Nachricht von dem am 5. August erfolgten Tode seiner getreuen Gönnerin Frau von Wolzogen, der er seine alte Schuld noch immer nicht hatte abtragen können, und er bekundete seine unauslöschliche Dankbarkeit gegen die Verewigte in einem innigen Trostbrief an den Sohn durch den Zuruf lebensdauernder Herzensbrüderschaft, welchen dieser, im Begriff, sich nach Paris zum Studium der Architektur zu begeben, mit tief empfundenem Einverständnis erwiderte.

Immer länger dehnte Schiller nach Lottens Heimkehr seinen Sommeraufenthalt aus, nicht beirrt durch briefliche Anspielungen Wielands, dem in Weimar bereits Gerüchte über den Grund seines späten Ausbleibens zu Ohren gekommen waren, noch durch der eifersüchtigen Charlotte von Kalb dringende Einladungen, deren Vergeblichkeit nur eine gegenseitige Verstimmung zur Folge hatte. Weit noch in den Herbst hinein blieb er, und als endlich seinem Zögern keinerlei Vorwand mehr zur Verfügung war, setzte er als letzte Frist den 10. November fest, da für den nächsten Tag auch die Schwestern sich zu einer Reise nach Erfurt rüsteten. Mit herzlichen Versicherungen un-



Schiller und Lotte in Volkstädt.

wandelbarer Freundschaft, mit Blumen und kleinen Angebinden versüßten diese ihm die wehmütige Abschiedsstimmung seines Geburtstages. Schier unmöglich däuchte den dreien die Trennung. Schon zur Nachtruhe auseinander gegangen, sandten sie sich noch von Zimmer zu Zimmer schriftliche Abschiedsgrüße zu, und als sie am anderen Morgen nach verschiedenen Richtungen davonfuhren, blickten sie am Kreuzweg vergeblich eines nach des anderen Wagen aus. Im Herzen aber nahmen sie die Zuversicht unzertrennlicher Gemeinschaft mit sich fort und die stille Hoffnung auf eine noch schönere Wiedervereinigung.

Den Gewinn des Sommers faßte Schiller, an Körner berichtend, in die wenigen Worte zusammen: „Er hat mich mir selbst wieder zurückgegeben." Seine Freundinnen aber hatte er zur Vorfeier seines Geburtstages den vollen harmonischen Ausklang seiner vollendeten Wandlung vernehmen lassen in dem Entwurf des Gedichtes „Die Künstler".

In diesem erfüllt sich, was in den „Göttern Griechenlands" nur als schmerzliche Sehnsucht erschien. Die himmlische Schönheit erwacht in dem schöpferischen Menschengeist zu neuem Leben. Was Goethe mit seinen Sinnen sah, baut Schiller in seinen Gedanken auf: die Entwickelung der Kunst aus der reinen Empfindung der Natur nach dem Vorbild der Griechen. Aber wo jener den Einklang gesetzlicher Notwendigkeit ahnte, da suchte dieser den Zusammenhang kulturhistorischer Folgerichtigkeit. Und über das bildnerische Princip hinaus behielt er noch ein sittliches im Auge: „der Menschheit Würde" ist ihm der höhere Zweck und die Erkenntnis der ewigen Wahrheit das letzte Ziel.

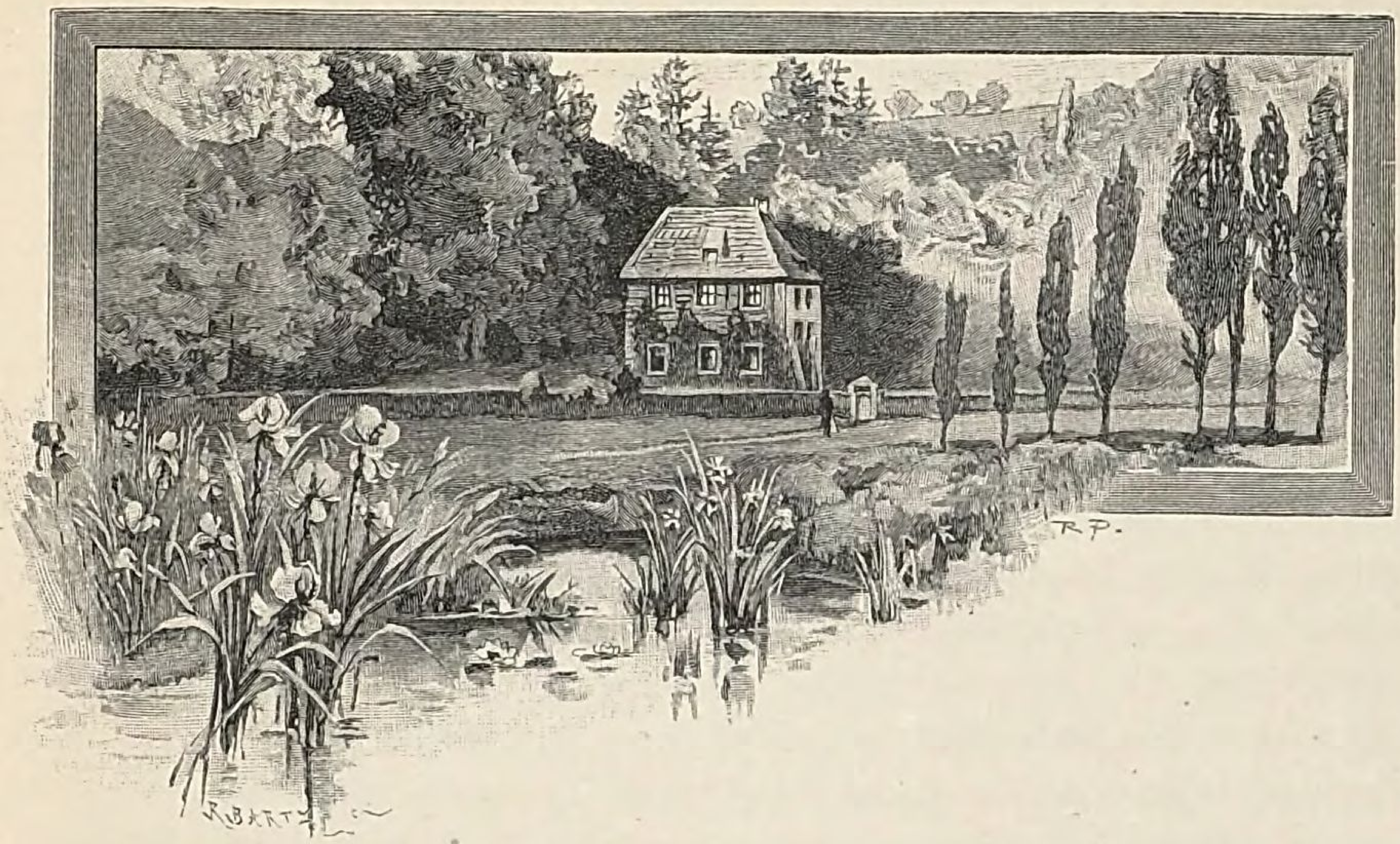
So holt auf einem kürzeren Entwickelungswege der spätere Dichtergeist den früheren ein, und schon berührt er ihn, doch ohne noch gleichen Schritt mit ihm zu halten. Auch während seines raschen Ganges thut er manchen Ausblick nach ihm hin und mißt den Abstand, der sie trennt. Goethes „Iphigenie auf Tauris" reizte ihn, des Euripides Drama ihres früheren aulischen Schicksals nach seiner eigenen Art frei zu übertragen, wie er sie später noch mit desselben Dichters zweitem gleichnamigem Werke eingehend verglich. Goethes „Egmont" zergliederte er in ausführlicher Besprechung mit scharf einschneidendem Urteil, vieles Vortreffliche der rein menschlichen Empfindung freudig anerkennend, aber auch seine eigene abweichende Ansicht des Dramatischen nachdrücklich wahrend. Über Goethe selbst, dessen persönliche Verhältnisse, dessen bevorstehende Rückkehr und zukünftige Stellung war jede Kunde aus Weimar seiner Neugier willkommen gewesen, und seit er dessen Heimkunft erfahren, hatte er dem Moment einer ersten Begegnung mit ungeduldiger Spannung entgegengesehen.

Der Moment kam eher, als er erwartet. Anfang September, als Lotte aus Kochberg zurückgekehrt war, wo bei Frau von Stein auch Goethe

zu Besuch erschienen, folgte ihr dieser, von beiderseitigen Freundinnen angeregt, mit einer kleinen Gesellschaft nach Rudolstadt. Am 7. September bei Caroline von Beulwitz trafen die beiden Dichter zum erstenmale zusammen und brachten beinahe den ganzen Sonntag miteinander zu. Ihre Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang. Doch die Gesellschaft war zu groß und alles auf Goethes Umgang zu eifersüchtig, als daß Schiller viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. „Er ist von mittlerer Größe," berichtet dieser dem begierig wartenden Körner (12. September), „trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen .... Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; und was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen."

Was aber damals Goethes Gesicht gegen die Menschen verschloß, das war nicht blos der unbequeme Zwang der großen Gesellschaft und der leidenschaftliche Erinnerungshang nach Italien; es waren Herzenserlebnisse, ähnlich wie Schiller sie eben auch durchmachte, ähnlich im Wesen und Verlauf, aber verschieden in der Form und im Urteil der Welt: das Abfallen einer welkenden und das Erblühen einer neuen jugendfrischen Liebe.

Doch war Goethe nicht gegangen ohne ein Zeichen seiner Teilnahme an Schillers Wesen. In dem neuesten Heft des „Merkur", das auf dem Tische lag, hatte er „die Götter Griechenlands" gefunden. Er las ein wenig darin, bat, es mitnehmen zu dürfen, und steckte es zu sich. Schillers Erwartung war wenig befriedigt. „Indessen," schrieb er an Körner, „schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."



VII.

„Ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? — Als Künstler!"

Mit diesem Satz, ähnlich den Worten Schillers aus Rudolstadt, hatte Goethe kurz vor der Heimkehr das Ergebnis seines römischen Aufenthalts dem Herzog Karl August angekündigt. Er hatte den Grundquell seines persönlichen Wesens, den künstlerischen Dichtersinn, von allen Verbauungen und Verschüttungen einer zehnjährigen Geschäftsthätigkeit freigelegt. Nicht die Ausübung der eigentlichen bildenden Kunst, wie er wohl zu Zeiten gewähnt, hatte er als seinen Beruf erkannt, aber das Princip aller Kunst, übereinstimmend mit den ewigen Gesetzen der Natur, hatte er aus dem emsigen Studium ihrer vollkommenen Schöpfungen gewonnen. Das Ideal der Griechen, einst von Oeser in seine Seele gesenkt, hatte sich jetzt mit vollem, bewußtem Triebe zur reinen Blüte entfaltet und bestimmte fortan das Wirken seines Genius nach allen Richtungen im Leben, Forschen und Dichten.

Nicht als ein neuer, aber als ein erneuter Mensch war der Langvermißte nach zögernder, fast zweimonatlicher Reise endlich am Abend des 18. Juni 1788 in Weimar wiedereingetroffen. Mit der treuen Absicht kam er, sich an der alten Stätte wieder heimisch zu finden, den alten Besitz an Liebe und Freundschaft durch den neuen Erwerb an Einsicht und Lebensfreuden zu verjüngen und zu verschönen. Aber Thüringen war nicht Italien und Weimar nicht Rom. Goethes Sinne, unter dem milderen Himmelsstrich

zu heiterer Genußfähigkeit gesundet, darbten bald unter dem nordischen Klima, in den kleinen Verhältnissen, bei den Ansprüchen der „gesitteten Gesellschaft“. Durch den langen Aufenthalt in der freien Welt war sein Blick fernsichtig geworden und schweifte über den engen Kreis, dessen er entwöhnt war, sehnsüchtig hinaus nach dem Lande seiner Erinnerungen. Zwar blieb er auch daheim zunächst von äußeren Hindernissen uneingeschränkt. Der Herzog nebst den beiden Herzoginnen hießen ihn freudig willkommen und entschädigten ihn durch unvermindertes Vertrauen und herzliche Teilnahme für das Opfer an Zeit und Rücksicht, das er ihnen in den ersten Tagen bringen mußte. Von allen Amtsverpflichtungen losgelöst, blieb er doch der beständige Ratgeber seines Fürsten, zumal in Angelegenheiten der Kunst und Wissenschaft, und wenn er es auf die Dauer nicht vermeiden konnte, die Beaufsichtigung und Oberleitung der dafür bestimmten Anstalten wieder selbst in die Hand zu nehmen, so hing diese Thätigkeit mit seinen persönlichen Bestrebungen eng zusammen. Seine nächsten Freunde, namentlich Herder und dessen Frau, Knebel und Wieland, empfingen den Zurückgekehrten mit offenen Armen und erfreuten sich begierig teilnehmend an allen Erfahrungen und Eindrücken, Erinnerungszeichen und Kunstgegenständen, die er aus dem gelobten Lande mitgebracht.

Doch auch eine herbe Enttäuschung hatte ihm die Heimkehr aufbehalten. Die einzige Frau, an die er sich innerlich gebunden fühlte, die langjährige Gefährtin seines tiefsten Seelenlebens, Charlotte von Stein, trat ihm beim Wiedersehen fremd und kalt entgegen. Alle brieflichen Erklärungen seiner heimlichen Flucht, alle Reue über den ihr zugefügten Schmerz, alle Zusicherungen unwandelbarer Anhänglichkeit hatten nicht vermocht, ihr verwundetes Gefühl zu heilen. Durch seinen Mangel an Vertrauen bei einem so wichtigen Entschluß hatte er ihr Vertrauen für immer verscherzt. Auch der gegenseitige Anblick nach so langer Trennung war nicht geeignet, das gelockerte Band der Gemeinschaft wieder fester zu ziehen. Zu verschieden hatten sie beide die Zeit durchlebt: er in freiem Fluge alle Schöne der Welt genießend, sie in trübseliger Einsamkeit daheim sich härmend. So fand Goethe die sechsundvierzigjährige Frau gealtert, leidend, verbittert wieder, da er, noch nicht vierzigjährig, in voller männlicher Kraft vor ihr stand. War ihr seine Gesinnung auch treu geblieben, so waren es doch nicht seine Sinne. Sie fühlte ganz richtig, daß die Zeit vorüber war, wo sie „den Einzigen, den sie lieben konnte, mit Recht ganz für sich fordern“ durfte, allein sie war nicht großherzig genug, sich an dem immer noch reichen Teil seines Wesens, der ihr blieb, genügen zu lassen. Ihre erzwungene Kälte mußte auch ihn erkälten, und sie konnte es nicht unterlassen, ihren Groll gelegentlich durch spitze Bemerkungen zu bekunden. Ihm aber, im Bewußtsein einer Verschuldung, die er gut zu machen hatte, blieb nichts übrig, als schweigend zu dulden.

Und nun geschah etwas, wodurch das aufs äußerste gespannte Verhältnis vollends auseinander gerissen werden mußte: des Dichters Liebesempfindung wurde auf ein anderes weibliches Wesen hingezogen.

Wenige Wochen nach seiner Ankunft, in der ersten Hälfte des Juli, als er im Park spazieren ging, trat ihn ein junges Mädchen mit einer Bittschrift an, und durch den lebensfrischen Reiz ihres Wesens wie ihrer Erscheinung gewann sie ihm mit eins ab nicht blos, was sie zu erbitten kam, sondern sein ganzes Herz. Christiane Vulpius hieß sie, war dreiundzwanzig Jahre alt, hatte die Mutter frühzeitig verloren und war nach dem vor mehreren Jahren erfolgten Tode ihres Vaters, eines Amtsarchivars, mit zwei Geschwistern in ärmlichen Verhältnissen zurückgeblieben. Doch nicht für sich hatte sie bitten wollen. Sie erwarb sich ihren bescheidenen Lebensunterhalt durch geschickte Anfertigung künstlicher Blumen in Bertuchs Fabrik. Ihr älterer Bruder, Christian August Vulpius, der später berühmte Verfasser des Räuberromanes „Rinaldo Rinaldini", als litterarisch strebsam von Goethe schon früher gekannt und gelegentlich unterstützt, gegenwärtig in Nürnberg als Sekretär des Kreisgesandten von Soden thätig, aber im Begriff, seine Stelle zu verlieren, sandte an den wohlwollenden Gönner sein Empfehlungsgesuch durch die Hand des resoluten Mädchens. Wie sie ihm Red' und Antwort gab, die zierlich ebenmäßige, jugendreife Gestalt mit dem heiter sinnlichen Antlitz, dunkelblond mit lachenden Augen und rosigen Lippen, zart schwellend gleich golden durchsüßter Weinbeere, mutete sie ihn an wie ein Nachglanz des sonnigen Himmels, den er verlassen, wie ein lebendig gewordenes Bild reiner Menschennatur aus der Blütezeit der Griechen und Römer. Er lud sie in sein Gartenhaus, und als er ihr seine Liebe bot, bedachte sich die Beglückte nicht, ihm anzugehören fürs Leben. So wurde am 13. Juli 1788 der Bund geschlossen, ohne Hochzeit und Zeugen, ohne Kirchenbuch und Standesregister, allein gesichert durch sein Gefühl und sein Wort: eine Ehe besiegelt von der heiligsten Kraft des Menschen, vom Gewissen. Schöner kann der Vorgang nicht verherrlicht werden, als es Goethe noch im Jahre 1813 that, gleichsam zum fünfundzwanzigjährigen Gedächtnis und zur Feier seiner silbernen Hochzeit, in dem treuherzigen Gedicht „Gefunden", welches die Liebste dem Blümchen vergleicht:

„Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.
Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort."

Im Besitz seiner „Kleinen" blühte ihm nun ein Liebesleben auf, wie es die alten römischen Dichter besungen. Vorderhand noch freilich sollte sein Glück den Menschen verborgen bleiben, und damit es das könnte, schloß er sich möglichst von ihnen ab. Um so leichter konnte er sich in seine gesellige Einsamkeit zurückziehen, als Charlotte vom Sommer bis tief in den Herbst in Kochberg verweilte, Herder Anfang August die Herzogin Anna Amalia nach Italien begleitete und der Herzog in preußischem Militärdienst wiederholt auf längere Zeit verreiste. Mußte er dann im Winter wieder in Gesellschaft, so konnte er sein Wesen nicht zeigen, wie es innerlich war. Bald erzwungen lustig, bald schweigsam in sich gekehrt, erschien er den anderen entweder leichtfertig oder teilnahmlos.

Endlich jedoch war das Liebesgeheimnis nicht länger zu hüten. Das Gerücht davon drang zu Charlotten und ward ihr zur Gewißheit, als ihr Sohn Fritz, Goethe besuchend, das ihm unbekannte Mädchen allein im Gartenhaus angetroffen hatte. Jetzt entlud sich ihr Groll in leidenschaftliche Empörung über den vermeinten Treubruch. Sich zu rechtfertigen, gab sie dem Entfremdeten keine Gelegenheit; aber bevor sie im Anfang Mai des nächsten Jahres ihrer gestörten Gesundheit wegen nach Ems ins Bad abreiste, ließ sie ihm einen Brief voll der heftigsten Vorwürfe zurück. Erst nach vier Wochen gewann er es über sich, darauf mit einer Rechtfertigung zu antworten (1. Juni 1789):

„Ich danke dir für den Brief, den du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist aufrichtig zu seyn und nicht zu verletzen.

Wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen dich und Fritzen kenne, hab ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort . . . . . .

Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederhohlen, du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen.

Leider warst du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung und ich gestehe aufrichtig: daß die Art wie du mich empfingst, wie mich andre nahmen, für mich äusserst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzoginn verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederhohlen laßen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles eh von einem Verhältniß die Rede seyn konnte das dich so sehr zu kränken scheint.

Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anspruch an die Empfindungen die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre.

Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu dir, das beste, innigste Verhältniß verlohren haben sollte.

Wie lebhaft habe ich empfunden daß es noch da ist, wenn ich dich einmal gestimmt fand mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

Aber das gestehe ich gern, die Art wie du mich bißher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war hast du mir die Lippen verschloßen, wenn ich mittheilend war hast du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Minen hast du kontrollirt meine Bewegungen, meine Art zu seyn getadelt und mich immer mal a mon aise gesezt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich mit vorsätzlicher Laune von dir stießest.

Ich mögte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es dich bey deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte."

Acht Tage darauf, im Nachgefühl, daß seine Entgegnung doch zu scharf gewirkt haben könne, schickt er mildernde Worte nach (8. Juni):

„Es ist mir nicht leicht ein Blat saurer zu schreiben geworden, als der letzte Brief an dich und wahrscheinlich war er dir so unangenehm zu lesen, als mir zu schreiben. Indeß ist doch wenigstens die Lippe eröffnet und ich wünsche daß wir sie nie gegeneinander wieder schließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen dich, das von jeher unbegränzt war, sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern . . . .

Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich dich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältniß das dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe wie es steht.

Schenke mir dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir dir ein gelaßnes wahres Wort darüber zu sagen und ich kann hoffen es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen."

Vergebens. Charlottens einzige Gegenwirkung war, daß sie über den ersten Brief als Zeichen ihrer tiefsten Kränkung ein dreifach schmerzliches

O!!! setzte. Gegen Goethe verstummte sie nun völlig. Desto rückhaltloser erging sie sich zu ihren Bekannten schriftlich und wohl auch mündlich in bitteren Äußerungen über den ehemaligen Freund und dessen „Demoiselle“. Goethe hingegen, von dem Verlust der einzigen Seele, der er sich jemals mit ganzem Vertrauen hatte hingeben können, sicherlich schwer genug betroffen, verschloß den Schmerz in sich und ließ gegen niemanden ein Wort über sie seinem Mund oder seiner Feder entschlüpfen. Aber er hörte nicht auf, sich für ihren Fritz zu bemühen, den er nach wie vor als den Pflegesohn seines Geistes betrachtete, und nie bis an sein Lebensende vergaß er, was dessen Mutter ihm selbst in der Zeit seiner geistigen Entwickelung gewesen. Noch im hohen Alter bekundet er es durch ein in der Zeitschrift „Kunst und Alterthum“ (Oktober 1820) veröffentlichtes Gedicht, das den Namen der Einstgeliebten neben den Shakespeares stellt:

„Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.“

Jetzt aber mieden sich die beiden an denselben Orten, wo sie sich vor vierzehn Jahren so eifrig gesucht, und wenn sie doch zusammentreffen mußten, wechselten sie nur höfliche Redensarten oder sachliche Mitteilungen. Nach vollen fünf Jahren that Goethe den ersten Schritt zu erneuter persönlicher Annäherung durch wiederholte Besuche bei Charlotten, ohne daß sie ihm einen Gegenbesuch machte. Allmählich stellte sich ein erträgliches Verhältnis wieder her, doch blieb noch immer etwas Fremdes zwischen ihnen: von ihrer Seite eine ablehnende Kühle, von seiner eine gewisse Verlegenheit. Erst nach weiteren sieben Jahren bei einer lebensgefährlichen Erkrankung Goethes zersprang der Ring, den Charlotte sich um ihr Herz geschmiedet, und sie fühlte, daß der Aufgegebene ihrer Empfindung doch näher geblieben war, als sie selbst sich gestehen mochte. Mit seiner Genesung richtete sich zwischen dem versöhnten Paar ein freundschaftlicher Verkehr und ein reger Briefwechsel gleichsam auf neuer Grundlage wieder ein; das vertraute „Du“ war freilich daraus verschwunden. Christiane blieb immer der Stein des Anstoßes. Auch in der Zwischenzeit der Entfremdung galt Charlottens schärfster Grimm nicht sowohl dem abtrünnigen Freund, als dem Mädchen niederen Standes, zu dem er sich, wie sie meinte, herabgewürdigt; den „armen

Goethe" wollte sie wegen seiner Verirrung nur „bemitleiden". Fast die ganze vornehme Gesellschaft Weimars, zumal die weibliche, fiel ihr in dieser Auffassung bei. Man gönnte dem geringen, ungebildeten Geschöpf nicht das ungesetzliche Glück, das man vielleicht selber wohl zu schätzen gewußt hätte. Man spähte alle ihre Fehler aus, erfand ihr neue dazu und bedauerte, daß ihrer Anwesenheit wegen eine anständige Frau Goethes Haus nicht mehr betreten konnte.

Goethe jedoch fand sich gar nicht aus diesem Grunde so bedauernswert. Für den Mangel an „guter Gesellschaft" entschädigte ihn vollauf die Liebe seiner Kleinen. Die der Mutterfreuden gewärtige nahm er gänzlich zu sich, und seinem häuslichen Glück ward das schönste Siegel der Beständigkeit aufgedrückt, als sie ihn am 25. Dezember 1789 mit einem Sohn beschenkte, welchem Herder, inzwischen aus Italien zurückgekehrt, die Taufe und der Herzog als Pate seinen Namen August gab. Beide standen dem alten Freunde bei diesen heiklen Vorgängen getreu zur Seite; auch die Herzogin Louise nahm ihn, wo sie nur konnte, gegen Klatsch und Schmähung in Schutz, und gar Goethes Mutter, Frau Rat, freiherzig und vorurteilslos wie immer, bezeigte herzlichen Anteil an seiner Freude, ohne viel nach der Legitimität der Ursache zu fragen. Für Goethe selbst aber war die still umfriedete Häuslichkeit, in welcher Christiane mit liebevollster Verehrung einzig um sein Wohlgefühl bemüht und um seinetwillen allen Unglimpf der Gesellschaft still ertragend waltete, nicht nur eine Fortsetzung, sondern eine Erhöhung seines italienischen Daseins, das sich nun auch zum dichterischen Bilde gestaltete. Eindrücke der Erinnerung und Wonnen der Gegenwart verschmolzen zu einheitlicher Empfindung und schufen die „Römischen Elegien", durch welche, vom schalkhaften Liebesgott angeführt, freundliche Götter und Halbgötter in unschuldiger Nacktheit der veredelten Natur dahinwandeln, römischen Namens und doch dem deutschen Gemüte vertraut, nach antiken Rhythmen lieblichsten Wohllaut der vaterländischen Sprache hauchend. Die Liebste aber, welche, in allen wechselnden Situationen wiederkehrend, Goethe in diesen Gedichten feiert, ist trotz der echten römischen Umgebung sein weimarisches Mädchen Christiane.

Doch nicht seine Liebesempfindung allein, auch das Ergebnis der Naturforschung, das Goethe in Italien gewonnen, kleidete er daheim in das poetische Gewand der Elegie und eignete es der Gefährtin seines Lebens zu: „Die Metamorphose der Pflanzen." Ihm erschien Christiane nicht zu ungebildet für das Verständnis des Vorgangs, wie aus dem beginnenden Keim durch Wiederholung und Umbildung der einfachen Grundform, des Blattes, die Pflanze sich zu immer höheren, zusammengesetzteren Formen bis zur vollkommensten, der Blüte und Frucht, entwickelt, und wie sich dasselbe

ewige Gesetz auf alle Lebensvorgänge im weiten Reich der Natur, auf Tier und Mensch, ja selbst auf Geist und Empfindung anwenden läßt. „Höchst willkommen," bezeugt Goethe noch nach ihrem Tode, „war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsre schöne, vollkommene Neigung steigerte und vollendete."

Weniger erfreulich war die Aufnahme, welche seine wissenschaftliche Abhandlung über denselben Gegenstand bei der Gelehrtenwelt fand. Nicht blos die Neuheit der wichtigen Entdeckung, auch der Name ihres Verkünders stand einer willigen Anerkennung im Wege. Goethe erfuhr hier in viel höherem Grade dasselbe, was ihm sogar schon bei poetischen Werken begegnet war. Man erwartete von ihm nur die gesteigerte Fortsetzung des schon Geleisteten und wollte den Dichter auf dem neuen, ihm scheinbar fremden Gebiet als Forscher nicht auch gelten lassen. Nur zögernd, nach vielen Jahren, durch die Autorität einiger vorurteilsfreieren Botaniker ließen sich die zünftigen Wissenschaftslehrer für die kühne Hypothese gewinnen, die heute, fortgebildet und auf noch einfachere Elemente zurückgeführt, zur unumstößlichen Grundlage organischer Entwickelungskunde geworden ist.

Goethe indes ließ sich durch die Ungunst der gelehrten öffentlichen Meinung, für welche ihn die freudige Beistimmung einiger verständnisvoller Freunde entschädigte, nicht stören, sondern forschte auf seinem Lieblingsfelde rastlos weiter. Er übertrug das Princip seiner Pflanzenbetrachtung auf den Knochenbau der Tiere und ward auch hier durch eine verwandte, gleich wichtige Entdeckung belohnt. Ein glücklich geborstener Schafschädel, an welchem die Zusammenhänge der Teile deutlich sichtbar waren, machte ihm offenbar, was er vorher schon geahnt: daß das Schädelgerüst nur eine sechsfache Wiederholung und verschiedentliche Umbildung einer und derselben Grundform, des Rückenwirbelknochens, darstelle. Diese zweite Entdeckung jedoch hielt er noch lange Jahre vor der Öffentlichkeit zurück, um sie sorgsam zu begründen, zu erweitern und, verbunden mit seinen Arbeiten in der vergleichenden Anatomie über die Gestalt der Tiere, auszubilden zu jenem fruchtbaren Princip von der Entwickelung alles organischen Lebens nach einem einheitlichen Grundplan, welches ebenfalls erst durch die spätere Naturforschung in Darwins Lehren eine strenge Formulierung und durchgehende Anwendung erfahren hat.

Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls wollte es, daß ihm die erste Bestätigung seiner Ansicht von der „Metamorphose der Tiere", das Beweisstück für die Umbildung der Wirbelknochen, auch wieder in Italien zu teil ward; denn er fand eben jenen Schafschädel bei einem Spaziergang auf den Dünen des Lido in Venedig, wohin er der zurückkehrenden Herzogin-



Christiane Goethe geb. Vulpius.

Nach der Zeichnung von F. Bury im Goethe-National-Museum zu Weimar.

Mutter auf deren Einladung im März 1790 entgegengereist war. Fünf Wochen harrte er dort ihrer Ankunft, beschäftigt mit Betrachtung der Kunst, der Natur und des südlichen Lebens, das er mit etwas anderen Augen ansah, seitdem die beiden Wesen, die er daheim im Schutze Herders zurückgelassen, ihm als der Inbegriff des Glücks im eigenen Hause erschienen.

Von alledem geben die hundertundvier „Epigramme", die Goethe während dieser Zeit in der neptunischen Stadt gedichtet, sinnreiche und reizvolle Kunde, doch zumeist von der „Geliebten, der sein Geist stets im Schoß ruhte, während sein Körper auf Reisen war", und von der Sehnsucht, die „seinen schmachtenden Blick unwiderstehlich rückwärts nach Norden zog". Sonst sind Standpunkt und Stimmung der „Epigramme", wie es schon das Wesen der Sinngedichte mit sich bringt, von denen der „Elegien" verschieden; wie jene den Glanz, so zeigen sie den Schatten des italienischen Lebens und Treibens, und so ergänzen einander beide durch ihre halben Gegensätze. Freilich war auch durch diese zweite Reise der Dichter gegen Italien ein wenig krittlicher geworden, „da die erste Blüthe der Neigung und Neugierde abgefallen". Doch noch ein neuer Ton klingt in den „Epigrammen" mit, den man in dieser Verbindung zu finden am wenigsten versucht gewesen wäre: die Ansicht Goethes über das große politische Ereignis jener Zeit, die französische Revolution. Ihn, der den Gesetzen der allmählichen Entwickelung im Leben der Natur mit stillem Geiste nachforschte, mußte der Ausbruch dieser Umwälzung als eine gesetzlose Gewaltsamkeit, welche die „ruhige Bildung zurückdrängte", tief innerlich abstoßen. Die schrankenlose Freiheit widersprach seinem Begriff vom Staat, in welchem, wie in einem lebendigen Organismus, die Willkür des Einzelnen durch die Bestimmung des Ganzen seine notwendige Beschränkung erfahren muß, und die unbedingte Gleichheit aller erschien ihm in der menschlichen Gesellschaft ebenso unmöglich wie in der Natur, wo überall selbst die ursprünglich gleiche Anlage durch die Verschiedenheit der Verhältnisse zu mannichfacher Entwickelung, durch stufenweise Über- und Unterordnung zu fortschreitender Vollkommenheit geführt wird. Waren ihm aber die tollen Freiheitsschwärmer zuwider, so verkannte er deswegen doch nicht die Schuld der Unterdrücker; ja, ihm „redet ein Toller in Freiheit Weise Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verstummt". Als unparteiischer Beobachter stand er dem Kampf der Leidenschaften gegenüber und sah die Sünden der Großen wie der Kleinen. Nur wußte er, daß es „nie der Menge gelingt, für sich zu wollen", und sagt darum folgerichtig das Ende der Bewegung in der Diktatur voraus: „Doch wer verstehet, für uns alle zu wollen, er zeig's!"

Auch dramatisch fand sich Goethe in den nächsten Jahren mit Ursachen und Folgen der französischen Umsturzbewegung auf seine Art ab in drei

Stücken, deren dichterische Bedeutung freilich der ernsten Größe des weltgeschichtlichen Ereignisses wenig entsprach. Aber es sollte in ihnen auch nur die thörichte Seite der damit zusammenhängenden typischen Erscheinungen in der menschlichen Gesellschaft zur Darstellung kommen, und wenn dabei statt froher Laune ein überlegener Spott das Wort führt, so richtet er sich doch ebensosehr gegen vornehme wie niedere Betrüger, ebensosehr gegen adlige Gewissenlosigkeit wie gegen demagogisches Maulheldentum und geht zuletzt darauf aus, die erregte Verstimmung in versöhnliche Lebensweisheit aufzulösen. Das Lustspiel „Der Groß-Cophta" dramatisiert das mystisch-schwindelhafte Treiben des Erzschelms Cagliostro in der berüchtigten Halsbandgeschichte, die auf den Dichter schon vor Antritt seiner italienischen Reise einen „unaussprechlichen Eindruck" gemacht hatte. „In dem unsittlichen Stadt-Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen ihm die greulichsten Folgen gespensterhaft", und er konnte ihre Erscheinungen nur dadurch loswerden, daß er zuletzt nach gewohnter Weise das ganze Ereignis in eine Oper verwandelte, deren über die Wirklichkeit erhobene Form er sodann, nicht zum Vorteil des Eindrucks, zu einem beängstigend realistischen Prosastück einschmolz. Der schwankartige Einakter „Der Bürgergeneral" entstand aus dem Verdruß über das Herüberdringen aufrührerischer Wünsche nach Deutschland und deren Vertretung durch verrückte, ja unwürdige Personen, zugleich im äußeren Anschluß an zwei in Weimar beliebte kleine Bühnenpossen, aus denen die Hauptfigur des lüderlichen Barbiers Schnaps genommen und einem in diesem Fach höchst gewandten Schauspieler auf den Leib geformt ward. Im Entwurf zum Teil stecken geblieben ist das politische Drama „Die Aufgeregten", unter den dreien das lebendigste sowohl in der Eigentümlichkeit der Vorgänge, als in der Kraft der Personen, namentlich des jovial-großsprecherischen Chirurgus Breme und der von leidenschaftlichem Rechtsgefühl erfüllten Grafentochter Friederike.

Einem selbstthätigen Drange der schöpferischen Phantasie entsprangen diese Gebilde nicht. Goethes wesentliche Geisteskraft war in dieser ganzen Zeit der Naturforschung zugewendet. Sie blieb seine treue Genossin überall, daheim und auf Reisen, ja selbst auf den Schauplätzen der Waffenübung und des Krieges, wohin der Herzog ihn während der nächsten Jahre mehrfach zu sich berief. Kaum war er mit der Herzogin Anna Amalia aus Venedig durch die Lombardei nach Hause zurückgekehrt, als er ins preußische Lager nach Schlesien aufbrechen mußte, wo er ohne inneren Anteil große Kriegsvorbereitungen sah, die jedoch nur eine Beschleunigung der friedlichen Konvention von Reichenbach bezweckten. Desto ernsteren Scenen wohnte er während des unglücklichen Feldzuges nach Frankreich bei, den auf Betreiben der Emigranten Preußen und Österreich im Juli 1792 unternahmen, um, wie die

getäuschten Führer meinten, das französische Volk von der Tyrannei der Republikaner zu befreien und den rechtmäßigen König Ludwig XVI. wieder auf den Thron zu setzen. Goethe, von Karl August dringend zur Begleitung aufgefordert, folgte im August dem vordringenden Heere an den Rhein, traf in Feindesland vor Longwy kurz nach der Übergabe dieser Grenzfestung im Hauptquartier bei dem Herzog ein, war Zeuge der Einnahme von Verdun wie der unglücklichen Kanonade von Valmy, machte den leidig schleppenden Rückzug des entmutigten Heeres über Luxemburg und Trier mit und beurlaubte sich endlich in Koblenz von dem Herzog, um von den neunwöchentlichen erschöpfenden Kriegsstrapazen Erholung durch einen längeren Aufenthalt bei seinem Freunde Fritz Jacobi in Pempelfort zu suchen und von da nach Hause zurückzukehren.

Noch einmal mußte er, ungern genug, im Mai des folgenden Jahres, als die Franzosen in Deutschland eingedrungen waren, auf nachdrückliches Begehren des Herzogs sich nach dem Kriegsschauplatz begeben, wo er wiederum zwei Monate verblieb, der Belagerung von Mainz durch die Verbündeten beiwohnend, bis er nach Einnahme der Festung, der Zerstörungsscenen müde, in sein friedliches Heim zurückging und „um sich einen Kreis zog, in welchen außer Lieb und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein konnte". Beide Abenteuer hat er viele Jahre später nach sorgfältig geführten Tagebüchern als „Campagne in Frankreich" und „Belagerung von Mainz" beschrieben, nicht im Sinne einer geschichtlichen Darstellung der Zeitereignisse, sondern, wie seine sonstigen persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, mit immer gleicher innerster Teilnahme überall das Menschliche, Dauernde, Wahre beobachtend und hervorkehrend, dem Unmenschlichen, Nichtigen, Falschen sich abwendend. Wohl sah er die Fehler, Thorheiten und Schwächen der Verbündeten, wie er auch gegen den Patriotismus und Opfermut der republikanischen Feinde nicht verblendet war. Ja, er hat sogar, wie er selbst berichtet, nach der Kanonade von Valmy den denkwürdigen Ausspruch gethan: „Von hier und heute geht eine neue Epoche in der Weltgeschichte an, und ihr könnt sagen, daß ihr dabei gewesen." Dennoch hatte oder zeigte er gerade damals, wo er selber die werdende Geschichte miterlebte, wenig Empfänglichkeit für das, was man später als historische Bedeutung der Ereignisse erkannte. Klarer als die meisten, sah er zwar das Unheil voraus, das jenen folgen mußte, konnte aber ebensowenig wie alle anderen das neue Heil ahnen, das erst nach langen Rückschlägen und Enttäuschungen spät genug daraus hervorging. In dem so sehr von Willkür und Zufall durchbrochenen Revolutions- und Kriegsspiel erfaßte er gerade so wie zu seiner Jugendzeit in der Grammatik und im Kartenspiel kein einheitlich durchgehendes Gesetz, und das Unvermittelte, Trennende, Zerstörende im Leben der Völker

war ihm, wie noch später das vulkanische Princip in der Bildung der Erdoberfläche, um so mehr zuwider, da sein eigener Geist zu derselben Zeit von der stillen Entwickelung naturwissenschaftlicher Ideen eingenommen war, die mit derselben Notwendigkeit wie seine Gedichte in ihm entstanden, „die er nicht machte, sondern die ihn machten".

Neben der vergleichenden Anatomie war es vorzugsweise die Theorie des Lichtes, des Schattens und der Farben, deren Erforschung ihn seit den letzten drei Jahren unausgesetzt beschäftigte. Auch hierzu hatte er die bedeutendste Anregung in Italien empfangen. Je mehr er dort durch Anschauung und Ausübung zur Erkenntnis kam, daß ihm eine ursprüngliche, natürliche Anlage zur bildenden Kunst fehle, desto eifriger sah er sich nach Gesetz und Regel um und achtete namentlich auf das Technische der Malerei, um durch Verstand und Einsicht den Mangel zu ersetzen. Manches war ihm im einzelnen deutlich, manches im ganzen Zusammenhange mit Poesie und Natur klar geworden. Erfindung, Komposition, Verhältnis der Teile wurde an vorhandenen und entstehenden Gemälden mit den befreundeten Künstlern sorgfältig durchstudiert. Nur von dem Kolorit wußten weder sie ihm, noch er sich selbst die mindeste Rechenschaft zu geben. „Kam es an die Färbung, so schien alles dem Zufall überlassen zu sein, dem Zufall, der durch einen gewissen Geschmack, einen Geschmack, der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit, die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil, das durch Eigenheiten des Künstlers, des Kenners, des Liebhabers bestimmt wurde." Auch in den Lehrbüchern suchte er vergebens nach Aufklärung. Überall fand er nur technische Kunstgriffe, aber keinen Grundsatz. Er fing nun an, auf seine Weise darüber nachzudenken, zu vergleichen und zu vereinfachen, betrachtete die Farben da, wo sie am reinsten auftraten, in den atmosphärischen Erscheinungen, und sah zuletzt ein, daß man ihnen erst von der Seite der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle. Nach Weimar zurückgekehrt, gedachte er sich über diesen Gegenstand durch die Physik anschaulich zu unterrichten, und borgte zu diesem Zweck von Hofrat Büttner in Jena den nötigen Apparat mit den zugehörigen Glasprismen, verlor aber seine Absicht längere Zeit aus den Augen, bis er zur Rückgabe der Instrumente gedrängt wurde. Im letzten Augenblick, bevor er sie aus den Händen ließ, nahm er ein Prisma und schaute dadurch nach der weißen Wand seines Zimmers. Er hatte erwartet, nach der Newtonschen Theorie, „die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt, das von da ins Auge zurückkehrende Licht in so viel farbige Lichter zersplittert zu sehen", und war verwundert, daß nur da sich Farbe zeigte, wo an die Helligkeit ein Dunkles stieß. Sogleich glaubte er zu erkennen, daß eine Grenze notwendig sei, um Farben hervorzubringen, und gelangte daraus zur Überzeugung, daß Newtons

Lehre falsch sein müsse. Nun widerstreitet zwar die Erscheinung selbst, die Goethe beobachtete, keineswegs dem Ergebnis der Versuche, wie sie Newton mitteilt, desto entgegengesetzter sind aber die Erklärungen, die beide davon geben. Der Grundunterschied ist, daß nach Newton das weiße Licht als ein zusammengesetztes aus sieben oder mehr einfachen farbigen Lichtern besteht, in die es beim Durchgang durch das Prisma wieder zerlegt wird, während nach Goethe das weiße Licht das Einfache ist und durch dieses die Farben unter Mitwirkung begrenzter, körperlicher Mittel erst entstehen. Auch sind es nur zwei reine Grundfarben, Gelb und Blau, zunächst dem Licht und der Finsternis, in welche gegensätzlich auseinander tretend, gleichwie die Elektricität und alle anderen Kraftäußerungen, sich das Urphänomen der gesetzmäßigen Natur in Bezug auf den Sinn des Auges offenbart. Denn auch die Finsternis ist für Goethe nicht blos eine Verneinung, eine Abwesenheit des Lichtes, sondern dessen ebensowohl erscheinender Gegensatz, und so befindet sich auch die Netzhaut des Auges, je nachdem Licht oder Finsternis auf sie wirkt, in zwei verschiedenen Zuständen, die einander völlig entgegenstehen. Aus Gelb und Blau aber gehen alle übrigen Farben durch Mischung und Vereinigung, durch Verdichtung und Verdunkelung, durch Steigerung und Aufhebung hervor.

Aus solcher Überzeugung heraus unternahm es nun Goethe, die allgemein als Thatsache hingenommene Hypothese Newtons, dessen außerordentliche Verdienste um die eigentliche Optik er wohl anerkannte, durch sorgfältige Nachprüfung seiner Versuche und unermüdliche Hinzufügung anderer zu widerlegen und eine neue Farbenlehre auf eigener Grundlage zu entwerfen. Im Jahr 1791 gab er das erste, das Jahr darauf das zweite Stück seiner „Beiträge zur Optik“ heraus. Allein es erging ihm damit noch schlimmer als bei seinen früheren naturwissenschaftlichen Entdeckungen. Die Fachgelehrten ignorierten sie völlig oder zuckten stolzmitleidig die Achseln, weil darin nirgends die Mathematik zu Hilfe genommen war, die sie allein als sicheres Beweismittel gelten ließen. Goethe dagegen behauptete, daß es wohl eine Physik unabhängig von der Mathematik gebe und daß der Mathematiker, sobald er in das Feld der Erfahrung tritt, so gut wie jeder andere dem Irrtum unterworfen sei. Er selbst überschritt die Grenze der sinnlichen Wahrnehmung nicht, sondern gelangte allmählich innerhalb ihrer durch unausgesetzte achtzehnjährige Bemühung dahin, aus seinem Urphänomen die Gesetzmäßigkeit der physiologischen Farbenerscheinungen, die Bedeutsamkeit der durch trübe Mittel hervorgebrachten und die veränderliche Beständigkeit der chemischen Wirkungen und Gegenwirkungen abzuleiten. Zuletzt fand er „den glücklichen Rückweg zur Kunst durch die sittliche und ästhetische Wirkung der Farben“. Doch nur wenige Jünger: Künstler, Fürsten, Staatsmänner und Philosophen, gewann sich seine Lehre; die Physikprofessoren verhielten sich gegen sie stumpf ab-

lehnend, und sein lebelang blieb es Goethes Schmerz und zugleich sein Stolz, daß er in seinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige sei, der das Rechte wisse.

Die heutige Naturforschung ist über den Standpunkt der damaligen Schulwissenschaft im einzelnen bereits hinausgeschritten. Inwieweit Goethe in der Auffassung des physikalischen Urphänomens gegen Newton Recht behält, darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Soviel wenigstens steht fest, daß man jetzt gleich ihm nur noch zwei reine Grundfarben anerkennt, während andererseits die zahlenmäßige mathematische Grundlage der Erscheinungen in der Schwingungslehre noch breiter und genauer ausgebaut worden ist. Dagegen hat Goethe zweifellos der Physiologie der Farben durch seine Idee von der geteilten Thätigkeit der Netzhaut eine fruchtbare Anregung gegeben, und für den Maler sind die Nutzanwendungen, die als „Sinnlich-sittliche und als ästhetische Wirkung der Farbe" sich anschließen, noch jetzt von unschätzbarem Wert.

Was aber dem Werke seine besondere persönliche Bedeutung giebt, das ist auch hier des Verfassers einheitliche Auffassung der ganzen Natur, die Zusammenstimmung aller ihrer Erscheinungen und deren Anknüpfung an die höchste Geistesthätigkeit des Menschen.

Solchergestalt suchte Goethe in den Offenbarungen der Natur die Beständigkeit gesetzlichen Waltens, welche in den Handlungen der Völkerwillkür verloren zu gehen schien, zu derselben Zeit, wo sein eigenes häusliches Leben auf der Grundlage eines reinen Naturgesetzes zu heiter beständiger Gestalt sich entwickelte. Immer würdiger erwies sich Christiane des Loses, das sie an seiner Seite gefunden. Sie war nicht blos sein Mädchen und die Mutter seines Kindes: sie bemühte sich auch um das Verständnis seiner Ideen, sie ging ihm bei seinen Experimenten zur Hand, sie teilte ihm ihre Lebensfreude mit, sie gab ihm das Gefühl traulichsten Familienglückes, sie führte seinen ganzen Haushalt und war schon seine Freundin und Hausfrau im vollen Sinne des Wortes, während sie noch in ihrer Bescheidenheit nicht daran dachte, vor der Gesellschaft oder der Öffentlichkeit als solche zu erscheinen. Von Goethes vertrauten Freunden ward sie nie anders betrachtet. Allen voran war es Heinrich Meyer, der im Herbst 1791 zu dauerndem Aufenthalt in Weimar angelangt und von Goethe als Hausgenosse aufgenommen, sich dem still begnügten Familienkreis innig anschloß, durch treuen Freundessinn und künstlerische Teilnahme die Gemeinschaft erhöhend und verschönernd. Als bleibendes Zeichen jener glücklichen Familienstimmung schuf er ein Aquarellbild Christianens in der Haltung der Raffaelschen Madonna della Sedia mit dem zweijährigen August auf dem Schoß. Unter seiner Mitwirkung wurde auch das Haus auf dem Frauenplan, das, von Goethe schon früher einmal bewohnt,

ihm jetzt als ein Geschenk vom Herzog zufiel, zu bequemer Ausbreitung umgebaut. Mit lichtem Vorflur und großer Freitreppe nach italienischem Geschmack, mit stattlich geräumigen Empfangs- und Gesellschaftszimmern, erhoben und geschmückt in wohlgeordneter Verteilung durch wertvolle, meist aus Italien mitgebrachte Kunstschätze, Statuen und Büsten, Gemälde, Kupferstiche und Zeichnungen, geschnittene Steine, Bronzen und Thongefäße; daneben zum persönlichsten Gebrauch des Dichters Arbeitszimmer und sein Schlafgemach, eng bescheiden, mit dem schlichtesten Hausgerät sparsam ausgestattet, ab-



Abendgesellschaft bei der Herzogin Amalia.

geschlossen durch eine mäßige Bücherei und wissenschaftliche Sammlungen: so bietet auch die Wohnung, die sich Goethe für die Dauer seines Lebens geschaffen, ein Bild des ganzen Menschen mit seinem ausgebreiteten Geist und seinem einfachen Gemüt.

Fühlte sich Goethe nun in der eigenen Häuslichkeit völlig befriedigt, so konnte er sich doch auf die Dauer den Anforderungen der Gesellschaft, zumal des Hofes nicht gänzlich entziehen. Namentlich an den Freitagsgesellschaften, welche die Herzogin Anna Amalia seit dem Herbst 1791 bei sich eingerichtet hatte, beteiligte er sich um so williger, als mit der Unterhaltung zugleich Bildungszwecke verfolgt wurden und die Vereinigung eine völlig zwang-

lose Form hatte. Der Herzog und die Herzogin Louise fanden sich zuweilen ein nebst einigen Herren und Damen des vertrauten Hofkreises. Herder, Hufeland, Voigt, Böttiger, auch einzelne mit dem Hof in Verbindung stehende Professoren aus Jena hielten Vorträge, nach welchen man sich ohne jegliche Rangordnung um einen großen Tisch setzte, zeichnete, las, Bilder beschaute und nach Belieben sich beschäftigte oder plauderte. Den ersten Vortrag hatte Goethe selbst gehalten über seine optischen Versuche, wie er denn auch so gutes Behagen an dieser Art der Gesellschaft fand, daß er sie später zu regelmäßiger wöchentlicher Versammlung in sein eigenes Haus zog.

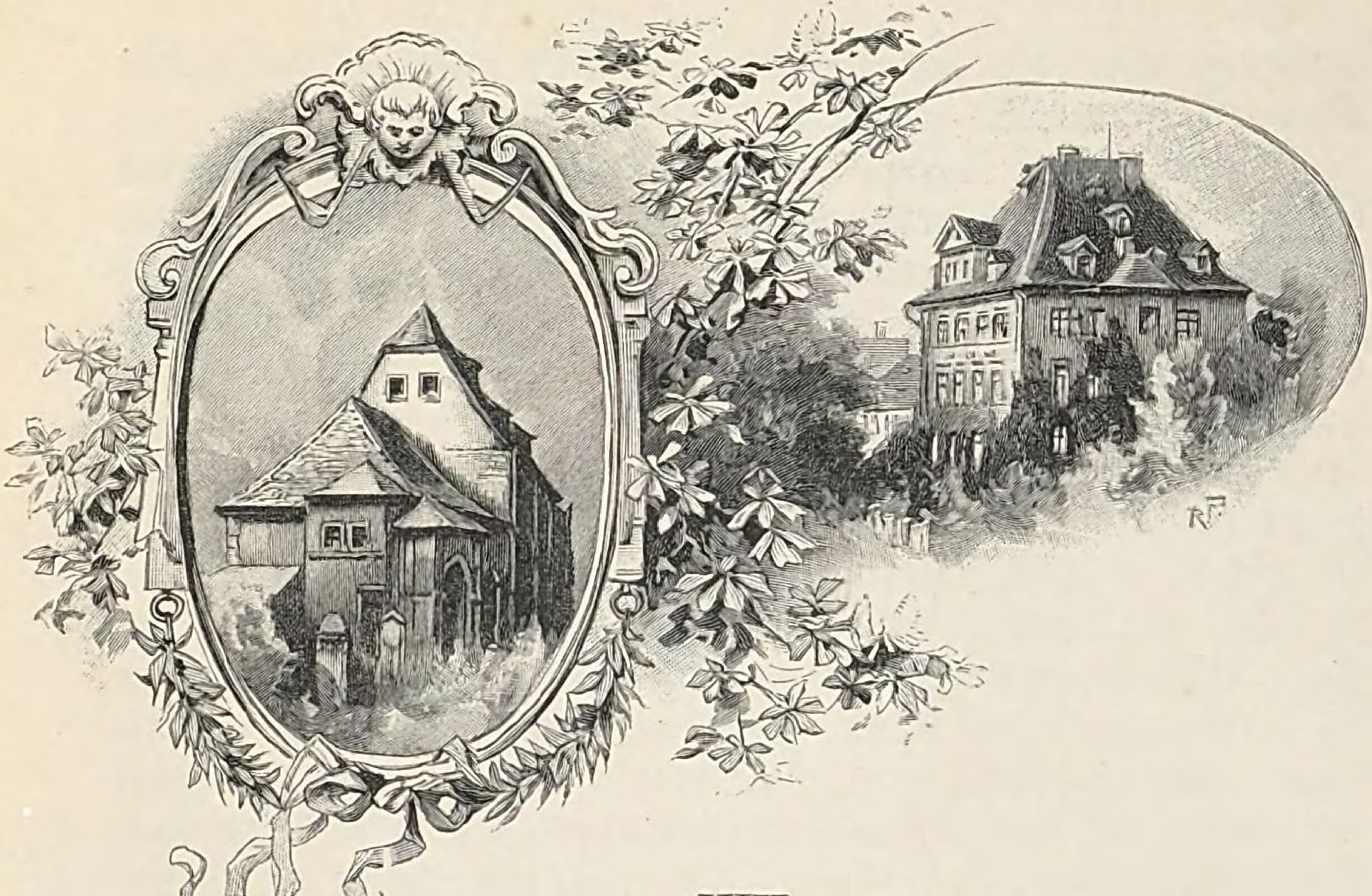
Doch auch von einer anderen Seite wurde er zu derselben Zeit nach außen gerufen. Der Niedergang des Theaters unter Bellomo bewog den Herzog, wieder ein eigenes Hoftheater zu begründen, und Goethe konnte die Übernahme der Oberleitung im Frühjahr 1791 um so weniger ablehnen, als ihm dabei unbeschränkte Machtvollkommenheit zugestanden wurde und gänzliche Freiheit von Verwaltungsgeschäften, für die in der Person des Landkammerrates Kirms sich ein geeigneter Vertreter fand. So wurde es ihm leicht, aus den Theatern ganz Deutschlands eine Anzahl tüchtiger und bildungsfähiger Mitglieder zusammenzubringen, die sich in kurzer Zeit ineinander einspielten. Bei ihrer Schulung, durch welche er während eines Vierteljahrhunderts die weimarische Bühne zu einer Musteranstalt emporhob, verfuhr Goethe von vornherein nach dem Princip, daß er „in jedem Stück den Vorzüglichsten zu bemerken, ihm die andern anzunähern und so das Ganze in eine künstlerische Harmonie zu bringen suchte“. Schon nach wenigen Monaten erreichte er auf diese Weise eine wundervolle Wirkung mit der Aufführung von Shakespeares „König Johann“. Ihren Mittelpunkt bildete als Prinz Arthur ein dreizehnjähriges Mädchen, Christiane Neumann, eine Schauspielerwaise und Schülerin Corona Schröters. Diesem „liebenswürdigsten, natürlichsten Talent, das ihn um Ausbildung anflehte“, hatte Goethe selbst die Rolle einstudiert, und er war von der Wahrheit und Innigkeit ihres Spiels damals und später so gerührt und entzückt, daß er nach ihrem frühen Tod im Jahre 1797 ihr Andenken durch die ergreifende Elegie „Euphrosyne“ verherrlichte. Nächst der Erziehung der Schauspieler war Goethes Augenmerk die Erneuerung und Bereicherung des Spielplanes. Dem musikalischen wie dem recitierenden Drama wurde gleiche Sorgfalt zu teil. Man legte italienischen und französischen Opern deutschen Text unter und gab im Schauspiel auch solchen Autoren freie Bahn, mit deren Richtung und Geschmack man nicht übereinstimmte, wenn ihr Talent nur sonst Beachtung verdiente, wie Iffland und Kotzebue, wandte aber um so größeren Eifer den bedeutenden Schöpfungen des Genius zu und führte schon im Beginn des nächsten Jahres Mozarts „Don Juan“ und Schillers „Don Carlos“ auf.

Goethes eigene dramatische Schöpfungskraft erhielt aus dieser thätigen Bühnenfürsorge zunächst keine fruchtbare Anregung. Seine einzige fragwürdige Ausbeute waren „Der Groß-Cophta“ und „Der Bürgergeneral“, die einigemal gegeben wurden, ohne eine reine Teilnahme zu erregen. Doch auch sonst schien der Quell der Dichtung in ihm zu stocken. Denn die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, die er in der nächsten Zeit begann, eine Anzahl aus den Erfahrungen anderer oder bereits veröffentlichten Mitteilungen entnommener anekdotenhafter Vorgänge, sind zwar virtuos erzählt, haben aber zu dem Innern des Dichters keine notwendige Beziehung, und nur der Rahmen, der sie umspannt, trägt wie jene beiden Lustspiele das Merkmal der Zeitstimmung an sich. Noch weniger kann das humoristische Tierepos „Reineke Fuchs“, eine Bearbeitung des aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden niederdeutschen Originals auf Grund der Gottschedschen Prosaübersetzung, für eine selbständige Schöpfung gelten, obwohl durch diese glückliche Erneuerung erst das von heiter ironischer Lebenskenntnis erfüllte Gedicht der deutschen Lesewelt wie ein unmittelbar aus den modernen Zuständen entsprungenes Erzeugnis zugänglich und genußreich geworden ist. Für Goethe selbst hatte die Arbeit die doppelte Bedeutung, daß der Inhalt als eine „unheilige Weltbibel“ ihn über die leidigen Zeitverhältnisse eine Weile hinaushob und daß die gewählte Versart des Hexameter ihm als Vorübung für jene vollendete Form diente, in welcher nachmals sein an dieselben Zeitverhältnisse anknüpfendes episches Meisterwerk erschien.

Indessen konnte alle tröstliche Ablenkung gegen die Beängstigung, welche der weitere Verlauf der französischen Revolution mit sich brachte, nicht vorhalten. Die Hinrichtung des Königs und der Königin, die Greuelthaten der Schreckensherrschaft, das unaufhaltsame Vordringen der republikanischen Heere gaben die traurigste Stimmung. Auch in seinen persönlichen Verhältnissen hatte Goethe inzwischen manches Trübselige erfahren. Sein alter Freund Merck, verdüstert durch häusliches Mißgeschick, körperliches Leiden und den Wahn eines Kassendefekts, hatte sein Leben durch einen Pistolenschuß geendet. Der treue Moritz, dem er bald nach seiner Rückkehr aus Italien in seinem Hause wochenlange Gastfreundschaft erwiesen und dann durch den Herzog eine Professur an der Kunstakademie in Berlin verschafft hatte, wurde dort in frühem Alter durch Krankheit hingerafft. Prinz Constantin, dessen Thorheiten gut zu machen Goethe redlich geholfen, starb „im Augenblicke, da er sich des Lebens werther gemacht hatte“. Dem Dichter selbst wurden in den beiden letzten Jahren zwei Kinder kurz nach der Geburt wieder durch den Tod entrissen. Die Lage seiner Mutter, die er bei seinen Reisen nach dem Kriegsschauplatz zweimal besucht und zum Verkauf des unbequem gewordenen Wohnhauses bestimmt hatte, erfüllte ihn wegen der Unsicherheit Frankfurts mit Be-

sorgnis. Herder, im poetischen und politischen Urteil immer eigensinniger von ihm abweichend und durch die Last vermehrter Amtsgeschäfte verstimmt, begann sich ihm zu entfremden. Wieland und Knebel verleideten sich ihm durch ihren unbesonnenen Freiheitstaumel. Und so schien alles, was ihn sonst erfreute, außer seinem engsten Lebenskreise ins Stocken und Schwanken geraten zu sein.

Doch schon bereitete ihm das Schicksal für alle Einbuße den Ersatz, der ihm willkommener und folgenreicher zu keiner anderen Zeit hätte begegnen können: die lebenwirkende Freundschaft Schillers.



VIII.

Ruhiger, klarer, zielbewußter war Schiller aus der Sommerfrische von Rudolstadt nach Weimar zurückgekehrt. Zwei Wünsche standen vor seiner Seele: häusliche Liebe und öffentliche Anerkennung; zwei Namen bedeuteten den Inbegriff ihrer höchsten Erfüllung: Charlotte von Lengefeld und Goethe. Beides zu erringen, sah er nur ein Mittel: die unausgesetzte Anspannung seiner eigenen Kraft. Hatte er schon vor der Reise wenig Verkehr gesucht, so lebte er jetzt völlig als Einsiedler und kam mitunter acht Tage lang nicht aus seiner Klause. Von Erinnerung und Hoffnung umheimelt, fand er viel stilles Vergnügen in dieser Existenz und füllte selbst die Abende, die er sonst in Gesellschaft verbracht hatte, daheim beim Thee und einer Pfeife Tabak mit Denken und Arbeiten herrlich aus. Seine Besuche schränkte er auf das Unerläßlichste ein. Am ehesten sprach er noch bei Voigt vor, der ihm von Anfang an das uneigennützigste Wohlwollen gezeigt hatte. Frau von Kalb oft zu sehen konnte er, mit einem anderen Bild in der Seele, kein großes Verlangen haben, zumal da sie, durch sein Verhalten im Sommer verletzt, nun die Kühle spielte und sich durch gesellschaftliche Vergnügungen in ihren aristokratischen Kreisen entschädigte. Von Goethe fern hielt ihn noch der Trotz der Bescheidenheit, dem Großmeister erst durch ein vollgiltiges Werk die gebührende Achtung abzuringen. Desto mehr hörte er von ihm durch Moritz, der, damals bei Goethe wohnend und von diesem durch Mitarbeit an seiner Abhandlung „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen“ gefördert, auch

Schiller gern besuchte, aber ihn freilich durch sein allzu entzücktes Loblied auf des Freundes Wesen und Werke mitunter ungeduldig machte.

Für den Mangel an freundschaftlichem Umgang entschädigte den Einsamen der um so regere Briefverkehr mit den geliebten Schwestern, der in der Innigkeit der Empfindung gegen beide keinen Unterschied machte. Vor Körner, dem er es an Mitteilungen auch nicht fehlen ließ, hielt er gleichwohl das Geheimnis seines Herzens noch verschlossen.

Während so Schiller vom Geist des Fleißes besessen war, zeigte sich das Schicksal auch nicht müßig und brachte früher, als er vermutet, denjenigen seiner Pläne zur Ausführung, der, wenn auch nicht an sich, so doch als Mittel zum Zweck, ihm jetzt als der willkommenste erscheinen mußte.

An der Universität Jena war durch den Abgang des Orientalisten Joh. Gottfr. Eichhorn eine Professur in der philosophischen Fakultät frei geworden und sollte anders besetzt werden. Voigt, von Schillers Zukunftsplänen entweder durch diesen selbst oder durch Jenenser Freunde gelegentlich unterrichtet und von der kurz zuvor erschienenen Geschichte des „Abfalls der Niederlande" höchlich eingenommen, kam auf den Gedanken, den Verfasser für die erledigte Professur vorzuschlagen. Er sondierte Schiller vorsichtig, ob ihm eine solche Stellung, wenn auch vorläufig ohne Gehalt, genehm sein würde, und da er ihn nicht abgeneigt fand, schrieb er sogleich an Goethe, der mit Karl August in Gotha verweilte und dadurch in der Lage war, die Angelegenheit zugleich auch bei dem dortigen, an dem Verfügungsrecht über die Universität beteiligten Herzog zu betreiben. Goethe, vielleicht durch die Lengefeldschen Damen für einen solchen Gedanken auch schon interessiert, befürwortete ihn angelegentlich, erlangte die Zustimmung der beiden Fürsten und setzte, nach Weimar zurückgekehrt, am 9. Dezember 1788 zur Unterstützung des Antrags auch bei den mitbeteiligten Regierungen von Coburg, Meiningen und Hildburghausen ein Promemoria an seinen Herzog auf, worin zur Empfehlung des Vorgeschlagenen gesagt wird: „Herr Friedrich Schiller, welchem Serenissimus vor einigen Jahren den Titel als Rath ertheilt, der sich seit einiger Zeit theils hier, theils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Nahmen erworben, besonders neuerdings durch die Geschichte des Abfalls der Niederlande von der Spanischen Regierung die Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Bestimmung ist, so gerieth man auf den Gedanken: ob man selbigen nicht in Jena fixiren könne, um durch ihn der Akademie neue Vortheile zu verschaffen. Er wird von Personen, die ihn kennen, auch von Seiten des Charakters und der Lebensart vortheilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leuten guten Einfluß haben werde." Jetzt endlich machte Schiller seinen ersten Besuch bei

Goethe, der „bei dieser Sache überaus gütig gewesen und viele Theilnahme zeigte an dem, was er glaubte, daß es zu Schillers Glück beitragen würde". Auch beschwichtigte er dessen Bedenken wegen des Mangels an Vorbereitung durch Hinweis auf den alten Erfahrungssatz, daß man durch das Lehren selbst am besten lerne. Dennoch vermißte Schiller bei ihm diejenige Art persönlichen Entgegenkommens, um die es ihm gerade zu thun gewesen wäre. Goethe machte auch ihm gegenüber „seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben". Diese unnahbare Zurückhaltung empörte ihn innerlich, spornte ihn aber auch um so mehr an, sie zu überwinden. „Im Ernst, ich habe zuviel Trägheit und zuviel Stolz," schrieb er einige Wochen später an seine beiden Freundinnen, „einen Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist, gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne."

Schon am 15. Dezember 1788, wenige Tage nach seinem Besuch, hatte Schiller durch Goethe Mitteilung erhalten von einem Reskript der Regierung, nach welchem er sich zu Ostern für den Antritt der Professur einzurichten hätte. Die Entscheidung kam ihm denn doch rascher, als er erwartet, über den Hals. Er hatte mit dem Plane eigentlich bisher immer nur noch halb gespielt, ihn als eine Art Aushilfe im Notfall betrachtet. Jetzt, da er beim Wort genommen wurde, hatte er das Gefühl, als sei er „übertölpelt", als hätte er doch nicht so ohne weiteres auf eine Anstellung eingehen sollen, die ihm nicht nur keinen materiellen Vorteil brachte, sondern sogar noch Opfer auferlegte. So wußte er nicht, ob er sich ärgern oder freuen sollte. Auf der einen Seite war es ihm schrecklich, seine goldene Freiheit und die Aussicht auf die so sehr ersehnte Wiederholung des Sommeraufenthalts in Rudolstadt aufgeben zu müssen, auf der anderen Seite lockte ihn die für die Zukunft und seine Liebe wichtigere Aussicht, „in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo ihn eine bessere Versorgung finden konnte". Zuletzt tröstete er sich mit der größeren Nähe Jenas zu Rudolstadt und mit der Hoffnung, daß die Lengefeldschen Damen dorthin um so leichter einmal würden zu Besuch kommen können. Diese aber waren über die Lösung recht erfreut; denn sie sahen vor allem darin nur das Gute, daß der Freund nun in ihrer Nachbarschaft „fixirt" war und nicht mehr anderen Anstellungsplänen nachhing, die ihn nach Berlin, Wien oder wer weiß wohin hätten entführen können. Das Schlimmste für Schiller war, daß er bei seiner ohnehin bedrängten finanziellen Lage für alle Formalitäten, die mit der

Übernahme seines Amts verbunden waren, noch Geld aufwenden mußte. Fünfzig Thaler kostete allein das Doktordiplom, die unumgängliche Voraussetzung zum Professorentum, und Ausfertigungsgebühren für die Berufung waren an die vier Kanzleien der mitbeteiligten thüringischen Höfe zu zahlen. Dazu sollte ihm sein Amt vorläufig keine Besoldung einbringen; nur auf die Kollegiengelder der Zuhörer war er angewiesen, und der Ertrag dieser, so sanguinisch er ihn auch abzuschätzen geneigt war, blieb doch immerhin sehr fraglich. Schiller mußte also darauf bedacht sein, nicht blos die Einrichtungskosten, sondern auch den ganzen Lebensunterhalt für die nächsten Jahre durch vermehrte schriftstellerische Arbeit aufzubringen, während zugleich seine freie Zeit schon jetzt durch die Vorbereitung und dann durch die Vorlesungen selbst beträchtlich geschmälert wurde. Zum Glück gelang es ihm, durch Bertuchs Vermittelung mit dem Buchhändler Maucke in Jena einen Vertrag über eine Sammlung geschichtlicher Memoires abzuschließen, für deren Herausgabe mit Beisteuerung je einer eigenen Abhandlung zu jedem Band ein jährliches Honorar von vierhundert Thalern erhalten sollte, so daß er zur Not davon allein leben konnte. Für die nächste Zeit war es nun seine Hauptaufgabe, für seine ersten Vorlesungen, die zu einer „Einleitung in die Universalgeschichte" bestimmt waren, sich den Stoff zu eigen zu machen, und so schlug er sich denn durch eine große Anzahl der „geschmacklosesten Pedanten" durch, um die aus ihnen gezogenen Kenntnisse sodann mit seinem philosophischen Geiste zu beleben. Wie Goethe in den Thatsachen der Natur, so suchte zu derselben Zeit Schiller in den Thatsachen der Geschichte nach dem Princip ihrer gesetzmäßigen Verbindung und Entwickelung. Neben dieser wissenschaftlich-theoretischen Beschäftigung konnte auch ihm die dichterische Schöpfung nicht gedeihen. Er gestaltete „Die Künstler" aus, er rückte den „Geisterseher" ein Stück weiter, Pläne und Entwürfe zu neuen Werken tauchen auf, vollendet jedoch wurde nur die kleine Erzählung „Spiel des Schicksals", „ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte", wie sie der Verfasser nennt: der Sturz des Generals Rieger durch seinen Nebenbuhler Montmartin, auch dies keine poetische, sondern eine rein historische Darstellung.

Rasch verging der Winter unter dem Drang der angestrengten Thätigkeit, und mit dem Eintritt des Frühjahrs, in der ersten Hälfte des Mai, siedelte der neue Professor nach der Stätte seiner Berufsthätigkeit über, wo er seine Wohnung und Kost bei zwei sehr dienstfertigen alten Jungfern, den Demoiselles Schramm, nahm. Von den ihm befreundeten Kollegen, namentlich Grießbach, Reinhold und Schütz, aufs freundlichste willkommen geheißen, fand er sich rasch in dem wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Leben der Universitätsstadt zurecht und erwartete mit bänglicher Zuversicht den Tag seiner Antrittsvorlesung über die Frage: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man

Universalgeschichte?" Das bedeutsame Ereignis gestaltete sich für ihn zu einem Triumph, dessen erfreulichen Verlauf er erleichterten Herzens sogleich seinem Freunde Körner ausführlich schilderte (28. Mai 1789):

„Vorgestern, als den 26sten habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, so daß ich fünf Tage ganz frei behalte.

Das Reinholdsche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung der Neugierde wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab's das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus, und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen was sie konnten, um im Grießbachschen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm, und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist's denn, was giebt's denn? hieß es überall. Da rief man denn: der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe.

Grießbachs Auditorium ist das größte, und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal und so sehr, daß im Vorsaal und noch die Flur bis an die Hausthüre besetzt war, und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein, und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn, und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen."

So war denn alles im schönsten Gange und schien auch für die Folge die beste Hoffnung zu geben, da in der Vorlesung, die freilich unentgeltlich war, auch weiterhin die große Zahl der Zuhörer sich stetig erhielt. Dennoch konnte Schiller dem Vorlesungenhalten keinen rechten Geschmack abgewinnen. Er war der Empfänglichkeit der Studierenden nicht sicher und fürchtete von ihnen mißverstanden zu werden, zumal da es ihm schwer und ungewohnt war, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Noch unangenehmer aber wurde seine erste Freudigkeit herabgestimmt durch die Erfahrungen, die er bald von dem Neide seiner Amtsgenossen machen mußte. Wie Goethe als Forscher, so wurde Schiller als Lehrer in dem gewählten Fache von der Zunft nicht für vollgiltig anerkannt. Es ging so weit, daß ein mißgünstiger Kollege, Professor Heinrich, den Titel der gedruckten Antrittsvorlesung, auf welchem Schiller sich in aller Unschuld als „Professor der Geschichte" bezeichnete, von dem Buchladen, wo er angeklebt war, durch den Akademiediener wegreißen ließ, weil er, Heinrich, allein das verbriefte Recht auf die Geschichtsprofessur habe, während Schiller nur als Professor der Philosophie berufen worden sei.

Je weniger in diesen akademischen Verhältnissen der Sinn des Dichters sich heimisch fühlen konnte, desto lebendiger trat vor seine Seele das Bild lieberfüllter Häuslichkeit, um derentwillen allein er die Last der Lehrthätigkeit auf sich genommen. Aber noch immer fand er nicht den Mut und die Gelegenheit, das entscheidende Wort seiner Wünsche auszusprechen, obwohl er im Juni einen kurzen Ausflug nach Rudolstadt machte und im Juli die Schwestern auf ihrer Durchreise nach dem Bade Lauchstädt, wenn auch nur einen Tag, in Jena verweilten. In Lauchstädt endlich, wo Schiller, eine

Reise nach Leipzig zu Körner benutzend, die Schwestern in den ersten Tagen des August aufsuchte, ward der Bann des Schweigens gelöst „in einem Momente des befreiten Herzens“, den herbeizuführen ein guter Genius und Caroline zusammenwirken mußten. Ihr, die beider Liebenden Gefühle längst durchschaut hatte, gestand Schiller, was er Lotten zu sagen sich noch nicht getraute, und von ihr erhielt er die Versicherung, daß er bei der Schwester keine Fehlfrage thun würde. Nun erst wandte er sich an diese in einem Briefe, den er, schon im Begriff weiterzureisen, vermutlich in der Hand Carolinens, zurückließ (3. August 1789): „Ist es wahr theuerste Lotte? darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute, zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! .... Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auferlegen könnte und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. O versichern Sie mir dieses, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren sich unsere Herzen schon längst. Lassen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, und nichts, nichts die freie Mittheilung unserer Seelen stören ...... Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde.“

Die nach Leipzig erbetene Antwort brachte ihm die Bestätigung seines Glücks in dem treuen Wiederhall seiner eigenen Worte: „Caroline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. — Für heute nichts mehr, Freitag sehen wir uns. Wie freu ich mich unsern Körner zu sehen! und Sie, lieber, in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind... adieu! ewig Ihre treue Lotte.“

Noch am Abend seiner Ankunft in Leipzig hatte Schiller die Freude seines Herzens an Körner vertraut und, um das Doppelglück der alten Freundschaft und der jungen Liebe vereint zu genießen, die Schwestern in einem zweiten Briefe zur Herüberkunft aufgefordert. Der bedächtige Körner war nicht wenig betroffen, den Freund, der ihm noch vor wenigen Wochen erklärt hatte, daß er „wegen des Verplemperns ganz sicher sein könne“, so plötzlich in einem lange vorbereiteten und nun fest geschlossenen Liebesbündnis vor sich zu sehen. Dieser Mangel an Vertrauen konnte ihn nicht gleichgiltig lassen; auch mochte ihm die Verbindung mit einem unbemittelten adligen Fräulein für Schillers Umstände nicht unbedenklich scheinen. So verlief der Tag, der

alle in Leipzig zusammenführte, nicht in gemeinsam erhöhter Seligkeit, und als Schiller, die Schwestern begleitend, über Lauchstädt wieder nach Jena abgereist war, hatte der zurückbleibende Körner das Gefühl, als ob die Zusammenkunft sie mehr entfernt als genähert hätte. Dasselbe Gefühl wiederholte sich nach dem wenige Tage darauf erneuten längeren Zusammensein der Freunde in Jena, und es währte in der That eine ganze Weile, bis der drohende Schatten kühler Entfremdung vor der wiederkehrenden Wärme des alten herzlichen Vertrauens entwich. Vorderhand war Schillers Seele von der Macht seiner Liebe so völlig eingenommen, daß jede andere Empfindung dagegen verblaßte. Nicht nur ihre Gegenwart, auch ihre Vergangenheit, ihren Ursprung und ihr Wachstum wollte er in der Erinnerung noch einmal durchleben, und so schrieb er in der Wonne des Besitzes (25. August 1789): „In einer neuen schönern Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß Du mein bist, theure liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir entgegen trugst. Mit bangen Zweifeln ließest Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe Dir unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von Dir entfernen sollte. O Du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich sie hören."

Mit Carolinen war verabredet, daß vor der Mutter, um ihr unnötige Sorge zu ersparen, das Verlöbnis noch geheim gehalten werden sollte, bis Schillers Professur durch eine sichere, wenn auch kleine Besoldung, die man vom Herzog zu erreichen hoffte, einen gewissen ökonomischen Rückhalt böte. Inzwischen tröstete Schiller sich und Lotten durch Ausmalen der erwarteten Seligkeit (12. September 1789): „Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Scenen der Zukunft beschäftigt; unser Leben hat angefangen; ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß Dich in meinem Zimmer; Caroline ist bei uns, sie ist am Clavier beschäftigt, und Du arbeitest neben ihr, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, seh' ich euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Deinem schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Dich habe, daß nichts, nichts Dich mir wieder entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtseyn, daß ich Dich finde, und mit dem Bewußtseyn, daß ich Dich morgen wieder finde, schlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar, verfliegt unser goldenes Leben!"

Daß Caroline, von ihrem Gatten ohnehin meist getrennt und zu einer Scheidung von ihm entschlossen, als dritte im Bunde dem jungen Hausstand



Charlotte Schiller geb. von Lengefeld.
Nach dem Gemälde von Ludovika Simanowitz.

angehören werde, war für Schiller eine ausgemachte Sache. Er konnte sich die Schwestern voneinander getrennt gar nicht denken; beide zusammen erst erfüllten den ganzen Umfang seines Glückseligkeitsbedürfnisses. Seiner Seele war die eine als Vertraute fast eben so nahe wie die andere als Geliebte. Nicht blos in den Briefen, die er jeder von ihnen schrieb, zeigte sich kaum ein Unterschied der Zuneigung, auch sein Benehmen, als er nach dem ungeduldig erwarteten Schluß der Vorlesungen, von Mitte September an, die Herbstferien endlich wieder in Volkstädt zubrachte, ließ kaum erkennen, ob die schmachtende Charlotte oder die leidende Caroline seine zärtliche Sorge mehr auf sich zog. Vielleicht wirkte auf eine gleichmäßige Verteilung auch die Gegenwart der Mutter, vor welcher das Geheimnis noch zu hüten war. Doch war es nicht zu verwundern, daß nach Schillers Abreise in Lottens Seele das Mißtrauen auf sich selbst wieder erwachte und der Gedanke, daß der Geliebte sie nicht zu seinem Glücke nötig hätte, daß Caroline ihm mehr sein könnte. Er aber, im reinen Bewußtsein seines Wesens, beruhigte sie (14. November 1789): „Wie könnte ich mich zwischen euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für euch beide, für jedes von euch, nicht diese süße Sicherheit hätten, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch, und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem andern zurücke — derselbe Lichtstrahl, laßt mir diese stolz scheinende Vergleichung, derselbe Stern, der nur verschieden wiederscheint aus verschiedenen Spiegeln. — Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß Du mir aufhören könntest zu sein, was Du mir bist? So müßtest Du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe ist alles, was Du brauchst, und diese will ich Dir leicht machen durch die meinige. Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form ihrer Gefühle und Gedanken; sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest, als Du bist. Was Caroline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und *mein* Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen."

Einsamer noch als vorher fühlte sich Schiller, als er zum Wiederbeginn der Vorlesungen für das Winterhalbjahr nach Jena zurückgekehrt war, leidenschaftlicher verlangte er nach dem Zusammenleben mit der Geliebten, eifriger berechnete er jede Möglichkeit, die Verbindung zu beschleunigen. Nur unter dieser Bedingung glaubte er es in Jena ein paar Jahre aushalten zu können.

Die sanguinischen Hoffnungen, die er an den starken Besuch seiner unentgeltlichen Vorlesungen im ersten Halbjahr geknüpft, hatten freilich nicht Stich gehalten. Die fünfhundert Zuhörer von damals waren jetzt, wo er die „Universalgeschichte von der fränkischen Monarchie bis auf Friedrich den Zweiten" in einem Privatkolleg vortrug, bis auf dreißig zusammengeschmolzen, und selbst unter diesen waren kaum zehn zahlende. Indessen hoffte Schiller den Ausfall durch seine schriftstellerischen Arbeiten decken zu können, und wenn er vom Herzog etwa durch Goethes Vermittelung von Ostern ab einen festen Gehalt, wenn auch nur von hundertfünfzig Thalern, und Lotte von der Mutter denselben kleinen Zuschuß wie Caroline erhielt, so konnte ein bescheidener Haushalt damit immerhin bestehen. Für die Zukunft schien eine andere, glänzende Aussicht seiner zu warten. Der mit dem Weimarischen Hofe eng verbundene Koadjutor Carl von Dalberg, Statthalter des Kurfürsten von Mainz zu Erfurt, zu welchem Caroline in zarter Seelenbeziehung stand, hatte durch sie auch Schiller kennen gelernt und aus schwärmerischer Bewunderung für dessen Persönlichkeit und Schriften sich vorgesetzt, sobald er des schon sehr alten Kurfürsten Nachfolger geworden, dem Dichter in Mainz eine Stellung mit viertausend Gulden Gehalt anzuweisen: ein Vorsatz, den freilich die politischen Ereignisse der nächsten Jahre von Grund aus vereitelten. Dalberg sowohl als Goethe wußten schon von der heimlichen Verlobung, und es stand zu befürchten, daß durch Unberufene auch Frau von Lengefeld unzeitig davon Kunde erhalten könnte. Deshalb, als die Schwestern Anfang Dezember über Jena sich zu längerem Aufenthalt nach Weimar begaben, wo Schiller sie jede Woche besuchte, wurde beschlossen, daß Caroline die Mutter vorbereiten und Schiller dann bei ihr in aller Form um Lottens Hand anhalten sollte. Mitte Dezember wurde der große Schritt gethan, und ohne Zögern gab die durch Carolinens Nachricht erschütterte, aber sogleich wieder gefaßte Mutter auf Schillers Brief die zustimmende Antwort: „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen, geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihr edles Herz bürgt mir für das Glück meines Kindes, und dieses allein suche ich. Verzeihen Sie aber der Besorgniß und der Pflicht einer Mutter: ist es möglich, Lottchen mit Ihnen, nicht ein glänzendes Glück, sondern nur ein gutes Auskommen zu verschaffen? Können Sie mich hier beruhigen, so nenne ich Sie mit Freuden Sohn." Daraufhin stellte Schiller in einem ausführlichen Schreiben seine ganze Lage sowie seinen Lebensplan für Jena dar, und da inzwischen auf sein Gesuch ihm auch der Herzog aus seiner Privatschatulle ein festes Gehalt von zweihundert Thalern zusicherte, bedauernd, daß er ihm nicht mehr bieten könne, so gab sich die gute Mutter zufrieden und setzte ebenfalls ihrem Lottchen einen Zuschuß von hundertfünfzig Thalern aus.

Rascher, als Schiller selbst vermutet, kam so alles in Ordnung, und schon in wenig Wochen sollte die Trauung stattfinden. Die sichere Nähe des ersehnten Glücks erneute ihm mit der Lebensfrische zugleich das warme Vertrauen gegen seinen Freund Körner, und so schrieb er dem über die Rückkehr der alten Offenheit Erfreuten (1. Februar 1790): „Meinem künftigen Schicksal sehe ich



Wilhelm von Humboldt.

mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben giebt mir sie zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich auch, wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren."

Zu dem alten Freund hatte Schiller in der letzten Zeit einen neuen gewonnen, Wilhelm von Humboldt, der, sieben Jahre jünger als er, ein tiefgründender philosophischer Geist mit feinem Kunstsinn und außerordentlichen Kenntnissen in Staatswissenschaft und Sprachen ausgerüstet, von einer Reise durch Frankreich und die Schweiz zurückkehrte und sich in Erfurt mit Lottchens vertrautester Freundin Caroline von Dachröden verlobte, wodurch er dem Kreise des Dichters sogleich herzlich nahe trat.

In diese schöne Harmonie drängte sich als ein Mißton die Eifersucht der verlassenen Liebe. Charlotte von Kalb konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Schiller ihr ganz verloren sein sollte. Damals, als er nach Rudolstadt ging und man sich in Weimar erzählte, daß es Lottens wegen geschähe, hatte sie geäußert, „so ganz verächtlich", er würde diese nicht lange lieben können. Als sie aber merkte, daß es Ernst wurde, versuchte sie alle Mittel, um ihn wieder an sich zu ziehen. Sie benachrichtigte ihn, daß sie im Begriff stehe, die Scheidung von ihrem Gatten ins Werk zu setzen, und da Schiller nicht zu verstehen schien, daß sie ihn selbst als Ersatz im Auge hatte, erklärte sie sich deutlicher, so daß der zur Entscheidung Gedrängte in peinlicher Verlegenheit die Antwort hinzögerte mit der Absicht, die natürlichste Lösung durch die Thatsache seiner Verlobung mit Lotte herbeizuführen. Die Kunde hiervon brachte die stolze Frau jetzt ganz außer sich. Sie erging sich in heftigen Reden, und als sie erfuhr, daß Schiller in Weimar gewesen, ohne sie zu besuchen, ließ sie sich dazu hinreißen, Lotten in öffentlicher Gesellschaft unartig zu begegnen. Sie belauerte den Verkehr der Liebenden, so daß diese ihr zutrauten, bei der Verspätung von Briefen zwischen ihnen die Hand im Spiel zu haben; ja, es fiel auf sie sogar der Argwohn, die Absenderin eines an Lotte gerichteten anonymen Briefes zu sein, welcher lautete: „Eine Person, welche immer Wohlwollen gegen Sie gehegt hat, gibt Ihnen den guten Rath, sich nicht so um den Herrn Rath Schiller zu bemühen, weil Sie sich dadurch lächerlich machen, und sehr viel durch seinen Umgang von dem, was Sie sonst waren, verloren haben. Ueberhaupt findet man durch den Umgang mit Dichtern kein Glück, indem sie alle, einer mehr einer weniger, Fantasten sind und vom wahren Glücke des Lebens weit entfernt. Jagen Sie nicht so nach Poeten, sondern bilden Sie Sich lieber zu einer guten Hausfrau, denn es gibt wenig Männer, die dergleichen Weiber ernähren können. Hätte ich das Glück genauer mit Ihnen bekannt zu sein, würde ich Ihnen dieses mündlich sagen; doch da dieses nicht ist, achte ich mir es als Pflicht, Ihnen dieses schriftlich zu sagen."

Unter solchen Umständen mußte die Entfremdung zwischen Schiller und seiner einstigen Herzensfreundin den höchsten Grad erreichen; selbst einer dringenden Aufforderung, sie zu besuchen, leistete er keine Folge, aus Scheu

vor ihrem aufgeregten Temperament und unberechenbaren Auseinandersetzungen. Als sie darauf in einem ungraziösen Brief versicherte, „jene Tollheit", welche sie ihm einst entgegengeführt, sei längst vergessen, rächte Schiller sich und Lotten an ihrem Hochmut durch ein freimütiges Bekenntnis der Glückseligkeit, die er von der bevorstehenden Verbindung erwartete. Die Folge war, daß Frau von Kalb, welche inzwischen auch die Absicht der Scheidung wieder aufgegeben hatte, nun alle ihre Briefe von Schiller zurückforderte und wie in ohnmächtiger Erschöpfung völlig für ihn verstummte. Erst nach drei Jahren näherte sie sich ihm von neuem mit der brieflichen Bitte um Empfehlung eines Hofmeisters für ihren Sohn und bahnte allmählich einen wohlwollenden Gedankenaustausch und gelegentlichen Verkehr wieder an.

So verlief und endigte diese Dichterliebe ähnlich der zwischen Goethe und Frau von Stein, nur heftiger, sprunghafter, schroffer, entsprechend den schärfer gearteten Naturen und ihrer rascher vordringenden Entwickelung. Auch hier konnte es die vornehme Welt nicht ganz unterlassen, über das bekannt gewordene Verlöbnis ihre Glossen zu machen, nur daß ihre Ungunst diesmal nicht dem Mädchen, sondern dem Manne galt. Ereiferten sich die Weimaraner Damen über das illegitime Verhältnis des geadelten Ministers zu dem einfachen Bürgermädchen, so war den Rudolstädtern die legitime Verbindung des hoffähigen Edelfräuleins mit dem bürgerlichen Dichterprofessor, dem „Sterngucker", eben doch nicht standesgemäß genug. Die Familie Lengefeld ließ sich das freilich wenig anfechten, aber Schiller selbst empfand immerhin für sie das leise Bedürfnis, den Standesunterschied durch einen erhöhten Rang einigermaßen auszugleichen: er erbat und erhielt von dem Herzog von Meiningen den vornehmer klingenden Titel eines Hofrats. Da zu gleicher Zeit auch ein Vertrag mit dem Buchhändler Göschen für eine noch in diesem Jahr zu liefernde „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" ein Honorar von 400 Thalern sicherte, wodurch die Kosten der ersten Einrichtung gedeckt waren, so wurde der Vermählungstag festgesetzt. Am 22. Februar 1790 nachmittags $^1/_2$6 Uhr ward das Brautpaar in dem abgelegenen Kirchlein des Dorfes Wenigenjena bei verschlossenen Thüren ohne andere Zeugen als Caroline und die Mutter von einem „kantischen Theologen" getraut: für Schiller „ein sehr kurzweiliger Auftritt". Aufgebot und Vorbereitungen hatte er so heimlich betrieben, daß alle Anschläge von Studenten und Professoren, ihn zu überraschen, vereitelt wurden. Den Abend brachte die kleine Gesellschaft beim Thee und heiteren Gesprächen in des Bräutigams freundlich hergerichtetem Junggesellenheim zu, welches dem glücklichen Paar fürs erste zur Wohnung genügte. Auch die Kost ward, um die Last der eigenen Wirtschaft zu sparen, von den „Hausmamsells" weiter genommen. Caroline blieb in Jena als die dritte im Bunde, aber in eigener Wohnung, da die Schillersche nur aus drei Zimmern

bestand. Die ganze Veränderung ging so ruhig und unmerklich vor sich, daß Schiller selbst darüber erstaunte, weil er sich bei dem Heiraten immer vor der Hochzeit gefürchtet hatte. Schon die ersten Tage gaben ihm „ein volles schönes Bild des häuslichen Lebens". Jetzt war sein inneres Glück vollkommen, und selbst von außen hatte er nichts mehr zu wünschen als die eine Veränderung, die ihn die Versprechungen des Koadjutors hoffen ließen. Das begnügteste Wohlbehagen atmen die Worte, welche der achttägige Ehemann nach längerem Schweigen an Körner richtet (1. März 1790): „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet, wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst."

In ungetrübter Stimmung verfloß das erste Jahr der jungen Ehe, von Schiller mit rastlosem, freudigem Fleiß ausgefüllt; denn er wußte jetzt nicht blos, wofür, sondern auch für wen er arbeitete, und ihn umschwebten statt der Traumbilder der Hoffnung die leibhaftigen Gestalten der Erfüllung. Geselliger Verkehr mit den anderen Professorenfamilien wurde nur sehr wenig unterhalten, Erholung während eines Teiles der Ferien in Rudolstadt gesucht. Aber lange konnte Schiller dort den Müßiggang nicht ertragen, „solchen besonders, wo der Geist nicht einmal durch geistigen Umgang gepflegt wird." Sogar die Vorlesungen machten ihm jetzt mehr Vergnügen, nicht sowohl die die Fortsetzung seines historischen Privatkollegs über „Universalgeschichte", das doch immerhin eine anstrengende Bewältigung fremden und nur eben angeeigneten Stoffes bedeutete, als ein neu begonnenes öffentliches Kolleg über die „Theorie der Tragödie", dessen Inhalt er frei aus dem Grundquell seines eigenen Geistes schöpfte. Wie für Goethe, so war für ihn die ästhetische Betrachtung die Brücke, die aus der Wissenschaft zur Kunst zurückleitete. Auch blieb er schon jetzt nicht blos bei solchen Betrachtungen stehen; aus seinen geschichtlichen Studien selbst sonderten sich Ideen zu großen epischen Dichtungen ab. Ein früherer Plan ward aufgenommen, welcher Friedrich den Großen zum Gegenstand und eine seiner Hauptaktionen zum Mittelpunkt hatte. Von diesem aus sollte aber zugleich des Helden ganzes Leben und sein Jahrhundert angeschaut werden: die europäischen Hauptnationen, ihr Nationalgepräge, ihre Verfassungen und ihre Geschichte. Der deutsche Reichstag, das Parlament in England, das Conclave in Rom sollte darin vorkommen und Voltaire als freier Denker vorzüglich in Glorie gestellt werden. Der Plan wurde fallen gelassen, weil Schiller fand, daß er den Charakter Friedrichs nicht lieb gewinnen könne, eher aber vielleicht noch, weil der Kreis der Interessen, die er hineinziehen

wollte, gar zu weit ausgespannt war. Ähnlich ging es ihm mit der späteren Idee eines Heldengedichts über Gustav Adolph, welches von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen gehen und die ganze Geschichte der Menschheit als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation verflechten sollte. Auch Gustav Adolph als epischer Held schwand nur wie ein Schatten vorüber. Statt seiner tauchte aus dem „dreißigjährigen Krieg" die Gestalt seines Gegners Wallenstein auf und haftete in der Phantasie des Dichters, um nach Jahren erst in dramatischer Verkörperung lebendig hervorzutreten. Vorläufig freilich blieb zur Ausführung dichterischer Pläne keine Muße; denn was die täglichen Vorlesungen übrig ließen, nahmen die schriftstellerischen Erwerbsarbeiten in Anspruch. Wenigstens hatte Schiller dafür die Genugthuung, durch einen Vertrag mit dem Buchhändler Göschen sich für die Herausgabe eines „Deutschen Plutarchs" wieder das ansehnliche Honorar von 700 Thalern zu sichern, und so konnte er endlich hoffen, in den nächsten Jahren, bis eine glückliche Veränderung einträte, ein sorgenfreies, wenn auch bescheidenes Dasein zu führen, als plötzlich eine tückische Heimsuchung seine Arbeitskraft und mit ihr alle seine ökonomischen Berechnungen daniederwarf.

Den Jahreswechsel bei dem Koadjutor Dalberg zuzubringen, war Schiller mit den Seinen am letzten Tage des Dezember nach Erfurt gereist. Dort überfiel ihn am 3. Januar 1791 mitten in einem Konzert ein so heftiges Katarrhfieber, daß er in einer Sänfte nach Hause gebracht werden mußte. Zwar ward er rasch von dem Arzt des Koadjutors scheinbar hergestellt, so daß er nach wenigen Tagen wieder in Gesellschaft gehen konnte; ja er glaubte sich völlig geheilt und ließ, am 10. Januar über Weimar heimreisend, dort seine Gattin noch für einige Tage zurück. Jedoch allein in Jena eingetroffen, ward er nach der ersten Vorlesung, die er am 13. Januar hielt, von einem verstärkten Rückfall des Fiebers ergriffen, das mit den bedenklichen Zeichen eines Brustleidens, mit atemversetzenden Stichen und Blutspeien auftrat. Dem Kranken Luft zu verschaffen, wurden sogleich die wirksamsten Mittel der damaligen Behandlungsart, Aderlaß, Blutegel und Blasenpflaster, angewandt. Schillers eigene Besorgnis war groß genug, daß er nach der ersten Erleichterung sogleich mit schonenden Worten Lotten zu sich heimberief. Caroline mit der Mutter eilten herbei, sich mit der Gattin in die sorgsamste Pflege des teuren Kranken zu teilen. Aber auch in dem weiteren Kreise der Freunde und Zuhörer erregte die betrübende Kunde einen Wetteifer herzlicher Hilfsbereitschaft. Man stritt sich darum, bei ihm zu wachen, man bot alle Aufmerksamkeit auf, ihm das Unangenehme seines Zustandes zu erleichtern, und der Herzog von Weimar schickte ihm zu seiner Stärkung „ein halb Dutzend Bouteillen Madeira" aus seinem Keller. Langsam nur

ging die Besserung von statten. Brech- und Abführmittel hatten ihn neben der Blutentziehung so geschwächt, daß er in den ersten sechs Tagen keinen Bissen Nahrung zu sich nehmen konnte und die geringste Bewegung aus dem Bett nach einem anderen Teil des Zimmmers ihm Ohnmachten zuzog. Wochenlang währte es, bis er nur mühsam am Stock hinkriechen konnte. Als er endlich für genesen erklärt ward, vermochte er selbst nicht an seine völlige Heilung zu glauben, denn der spannende Schmerz auf der Brust wollte nicht weichen. Nur zu sehr gab ihm die Folgezeit Recht: seine Atmungs- und Verdauungsorgane waren bereits unheilbar angegriffen. Weit zurück in seine Jugendjahre reichten die Wurzeln des Übels. Schon in der Akademie hatten, nach dem Zeugnis seiner Schwester Christophine, das tägliche kalte Baden und die schwer verträgliche Nahrung seine empfindliche Konstitution geschädigt; der Influenzaanfall in Mannheim und dessen gewaltsame Behandlung gaben ihr die erste Erschütterung, und nun hatte die sitzende Lebensweise bei täglich vierzehnstündiger Arbeit und die Anstrengung der Lungen durch die Vorlesungen ihre Widerstandskraft vollends zerrüttet, daß nur noch eine notdürftige Erhaltung möglich war. Heimlich wucherte die Krankheit weiter und kam von Zeit zu Zeit in krampfhaften Ausbrüchen zu Tage. Schiller war wohl selbst noch Arzt genug, um die Mahnung zu verstehen, daß seine Jahre gezählt waren. Aber je grausamer der Dämon ihn bedrohte, um so sieghafter bewährte sein Wille in ihm selbst das Princip, das all sein Denken und Dichten durchdrang: die Herrschaft des Geistes über den Stoff.

Die Vorlesungen freilich mußte Schiller nicht blos für den Winter, sondern auch für den folgenden Sommer gänzlich aufgeben, ja er wollte für die Zukunft sich vom Herzog die Freiheit bekräftigen lassen, zu lesen oder nicht zu lesen und seine wissenschaftlichen Arbeiten nur schriftlich niederzulegen. Doch gedachte er im nächsten Winter für einen kleinen Kreis von Zuhörern, damit es ihn nicht zu sehr anstrenge, in seiner eigenen Wohnung ein Kolleg über „Ästhetik“ zu halten; denn immer mehr ging jetzt seine Neigung von der Geschichte zur Philosophie über. Auch sog dieser sein Sinn neue Nahrung aus Kants kürzlich erschienener „Kritik der Urtheilskraft“, die er während seiner Genesung eifrig las und deren lichtvoller, geistreicher Inhalt ihn hinriß. Mit demselben Werk hatte sich auch Goethe schon beschäftigt und nach seiner Art das ihm Gemäße daraus sich angeeignet. Auf der Rückkehr von seiner schlesischen Reise im Oktober 1790 hatte dieser in Dresden mit Körner und im November bei einem Besuche in Jena mit Schiller selbst darüber gesprochen. Aber dieses gemeinsame Interesse hatte durch die Verschiedenheit der Auffassung das Gefühl der Trennung zwischen ihnen eher noch verschärft als gemildert. Damals schrieb Schiller über ihn an Körner (1. November 1790): „Interessant ist's, wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend

zurückgiebt, was er las; aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann."

Jetzt hatte Schiller das größte Verlangen, sich nach und nach ganz in die Pilosophie Kants hineinzuarbeiten, dessen „Kritik der Vernunft" durch ihre schwere Schulsprache ihn bis dahin noch immer abgeschreckt hatte. Doch auch dieses Studium ward jäh unterbrochen durch einen neuen Anfall, der, schlimmer als die vorigen beiden, den zur Erholung in Rudolstadt Weilenden am 7. Mai ereilte und in den nächsten Tagen sich wiederholte. Am 15. und 17. Mai war die Erstickungsnot so fürchterlich, daß Schiller über der Anstrengung, Luft zu bekommen, bei jedem Atemzuge ein Gefäß in der Lunge zu zersprengen glaubte. Mehr als einmal sah er dabei dem Tod ins Gesicht, aber sein Mut blieb stark und sein Geist heiter: alles Leiden, was er fühlte, verursachte ihm der Anblick seiner geliebten Lotte und der Gedanke, daß sie den Schlag nicht würde überstehen können. In dem Drang der Todesnähe, als ihm unter der schrecklichen Mühe des Atemholens die Stimme versagte, schrieb er seinen Lieben auf ein Blättchen die Worte: „Sorget für eure Gesundheit, ohne diese kann man nie gut sein." Schon sagte man ihn verloren, und das Gerücht seines Todes verbreitete sich durch die Zeitungen weit über Deutschland hinaus. Doch noch war die Zeit seines Wirkens nicht erfüllt. Die Zerstörung hielt an vor der Energie seines Willens und seiner ursprünglich kräftigen Naturanlage; vierzehn Jahre noch brannte die Leuchte seines Geistes in immer höherem Glanze, bis der letzte Rest des nährenden Öles verzehrt war.

Die Anwendung aller äußersten Arzneimittel und der Frauen aufopferndste Pflege hatten für diesmal die letzte Gefahr abgewendet, doch dauerte es noch über sechs Wochen, bis der schwer sich Erholende Rudolstadt am 9. Juli verlassen konnte, um durch eine Kur in Karlsbad seine Wiederherstellung zu befestigen. Von dort begab er sich vier Wochen darauf nach Erfurt, wo ihn die Nachkur zwar nicht gänzlich von seinen Leiden befreite, aber doch allmählich in den Stand setzte, wieder täglich einige Stunden zu lesen und zu diktieren. Das Schlimmste war, daß ihn mehr als je der Geldmangel drückte, da ihn seine Krankheit beträchtliche Summen gekostet hatte und ihm zugleich den so schön berechneten schriftstellerischen Erwerb auch noch für die nächste

Zeit fast ganz abschnitt. Der Koadjutor, dem Schiller seine Lage eröffnete, hatte für ihn keinen besseren Rat, als sich um Erhöhung des Gehaltes an den Herzog Karl August zu wenden, und dieser vermochte nur ihm einen einmaligen Zuschuß von 250 Thalern zu gewähren mit einem unbestimmten Versprechen für das künftige Jahr. So begleiteten ihn, als er im Anfang des Oktobers heimkehrte, schwere Sorgen in die hoffnungsvoll begründete Häuslichkeit und verdüsterten die Aussicht ins wiedergewonnene Leben.

Da kam ihm wieder einmal in der äußersten Not aus der Ferne rechtzeitige Hilfe, die allein der Genius seiner Dichtkunst ihm geworben. Aus Kopenhagen erhielt er Anfang Dezember 1791 einen am 27. November geschriebenen Brief, welcher mit den Worten begann: „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben."

Die Schreiber dieses Briefes waren der Erbprinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf Ernst Heinrich von Schimmelmann, sein Veranlasser der dänische Dichter Jens Baggesen, der das Jahr vorher, von einer Schweizerreise zurückkehrend, Schiller in Jena persönlich kennen gelernt hatte und seitdem in seinem Vaterlande den Ruhm des Dichters als dessen schwärmerischer Apostel verbreitete. Durch diesen, der mit dem Jenenser Professor Reinhold in Briefverkehr stand, hatten die beiden Edlen erfahren, daß Schiller zwar nicht dem Tode verfallen sei, daß er aber unter dem Druck der Nahrungssorgen sich schwerlich werde wieder erholen können. Rasch entschlossen verbanden sie sich zur helfenden That und boten ihm zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern an mit dem hochherzigen Zusatz: „Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballes umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen."

Solchem zartsinnigen Beistand konnte Schiller sich nicht entziehen. Rein und edel, wie die beiden Menschenfreunde gaben, glaubte er empfangen zu dürfen. „Nicht an Sie," erklärt er ihnen, „sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihre Geschenke und ich meinen Dank niederlege." Welcher Art dieser Dank sein soll, geht aus seiner Antwort an Baggesen hervor (16. Dezember 1791): „Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft macht mir bessere Hoffnungen. Der großmüthige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, soviel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann...... Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Die Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften noch einmal den Kampf mit dem Schicksal zu erneuern. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt. Möchte der Keim, den sie ausstreuen, sich mir zu einer schönen Blüthe für die Menschheit entfalten!"

So erfüllte sich für Schiller von einer ganz anderen Seite, als er erwartet hatte, das, wonach er sich sein ganzes Leben lang vergeblich gesehnt. Zum erstenmal war er auf lange aller Sorgen los, konnte sämtliche Gläubiger, die er außer seinem Freunde Körner hatte, befriedigen, sich die Wiederherstellung seiner Gesundheit angelegen sein lassen, manche Bequemlichkeit des Lebens gönnen, sogar zur erforderlichen Bewegung ein Reitpferd und zu beabsichtigten Reisen einen Wagen anschaffen. Er gewann volle Muße und Unabhängigkeit, „ganz den Entwürfen seines Geistes zu leben, zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten", und als erste Blüte entfalteten sich schon im Beginn des nächsten Jahres aus dem nun eifrig betriebenen Studium der Kantschen Philosophie die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", deren ursprüngliche Fassung als äußeres Zeichen des Dankes im freien Sinne des Dichters sich an den Prinzen von Augustenburg richtete.

Der wiederkehrende Schaffenstrieb durfte jedoch vorerst nur mit sparsamer Vorsicht ausgenutzt werden. Eine regelmäßig anhaltende Arbeitsweise verboten die ärztlichen Vorschriften und der immer schwankende Gesundheitszustand. Von Zeit zu Zeit wiederkehrende leichtere Anfälle, verbunden mit Schlaflosigkeit, verschoben die Tageseinteilung. Oft verließ Schiller erst gegen

Mittag das Bett und suchte es spät in der Nacht wieder auf. Reichliche Zeit mußte mit leichter Anregung, zerstreuender Beschäftigung und körperlicher Bewegung ausgefüllt werden. Für den Umgang mit anderen Familien, der nur selten ausgeführt werden konnte, entschädigte eine willkommene Erweiterung häuslicher Geselligkeit. Fritz von Stein aus Weimar, Goethes Zögling und Lottens Jugendfreund, der in Jena studierte, und nebst ihm vier andere talentvolle junge Leute beschlossen Schiller zulieb, gleich diesem ihre Kost gemeinsam in seiner Wohnung von den Hausmamsells Schramm zu nehmen. Mit ihnen wurde dann über Kant disputiert, heitere Unterhaltung geführt, auch wohl eine harmlose Neckerei verübt, L'Hombre gespielt, Kegel geschoben und gelegentlich ein Spazierritt unternommen. Im April 1792, sobald das mildere Wetter es erlaubte, benutzte Schiller seine Muße zu einer lange geplanten Reise mit Lotten nach Dresden, wo er drei Wochen bei Körner wohnte und sich der herzlichsten Aussprache mit dem alten Freunde über seine persönlichen und litterarischen Angelegenheiten erfreute. Jetzt fing er auch an, den Weltbegebenheiten größere Aufmerksamkeit zu schenken, und hielt sich sogar eine französische Zeitung, den „Moniteur", um darin die Verhandlungen des Nationalkonvents zu verfolgen.

Schon in ihrem Beginn hatte die französische Revolution vorübergehend Schillers Teilnahme erregt, aber weniger um ihrer eigenen Bedeutung willen, als weil Deutschland in Mitleidenschaft gezogen und ein Krieg seinen Aussichten auf Mainz verhängnisvoll werden konnte. Den Fortgang jener Bewegung zu beobachten, war er durch den Ausbruch seiner Krankheit verhindert gewesen, eine innere Verwandtschaft ihrer Principien mit denen seiner eigenen Jugendwerke kam ihm schwerlich in den Sinn, und am wenigsten konnte er vermuten, daß die Wortführer der französischen Nation darauf kommen würden, ihn als einen der Ihrigen in Anspruch zu nehmen. Es mochte ihm daher eine fragwürdige Überraschung gewähren, als er im September 1792 in der Zeitung las, daß die Nationalversammlung am 26. August beschlossen habe, unter mehreren deutschen Schriftstellern auch ihm, dem „sieur Gille", das Bürgerrecht der Republik zu verleihen. Immerhin mußte diese Ehrung einen günstigen Eindruck auf ihn machen, und in einem flüchtigen Moment däuchte ihm sogar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, unter der neuen französischen Regierung sein Glück zu begründen. Als der Verlust von Mainz seine dortigen Erwartungen völlig zu vernichten drohte, schrieb er an Körner (26. November 1792): „Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen." Aber bald machten ihn die Greuel der Gewaltherrschaft anderen Sinnes, und als im Dezember die Anklage gegen den König erhoben wurde, konnte er kaum der Versuchung widerstehen, sich

in die Streitsache einzumischen und ein Memoire zu dessen Verteidigung zu schreiben. Schon hatte er dafür einen Übersetzer ins Französische angeworben und Mittel und Wege überdacht, eine Anzahl Exemplare nach Paris zu bringen, als die Nachricht von der bereits am 21. Januar 1791 erfolgten Hinrichtung Ludwigs XVI. seine Absicht vereitelte. Entsetzt rief er Körner an (8. Februar 1793): „Was sprichst Du zu den französischen Sachen? Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber, und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit 14 Tagen keine franz. Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schindersknechte mich an.“ Von da an war Schiller überzeugt, daß die republikanische Verfassung in einen Zustand der Anarchie übergehen würde, und sah ähnlich wie Goethe voraus, es werde früher oder später ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen und sich zum Herrn von Frankreich machen; denn die eigentlichen Principien, die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zum Grunde gelegt werden müssen, seien noch nicht so gemein unter den Menschen, sondern vorerst noch nirgends anders vorhanden als in Kants „Kritik der reinen Vernunft“. Diese Principien ins Leben zu übertragen und dadurch den Charakter der Menschen zu veredeln, hielt er darum für die nächste Aufgabe: man werde anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben könne. Die Veredelung des Charakters konnte aber nach seiner Meinung nicht unmittelbar durch moralische Anforderungen erreicht werden, sondern mittelbar durch Bildung des Kunstsinns. Dies ist die Aufgabe, die er jetzt in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ zu lösen beginnt. Der Weg zur moralischen Freiheit geht ihm durch das Gefühl der Schönheit; denn „Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung“. Darum ist ihm „die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer ihm ein glücklicher Bürge, der ihm zuruft: Sei frei wie ich“.

Sind nun Schillers ästhetische Ideen auch durch Kants Lehrbegriffe, namentlich durch seine „Kritik der Urtheilskraft“, hervorgerufen, so gehen sie doch selbständig darüber hinaus und stellen sich sogar zu ihnen in völligen Gegensatz; denn der Dichter glaubte zur objektiven Bestimmung der Schönheit gelangt zu sein, die der Philosoph grundsätzlich entbehren mußte. Nach Kant vermag der Mensch das Wesen der Dinge an sich überhaupt nicht zu erkennen, sondern nur ihre Erscheinung oder seine eigene Empfindung von ihnen, weil die notwendigen Formen, in der sie ihm zum Bewußtsein kommen, Raum und Zeit, nicht den Dingen angehören, sondern ihm selbst angeboren und die unerläßlichen Voraussetzungen seines eigenen Wahrnehmungsvermögens sind. Demnach gehören auch die Merkmale des Schönen dem empfindenden Subjekt

24*

an und werden in diesem durch das Objekt nur hervorgerufen. Dem gegenüber meinte Schiller in der Freiheit ein objektives Merkmal der Schönheit gefunden zu haben. Indes ist dieser Gegensatz kein wirklicher; denn auch der Begriff der Freiheit wird von dem Menschen erst in die Dinge hineingetragen. Schiller kommt aber in seiner Ästhetik nicht über die Anschauungsformen hinaus, wie Goethe in seiner Farbenlehre nicht über die Sinneswahrnehmungen hinauskam. Sieht man jedoch von diesem Mißverständnis ab und bedenkt, daß nach Kants wohlverstandenem Princip irgendwelche objektive Bestimmung ohne die subjektiven Anschauungsformen überhaupt unmöglich ist, so bleibt jenes Merkmal der Freiheit dennoch fruchtbar; denn es geht daraus der richtige Grundsatz hervor, daß jedes Kunstwerk ebensowohl wie ein Naturwesen sein Gesetz nur in sich selber habe und keine Regel von einem außerhalb liegenden Zweck empfangen dürfe. Das ästhetische Wohlgefallen soll demnach aus den Gegenständen selber fließen, nicht aus ihnen vorgeschriebenen Gesetzen; nur darf freilich dabei nicht übersehen werden, daß der tiefste Grund des Wohlgefallens seine letzte Voraussetzung in der Auffassungsfähigkeit des empfindenden Subjekts hat oder vielmehr in der Zusammenwirkung von Objekt und Subjekt.

Die Idee der Freiheit, die Grundeigenschaft des Schillerschen Wesens, die alle seine dichterischen Schöpfungen beseelte, ist zugleich das Grundprincip seiner ästhetischen Untersuchungen, und selbst als Merkmal des Ethischen wird sie in der Abhandlung „Über Anmut und Würde“ geltend gemacht, indem der starren Pflichtforderung Kants die freiwillige Neigung entgegentritt. Stellt Kant diejenige moralische Handlung am höchsten, welche der Neigung entgegen aus dem reinen Pflichtbewußtsein hervorgeht, so schätzt Schiller gerade umgekehrt nur eine Sittlichkeit, die mit der Neigung im Einklang ist: dort Überwindung des sinnlichen Antriebs gemäß der ethischen Forderung, hier Freiheit von zwingendem Gebot kraft innerer Selbstbestimmung. „Tugend ist nichts anderes als eine Neigung zu der Pflicht,“ und Pflicht wird zur Natur in der moralischen Schönheit.

Nähert sich Schiller in solchen Anschauungen dem Standpunkt Goethes, so thut er es doch zugleich wieder in gegensätzlichem Sinn, indem er das, was der bewußte Wille des Menschen sich erobert, höher achtet, als was Mutter Natur ihm verliehen. Und doch erstreben beide, nur von verschiedenen Seiten aus, dasselbe Ziel: die Erhebung der unbewußten Naturanlage zur frei bewußten Ausübung in Kunst und Leben.

Zur weiteren Auswirkung seiner ästhetischen Erziehungsideen gelangte Schiller erst in der schwäbischen Heimat, die er im Sommer 1793 zu längerem Aufenthalt besuchte. Schon das Jahr vorher war die Sehnsucht, die Seinigen nach so langer Zeit wiederzusehen, in ihm lebendig geworden.

Auf seine Einladung hatte ihn im September 1792 die Mutter mit der jüngsten Schwester Nanette besucht; der Vater konnte nicht mitkommen und verlangte doch auch nach seinem Anblick. Seitdem plante Schiller die Reise nach Schwaben, und nur sein immer noch unsicherer, von Krampfanfällen unterbrochener Gesundheitszustand zögerte die Ausführung hin. Von der milderen Heimatsluft hoffte er eine völligere Genesung für sich nnd einen wohlthätigen Einfluß auch auf Lottens Befinden, das ihn durch ein unerklärliches Leiden seit längerer Zeit ängstigte, bis er endlich erfuhr, daß es ihm ein willkommenes Familienereignis vorbedeutete. So trat er denn am 2. August mit der doppelten Aussicht auf die Freuden des Vaters und des Sohnes den Weg nach seinem Geburtslande an, von dem er lange getrennt gewesen. Doch getraute er sich vorerst nicht über die würtembergische Grenze, da der Herzog Karl Eugen zwei deshalb an ihn gerichtete Bittschreiben unbeantwortet gelassen hatte, sondern blieb in der Reichsstadt Heilbronn, wo er nach sechstägiger Reise eingetroffen war. Groß war die Freude der Eltern und Geschwister über ihre endliche Wiedervereinigung mit ihm nach elf schicksalsvollen Jahren. Rüstig fand Schiller den Vater wieder, in seinem siebzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters, durch ewige Thätigkeit jugendlich erhalten, voll verständiger Teilnahme an der schriftstellerischen Laufbahn des Sohnes; die Mutter nährte sich zwar noch immer gleichsam von beständiger Sorge, war aber dabei wohlauf und schien ein hohes Alter erreichen zu wollen. Erschien die fünfzehnjährige Nanette hübsch und talentvoll, so verstand die achtzehnjährige Schwester Louise die Wirtschaft sehr gut und übernahm es sogleich, den Haushalt der lieben Ankömmlinge zu führen, die sich wegen des teuern Gasthoflebens entschlossen hatten, eine eigene Einrichtung anzuschaffen. Einen Monat blieb Schiller in Heilbronn, ohne von seinem ehemaligen fürstlichen Erzieher die ausdrückliche Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat zu erlangen. Der alte gichtkranke Herzog hatte nur öffentlich einmal geäußert, „Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden". Er dachte nicht so kleinlich, um den berühmt gewordenen Dichter den Ungehorsam seiner Jugendjahre noch jetzt entgelten zu lassen, doch auch nicht groß genug, um seine Empfindlichkeit darüber völlig zu vergessen. Schiller aber mochte eine Art eingestandener Versöhnung erwartet haben, und so verdroß es ihn immerhin, daß Karl Eugen etwas darin suchte, ihn gar nicht zu beachten. Indessen nahm er die Sache, wie sie lag, und siedelte unter dieser stillschweigenden Zulassung der größeren Bequemlichkeit halber am 8. September nach Ludwigsburg über. Dort wurde ihm schon sechs Tage darauf zu seinem höchsten Entzücken ein Sohn geboren, der in der Taufe dem Koadjutor zu Ehren den Namen K a r l erhielt.

Eröffnete ihm die Vaterschaft einen neuen Blick in die Zukunft seines Lebens, so trat kurz darauf ein anderes Ereignis ein, welches einen bedeutsamen Teil der Vergangenheit äußerlich für immer abschnitt. Am 24. Oktober 1793 starb der Herzog Karl Eugen und mit ihm jede bittere Empfindung Schillers über die durch ihn erfahrene Unbill. Nur noch leise klingt sie in den Worten nach, die er darüber auf eine Anfrage Körners schrieb (10. Dezember 1793): „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich, noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben."

In Ludwigsburg vertraute sich Schiller der ärztlichen Pflege seines dort ansässigen Jugendfreundes Hoven an, welcher an dem Dichter jetzt einen „ganz andern Mann" fand, als da sie vor einem Jahrzehnt auseinander gingen: „Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Ansehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher näher gekannt hatten.' Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Mit Hoven sammelten sich um Schiller auch wieder die anderen in der Heimat ansässigen Jugendfreunde: Bibliothekar Petersen, Sekretär Haug, Diakonus Conz und der Tonkünstler Zumsteg. Sie alle empfanden jetzt um so mehr den bestimmenden Einfluß seiner geistigen Überlegenheit, dem sie schon in der Schulzeit sich gefügt hatten. Einer aber, der Bildhauer Dannecker, versenkte sich ganz in die Persönlichkeit des Dichters und schuf, dessen Büste modellierend, das getreueste Abbild nicht blos seiner Formen, sondern auch seines Geistes, das er nachmals kolossal, wie es in seiner Phantasie lebte, für die Nachwelt in Marmor „lebig" machte. Wie mit seinen Jugendfreunden, so feierte Schiller auch mit seinen Lehrern ein herzliches Wiedersehen; er wohnte drei Tage bei dem alten Professor Abel in Tübingen, und den Professor Jahn in Ludwigsburg vertrat er sogar mitunter im Unterricht der Knaben in der Lateinschule. Endlich, da er nach leidlich überstandenem Winter Anfang März 1794 zu angenehmerem Aufenthalt nach Stuttgart gezogen war, suchte er noch die ehemalige Stätte seiner

Bildung und seiner Leiden, die Karlsschule, auf, die durch ein sonderbares Spiel des Schicksals noch während seiner Anwesenheit in der Hauptstadt durch den neuen Herzog von Würtemberg, Ludwig Eugen, aufgehoben wurde. Zwei Monate noch verweilte Schiller in Stuttgart, den milden Frühling genießend und, wenn auch nicht gänzlich geheilt, so doch freier und



Schillerbüste von Dannecker.

wohler, als er die ganze Zeit seither sich gefühlt. Doch allmählich drängten die wiederkehrende Lebenssorge, das Bedürfnis stetig geregelter Arbeit und das Verlangen nach ruhiger Häuslichkeit zum Aufbruch.

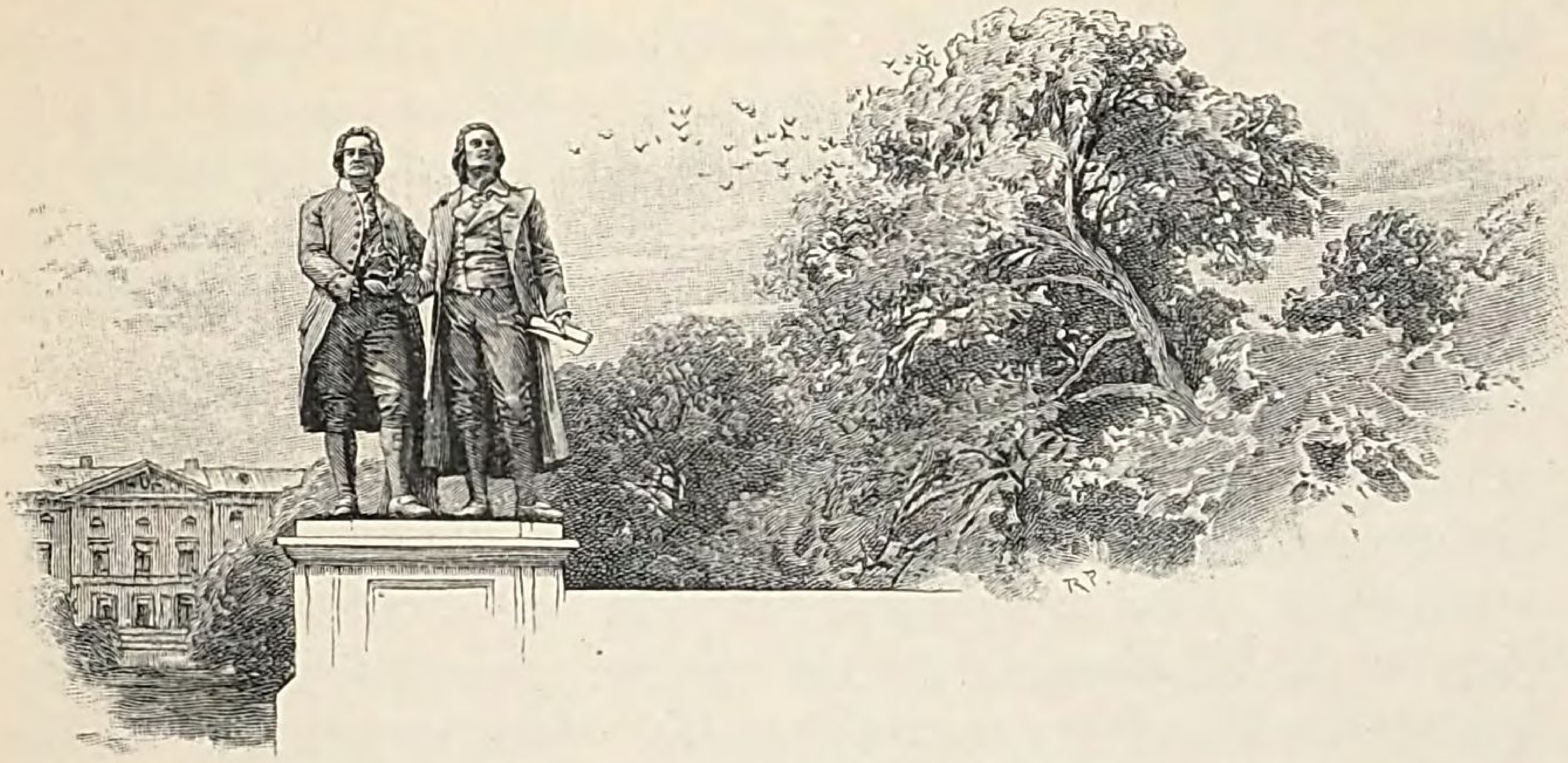
So trat er denn am 6. Mai 1794 mit Frau und Kind im eigenen Wagen den Heimweg an über Nürnberg und Meiningen, von wo er nach einem dreitägigen Aufenthalt bei Reinwalds am 15. Mai nach neunmonatlicher Abwesenheit in Jena eintraf. Für den wieder einzurichtenden Familienkreis brachte er mit seinem Söhnchen einen Zuwachs an zärtlichen

Empfindungen mit; dagegen fehlte ihm fortan die Herzensfreundin, welche ihm bei der Schließung seines Ehebundes noch unentbehrlich schien: seine Schwägerin Karoline. Im Begriff, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, war auch sie im vergangenen Sommer zu einer Badekur nach Schwaben gereist und hatte eine Zeitlang in Heilbronn und Ludwigsburg mit Schwester und Schwager zusammengelebt. Dann jedoch traf sie in Stuttgart mit ihrem aus Paris zurückgekehrten Vetter Wilhelm von Wolzogen zusammen, und entschlossen, ihn zu heiraten, ging sie mit ihm, ohne ihre Scheidung abzuwarten, zu Schillers und der Mutter großem Verdruß nach der Schweiz, wo sie bis zu ihrer Vermählung unter fremdem Namen lebten.

Jetzt aber war die Zeit erfüllt, wo Schillers Geist als überreichen Ersatz den ebenbürtigen Freund gewinnen sollte, dem er in heimlichem Wetteifer von Jugend auf entgegengestrebt und der nun, einmal ergriffen, ihm unzertrennlich bis ans Ende verbunden zu sein bestimmt war.

Noch kurz vor seiner Abreise aus Stuttgart hatte Schiller mit dem Buchhändler Johann Christoph Cotta, den er in Tübingen kennen gelernt, den Plan zu einer großen litterarischen Monatsschrift verabredet, zu deren Mitarbeitern alle bedeutendsten Geister Deutschlands angeworben werden sollten. Sogleich nach seiner Rückkehr ging er an die Vorbereitung. „Die Horen“ war der Titel der Zeitschrift. Sie wurde der Boden, auf welchem zum erstenmal der Name Goethes sich dem Namen Schiller im Streben nach gemeinsamen Zielen freundlich zugesellte.

Der Meisterbund



I.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste An-

schauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem nationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umwandeln, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinctes mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der speculative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der speculative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen." . . .

So schrieb Schiller an Goethe (23. August 1794) wenige Wochen nach seiner Heimkehr aus Schwaben. Niemand vorher hatte Goethes Geist so richtig erkannt, so ganz in sich aufgenommen, so klar wiedergespiegelt. Dieses wunderbare Verständnis des entgegengesetzten Genius enthielt die natürlichste Voraussetzung und unfehlbarste Begründung des Umschwungs, der in dem persönlichen Verhältnis beider zu einander sich soeben vollzog. Und in dem folgenden Briefe stellte Schiller dem Geistesbilde Goethes das Bild seines eigenen Wesens an die Seite und bekannte sich gleich jenem zu der Überzeugung, daß ihr Zusammentreffen genau zur rechten Stunde erfolgt sei (31. August 1794):

„Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammen führen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig seyn mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichthum von Ideen; dieß ist es was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen seyn. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen, und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam compromittirt zu haben. Im Grund ist dieß das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem

Genie. Dieß ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Gränzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet."

Auch sich selbst hatte Schiller noch niemandem gegenüber so frei und rückhaltlos geoffenbart wie in diesem Briefe. Das war das Siegel auf die erfolgte Vereinigung der Gegensätze. Schiller war seiner Sache sicher. Er hatte endlich erreicht, was seit dem Erwachen seines dichterischen Bewußtseins der höchste Ehrgeiz seines Strebens gewesen: die vollgiltige Anerkennung nicht blos, auch die warmherzige Freundschaft des Dichters und Menschen Goethe. Nicht ohne Mühe, als ein Geschenk der Götter, war sie ihm zugefallen: aus eigener Kraft mit freiem Willen, wie allen Gewinn in seinem Leben, hatte er sie erobern müssen. Goethe aber fühlte die entscheidende Epoche, die seiner immer noch fortschreitenden Entwickelung bevorstand, und er gehorchte, wie stets, dem Wink des Dämons. Von zwei Seiten daherschreitend waren sich der Wanderer und der Pilger am Kreuzungspunkt begegnet. Sie hatten dasselbe Ziel. Der gemeinsame Weg lag vor ihnen. Unmöglich konnten sie ihn nun fremd nebeneinander hergehen. So streckte denn Schiller die Hand aus, und Goethe ergriff sie. Die „Horen" gaben die erwünschte Gelegenheit zur Ansprache. Am 13. Juni 1794 hatte Schiller den „Hochzuverehrenden Herrn Geheimen Rath" im Namen einer ihn „unbegränzt hochschätzenden Gesellschaft" mit der förmlichsten und schmeichelhaftesten Höflichkeit eingeladen, die neuzubegründende Monatsschrift, zu deren Herausgabe in Jena bereits Wilhelm von Humboldt nebst den Professoren Fichte und Woltmann sich mit ihm vereinigt, mit Beiträgen zu beehren und zu Zeiten auch durch Beurteilung eingesandter Manuskripte zu unterstützen. Goethe, der sich lange Jahre von der Öffentlichkeit in Zeitschriften gänzlich zurückgehalten hatte, antwortete (24. Juni) mit um so bemerkenswerterer Wärme, er „werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein". Der Anstoß war ihm willkommen, und er hoffte

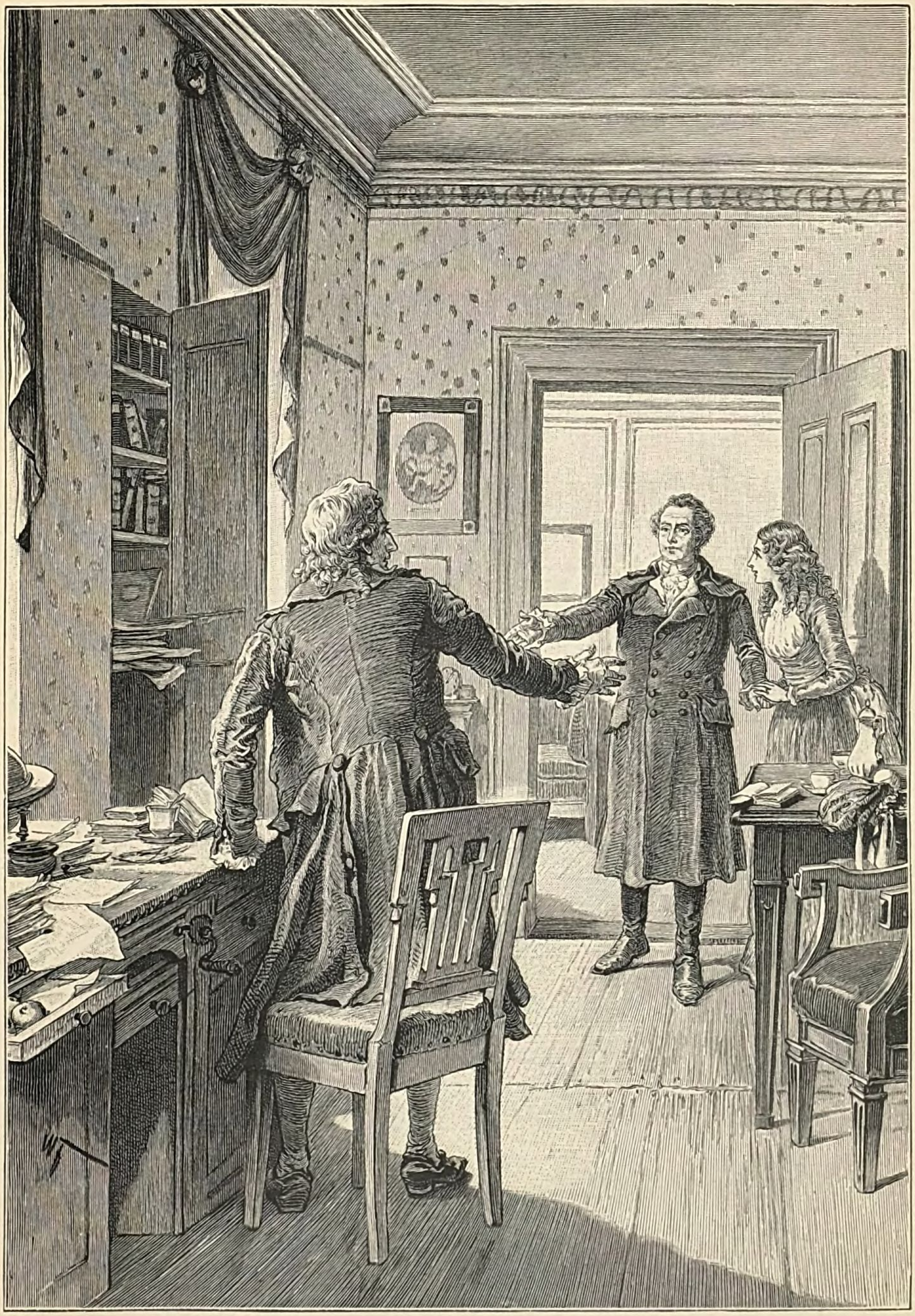
bald mündlich mit Schiller darüber zu sprechen. Am 14. Juli trafen sich beide in Jena beim Herausgehen aus der naturforschenden Gesellschaft, deren Ehrenmitglieder sie waren, und es spielte zwischen ihnen jene denkwürdige Auseinandersetzung über die Urpflanze, welche Schiller eine Idee nannte, während Goethe sie als eine Erfahrung in Anspruch nahm. Und gerade dieser Zusammenstoß, welcher den ganzen Gegensatz ihrer Anschauungsarten zu Tage brachte, ward zugleich der Beginn ihrer Verständigung und der Erkenntnis, daß ihre Betrachtung zwar in den Gesichtspunkten verschieden, im Ergebnis aber übereinstimmend sei. Schon wenige Tage darauf in einem Brief an Schiller vom 25. Juli bittet Goethe den früher so kühl Behandelten um „ein freundschaftliches Andenken" und versichert, „daß er sich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit ihm recht lebhaft freue". Noch ward diese zurückgehalten, da Goethe auf einige Wochen mit dem Herzog nach Dessau gehen mußte, aber als er von dort zurückkehrte, fand er Schillers Brief vom 23. August mit der so liebevoll gezogenen „Summe seiner Existenz". Er betrachtete diesen Brief als das angenehmste Geschenk zu seinem bevorstehenden Geburtstage, er rechnete von jenen Tagen des Zusammentreffens in Jena an für sich auch eine Epoche, und er machte nunmehr den bald darauf erfüllten Anspruch, auch mit dem Geistesgange Schillers durch diesen selbst bekannt zu werden. „Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können. — Alles was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben."

Gleich darauf folgte Schiller einer Einladung Goethes nach Weimar und ward auf vierzehn Tage dessen Hausgenosse. In dieser längeren Zeit unmittelbaren stetigen Zusammenlebens überzeugten sie sich vollends, daß sie in Principien einig waren und die Kreise ihres Empfindens, Denkens und Wirkens teils gänzlich zusammenfielen, teils sich berührten.

Von da an ward der persönliche Verkehr der beiden Männer, die sechs Jahre lang trotz räumlicher Nähe und gemeinsamer Beziehungen fast fremd aneinander vorübergegangen waren, immer häufiger und vertrauter. Goethe kam oft nach Jena, um mit den Professoren der dortigen Universität naturwissenschaftliche, namentlich anatomische Studien und die Fortbildung seiner Farbenlehre zu betreiben oder, den Ansprüchen und Zerstreuungen des Hofes entfliehend, in einer ihm zur Verfügung gestellten Wohnung des Stadtschlosses ungestört über dichterischen Werken zu brüten, und Schiller, sobald es ihm sein Gesundheitszustand erlaubte, wiederholte, um dem Theater näher zu sein,

seine Besuche in Weimar, bis er endlich, von der Universität ohnehin losgelöst, gänzlich nach der Fürstenresidenz übersiedelte, in die ihn vor Jahren die Hoffnung dessen gelockt hatte, was sich jetzt endlich erfüllte. Seitdem sie sich wie durch ein unausweichliches Naturgesetz gefunden, war der eine ohne Beziehung auf den anderen nicht mehr zu denken. Einzig in seiner Art war dieser enge Bund, der nach und nach auf beiden Seiten alle anderen Verhältnisse gleichsam aufsaugte, der elf Jahre währte, innerlich unwandelbar und unantastbar von außen, nie von der geringsten Mißstimmung gestört, nur durch den Tod geendet, aber nicht gelöst, und über das Grab hinaus in die Jahrhunderte fortwirkend durch das Leben, das er geschaffen. Was diese großen Geister vereinigte, war die Gemeinsamkeit der höchsten Menschheitsinteressen; was hinfort jedes trennende Mißverständnis ausschloß, war die Abwesenheit persönlicher Einzelinteressen. Keiner brauchte den anderen zu beneiden. Beide hatten in der Öffentlichkeit ihre volle Geltung, die sich durch ihre Verbindung für jeden noch erhöhen mußte. Jeder stand auf sich selbst und konnte doch durch den Ideenaustausch mit dem anderen gewinnen, weil beide denselben Gegenstand ganz, aber in umgekehrter Richtung durchschauten. Selbst im dichterischen Wetteifer auf demselben Gebiete hinderten sie einander nicht, weil jeder durch sein eigenes Wesen auf andere Stoffe und auf andere poetische Form angewiesen war. Jeder brachte dem anderen frische Anregung, Förderung und Erhöhung des erkennenden Bewußtseins und der schöpferischen Kräfte. Für Goethe insbesondere war es nach seinem eigenen Zeugnis „ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging“.

Und nicht blos litterarisch für die große, auch menschlich für die kleine, umgebende Welt war dieser Bund ein bedeutsames Ereignis. Alle beiderseitigen Freunde waren froh, am meisten wohl Schillers Gattin Charlotte, die Goethe von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war und die nun das Ihrige beitrug, um das gegenseitige Verständnis auch des Gemüts in beiden lebendig und dauernd zu erhalten. Wie ganz anders lernte Schiller jetzt auch über den Menschen Goethe urteilen, der ihm vor sechs Jahren, da er sich durch dessen Zurückhaltung verletzt fühlte, als „ein Egoist in ungewöhnlichem Grade“ erschienen war! Nach weiteren sechs Jahren schrieb er an die Gräfin Schimmelmann (23. November 1800), daß er seine Bekanntschaft mit Goethe für das wohlthätigste Ereignis seines ganzen Lebens halte. „Ich brauche Ihnen über den Geist dieses Mannes nichts zu sagen. . . . Nach meiner innigsten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und an Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienste auch nur von weitem bei . . . Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn



Goethe besucht Schiller.

binden. Wenn er nicht als Mensch den größten Werth von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wol sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden."

Dieselben menschlichen Eigenschaften, die Schiller hier an seinem Freunde rühmt, waren die Grundlagen seines eigenen Charakters. Darum befanden sie beide sich so wohl miteinander, und diese ethische Übereinstimmung noch mehr als die ästhetische bot die sicherste Bürgschaft für die Unverletzlichkeit ihres auf die Darstellung der höchsten Ideen gerichteten Bündnisses. Wie sie aber im allgemeinen und persönlichen, in ihren Ansichten und Arbeiten, im Suchen nach den notwendigen Gesetzen der Kunst und in deren Anwendung auf die eigenen Werke einander durchdrangen und ergänzten, berichtigten und bekräftigten, sich in denselben Ergebnissen begegneten und jeder den anderen zu immer vollkommeneren Ausprägungen ihres Wesens steigerten, davon giebt das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis die Sammlung der tausend Briefe, die sie miteinander in dieser Zeit wechselten: ein herrliches Denkmal zweieinigen Geisteslebens, wie es keine Litteratur der Erde sonst noch besitzt.

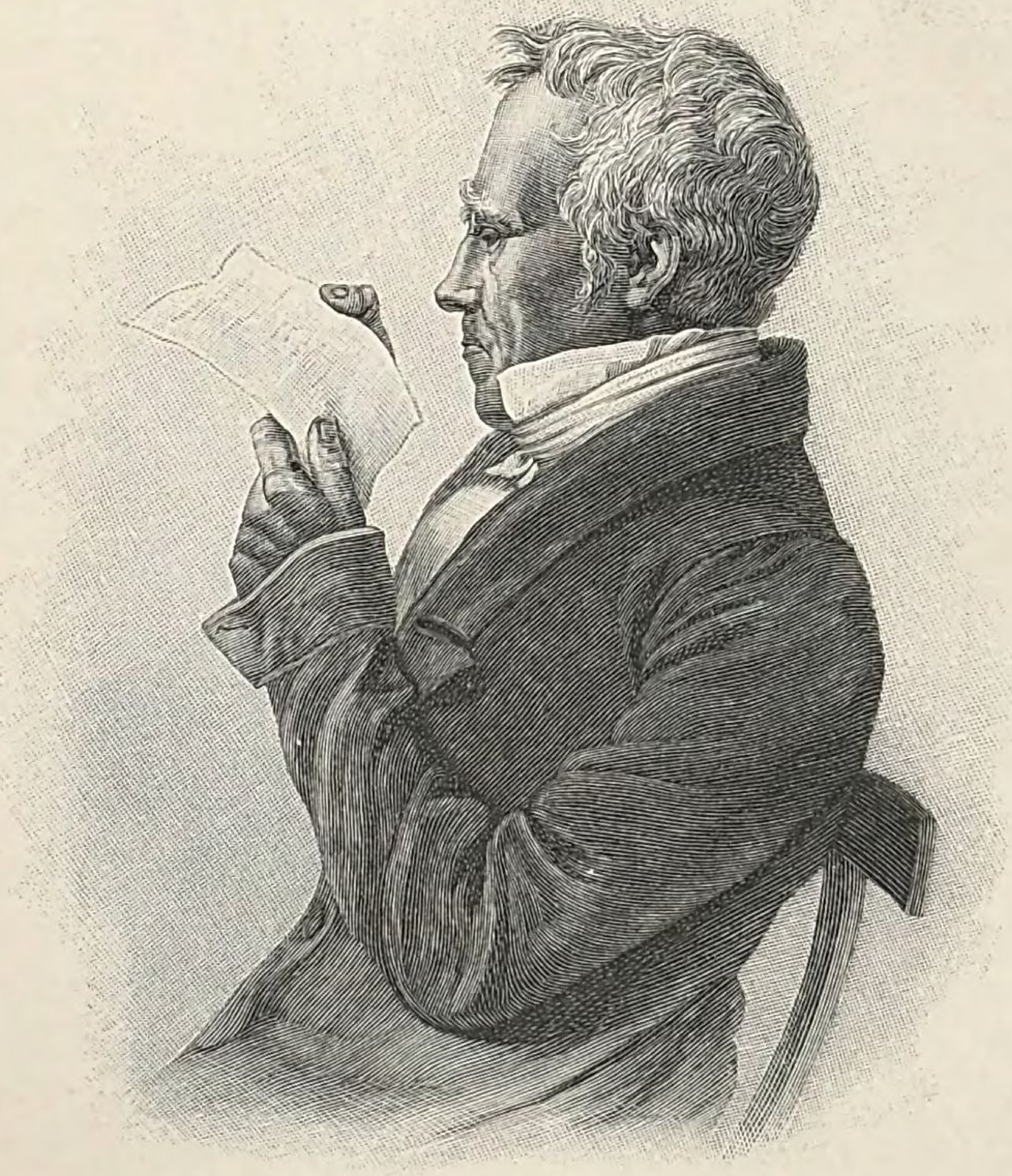
Zunächst galt ihre gemeinsame Sorge der neuen bei Cotta in Tübingen erscheinenden Zeitschrift, welche dazu bestimmt war, der überschwemmenden Mittelmäßigkeit einen Damm entgegenzustellen, indem sie die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in sich vereinigte und dadurch auch das ganze gebildete Lesepublikum zu versammeln gedachte, das sonst nach verschiedenem Geschmack sich auf eine große Anzahl einzelner Journale verteilte. Zwecke und Ziele, Einrichtung und Inhalt wurden gemeinsam erwogen, und es war ganz in Goethes Sinn, wenn am Ende des Jahres in der Einleitung zum ersten Stück der „Horen" über den Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser sie betrachtet wissen wollten, Schiller sich vernehmen ließ: „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen, und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen." Das Hauptgewicht des Inhalts mußten, wenigstens in den ersten Stücken, die Beiträge der beiden Dichter bilden, deren Geltung allein alle Erwartungen, die man von den übrigen Mitarbeitern hegen konnte, bei weitem überwog. Schiller bestimmte

dazu vornehmlich seine nun sorgfältig ausgearbeiteten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", nebst einigen neuen Gedichten; später noch einen Aufsatz „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten", sowie die Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung", in welcher er die beiden Arten poetischer Anschauung und Darstellung, wie sie in Goethe und ihm selbst sich darboten, als die allein möglichen miteinander verglich: die klassisch-antike, mit der Naturwirklichkeit einige und die romantisch-moderne, nach dem Naturideal strebende, jede ganz auf sich beruhend und der anderen gleichberechtigt. Goethe gab, was er fertig hatte oder rasch zu fertigen meinte: die „Römischen Elegien", zwei poetische „Episteln", deren zweite unvollendet blieb, die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", eine Bearbeitung der Selbstbiographie des „Benvenuto Cellini". Zu einem gleichzeitigen zweiten Unternehmen seines Freundes, einem neuen „Musenalmanach", gleichsam dem poetischen Seitenstück der „Horen", steuerte er die „Venetianischen Epigramme" bei, sowie einige Gedichte, deren Entstehung durch diese Gelegenheit zwar nicht veranlaßt, doch gezeitigt wurde, das Idyll „Alexis und Dora" und die Balladen „Die Braut von Korinth" und „Der Gott und die Bajadere": drei verschiedene Darstellungen überwältigenden Liebesgefühls, des menschlichen, des gespenstischen und des göttlichen, jede in anderer, durch den Stoff notwendig bedingter Form und jede in ihrer Art vollkommen. Schiller selbst veröffentlichte im „Musenalmanach" nacheinander seine schönsten lyrischen und kulturhistorischen Ideendichtungen, die ihm von dieser Zeit an in immer reicherer Anzahl gelangen, wie „Die Macht des Gesanges", „Die Ideale", die „Würde der Frauen", „Der Tanz", „Der Spaziergang" und von allen das gedankenreichste, alle bedeutsamen Verhältnisse des menschlichen Lebens in fast dramatisch bewegter Form zusammenfassende: „Das Lied von der Glocke".

Beide Unternehmungen erweckten bei ihrem ersten Erscheinen die höchsten Erwartungen und zogen einen großen Leserkreis an. Aber beide konnten sich nicht lange in der Gunst des Publikums erhalten. Der „Musenalmanach" brachte es auf fünf Jahrgänge, die „Horen" nur auf drei. Für den Geschmack und das Verständnis der Menge, auf deren Teilnahme es diese Zeitschrift doch abgesehen hatte, war ihr Inhalt auf die Dauer nicht zweckmäßig gewählt. Goethes „Unterhaltungen" galten dem Anspruch, den man an seinen Namen zu stellen gewohnt war, nur als Gelegenheitsarbeiten geringeren Wertes, seine „Römischen Elegien" als unsittlich; Schillers philosophisch gründliche Abhandlungen waren für den oberflächlichen Genuß zu tief und zu schwer; zu diesen beiden gesellt, hatten die Beiträge der übrigen Mitarbeiter nicht die allgemeine Anziehungskraft, die sie einzeln für sich auf

kleinere Kreise ausgeübt haben würden. Die Eifersucht der mittelmäßigen Zeitschriften, die sich in ihrem Dasein bedroht sahen, vertrat dem Erfolge der Nebenbuhlerin den Weg, und das Nachlassen der Teilnahme zeigte sich schon während des ersten Jahres im Rückgang der Abonnentenzahl.

Die vielen halb unverständigen, halb unredlichen Beurteilungen der „Horen" regten Schiller zu leidenschaftlichem Ingrimm auf. Goethe aber, nach seiner



Cotta.

gewohnten Art, suchte sich von dem widrigen Gefühl sogleich durch thätige Gegenwirkung zu befreien. Er ersann eine Anzahl beißender Sinngedichte, nach Art der „Xenien" des römischen Epigrammatikers Martial, den feindlichen Zeitschriften als „Gastgeschenke" zugedacht, und schickte ein Dutzend solcher Distichen als zur öffentlichen Abwehr geeignet am 23. Dezember 1795 an Schiller mit dem Vorschlag, dergleichen ebenfalls zu machen und eine ausgewählte Sammlung davon in den nächsten Musenalmanach aufzunehmen

Schiller fand den Einfall prächtig und wollte ihn, damit ein Hundert voll werden könne, auch auf einzelne Werke ausgedehnt wissen. Eifrig spannen sie nun um die Wette das ganze nächste Jahr hindurch an der Ausführung dieses Gedankens, jeder für sich und beide zusammen, sodaß bald der eine den Gedanken und der andere die Form, bald jener die erste und dieser die zweite Zeile hergab. So innig war die Gemeinschaft der Arbeit an diesen geflügelten Stachelversen, daß bei den meisten der Anteil der Einzelverfasser sich später nicht mehr feststellen ließ und deshalb beide beschlossen, die ganze Sammlung für die Herausgabe ihrer Gedichte als ihr Eigentum zu behandeln. Immer weiter breitete sich der Kreis der von ihnen in Betracht genommenen Gegenstände aus. Nicht blos die eigentliche Litteratur, auch Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Naturforschung, selbst die Politik wurde hereingezogen, und neben dem Haß durfte nun auch die Liebe zu Worte kommen. Berühmte und ruhmbegierige Zeitgenossen, von Gottsched bis Kotzebue, von Lavater bis Campe, von den Brüdern Stolberg bis zu den Brüdern Schlegel, von Newton bis Alexander von Humboldt wurden in ihren Schwächen verspottet, ja sich selber schonten die Spötter nicht, um keines anderen zu schonen. Die Verdienstvollen, ein Klopstock, Herder, Wieland, Bürger, Jean Paul wurden nur leise gestreift, die Hohlköpfe bitter verhöhnt, am meisten der nüchterne Schwätzer Nicolai und der grimmige Freiheitseiferer Reichardt, alle ohne Nennung des Namens durch hervorstechende Eigentümlichkeiten treffend gekennzeichnet. Aber der wahrhaft Großen, wie Kant, ward mit Verehrung gedacht, und aus der wimmelnden Menge der sündigen Seelen ragten als leuchtende Bilder der Vollkommenheit, den Halbgöttern Hercules und Achill verglichen: Shakespeare und Lessing. Statt der anfangs beabsichtigten hundert Epigramme kam so fast die siebenfache Anzahl zustande. Aus ihnen wurden dann endlich 414 ausgewählt, geordnet, in wirksame Gruppen zusammengestellt und als großartige Offenbarung souveräner Geistesherrschaft, eine Art jüngstes Gericht, im „Musenalmanach auf 1797“ in die Welt gesandt. Das Aufsehen, das dieses unerhörte litterarische Ereignis hervorrief, übertraf alle Erwartungen. In kurzer Zeit waren zweitausend Exemplare des unheimlichen Almanachs vergriffen. Sensationslust, Schadenfreude und Entrüstung vereinigten sich, den Erfolg vollständig zu machen.

Durch die Scharen der Getroffenen jagte der unvermutete Überfall einen jähen Schrecken. Die einsichtigeren Geister, ohnehin meist nur harmlos geneckt, ob sie gleich das verwegene Abenteuer nicht billigen mochten, hielten doch wohlweislich still. Desto lärmender geberdete sich der Haufe beschränkter und böswilliger Gegner. Unübersehbare Schwärme erwidernder Witzgeschosse wurden von allen Seiten geschleudert; was ihnen an eindringender Schärfe fehlte, mußte plumpe Schmähung ersetzen. Aber die schale Armseligkeit

dieser Erzeugnisse diente nur dazu, die Geisteshoheit der beiden Gewaltigen von Weimar in desto helleres Licht zu setzen. Trotzdem wurde Schiller durch die Hinterlist der Reichardtschen Angriffe so gereizt, daß er nicht übel Lust hatte, den Kampf von neuem aufzunehmen. Diesmal war es wieder Goethe, der ihn beruhigte und ihm seine Überzeugung mitteilte, daß alle ihre Gegenwirkung fortan nur in unermüdet fortgesetzter Thätigkeit bestehen dürfe. Darum ermunterte er Schiller zur Beharrlichkeit am „Wallenstein" (15. November 1796): „denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns blos großer und merkwürdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Proteische Natur zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln".

Goethe konnte so sprechen, denn er fühlte selbst wieder die volle schöpferische Kraft in seinem Busen; hatte er doch neben dem Spiel mit den Xenien soeben ein Werk vollendet, dessen nach Gestaltung ringende Masse seit seiner Jugend wie eine drückende Last auf ihm gelegen und das er nun endlich als eine „Pseudokonfession" sich vom Herzen und Halse schaffte: „Wilhelm Meisters Lehrjahre".

Wieder ist der Zusammenhang des Werkes mit dem eigensten Innern des Dichters überall durchzufühlen; zumal der Beginn, die Wurzel der Pflanze, zeigt sogar noch deutliche Überreste des Erdreichs, aus welchem sie hervorgesproßt ist. Um die Gestalt des Wilhelm Meister in der Einbildung des Dichters hervorzurufen, hatte der Drang seines eigenen Busens mit der Richtung des Zeitgeistes zusammentreffen müssen. Beide gingen damals auf reine Menschlichkeit, auf Befreiung des Individuums von den Fesseln des Vorurteils, auf Bethätigung des natürlichen Rechts der Selbstbestimmung, auf Entfaltung und Durchbildung der vollen Persönlichkeit. In des Dichters ersten großen Werken wie in dem Zustande der Gesellschaft war „ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, bemerkbar". Aber je mehr Goethes eigene Natur sich abklärte, um so mehr nahmen auch seine Schöpfungen eine harmonische Gestalt an. An die Stelle eines schroffen Gegensatzes zu den gesellschaftlichen Zuständen trat das Bestreben, sie allmählich mit den berechtigten Forderungen des Individuums in Übereinstimmung zu bringen. Das Bestehende behielt sein Recht, nur wurde „an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen gewirkt"; dem Individuum blieb die freie Selbstbestimmung, aber es hatte sie erst durch volle Selbsterkenntnis und weise Selbstbeschränkung zu erkaufen. Müssen in den Erstlingswerken des Dichters seine Helden an der Überspannung ihrer persönlichen Ansprüche, an dem Mißverhältnis zwischen den Forderungen ihrer Natur und den Satzungen der Welt zu Grunde gehen, so konnte Wilhelm Meister durch Irrtum zur Erkenntnis, durch Fehl zur Vervollkommnung, durch Beschränkung zur Freiheit gelangen.

Was Schiller theoretisch verlangte, führte Goethe hier praktisch aus: die ethische Erziehung wird durch die ästhetische vermittelt. Wie später Faust, so muß auch Wilhelm, um zum wahren Inhalt des Lebens zu gelangen, seinen Durchgang durch die Kunst nehmen. Er läßt die Welt des schönen Scheins, die Bühne, in der er zuerst das Ziel seiner Ausbildung gesucht, hinter sich, um als Mitglied einer frei organisierten, gemeinnützigen Gesellschaft die Befriedigung seines menschlichen Strebens in der wirklichen Welt zu finden.

Ein frühzeitiger Hang, unterstützt durch die Nachwirkung seiner Jugendliebe zu einer Schauspielerin, hat den einem Ideal zustrebenden Jüngling aufs Theater getrieben. Er irrt, und eine ihn im geheimen überwachende Gesellschaft weltweiser Männer, welche eine Art menschlicher Vorsehung spielt, läßt ihn seinen Irrtum recht auskosten, weil er nur durch eigene Erfahrung zur Erkenntnis gelangen kann. Indem er im Schauspielwesen aus dem Dilettantismus zur wahren Kunstübung vorzudringen sucht, bereitet er sich vor, auch im Leben allmählich jede falsche Tendenz zu überwinden. Mit der trefflich folgerichtigen Entwickelung des ihm selbst gemäßen „Hamlet", welche in einer für alle Zeiten mustergiltigen Weise das Wesen der Kunst auf die Darstellung einer veredelten Natur zurückführt, kehrt er zugleich in sein eigenes Inneres ein und erfaßt im Bilde das Prinzip, welches die Vervollkommnung des Menschen in der Wirklichkeit sichert. Zugleich nötigt ihn der Umgang mit den mannichfaltig gearteten Mitgliedern der Schauspielergesellschaft, sich mit den Anforderungen ihrer Naturen an die seinige abzufinden. Die übernommene Bürgschaft für die Wohlfahrt der Genossen, sein Eintritt in einen festen Bühnenverband, die Mitwirkung zu einem gemeinsamen Zweck lehren ihn schon jetzt Selbstbeschränkung und freiwillige Einordnung in einen abgemessenen Kreis. Dagegen regen Mignon und der Harfner das tiefste Mitgefühl seines Herzens auf. Diese beiden Gestalten, reinste Gebilde der Poesie, die aus einem fremden Lande, ja wie aus einer fremden Welt zu ihm herantreten, entsprechen ganz seinem irrigen Drang, das Spiel der Phantasie auch ins Leben zu übertragen. In wunderbaren himmlischen Accorden bricht die tiefste Empfindung aus dem geheimen Grunde ihres Busens hervor, doch die unheilbaren Konflikte ihres Wesens mit der Welt müssen ihr irdisches Dasein vernichten. Die Konsequenz dieser Erfahrung befreit Wilhelm von seiner eigenen falschen Tendenz, aber zugleich hat die Sorge für den unglücklichen Greis seine Menschenliebe geübt und die freiwillig übernommene Vaterpflicht gegen Mignon ihn auf das natürliche Vatergefühl für sein eigenes Kind vorbereitet. Der Aufenthalt Wilhelms auf dem Schlosse eines kunstsinnigen Grafen klärt und fördert sodann sein Streben nach der freien Höhe des Lebens. Das Benehmen der vornehmen Gesellschaft zeigt ihm

statt des Wesens nur den Schein erhöhter Existenz, aber in dem schöngestimmten Wesen der Gräfin tritt ihm der echte Adel des Gemüts entgegen, und ihre Neigung giebt ihm das Gefühl seiner menschlichen Gleichberechtigung. — Und nun steigt, bevor er aus dem abgeschlossenen Kreise des Spiels in die weite Wirklichkeit hinaustritt, auf der Schwelle zwischen Kunst und Leben vor ihm die abgeschiedene Gestalt der „schönen Seele" auf, welche in ihren Bekenntnissen hinweist auf das „Einzige, was Noth thut", auf das Verhältnis des Menschen zur Gottheit. Der innere Lebensgang dieser Frau stellt die Befreiung des persönlichen Gewissens vom Dogma dar, den Übergang von den historischen Formen der Kirche zum freien menschlichen Religionsgefühl. Wilhelm selbst macht diesen Prozeß nicht vor unseren Augen durch; er wird ihm nur im Spiegel vorgehalten. So vorbereitet gelangt Wilhelm zu den Männern, die seine Entwickelung im stillen beobachtet haben. Mit ihrer Hilfe klärt sich allmählich die Dumpfheit, die seinen Sinn noch einhüllte. Mit der Übernahme der Vaterpflichten gegen sein aufgefundenes Kind eröffnet sich ihm das Gebiet bürgerlich sittlicher Thätigkeit, und das Vermächtnis jener ersten, aus reiner, aber rücksichtsloser Empfindung der Natur hervorgegangenen Liebe dient ihm als Vermittelung für den schöneren, auf sittlicher Ebenbürtigkeit beruhenden Seelenbund mit einem harmonisch ihm zugebildeten Frauenwesen. Die Folgen seiner Irrungen haben sich von ihm abgelöst, die Natur spricht ihn los: seine Lehrjahre sind geendet.

Zwanzig Jahre hatte das Werk gebraucht, um sich zu gestalten. Auch jetzt war es nur bis zu einem vorläufigen Ziele gelangt; Verzahnungen zu einer künftigen Fortsetzung blieben stehen. Wie Goethes anderes, gewaltigeres Lebenswerk, der „Faust", reichte es mit seinen Wurzeln in dessen frühe Jugendzeit zurück. Gleich jenem hatte sein Wachstum nach dem ersten frischen Schuß gestockt, war viele Jahre zurückgeblieben, setzte dann in weiten Zwischenräumen neue Zweige an, um endlich in beschleunigter Entwickelung seine volle Krone auszubreiten. Die entscheidende Erfrischung seiner Lebenskraft verdankte das Werk der Teilnahme Schillers. Ihm teilte Goethe sogleich, nachdem sie sich gefunden, im August 1794 die ersten beiden, bereits im Druck befindlichen Bücher des Romans in den Aushängebogen, die nächsten beiden in der Handschrift mit, und die folgenden vier, so wie sie nun rasch hintereinander in weniger als zwei Jahren der Vollendung nahe rückten, legte er dem Freunde zur künstlerischen Beratung und Beurteilung vor. Mit liebevollstem Eingehen auf die Eigentümlichkeit des Goetheschen Genius, mit rückhaltloser Bewunderung für die schöne Harmonie der Darstellung machte Schiller aufmerksam auf die Lücken, welche zu ergänzen, auf die Unzuträglichkeiten, welche zu beseitigen seien; mit freudigem Dank benutzte

Goethe die trefflichen Winke, soweit er sie mit seinem Eigenwesen in Einklang bringen konnte. Schiller drang überall auf deutlichere Pronunciation der Hauptidee, auf folgerichtigen Zusammenhang, auf Durchsichtigkeit für den Verstand; Goethes Sinn war auf dichterische Anschauung, auf reine Stimmung der Situation, auf die innere Bedeutung des Vorgangs gerichtet. Die spiegelnde Betrachtung des Kritikers durchleuchtete die intime Empfindung des Dichters, und das zurückgestrahlte Bild forderte strenge Rechenschaft über seine Einheit und Vollständigkeit.

Als Schiller das ganze Werk noch einmal hintereinander gelesen, faßte er in einem Briefe an Goethe sein Urteil in die Worte zusammen (2. Juli 1796): „Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles geflossen ist.“ Dennoch machte die Schöpfung, als sie in der Öffentlichkeit erschien, auf die allgemeine Lesewelt keinen sonderlich großen Eindruck. Selbst in dem näheren Kreise Weimars und der sonstigen Freunde lauteten die Urteile darüber keineswegs durchaus günstig. Zarte Seelen, namentlich solche, die gegen den Menschen Goethe etwas auf dem Herzen hatten, wie Frau von Stein, nahmen Anstoß an des Dichters freimütiger Schilderung der lockeren Schauspielerverhältnisse und tadelten, wie häufig in solchen Fällen, als selbständige Absicht, was nur um des höheren Kunstzweckes halber vorhanden war. Herdern waren „die Marianen und Philinen und diese ganze Wirthschaft verhaßt“. Fritz Jacobi fand mit den Damen seiner Bekanntschaft manches auszusetzen an der Sittlichkeit des Buches, in welchem ein gewisser unsauberer Geist herrsche. Leopold Stolberg nun gar mit seinen Genossen verbrannte feierlich den ganzen Roman bis auf die „Bekenntnisse“, welche er in allem Ernst für eine Anempfehlung der Herrnhuterei hielt. Auch die wohlwollendsten Leser brachten es meist nur zum Genuß des Einzelnen, ohne sich zur Anschauung des Ganzen zu erheben.

Um so allgemeiner war das freudige Staunen, als der Dichter gleich nach den „Xenien“ seine „Proteische Natur“ durch eine ganz neue Schöpfung kundgab, die ihn wie einen völlig Verwandelten erscheinen ließ: das idyllische Epos „Hermann und Dorothea“. Hier war alles, was die Splitterrichter an „Wilhelm Meister“ vermißten, und nichts von dem, was dort ihr Mißfallen erregte. Hier war eine geschlossene Komposition, ein einfacher, leicht verständlicher Vorgang, wenige Gestalten mit wenigen Strichen fertig hingestellt, die ursprünglichsten menschlich-bürgerlichen Verhältnisse, kein Streben ins Unbestimmte, keine komplizierten seelischen Probleme, ein eng umschriebener, in sich befriedigter Kreis von Pflichten, die höchste Reinheit der Sitten, ein einziger fürs Leben geschlossener Liebesbund, die schlichteste Unmittelbarkeit

der Empfindung, milder Ernst und sanfte Heiterkeit, allgemeinste Menschlichkeit auf politisch bewegtem patriotischem Hintergrunde, individuelles Leben in typischer Darstellung, deutscher Wohllaut in griechischem Tonfall, die selbstverständlichste Natur in vollendetster künstlerischer Form. Kein Wunder, wenn eine solche Dichtung Alt und Jung, Gebildete und Ungebildete in gleicher Weise ansprach, die Freunde entzückte, die Feinde entwaffnete und trotz der Hexameter, vielleicht das einzige aller Werke Goethes, ein wirkliches Gemeingut des ganzen deutschen Volkes wurde.

Grundverschieden von „Wilhelm Meister" ist der gleichsam patriarchalische Gegenstand in „Hermann und Dorothea", grundverschieden die dadurch bedingte Homerische Form, und grundverschieden selbst der Verlauf der Ausführung.

Den rein anekdotischen Stoff entnahm Goethe einem alten Buch, das unter dem Eindruck in der Nähe beobachteter französischer Emigrantenzüge wegen des ähnlichen Vorganges seine Aufmerksamkeit erregt hatte: „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten". Dort wird mit kurzen trockenen Worten erzählt, wie in einer deutschen Kleinstadt der Sohn eines vermögenden Bürgers, von dem Vater oft vergeblich zum Heiraten angemahnt, in einer durchziehenden Schar von Auswanderern ein braves Mädchen sich zur Gattin ersieht, wie der Vater einer solchen Verbindung anfänglich widerstrebt und der hinzugerufene Prediger zu vermitteln sucht, wie der Jüngling das Mädchen scheinbar als Magd anwirbt, und da er sie ins Haus bringt, zwischen ihr und dem Vater dadurch ein kleines Mißverständnis entsteht, das aber leicht zu allgemeiner Befriedigung sich auflöst. „Da nun hierauf ihr der Sohn ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt: ‚Sie müsse ihm doch auch wol einen Malschatz geben,' womit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befanden." Der dürftige Bericht mit dem philiströsen Schluß genügte dem reichen Gemüt des Dichters, um daraus das daseinsvolle Bild einer wackern deutschen Bürgerfamilie und die zarte Herzensbegegnung zweier gesunder deutscher Jugendnaturen zu schaffen, wie es so treu der Wahrheit des Lebens und zugleich verklärt vom Schimmer der Schönheit zum zweitenmale sich nicht wieder findet.

Noch während des Spiels mit den „Xenien" hatte Goethe das Gedicht begonnen und vollendete es binnen wenigen Monaten zwischen August 1796 bis April 1797 meist während seines wiederholten Aufenthalts in Jena und unter beständiger Beratung mit Schiller, der zu derselben Zeit an seinem „Wallenstein" arbeitete. Als dritter im Bunde wurde von den beiden Freunden Wilhelm von Humboldt zugezogen, der das Epos auf seine prosodische Richtigkeit durchsehen mußte, wie er denn auch dessen liebevollste und

erschöpfendste Würdigung gegeben hat als „Aesthetische Versuche über Goethe's Hermann und Dorothea". Schiller aber schrieb an Heinrich Meyer, der zu dieser Zeit, von einer Reise nach Italien zurückkehrend, sich in seiner Schweizerheimat aufhielt: „Sie werden gestehn, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neuern Kunst ist. Ich hab' es entstehn sehn und mich fast ebensosehr über die Art der Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir Andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohl angewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt." Wie genau Goethe wußte, was er wollte, sprach er selbst überdies in einer gleichfalls „Hermann und Dorothea" betitelten Elegie aus, welche, die früheren Elegien und Epigramme verteidigend und das neue Epos ankündigend, gleichsam den unerwarteten Übergang von jenen Dichtungen zu dieser vermitteln und die Einheit des Geistes in beiden bezeugen sollte.

Über alles dieses wurde zwischen den beiden Freunden mündlich und schriftlich ununterbrochen verhandelt. Jedoch blieben die theoretischen Untersuchungen nicht auf das in der Entstehung begriffene Werk beschränkt, sie erstreckten sich weit darüber hinaus auf die allgemeinen Gesetze dichterischer Schöpfungen und namentlich auf den Unterschied zwischen Epos und Drama. Sie hatten hierzu eine um so nähere Veranlassung, als ihr Schaffenstrieb gerade damals nach diesen verschiedenen Richtungen auseinander ging. Goethe neigte sich mit immer größerer Vorliebe der epischen Gattung zu, während Schiller sich von da an fast ausschließlich der dramatischen widmete. Sein „Wallenstein", zu dem er Idee und Plan schon länger als fünf Jahre mit sich herumgetragen, war endlich in dramatischen Fluß gekommen und wurde nun, soweit es Schillers immer wieder gestörte Gesundheit erlaubte, mit ununterbrochenem Eifer gefördert, so daß das ursprünglich in Prosa begonnene, bald aber in Jamben umgeschriebene und fortgesetzte Werk in seiner ganzen Ausdehnung binnen weniger als drei Jahren von 1796 bis 1799 vollendet ward. Goethe leistete dem Dichter bei dieser Arbeit dieselben Dienste, die er von ihm bei der seinigen erfahren hatte, durch Ermunterung, Anregung, klärendes Urteil und fruchtbare Winke. In keiner Schillerschen Dichtung tritt der Einfluß Goethes so deutlich hervor wie in dieser. Schon Körner, als ihm der Freund im Juni 1797 das eben fertig gewordene Vorspiel „Wallensteins Lager" übersandte, fand das Goethesche in der Behandlung besonders überraschend und vergleicht diese geradezu mit „Hermann und

Dorothea". Und in der That schlug Schiller in dieser ersten dramatischen Produktion, mit der er ein Jahrzehnt nach dem „Don Carlos" wieder hervortrat, einen ganz neuen, an ihm völlig ungewohnten Ton an. Die knappe Sprache, die Enthaltung von Bilderschmuck und rednerischem Schwung, der maßvolle Wirklichkeitsdrang und die einfachen Mittel in der gedrängten Schilderung des Lagerlebens mit seinen verschiedenen Gattungen des Soldatentums und den dazu gehörigen Menschentypen konnten wohl eine Vergleichung mit der behaglichen Art der Welt- und Menschendarstellung in „Hermann und Dorothea" rechtfertigen, während der frische Humor, die Buntheit des bewegten Lebens, die spielende Form und zumal der freie Gebrauch des Hans Sachsschen Verses sogar auf Goethes weit zurückliegende Jugendschöpfungen, wie „das Jahrmarktsfest zu Plunderswseilern", hinzudeuten schienen, nur daß die scheinbar sorglose Komposition des „Lagers" mit kunstvollendeter Absicht zu einem höheren dramatischen Zweck sich zuspitzte: zur Vorausspiegelung der noch unsichtbaren Feldherrnsonne in dem Dunstkreis des umgebenden Heeres.

Der unmittelbare Anteil, den Goethe an der Ausführung im einzelnen hatte, war indes weit geringer, als man vermuten könnte. Er bestand kaum in etwas mehr als der Beisteuerung zweier charakteristischer Reimzeilen im Munde des Bauern und der Übersendung eines Bandes Predigten des volkstümlichen Kanzelredners Abraham a Santa Clara als Muster für die improvisierte Lagerpredigt des Kapuziners. Desto folgenreicher war die Einwirkung seines Rates auf die Ausgestaltung der eigentlichen Tragödie. Auf seine Veranlassung ward das unmäßig anschwellende Stück in zwei selbständig geformte Hälften geteilt und so eine organisch gegliederte Trilogie hergestellt, deren jeder Teil für sich spielbar ist und alle drei zu einem stetig sich steigernden Ganzen um einen einzigen Mittelpunkt zusammenschließen. Denn obgleich Wallenstein im „Lager" gar nicht und in den „Piccolomini" nur während des zweiten Aktes persönlich auftritt, so dreht sich doch auch alles, was in diesen beiden Teilen gethan und gesprochen wird, einzig und allein um die Person des Feldherrn. Sein Geist ist es, der sich in dem Wesen des von ihm geschaffenen Heeres verkörpert, der auch die Stellung seiner Anhänger und Gegner, der Illo und Terzky sowohl wie des Kaisers und Questenbergs, notwendig bedingt und dem Verhältnis der beiden Piccolomini zu ihm, ja sogar zu einander das Gepräge giebt.

Goethe war es auch, der die Aufnahme des astrologischen Motivs in das Wesen des Helden entschied und damit den innersten Angelpunkt des ganzen Charakters symbolisch-anschaulich klarlegte: den unzerstörbaren Glauben an die Gestirne, an seinen Schicksalsstern oder vielmehr an sich selbst, jene aus dem Gefühl der Überkraft entspringende Verblendung einer gewaltigen

That- und Wagenatur, welche macht, daß der Mensch sich für ein berufenes Werkzeug höherer Mächte hält und deshalb die Berechtigung in Anspruch nimmt, auch seinerseits die Menschen nur als Werkzeuge zu behandeln. Der eingeborene Dämon ist es, der Wallenstein unaufhaltsam vorwärts treibt. Denn in Wahrheit nicht dort droben: „in seiner Brust sind seines Schicksals Sterne.“ Er selbst erschafft es sich nach dem Bilde seines Innern, er giebt ihm die Richtung seines eigenen Willens, er schreibt ihm die Zeichen vor, durch die es zu ihm sprechen soll, er erwartet von ihm nichts anderes als die Bekräftigung seines Vorhabens und ein Pfand des Gelingens. Diese schrankenlose Selbstüberhebung ist zugleich sein Glück und sein Verderben, seine Sünde und seine Strafe; sie bestimmt nicht blos sein eigenes Thun, sondern auch die Handlungsweise der anderen gegen ihn. Der Kaiser muß ihm die aus Not eingeräumte souveräne Stellung im Heere heimlich wieder zu entwinden suchen, weil sie sich mit seiner eigenen Oberhoheit nicht verträgt. Octavio muß an ihm zum Verräter werden, weil er diesen treuesten Diener des Kaisers blindlings in seine Pläne eingeweiht hat, ohne zuvor sich dessen Einstimmung zu sichern. Max muß sich von ihm losreißen, weil der reine Begriff der Pflicht, der dieses Jünglings ganze Seele füllt, in dem Gemüt des Mannes, der sich selbst der höchste Zweck ist, keinen Widerhall findet. Thekla selbst verläßt das väterliche Haus nur darum ohne inneren Kampf, weil für diesen Vater auch das Dasein seines Kindes keine eigene Geltung hat, weil er auch sie nur „zum Pfande größeren Glücks“ nimmt und in ihr nichts liebt, als die Fortsetzung seines eigenen Ichs, dem er königlichen Glanz zu verleihen strebt. Butlers Rache endlich, die nur in dem Tode des Beleidigers Genüge findet, wird unmittelbar durch Wallensteins menschenverachtendes Verfahren gegen ihn hervorgerufen und durch dessen arglose Verblendung erst möglich gemacht. Weil Wallenstein nur an sich und seine höhere Berufung glaubt, hat er keine Gewissensbedenken wegen des Unrechts, das er gegen andere begeht, empfindet aber doppelt das vermeintliche Unrecht, das er selbst erfährt. Dadurch fällt sein eigenes Thun auf ihn zurück, aber derselbe Wahnglaube, der ihn dem Untergange weiht, umgiebt ihn bis zu seinem Lebensende wie mit einer glänzenden Wolke, und noch im vollen Vertrauen auf seine Kraft sucht er die letzte Ruhestätte auf, wo ihn unerwartet der jähe Tod überrascht. So spinnt sich die ganze Handlung mit allen ihren Fäden aus dem Charakter des Helden als aus ihrem lebendigen Mittelpunkt hervor.

Der Abstand von den früheren Stücken Schillers ist auffallend. Wie „Fiesko“ ist „Wallenstein“ eine Staatsaktion, aber was dort kalt läßt, weil es nur willkürlich mit zärtlichen Empfindungen verknüpft erscheint, wird hier als notwendige Folge aus den Tiefen des menschlichen Ge-

müts hervorgeholt. Und es ist nicht mehr blos das Gemüt Schillers. Zum erstenmal in diesem Drama gelang es dem Dichter vollkommen, die Menschen, die er schuf, von seinem persönlichen Empfinden abzulösen und ihnen ihren eingehörigen Lebensquell zu geben. Nur dem Liebespaar noch läßt er den Puls seines eigenen Blutes und den Schwung seiner eigenen Gesinnung, diesmal aber aus künstlerischen Gründen: als idealistischen Gegensatz zu der realistischen Denkungsart aller übrigen Gestalten. Über die reine Gegenständlichkeit der Auffassung, mit der er jetzt zu Werke ging, ließ er sich während der Arbeit gegen Goethe vernehmen (28. November 1796): „In Rücksicht auf den Geist, in welchem ich arbeite, werden Sie wahrscheinlich mit mir zufrieden sein. Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und nur den Gegenstand zu geben. Beinahe möchte ich sagen, das Sujet interessiert mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, so wie die meisten Nebencharaktere, tractire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers; bloß für den nächsten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Zuneigung interessirt, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen als verlieren soll."

An demselben Tage sprach er gegen Körner aus, daß grade der höchst ungeschmeidige Stoff des „Wallenstein" es sein mußte, an dem er sein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. „Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet; kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen."

In der That entschied die Wallensteintrilogie, wie sie in den drei Jahren von 1796 bis 1799 vollendet wurde, nicht blos die von dem Dichter erwartete Krise, sondern wurde zugleich das Meisterwerk seines neuen dramatischen Stils, von welchem dasselbe gelten durfte, was Schiller von Goethes „Hermann und Dorothea" gesagt hatte: es war der Gipfel seiner und der ganzen neuern Kunst. Das gemeinsame Princip ihrer Vervollkommnung hatte die neuere Kunst beider aus den unvergänglichen Schöpfungen der alten Kunst übernommen, es hieß: getreue Darstellung einer veredelten Natur. Wie Goethes Epos den Homer, so hatte Schillers Drama die griechischen Tragiker zum Vorbild, nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach, und wenn sie selbst Rhythmen und Ideen ihnen nachbildeten, so waren diese doch zuvor in ihr eigenes Wesen eingegangen und erschienen umgewandelt in vertrauter, heimischer Gestalt. Nicht immer freilich haben sie in der Folge die strenge Grenze der An-

passung innegehalten, und einzelne ihrer späteren Werke, die gar zu genau in den Spuren der Alten wandeln, sind darum dem deutschen Gefühle fremd geblieben.

Inzwischen stellten sie nicht blos in verschiedenen Gattungen der Poesie jeder ein eigenes Muster vollendeter Kunst auf, sondern fanden sich zugleich wetteifernd in einer Dichtungsart zusammen, welche als eine Art Grenzgebiet gelten kann, weil sie in epischer Schale einen dramatischen Kern enthält: in der Ballade. Goethe, mit neuerwachter Vorliebe für dergleichen ihm sonst wohlgeratene Kinder der Phantasie, gab die Anregung, und Schiller, den Gedanken lebhaft ergreifend, überholte ihn bald im Eifer des Schaffens. Das Wesen solcher Gebilde schien trefflich geeignet zu reiner Kunstübung nach bewußten Absichten und vorbestimmten Gesetzen. Die Gegenstände wählten die Dichter gemeinsam aus mancherlei alten Überlieferungen und verteilten sie unter sich nach Neigung und Gefallen. Daraus entstanden dann, meist in dem nach ihnen benannten Balladenjahr 1797 und für den Musenalmanach auf 1798 bestimmt, Goethes „Schatzgräber", „Zauberlehrling", „Totentanz", „Der getreue Eckart", Schillers „Taucher", „Ring des Polykrates", „Der Handschuh", „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Kraniche des Ibykus", „Der Gang nach dem Eisenhammer" und später noch alle die Gestaltungen dramatisch bewegter Erzählungskunst, welche im Munde der Jugend und des Volkes von Geschlecht zu Geschlecht zu immer erneutem Leben auferstehen. Aus gleichen Absichten hervorgegangen, nach gleichen Grundsätzen ausgebildet und von dem persönlichen Leben der Dichter völlig unabhängig, zeigen diese Erzeugnisse dennoch und nur um so reiner durch die Wahl des Stoffs wie durch die Art der Behandlung die Verschiedenheit ihres Wesens. Bei Goethe: meist wunderbare Vorgänge aus dem Reich des Märchens und der Sage, symbolische Versinnlichung des Unwirklichen, geisterhaft personifizierte Naturmächte; bei Schiller: merkwürdige Begebenheiten aus der Geschichte, ideengemäße Ausdeutung des Wirklichen, sittlich sich offenbarende Vernunftmächte. Bei Goethe: das Einzelwesen, der beschränkte Ort, die intime Stimmung; bei Schiller: Volksmassen, ein weiter Schauplatz, theatralische Wirkung.

Während nun die beiden Meister vor dem beunruhigenden Drang der Weltverhältnisse gleichen Sinnes sich in ihr Haus, ihre Kunst, ihre Freundschaft zurückzogen, waren sie doch von der mittelbaren Einwirkung der Kriegsvorgänge nicht verschont geblieben. In Schillers Heimat waren die französischen Heere vorgedrungen, auf der Solitude hatte ein Lazaret eingerichtet werden müssen, das ausbrechende epidemische Fieber hatte auch Schillers Angehörige ergriffen und seine Schwester Nanette am 23. März 1796 hingerafft. Auch seine Schwester Louise und sein Vater waren nacheinander

erkrankt, und die Mutter, selbst kaum genesen, den Anstrengungen nicht gewachsen. Gern hätte Schiller sich persönlich aufgemacht, den Seinigen in dieser Bedrängnis beizustehen, allein der Zustand seiner eigenen Gesundheit blieb fortdauernd so schwankend, daß ihm durchschnittlich unter fünf Tagen kaum einer ohne empfindliche Beschwerde hinging. So mußte der treue Sohn sich darauf beschränken, seiner Schwester Christophine die Reise zu ermöglichen und den Eltern hinlängliche Geldmittel bei seinem Verleger Cotta in Stuttgart anzuweisen, was jetzt glücklicherweise die reichlicher ihm zustehenden Honorare gestatteten. Schwester Louise genas unter der sorgsamen Pflege Christophinens; der Vater jedoch konnte sich von einem alten unheilbaren Übel nicht mehr erholen, dem er denn auch unter schweren Schmerzen in der Mitte des September erlag. Ein neuer Familienzuwachs, die Geburt eines zweiten Sohnes Ernst (11. Juli 1796), brachte dem Dichter statt eines erfreulichen Gegengewichts einstweilen nur vermehrte Sorgen ins Haus, da das Kind während der ersten Monate das Leben wieder verlassen zu wollen schien. In solcher Trübsal war ihm außer seiner Arbeit ein guter Trost der Besuch Körners mit seinen Frauen und noch mehr die liebevolle Teilnahme Goethes, der seinen Aufenthalt in Jena nur verlängerte, um fast jeden Abend in anregendstem Gespräche mit den Freunden zuzubringen. Willkommen war damals auch für Schiller, der lange Zeit fast gar nicht das Haus verließ, die Wiederanknüpfung des unliebsam unterbrochenen Familien- und Freundschaftsbandes mit seiner Schwägerin Karoline und ihrem nunmehrigen Gemahl Wilhelm von Wolzogen, der, inzwischen zur Diplomatie übergegangen, sein Amt als würtembergischer Legationsrat aufgegeben hatte und jetzt vor der französischen Invasion nach Thüringen ausweichend bei dem Herzog von Weimar eine Anstellung suchte, die er denn auch mit der Ernennung zum Geheimrat erhielt.

Dem liebgewohnten Verkehr entzog sich Goethe im nächsten Sommer durch eine Reise auf mehrere Monate und würde zu Schillers großem Mißvergnügen ihm weit länger gefehlt haben, wenn nicht seinem noch einmal erwachten Trieb in die Ferne der Einfluß der Kriegsunruhen hindernd in den Weg getreten wäre. Schon seit geraumer Zeit hatte er sich zu einer dritten Wallfahrt nach Italien vorbereitet, wo er in Gemeinschaft mit seinem vorausgegangenen Kunstberater Heinrich Meyer das früher Versäumte namentlich in Florenz nachzuholen gedachte. Allein die unsicheren politischen Zustände machten ihn bedenklich, und da auch Meyer bereits nach der Schweiz zurückgekehrt war, so traf er dort mit ihm zu längerem Aufenthalt zusammen, vergnügte sich an des Freundes belehrenden Kunstgesprächen wie an den erhabenen Naturscenen in dessen Heimat und brachte ihn Ende November wieder mit sich nach Weimar. Die Gelegenheit der Hinreise über

Frankfurt hatte Goethe benutzt, um Christiane und seinen jetzt siebenjährigen August der Mutter zum Besuch ins Haus zu bringen, die denn auch nicht nur ihn selbst nach so langer Trennung, sondern auch Enkel und Schwiegertochter, deren sie zum erstenmal ansichtig wurde, mit heller Freude willkommen hieß. Wie großes Gefallen das mütterliche Herz der Frau Rat an Christianens ihr ähnlichem, heiter gesundem Wesen gefunden, zeigt gleich der erste der von nun an zahlreich zwischen ihnen gewechselten Briefe, den sie der eben Heimgereisten nach Weimar schrieb:

„Den 24ten August 1797.

Liebe Freundin!

Das Vergnügen so ich in Ihrem Lieben traulichen Umgang genoßen macht mich noch immer froh — und ich bin meinem Sohn vielen Dank schuldig daß Er mir solches zu verschaffen die Güte hat haben wollen. So kurtz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und herzlich war sie doch — und die Hoffnung Ihnen meine Liebe einst auf längre Zeit bey mir hir zu sehen erfreut mich zum voraus — Da wir nun einander kennen; so wird die Zukunft immer vergnügter und beßer vor uns werden — behalten Sie mich in Liebevollem Andenken — und von meiner seite glauben Sie das nehmliche...

dero treue Freundin und Mutter

Elisabetha Goethe."

Solche herzhafte mütterliche Anerkennung seines ehelichen Verhältnisses empfand Goethe um so wohlthuender, als die Zurückhaltung und der Klatsch der weimarischen Gesellschaft ihn mitunter doch verstimmend berührten und selbst Schiller bei einem gelegentlichen Aufenthalt in Weimar sein Anerbieten, den mitgebrachten kleinen Karl in seinem Hause zu beherbergen, aus Rücksicht auf die Frauen höflich abgelehnt hatte. Auf die Treue seiner eigenen Gesinnung gegen Christiane konnte das freilich keinen Einfluß gewinnen, vielmehr hatte er noch jüngst wie in der Elegie „Hermann und Dorothea", so in einer zweiten: „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen" davon öffentlich unverkennbares Zeugnis abgelegt. Nicht minder darf man eine solche Beziehung in einer dritten Elegie „Amyntas" vermuten, welche auf der Schweizerreise der Anblick eines von Epheu umwundenen Apfelbaumes in ihm hervorrief.

Die Erörterung über Wesen, Arten und Stoffe der Poesie wurde während der Trennung zwischen den Freunden nicht ausgesetzt. Goethes von jeher auf der Wanderschaft besonders schaffensfrohe Phantasie geriet sogar auf ein neues poetisches Genre: Gespräche in Liedern, eine lyrisch-dramatische Steigerung der Balladenform, welche die erzählende Exposition entbehrlich

machte. Noch während der Reise gelangen ihm drei solcher Musterstücke: „Junggesell und Mühlbach", „Der Edelknabe und die Müllerin", „Der Müllerin Reue", und nach der Heimkehr wurde ein viertes „Der Müllerin Verrat" angeschlossen, so daß sie miteinander in einem inneren Zusammenhang standen und zusammen einen kleinen Roman ausmachten. Auch einen bedeutenden Stoff zu einer großen Dichtung brachte Goethe aus dem Lande der Freiheit mit: die Sage von Wilhelm Tell. Sie schien ihm zu einem Epos geeignet. Allein, wie schon öfter, erkaltete seine Lust daran in dem Maße, als er sich in Mitteilungen darüber erging. Den fallen gelassenen Gegenstand griff Schillers entzündete Phantasie auf und gestaltete nachmals aus ihm jenes mächtige Drama, zu dessen echtfarbigem Lokalcharakter er, wenn auch keine Einzelheiten, so doch die anregende Stimmung aus des Freundes eindrucksvollen Schilderungen von Land und Leuten empfangen hatte.

Goethes epische Muse wandte sich statt dessen einem anderen Helden zu, der seiner Richtung zum klassischen Griechentum näher stand. Der deutsche „Homeride" schickte sich an, seine Kunst auf dem eigensten Gebiet homerischer Dichtung zu erproben. Er fand, daß zwischen der „Ilias" und der „Odyssee" ein tragischer Stoff liege, der wegen seiner Breite einer epischen Behandlung fähig sei: das Lebensende des Achilles mit seinen Umgebungen, und so entschloß er sich, diese Lücke durch ein selbständiges Werk auszufüllen. Was er in Italien als das höchste Kunstprincip der griechischen Plastik erkannt hatte, daß ihre Götterbilder sich zu einem vollendeten Kreis erhöhter Menschentypen zusammenschlossen, das suchte er in der „Achilleis" dichterisch zu erreichen, indem er nach dem Beispiel Homers um den Helden alle personifizierten Mächte des Olymps versammelte, jedoch aus seiner Phantasie wiedergeboren und der fortgeschrittenen Menschheit gemäß mit sittlichem Wesen erfüllt. Indes kam er über den ersten Gesang nicht hinaus und ließ es für immer bei diesem Bruchstück bewenden, da er mit der Zeit wohl einsehen mochte, daß die griechische Götterwelt als lebendiger Grund einer ernsten, bedeutenden Handlung trotz aller vollendeten Kunst dem modernen Empfinden fremd bleiben mußte. Daneben fuhr er fort, sich kleinerer antiker Formen zu gefälligem Scherz zu bedienen, und neckte im Musenalamanach auf 1799 die Welt mit den „Weissagungen des Bakis," einer Sammlung von rätselhaften Orakelsprüchen mit versteckten Beziehungen auf Anschauungen und Erscheinungen der Zeit, welche aufzuklären er selbst sich niemals herbeigelassen hat.

Schloß Goethe diese epigrammatischen Gebilde durch ihre Distichenform an die Xenien an, so hatte er noch während des Balladenjahrs in ähnlichem Sinn, aber moderner Form einen Schwarm mit kurzen Reimzeilen beflügelter Stachelinsekten ausschlüpfen lassen und unter dem Titel „Oberons und Titanias

goldene Hochzeit" versammelt, die ursprünglich für den Musenalmanach auf 1798 bestimmt waren, jedoch aus friedfertiger Vorsicht dort nicht aufgenommen, sondern als „Intermezzo" dem „Faust" eingefügt wurden.

Von diesem lange mit Spannung erwarteten Werke hatte der Dichter 1790 im siebenten Band seiner gesammelten Schriften ein „Fragment" gegeben, das nur bis zum Schluß der Domscene reichte, aber auch in und zwischen den vorhergehenden Scenen zahlreiche Lücken aufwies. Das große Publikum wußte mit den Bruchstücken, die äußerlich kaum einen notdürftigen Zusammenhang boten, nicht zurechtzukommen; nur auserlesene Geister fühlten das mächtige Leben der Schöpfung und wurden auf ihre Vollendung um so begieriger. Schiller, kurz nachdem er Goethes Vertrauen gewonnen, schrieb an ihn (29. November 1794): „Aber mit nicht weniger Verlangen würde ich die Bruchstücke von Ihrem Faust, die noch nicht gedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir das, was ich von diesen Stücken gelesen, der Torso des Hercules ist. Es herrscht in diesen Scenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin athmet, so weit als möglich verfolgen." Goethe hatte damals darauf geantwortet (2. Dezember 1794): „Von Faust kann ich jetzt nichts mittheilen, ich wage nicht das Packet aufzuschnüren, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich in mir keinen Muth. Kann mich künftig etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Teilnahme." Drei Jahre später, als ihn „das Balladenstudium wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht", überraschte er denn in der That den Freund mit der Nachricht, daß er sich zur Fortsetzung des Werkes entschlossen habe. Er erörterte mit ihm die ganze Idee, löste das schon Gedruckte wieder auf, verteilte es mit dem seither fertig Gewordenen und Erfundenen und entwarf ein übersichtliches Schema für die Ausführung. Auch bezeichnete er schon dichterisch durch den „Prolog im Himmel" und das „Vorspiel auf dem Theater" die ganze Weite des Plans nebst dem letzten Ziel und versetzte sich mit der „Zueignung" in die Stimmung jener drangvollen Jugendzeit zurück, aus welcher die Dichtung entsprungen.

Der Antritt der Schweizerreise hatte dann die weitere Arbeit unterbrochen. Nach der Rückkehr nahm sie der Dichter wieder auf, suchte einzelne Teile weiter auszuführen, die Lücken des Vorhandenen allmählich zu füllen und einige in Prosa geschriebene Scenen durch Umgießung in Reimverse mit dem übrigen in Einklang zu bringen. Allein auch jetzt rückte er damit nicht weit vor, da neben seinen sonstigen dichterischen Erzeugnissen wissenschaftliche Bestrebungen, künstlerische Interessen, Hoffestlichkeiten und amtliche Obliegenheiten ihn zu sehr abzogen: die Übernahme der Universitätsbibliothek

in Jena nach dem Tode des bisherigen Verwalters, ein längeres Gastspiel Ifflands, der neue Schloßbau und Umbau des Theaters, die Ausarbeitung der Farbenlehre, die Herausgabe der „Propyläen“, einer mit Heinrich Meyer unternommenen Zeitschrift für Kunst, die damit zu verbindende Einrichtung von Preisaufgaben für bildende Künstler und einer regelmäßig wiederkehrenden Ausstellung ihrer Werke. Zum Überfluß lud er sich noch neue Sorgen auf durch den Ankauf eines Freigutes, Oberroßla am Ufer der Ilm, angeregt durch den Reiz des Landlebens und das Beispiel Wielands, der im vorigen Jahre nur eine Stunde entfernt auf dem von ihm erstandenen Rittergut Oßmannstedt seinen ständigen Wohnsitz genommen hatte. Die Freude an solchem Besitz währte bei Goethe nicht lange, da er viele Ausgaben verursachte und dem Eigner, der ihn nicht selbst verwalten konnte, nichts als die Annehmlichkeit gelegentlichen kurzen Landaufenthalts gewährte. Der erste Pächter vernachlässigte das Gut, zahlte nicht und mußte ausgeklagt werden; der zweite verstand seine Sache wohl und legte Verbesserungen und Verschönerungen an, die aber nur neue Kosten eintrugen, so daß Goethe nach fünf Jahren froh war, an ihn sich des Gutes ohne eigenen Schaden wieder entledigen zu können.

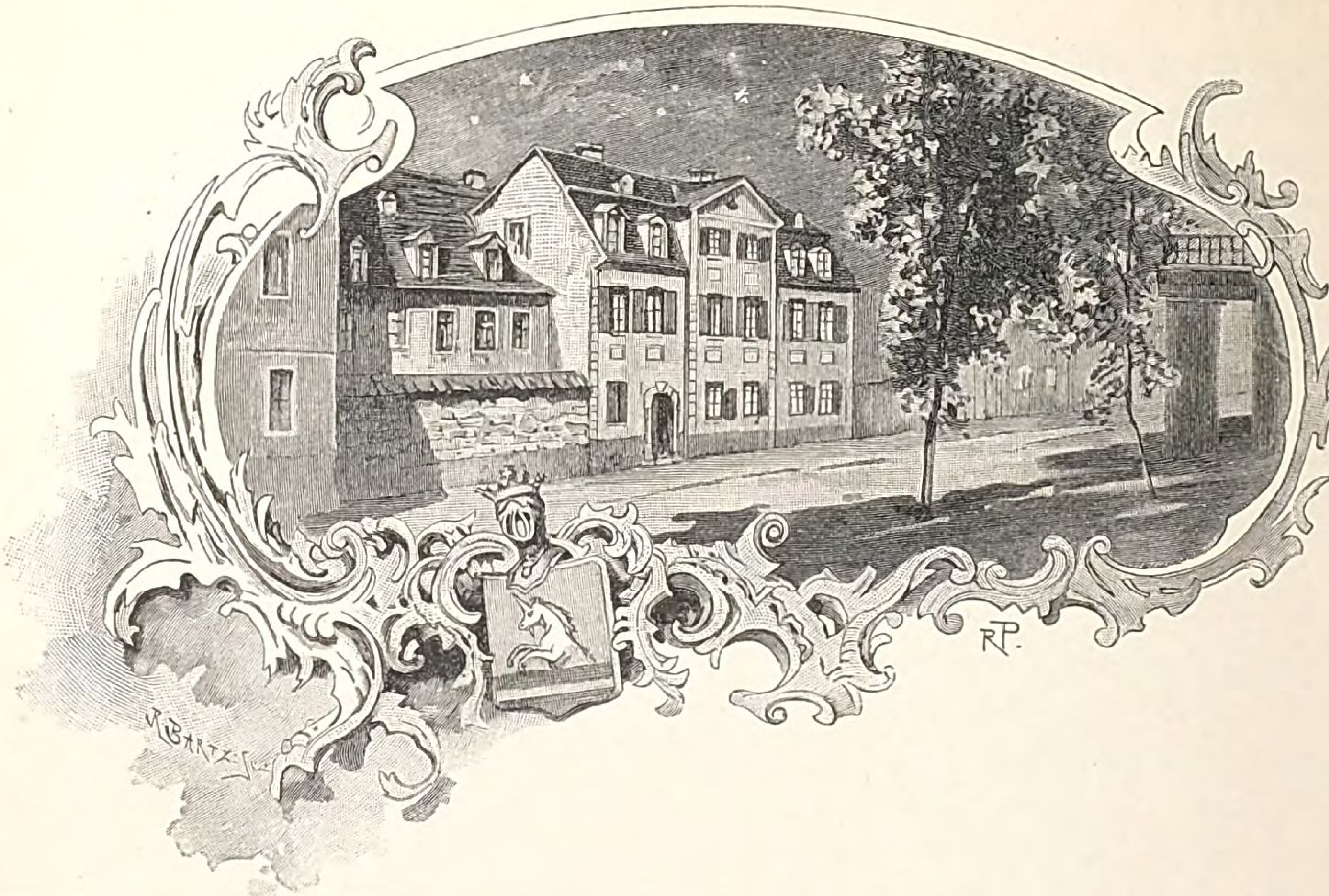
Schiller hatte ebenfalls schon im Frühjahr 1797 einen, wenn auch bescheideneren Grundbesitz erworben: einen anmutigen Garten mit Wohnung vor den Thoren Jenas im Leutragrunde, wo er während der Sommermonate dieses und der beiden folgenden Jahre seinen Aufenthalt nahm, freilich nicht blos, um die Annehmlichkeiten der schönen Jahreszeit freier zu genießen, sondern noch mehr, um sich seiner Arbeit desto ungestörter widmen zu können. Zu diesem Zwecke ließ er sich sogar am Ende des Gartens, weit abgesondert von dem Wohngebäude, damit er das Knarren der Wirtschaft nicht höre, ein neues Häuschen bauen, dessen Fenster ihm einen schönen Ausblick in die weite Landschaft gewährten. Hier und des Winters notgedrungen in seiner Stadtwohnung konnte er sich, ungleich seinem vielbeschäftigten und vielzerstreuten Freunde, neben den kleineren dichterischen Arbeiten an die stetige Förderung seines großen Dramas halten, nur unterbrochen von wiederholten längeren Besuchen in Weimar, zu denen ihn das Bedürfnis anschaulicher Theatereindrücke und die Einübung seiner nun rasch nacheinander vollendeten Trilogie nötigten.

Am 12. Oktober 1798 wurde das neuerbaute Theater mit „Wallensteins Lager“ und dem eigens von Schiller dazu verfaßten Prolog eröffnet. Am 30. Januar 1799, zum Geburtstag der Herzogin, folgten „Die Piccolomini“ und schon am 20. April, nachdem wenige Tage vorher die beiden anderen Teile wiederholt waren, „Wallensteins Tod“. In Gemeinschaft mit Schiller hatte Goethe der Einübung und Ausstattung die liebevollste Sorgfalt zugewendet.

Die Dichtung und namentlich das Schlußstück als selbständige Tragödie hatte den großartigsten Erfolg wie in Weimar so auch bald darauf in Berlin, wo Iffland, seit 1796 zum Direktor des Nationaltheaters berufen, selbst den Wallenstein spielte, und auf allen größeren Bühnen Deutschlands, welche bereits seit Jahren begierig auf ein neues Drama Schillers gewartet hatten. Die Begeisterung der Zuschauer und das einstimmige Lob der öffentlichen Beurteiler galt fast noch mehr als dem künstlerischen Wert, dem echt deutschen Gehalt, der zum erstenmal wieder seit dem „Götz von Berlichingen" der Nation in solcher Reinheit und Stärke zur Anschauung kam. Im Buchhandel, wo das ganze Werk im nächsten Jahre erschien, wurde eine ungewöhnlich starke Auflage binnen wenigen Monaten vergriffen.

Für Schiller selbst hatte dies Gelingen die wichtigste innere Bedeutung. Er war jetzt endlich überzeugt, daß sein Beruf einzig die dramatische Dichtung sei, und er beschloß, nur ihr allein die nächsten sechs Jahre seines Lebens zu widmen. Er hat den Beschluß gehalten, und diese sechs Jahre waren der ganze Bestand seines noch übrigen Lebens. Zugleich mit diesem Vorsatz ging ihm aber auch die Notwendigkeit auf, seinen Wohnsitz, wenigstens für die Wintermonate, von Jena nach Weimar zu verlegen, wo die unmittelbaren Beziehungen zum Theater und die Möglichkeit des stetigen Verkehrs mit Goethe seinen zukünftigen Arbeiten wie seiner ganzen geistigen Verfassung unschätzbare Vorteile gewährten. Von der Universität war er ohnedies schon seit längerer Zeit völlig losgelöst. Vorlesungen hielt er nicht mehr, obwohl er noch am 16. März 1798 Ehren halber zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden war, und die Verbindung mit den Personen und Hilfsmitteln der gelehrten Anstalt verlor ihren Wert, seitdem er seine fachwissenschaftlichen Studien und die damit zusammenhängenden schriftstellerischen Unternehmungen zu Gunsten dichterischen Schaffens aufzugeben gewillt war. Sobald Goethe von seines Freundes Absicht erfuhr, erklärte er sich mit Freuden bereit, zur Ausführung das Seinige beizutragen, mietete für ihn eine passende Wohnung, die Frau von Kalb gerade aufgab, gleich auf mehrere Jahre und bestimmte ihn, völlig nach Weimar überzusiedeln, zu welchem Zweck auch der Herzog auf eine Eingabe Schillers diesem eine jährliche Zulage von zweihundert Thalern nebst einigen anderen Erleichterungen bewilligte. Zuvor jedoch hatte Schiller noch eine schwere häusliche Sorge zu bestehen. Lotte, nach der Geburt eines Töchterchens K a r o l i n e (11. Oktober), bei dessen Taufe auch Goethe, wenngleich nicht persönlich, Pate stand, verfiel in ein heftiges Nervenfieber, das erst ihr Leben, dann ihren Verstand bedrohte und sechs Wochen lang den zärtlichen Gatten wie die ganze Familie in der schmerzlichsten Spannung erhielt, bis endlich unter deren vereinter liebevollen Pflege die volle Wiedergenesung eintrat.

Um so eifriger betrieb nun Schiller die Übersiedelung, damit unter den erheiternden Eindrücken der neuen Umgebung Lottens von der Krankheit und sein eigener von der Aufregung angegriffener Geist sich leichter erhole. Anfang Dezember brachte er die Seinigen nach Weimar und richtete selbst mit seiner Schwägerin Karoline, während Lotte mit den Kindern bei Frau von Stein Aufnahme fand, die neue Wohnung ein, in welcher nach vierzehn Tagen die Familie zu erfreulichstem Behagen sich wieder vereinigte.



II.

Wie anders, als da Schiller vor zehn Jahren der halbdörflichen Residenz, unbeachtet und verstimmt, den Rücken wandte, um sich in akademischer Wissenschaft zu vergraben, erschien ihm Weimar jetzt, wo er wieder einzog, anerkannt als erster dramatischer Dichter Deutschlands, ganz wiedergewonnen seinem poetischen Beruf, von den höchsten gesellschaftlichen Kreisen gesucht, vom Herzog geschätzt, über die eingewohnten Geistesriesen hinausgewachsen, Goethes ebenbürtiger Genosse und in frei schaffender Thätigkeit mit ihm verbunden zur Heranbildung einer wahren Werkstätte höchster Darstellungskunst.

Das Theater war von jetzt ab der Mittelpunkt ihrer gemeinsamen Bestrebungen. An den praktischen Arbeiten, an der Vorbereitung, Ausstattung und Einübung der Stücke erhielt Schiller sein wohlgemessen Teil. Wie Goethe ihm schon im Jahre 1796 bei Gelegenheit von Ifflands erstem Gastspiel die Einrichtung seines „Egmont" für die Bühne völlig anvertraut hatte, so erbat er sich von ihm dieselbe Sorge für „Iphigenie", an der sich freilich nichts verändern ließ, und für Lessings „Nathan". Seinen „Götz" suchte er selbst durch mehrfache Bearbeitung der Bühne anzueignen, nicht zum Vorteil der ursprünglichen Dichtung. Nach einem wohlerwogenen Princip wurde neben den eigenen Schöpfungen und den bedeutenderen Er-

zeugnissen der deutschen Litteratur auch die Bearbeitung fremder Dramen in den Spielplan gezogen. Es galt, den reinen hohen Stil durch die Stücke vor allem in die Spielweise der Darsteller einzuführen.

Deutlichkeit, Maß, Schönheit, eine veredelte Natur war das Ziel, dem ihre Ausbildung zustrebte, und manches Stück, dessen innerer Wert solcher Anforderung nicht entsprach, wurde auch blos deshalb gewählt, weil es als formelles Übungsmittel jene Zwecke äußerlich fördern half. Zugleich galt es aber auch, eine mannichfaltige Reihe reiner Gattungen des Dramas zur Anschauung zu bringen und den Geschmack des Publikums zur Vielseitigkeit zu bilden. Den ausgesprochenen Vorzug behielt das klassische Altertum und was seinem Geiste sich annäherte oder annähern ließ. Von den Griechen entlehnte man Trauerspiele des Sophokles, von den Römern Lustspiele des Terenz, dessen „Brüder“ sogar nach dem Beispiele der antiken Bühne in Masken auftraten. Als eine Folge dieser Bestrebungen darf es wohl gelten, daß Schiller Gozzis Märchenspiel „Turandot“, mit seinen stehenden Charaktertypen eine moderne Fortsetzung jener Maskenkomödien, sich zu eigen machte und durch dichterische Vertiefung neu belebte. Von Shakespeare wurde „Julius Cäsar“ nach der neuen Übersetzung A. W. Schlegels und „Macbeth“ in Schillers Bearbeitung gegeben, jenes Stück dem Inhalt, dieses der einfachen, geschlossenen Form nach der Antike am meisten verwandt. Von dem Spanier Calderon, bisher nur dem Namen nach gekannt, nahm man „Das Leben ein Traum“ als eine ganz für sich bestehende Gattung. Das meiste mußten die Franzosen beisteuern, für die der Herzog eine besondere Vorliebe hatte und denen es zu gute kam, daß sie, freilich nur äußerlich, sich eng an die klassische Form anlehnten. So wurden denn Voltaires „Mahomet“ und „Tancred“ von Goethe, Racines „Phädra“ von Schiller in das nun geltende iambische Dramenversmaß übertragen. Andere Stücke von Racine und Corneille, von anderen Übersetzern der deutschen Bühne angeeignet, folgten nach. Auch zwei Muster französischer Lustspiele bequemte sich Schiller dem Herzoge zuliebe zu verdeutschen: „Der Neffe als Onkel“ und „Der Parasit“, beide von Picard. Aber auch dem jüngeren Nachwuchs deutscher Dichter wurde die weimarische Bühne geöffnet, zumal den Führern der neuen romantischen Schule, die damals noch Goethe als den Großmeister der Dichtung verehrten und mit ihren dramatischen Versuchen selber in den Spuren der Griechen wandelten. Freilich konnte weder A. W. Schlegels „Jon“ dem gleichnamigen Drama des Euripides den Rang ablaufen, noch Fr. Schlegels „Alarcos“ die Gunst der Zuschauer gewinnen. Ja Schiller, der die Proben leitete, sagte diesem Stück als einem „seltsamen Amalgam des Antiken und Neuestmodernen“ eine totale Niederlage voraus. Allein Goethe ließ sich durch Gelingen oder Nichtgelingen nach

außen gar nicht beeinflussen, da es ihm bei derartigen Versuchen hauptsächlich darum zu thun war, die den antiken Rhythmen nachgebildeten „äußerst obligaten" Silbenmaße sprechen zu lassen und sprechen zu hören. Neben solchen principiellen Kunstbestrebungen und persönlichen Liebhabereien bedurfte eine ständige Bühne zur täglichen Befriedigung des Publikums selbstverständlich noch der dramatischen Tageserzeugnisse, und wie Ifflands nüchtern moralischem Bürgertum mußte auch Kotzebues falscher Rührseligkeit und platten Späßen das Wort gegönnt werden.

Von all diesen theatralischen Bemühungen, welchen die beiden Freunde in engster Gemeinsamkeit sich widmeten, hatte Schiller für seine eigenen Schöpfungen den volleren Gewinn. Seine dramatische Kunst, auf dem Gipfel dichterischer Vollendung angelangt, entsprach nun, da er die Bühne beständig vor Augen hatte, auch den strengsten Anforderungen der Darstellung. Zur Konzentration des Inhalts gesellte sich die maßvolle Einschränkung der Form. Seine folgenden Stücke gingen auch im Umfang nicht über die Bedürfnisse eines Theaterabends hinaus. Die nächste Frucht seiner Übersiedelung war die Vollendung des Trauerspiels „Maria Stuart", das er bereits halbfertig aus Jena mitgebracht hatte. Gleich nachdem er die lastende Masse des „Wallenstein" abgewälzt, hatte sein freigewordener Schaffenstrieb unruhig sich nach einem neuen Stoff umgethan. Der Reiz des Gegensatzes, nach so scharfer Zügelung seiner schweifenden Phantasie, schärfte sein Verlangen nach einem frei erfundenen, von der Geschichte gänzlich unabhängigen, die menschliche Leidenschaft rein behandelnden Gegenstand. Während er vergeblich danach ausschaute und der alte Plan der „Malteser" seine Neigung nicht zu fesseln vermochte, geriet er auf das Schicksal der Maria Stuart, dessen Gestaltung ihm schon sechzehn Jahre früher vorgeschwebt hatte und nur dem „Don Carlos" zuliebe zurückgelegt worden war. Er machte sich an die Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth, und das Studium des Prozesses gab ihm großen Glauben an die Dankbarkeit des Stoffes, in welchem er gleich ein paar tragische Hauptmotive vorfand. Freilich war das doch auch wieder ein historischer Stoff mit einer Staatsaktion, aber er bot zugleich die Handhabe zur Umwandlung in einen rein menschlichen Vorgang, wie ihn Schiller sich wünschte. Er sah „eine Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen auf die Seite zu bringen und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen". Das war ihm um so willkommener, als er in dieser Art der Behandlung der Methode des Euripides folgen konnte, „welche in der vollständigen Darstellung des Zustandes besteht".

In der That beginnt denn auch das Stück sogleich mit der vollendeten Thatsache; Schuld und Schicksal liegen in der Vergangenheit und werden nur als Voraussetzung in den ersten Scenen, aber nicht durch Erzählung, sondern

durch den Gang der Handlung selbst mit meisterhafter Kunst zum Bewußtsein gebracht. Das Urteil ist gesprochen, es handelt sich nur noch um die Vollstreckung. Furcht und Hoffnung begleiten die Handlung vom ersten Schritt bis zur letzten Entscheidung und geben dann die Führung an das Mitleid ab. Nicht das Staatsinteresse giebt den Ausschlag, sondern der allzu menschliche Kampf zweier weiblicher Leidenschaften: gereizter Eifersucht und unterdrückten Stolzes. Mit fast mathematischer Symmetrie ist der Gegensatz der beiden Königinnen durch ihr ganzes Wesen durchgeführt und mit ihrem Zusammenstoß der Umschlag der Stimmung genau in die Mitte des Stückes gelegt. Gerade diese wichtigste Scene, den Angelpunkt des Ganzen, bildete Schiller mit der größten Freiheit der Erfindung. Die Situation ist nicht nur ganz unhistorisch, sondern auch, wie der Dichter in einem Brief an Goethe bekennt, „an sich selbst moralisch unmöglich", und sie wäre in der That nicht zu rechtfertigen, wenn Elisabeth als Herrscherin und Maria als verurteilte Gefangene einander gegenüberträten. Es ist der Triumph seiner Kunst, daß er es poetisch möglich gemacht hat, die beiden Gegnerinnen gleichsam als Privatpersonen in einem absichtsvollen Ungefähr zusammenzubringen: Maria in scheinbarer Freiheit und Elisabeth ihres Ranges entkleidet, nicht die staatskluge Königin, sondern die geschmeichelte Frau, nur von dem Stachel ihrer Eitelkeit getrieben. Er brauchte den Eindruck dieses persönlichen Zusammentreffens, und darum hielt er es für das Recht der Poesie, die Situation der Wirkung zuzubilden. Auch lehrte ihn das Beispiel der Griechen, die Poetik des Aristoteles und Lessings Dramaturgie, die er damals wieder eifrig studierte, daß in der Tragödie die Handlung der Zweck und die Charaktere nur das Mittel seien, sie in Bewegung zu setzen. Aufgabe des Dichters war es dann, durch ausreichende Motivierung auch das Unwahrscheinliche wahrscheinlich zu machen, und diese zu lösen, ist ihm unübertrefflich gelungen. Der Bau des Stückes ist von vollendeter Regelmäßigkeit, die Zeichnung der Charaktere von höchster Unparteilichkeit, der sentimentale Idealismus, im „Wallenstein" noch durch das Liebespaar vertreten, ist jetzt gänzlich geschwunden. Aber der aus dem Wesen der Charaktere entfernte Trieb macht sich jetzt in der Form des Ausdrucks geltend. Schiller beginnt an lyrischen Stellen sich mannichfaltiger Mittel des Wohlklangs zu bedienen. Abwechselnder Rhythmus und Reim, im „Wallenstein" nur erst in leiser Andeutung vorhanden, treten jetzt häufiger und in größerem Umfang auf. Auch hierin glaubte der Dichter dem Beispiel der Griechen zu folgen, indem er dem Drang seiner eigenen Natur nachgab.

Bis zum Tode Mortimers war das Stück noch in Jena vor dem Ende des Jahres 1799 geführt worden. Dann hinderten die Geschäfte des Umzugs, Gesellschaftspflichten, Krankheit und Ansprüche des Theaters die rasche

Förderung der Arbeit. Ihre Vollendung wurde endlich in der Einsamkeit des Schlosses Ettersburg erreicht, wohin sich Schiller Mitte Mai 1800 vor den Zerstreuungen Weimars auf vierzehn Tage gerettet hatte. Sogleich wurden die Vorbereitungen für das Theater in Angriff genommen, die Proben von dem Dichter selbst geleitet, und schon am zwölften Tage nach seiner Rückkehr, den 14. Juni 1800, fand die Aufführung statt „mit einem Succeß, wie er ihn nur wünschen konnte". Das genaue Eintreffen aller Wirkungen, die er sich vorgesetzt, gab ihm das Gefühl der Sicherheit, daß er „endlich anfange, sich des dramatischen Organs zu bemächtigen und sein Handwerk zu verstehen". Vor der Aufführung mußte Schiller noch zu seinem unmutigsten Verdruß die Scene des Abendmahls, damit sie keinen öffentlichen Anstoß errege, auf Wunsch des Herzogs dahin abändern, daß Melvil nur erst die Absicht aussprach, Priester zu werden und so die wirkliche Vornahme der heiligen Handlung auf der Bühne vermieden wurde, ohne daß doch ihr Sinn verloren ging.

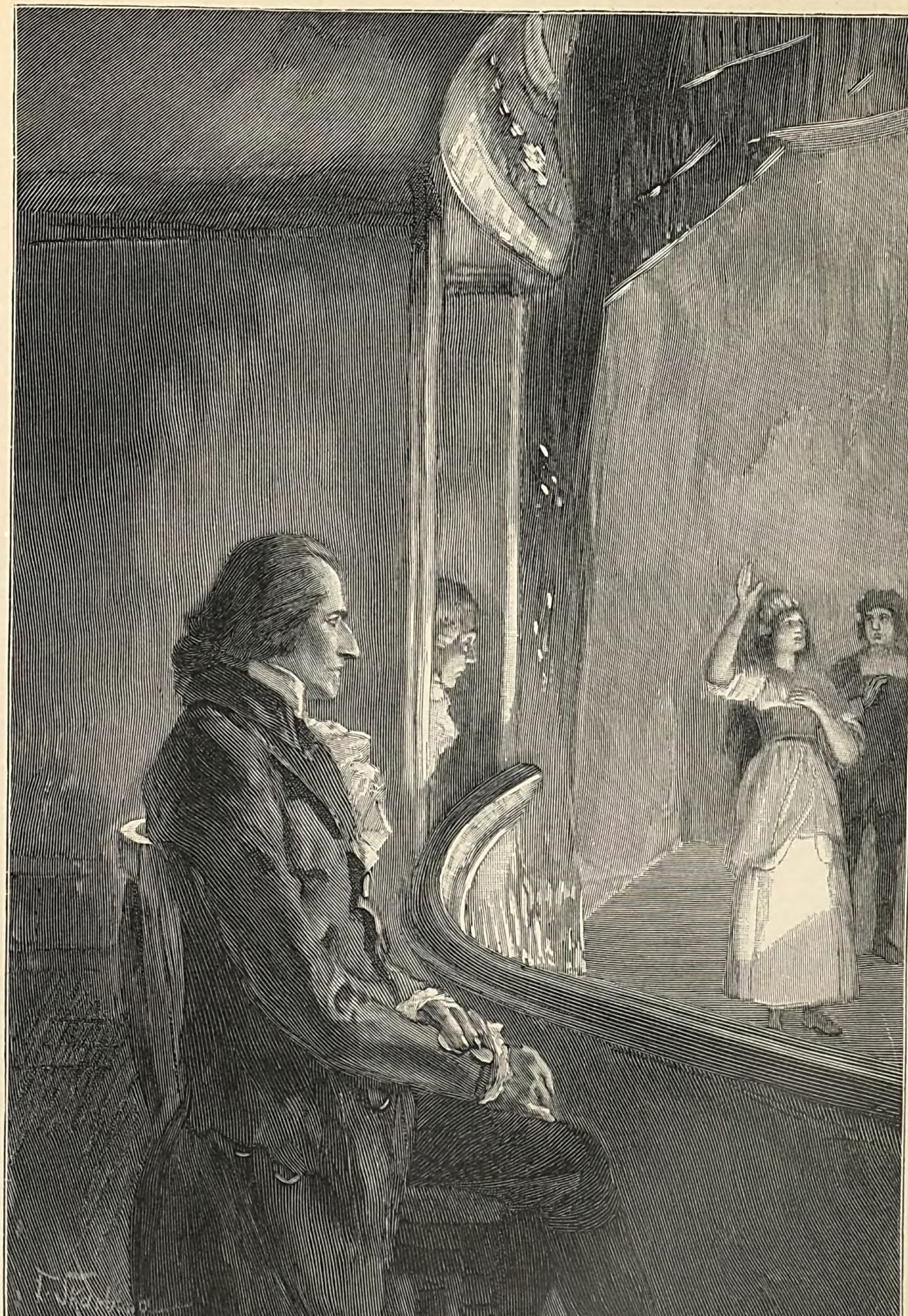
Noch während der Ausarbeitung der „Maria" war dem Dichter, ganz wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten, die Idee zu einer neuen Tragödie aufgestiegen, mit der er sich zwischendurch beschäftigte; denn es war ihm ein Bedürfnis, sobald er den Höhepunkt eines Stückes erreicht hatte, gleichsam zum Gegenhalt, in gewissen Stunden an ein neues denken zu können. Diesmal lieferte ihm dieselbe Quelle, die er zur „Maria" benutzte, den Stoff dazu aus der englischen Geschichte: das Schicksal des falschen Prätendenten Warbeck, der unter der Regierung Heinrichs VII. von dessen Gegnern für einen der beiden Söhne Eduards IV. ausgegeben wurde mit der Behauptung, daß er, glücklicher als sein Bruder, der von Richard III. befohlenen Ermordung auf eine merkwürdige Weise entgangen sei. Schiller wollte aus der Geschichte nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Hauptpersonen nehmen, die tragische Handlung aber, Charaktere und Motive mit völliger Freiheit hinzuerfinden. Nicht als ein gewöhnlicher Betrüger oder als ein bloßes Werkzeug seiner Gönner sollte der Prätendent auftreten, sondern als einer, der zu seiner Rolle geboren erscheine und selbst an sich glaube, so daß er nicht an dem Kampf der Parteien, sondern an einem höheren, rein menschlichen Konflikt zu Grunde gegangen wäre. Durch das reine Gelingen der „Maria Stuart" war Schiller jetzt zu der Überzeugung gelangt, daß diese Art Stoffe nicht blos den Vorteil des historischen Dramas mit dem erdichteten vereinigten, sondern auch der Eigenart seiner schaffenden Phantasie am besten zusagten. Indes legte er den „Warbeck" um anderer Pläne willen wiederholt zurück und gab ihn endlich nach mehreren Jahren ganz auf zu gunsten eines ähnlichen Prätendenten aus der russischen Geschichte, der dasselbe Motiv in großartigerer Weise darbot: des falschen Demetrius.

Zunächst aber sprang er nach Vollendung der „Maria Stuart“ zu einer ganz anderen Idee über, deren Stoff, in demselben Buch wie die Quelle zu seinem letzten Werk enthalten, ihn gerade um des inneren Antagonismus willen am meisten reizen mußte: die Geschichte der heldenmütigen Befreierin Frankreichs, Jeanne d'Arc. Sobald sich der Plan abgeklärt hatte, deutete er die Art seines neuen Werkes dem Freunde Körner vertraulich an (28. Juli 1800): „Das Mädchen von Orleans läßt sich in keinen so engen Schnürleib einzwängen als die Maria Stuart. Es wird zwar an Umfang der Bogen kleiner sein als dieses letztere Stück; aber die dramatische Handlung hat einen größeren Umfang und bewegt sich mit größerer Kühnheit und Freiheit. Jeder Stoff will seine eigene Form, und die Kunst besteht darin, die ihm anpassende zu finden. Die Idee eines Trauerspiels muß immer beweglich und werdend sein, und nur virtualiter in hundert und tausend möglichen Formen sich darstellen.“ In der That bildet denn zu „Maria Stuart“, wie in Schauplatz und Zeit, so in Handlung und Charakter, Stimmung und Bau „Die Jungfrau von Orleans“ einen merkwürdigen Gegensatz. Dort enge Hofintrigue, hier das weite Schlachtfeld; dort Unterdrückung eines Herrscheranspruchs, hier Befreiung des Vaterlandes; dort eine sündhafte Königin, vom Throne gestoßen und durch Leiden geläutert, hier ein unschuldiges Mädchen aus dem Volke, durch Heldenthat erhoben und zur Heiligen verklärt; dort irdische Leidenschaft, hier himmlische Begeisterung; dort scharfes Tageslicht der Vernunft, hier holder Dämmerschein des Gefühls mit Ahnung, Vorbedeutung, Wunderstimmen und Geistererscheinungen; dort knappe Beschränkung auf den gegenwärtigen Vorgang, hier ausgreifende Exposition, die eines besonderen Vorspiels bedurfte, um sich genug zu thun. War der Zwist der Königinnen mit bewußter Absicht der klassischen Methode des Euripides nachgebildet, so folgt die romantische Verherrlichung der Schäferin keinem bestimmten Muster und erinnert an die Griechen nur durch die innige Verschmelzung einer göttlichen Macht mit dem menschlichen Geschick, durch die schlichte Art der Charakteristik und durch den mannichfaltigeren Gebrauch rhythmischen Ausdrucks.

Sieben Monate war Schiller mit hastigem Eifer am Werk, vielfach gestört aber nicht abgelenkt durch geringere Arbeitspflichten, Theatergeschäfte, eine Erkrankung Goethes und gesellschaftliche Zerstreuung. Dieser zu entgehen, flüchtete er sich vergeblich beim Herannahen des Frühjahrs auf vier Wochen nach seiner Gartenbesitzung bei Jena, die auch schon zu Ostern an einen anderen Eigentümer überging. Nach seiner Rückkehr spannte er noch alle seine Kraft bis zur Erschöpfung an, um mit dem Stück, das er dem Buchhändler Unger bereits zum Verlag als Taschenbuch für ein bedeutendes Honorar verkauft hatte, bis Ende April völlig zu stande zu kommen. Goethe, dem während

der Arbeit die ersten drei Akte schon bekannt geworden, fand nun das fertige Ganze „so brav, gut und schön, daß er ihm nichts zu vergleichen wüßte". Die Aufführung sollte sogleich vorbereitet werden. Aber der Herzog setzte ihr ein unvermutetes Hindernis entgegen. Unter dem Vorwande, die dichterische Schönheit des Stückes würde durch die Darstellung nur geschädigt werden, gab er Goethe seine Abneigung dagegen zu erkennen und bestimmte die Schauspielerin Jagemann, die Rolle der Johanna, welche ihr zufallen mußte, abzulehnen. Der eigentliche Grund mochte wohl der sein, daß es ihm unbehaglich war, diese Dame, die zu ihm in einem offenkundigen zärtlichen Verhältnis stand, durch ihr Auftreten als Jungfrau spöttischen Bemerkungen auszusetzen. Schiller tröstete sich leicht über diese Enttäuschung, da die größten Bühnen Deutschlands sich sogleich um die Aufführung des Stückes bewarben. Die erste fand in Leipzig am 17. September 1801 statt in Gegenwart des Dichters, der auf der Rückkehr von Loschwitz und Dresden, wo er mit seiner Familie sechs Wochen lang im innigsten Verkehr mit Körner geweilt hatte, bei dieser Gelegenheit in der begeisterten Aufnahme seines daheim verschmähten Werkes die schönste Genugthuung erlebte. Erst zwei Jahre später kam „Die Jungfrau" auch in Weimar auf die Bühne und wurde auch hier, obwohl in der Person einer Darstellerin zweiten Ranges, das Entzücken der Zuschauer.

Zu derselben Zeit, in welcher Schiller dazu gelangt war, seine ganze Kraft auf den Mittelpunkt seiner Begabung, das Drama, zu sammeln, zeigte sich Goethe zur Stetigkeit an einer großen Schöpfung wenig gestimmt und zerteilte seine Thätigkeit nach den verschiedensten Richtungen zwischen Kunst, Wissenschaft, Gelegenheitsdichtung und Geschäften. Für die „Propyläen" entwickelte er unter wesentlicher Beteiligung Schillers künstlerische Ansichten und Urteile in einer Anzahl von Briefen und Gesprächen, durch einen erzählenden Faden verbunden und zusammengefaßt unter dem Titel „Der Sammler und die Seinigen". Für den Cottaschen Damenalmanach schrieb er als Gegenbilder zu einigen Kupfern böser Weiber den geselligen Scherz „Die guten Frauen", der, ohne auf tieferen Gemüts- oder Geistesinhalt Anspruch zu machen, in gefälliger Form eine Reihe feiner Beobachtungen, lebenskluger Winke und leise ironischer Betrachtungen enthält. Zur Farbenlehre wurde die vollständige Übersicht hergestellt, für das Theater die Übersetzung der beiden Voltaireschen Dramen angefertigt, zum Geburtstag der Herzogin Amalia ein kleines Maskenfestspiel „Paläophron und Neoterpe" gedichtet, das im Gewande griechischer Allegorie und mit dem Wohllaut griechischer Versmaße an der Wende des Jahrhunderts die Altgesinnten und die Neuerungsfrohen zu Verträglichkeit und gegenseitiger Anerkennung mahnte. Auch den Lücken im „Faust" wandte Goethe sich wieder zu und begann, den Entwurf zur „Helena", der seit Frankfurt geruht hatte,



Die erste Aufführung der „Jungfrau von Orleans“.

als eine selbständige Episode auszuführen. Als er aber bedachte, wie diese klassische Erscheinung dem romantischen Werke einzufügen sei, zog ihn das Schöne in der Lage seiner Heldin so sehr an, „daß es ihn betrübte, wenn er es zunächst in eine Fratze verwandeln sollte". Schillers ermunterndem Zuspruch hatte er es zu verdanken, daß er sich entschloß, die Gestalt der Helena als Symbol der vollkommenen Schönheit aufzustellen, durch deren Besitz Faust den Übergang zum thätig freien Menschentum gewinnt.

Indes alle seine Arbeit erfuhr mit dem Beginn des Jahres 1801 eine jähe Unterbrechung. Aus den feuchten Räumen des alten Schlosses zu Jena mit einem heftigen, durch gewaltsame Mittel unterdrückten Katarrh zurückgekehrt, wurde Goethe am 3. Januar von dem grimmigen Wiederausbruch der Krankheit niedergeworfen, die den Bewußtlosen fünf Tage am Rande des Grabes hielt und alle seine Freunde in die tiefste Bestürzung versetzte.

Damals war es, daß Frau von Stein an ihren Sohn Fritz schrieb (12. Januar 1801): „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde. Es ist ein Krampfhusten und zugleich die Blatterrose; er kann in kein Bett und muß in einer immer stehenden Stellung erhalten werden, sonst will er ersticken .... Entweder meldet Dir mein Brief seine Besserung oder seinen Tod, ehe laß ich ihn nicht abgehen.

Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen."

Aber ihre wiedererwachte Teilnahme für den Kranken hinderte sie doch nicht, als sie zwei Tage darauf von seiner Besserung Nachricht gab, einen Tropfen Bitterkeit gegen dessen Pflegerin einfließen zu lassen: „... nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben, besonders weint er, wenn er den August sieht. Der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen. Der arme Junge dauert mich; er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter 17 Gläser Champagnerwein getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten."

Solchen Verunglimpfungen, die, wenn nicht auf böswilliger Erfindung, so doch jedenfalls auf höchlich übertreibendem Klatsch beruhten, war in der guten Gesellschaft diejenige ausgesetzt, die gerade in dieser schweren Zeit mehr als je sich „in unermüdlicher Thätigkeit gut, sorgfältig und liebevoll erwies". Hatte doch selbst Schiller noch kurz zuvor in demselben Briefe, in welchem er die hohen dichterischen und menschlichen Vorzüge seines Freundes gegen die Gräfin Schimmelmann rühmte, zugleich bedauernd hinzugefügt (23. November 1800): „Aber leider ist er durch einige falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Eheschen in ein Verhältniß ge-

rathen, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreiße drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist. Dies ist seine einzige Blöße, die aber niemand verletzt, als ihn selbst, und auch diese hängt mit einem sehr edlen Theil seines Charakters zusammen."

In der That, weit davon entfernt, einem Gedanken an Trennung, den heimlichen Wunsch seiner Freunde, Raum zu geben, bemühte Goethe sich vielmehr nach seiner völligen Genesung, die sich fast zwei Monate lang hinzog, der „lieben Kleinen, die ihm zugleich mit seinem August beim Wiedereintritt in das Leben viel Freude gemacht", auch der Gesellschaft gegenüber eine würdigere Stellung zu geben. Er ließ sich fortan auch öffentlich auf Spaziergängen und Ausfahrten mit ihr sehen und veranlaßte sie daheim, den zu Gast geladenen Damen des Hofkreises gegenüber die Pflichten der Hausfrau zu erfüllen. Dessenungeachtet bekräftigte er sie in ihrer Neigung zu harmlosen Vergnügungen, zumal dem Tanz, den sie über alles liebte, ohne die üble Nachrede zu scheuen, die sich auch daran hängte.

Im übrigen schien die Krankheit zugleich mit der heftigen Umwälzung in seinem Körper auch eine Krisis seines Gemüts hervorgerufen zu haben. Wie er selbst von allen Seiten die höchste menschliche Teilnahme erfahren hatte, so fing er wieder an, herzlicheren Anteil an den Menschen zu nehmen. Als Frau von Stein den Genesenden mit Lotte Schiller zum erstenmal wieder besuchte, bat er sie um ihre Freundschaft, „als ob er wieder in der Welt angekommen wäre". Seitdem nahm der Verkehr zwischen ihnen wieder eine unbefangenere Form an, nur daß Frau von Stein es noch immer möglichst vermied, Christianen zu begegnen; doch stellte sie sich endlich vom Jahre 1804 an regelmäßig jeden Donnerstag von elf bis ein Uhr bei dem alten Freunde ein, um seine Kunstsammlungen zu betrachten und sich seiner Unterhaltung zu erfreuen.

Goethe aber, der in den letzten Jahren darauf bedacht gewesen war, die Mauer, die er um sein Privatleben gezogen hatte, immer höher aufzurichten, begann jetzt, nachdem er seine Gesundheit durch eine Sommernachkur in Pyrmont gefestigt hatte, sein Haus der Geselligkeit wiederzueröffnen, veranstaltete bei sich Konzerte und Abendgesellschaften und stiftete ein Mittwochskränzchen von sieben Paaren, darunter auch Schillers und Wolzogens, in welchem nach altbeliebter Sitte jeder Teilnehmer mit der ihm zugeteilten Partnerin den Winter hindurch zusammenhielt und die ungezwungenste Heiterkeit durch Sang und Becherklang erhöht wurde. Dieser Veranlassung entstammen zum großen Teil Goethes „gesellige Lieder", so das „Stiftungslied", „Zum neuen Jahr", „Tischlied", denen in späteren Jahren bei ähnlichen Gelegenheiten noch mehrere, wie das volkstümlich gewordene „Ergo

bibamus“, sich anschlossen. Schiller, wenn seine Gesundheit ihm erlaubte, an dem Kränzchen teilzunehmen, steuerte gleichfalls manches Festlied bei, dem er mit seiner gedankenvollen Art einen „höhern Schwung“ zu geben dachte, so das „Punschlied“, „An die Freunde“, „An den Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris ging“; denn auch der Herzog, die Prinzen und Prinzessinnen waren eingeladen und erschienen wohl gelegentlich, ohne die allgemeine Lust zu stören. Nur dauerte diese nicht über den einen Winter hinaus, da durch einen bösen Geist ein Zwiespalt hervorgerufen wurde.

Kotzebue, seit kurzem nach seiner Vaterstadt Weimar zurückgekehrt, war als geadelter russischer Staatsrat am Hofe aufgenommen worden, hatte sich aber vergeblich bemüht, in den vertrauten Kreis Goethes einzudringen. Darüber erbittert, gründete er selbst ein Donnerstagskränzchen, für welches er einen Teil der Damen zu gewinnen verstand, und sprengte so die gemütliche Vereinigung. Damit nicht zufrieden, machte er Anstalten, die Geistesherrschaft seines großen Widersachers, der auch in Theaterangelegenheiten sein Selbstgefühl verletzt hatte, zu stürzen. Wie die Gebrüder Schlegel sich an Schiller für sein hartes Urteil über sie dadurch empfindlich zu rächen vermeinten, daß sie ihm gegenüber Goethe als den einzigen großen Dichter Deutschlands auf den Schild erhoben, so gedachte umgekehrt Kotzebue diesen durch eine öffentliche Verherrlichung Schillers zu kränken. Aber weder den einen noch dem anderen gelang es, den innigen Bund der Freunde, die der persönlichen Eitelkeit unzugänglich waren, durch so unehrliche Mittel zu trennen. Kotzebues Absicht war, im Stadthaus am 5. März 1802, als dem Namenstage Schillers, Gestalten aus dessen dramatischen Dichtungen einer zahlreichen, auserlesenen Gesellschaft vorzuführen. Als Kern der Darstellung sollte „Die Glocke“ deklamiert werden, der Guß dramatisch-plastisch vor sich gehen, und nachdem Kotzebue selbst als Meister im Schurzfell die Form zerschlagen, Schillers Büste daraus hervortreten. Schiller, zu seiner eigenen Verherrlichung eingeladen, konnte nicht umhin, zuzusagen, hatte jedoch Lust, sich im letzten Augenblicke krank zu melden. Als aber die Zimmerleute sich mit allem Gerät vor dem Stadthaus einfanden, versagte ihnen der Bürgermeister das Öffnen des Saales, weil dessen neuhergerichteteter Zierat durch das Aufschlagen einer Bühne gefährdet würde, und aus einem ähnlichen Grunde weigerte sich Heinrich Meyer als Konservator der Kunst die in der Bibliothek befindliche Gipsbüste Schillers von Dannecker, ein Geschenk des Meisters und die einzige, die in Weimar aufzutreiben war, herzugeben. So zerfiel der heimtückische Anschlag in sich selbst, und Schiller war froh, der ihm peinlichen Schaustellung ohne eigenes Zuthun überhoben zu sein. Kotzebue aber, voll Grimm über diesen Mißerfolg, nachdem er noch eine Weile bei Hofe vergeblich alle seine Künste gegen Goethe hatte spielen lassen, siedelte

nach Berlin über und ließ dort in seiner neugegründeten Zeitung „Der Freimütige" seinem Geifer freien Lauf.

Für den Ausfall der fragwürdigen Feier ward Schiller noch in demselben Jahre durch eine andere Auszeichnung entschädigt, die wenigstens in den Augen der Gesellschaft, mit der er lebte, immerhin noch einen höheren Wert hatte. Um ihm etwas besonders Angenehmes zu erweisen und seiner Frau den durch ihre bürgerliche Heirat verlorenen Zutritt zum Hof wieder zu eröffnen, an dem ihre Schwester als Gattin des erbprinzlichen Oberhofmeisters zu den Vornehmsten gehörte, erwirkte der Herzog Anfang September 1802 vom Kaiser die Adelung des Dichters. Dieser dachte über die „kahle Ehre," die ihn nur vermehrten Aufwand kostete, ungefähr ebenso wie seiner Zeit Goethe und äußerte sich, als ihm Brief und Wappen ausgefertigt war, in solchem Sinne gegen Körner (29. November 1802): „Für meine Frau hat die Sache einigen Vorteil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen, wie Weimar, ist es immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeschlossen ist; denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, wenn man in einer größern Stadt davon gar nichts gewahr wird."

Glücklicherweise gestaltete sich auch Schillers materielle Lage immer günstiger, so daß er in dieser Richtung wenigstens von seiner Standeserhöhung keine Verlegenheiten zu befürchten brauchte. Von den Honoraren für seine Stücke und Schriften konnte er manche Sparsumme beiseite legen; der Koadjutor von Dalberg, durch den Tod des alten Kurfürsten von Mainz endlich zur langersehnten Würde gelangt, wenn auch durch Napoleon in seinem Land geschmälert, sandte dem schwärmerisch verehrten Manne anonym zu wiederholtenmalen ansehnliche Geldbeträge, und zwei Jahre später ließ sich auch der Herzog herbei, die ihm ausgesetzte Pension auf achthundert Thaler zu erhöhen. Schiller hatte denn auch seit einiger Zeit sein Leben behaglicher eingerichtet und sogar, einem langgehegten Wunsch nachgebend, ein eigenes Haus auf der Esplanade angekauft, in das er am 29. April 1802 einzog. Doch wie mehrfach in seinem Leben durch einen sonderbaren Zufall freudige und schmerzliche Schicksale sich verflochten, so traf ihn bald darauf die Kunde aus der Heimat, daß an demselben Tage seine Mutter gestorben war, treulich gepflegt im Hause seiner Schwester Louise, die seit dem Jahre 1799 mit dem Pfarrer Joh. Gottlieb Frankh in Clever-Sulzbach verheiratet war.

Noch war Schiller seit Vollendung der „Jungfrau von Orleans" zu keiner neuen größeren Arbeit gelangt. Auch in der neuen Wohnung ließ ihn vorerst die Unruhe der Einrichtung nicht zu einem bestimmten Entschluß

kommen. Wie gewöhnlich stritten in seiner Seele zwei vorgeschrittene Pläne um den Vorrang der Ausführung. Der eine, dem letzten Stück dem Stoffe nach verwandt, der Vaterlandsbefreier „Wilhelm Tell“, zog ihn eine Weile mächtig an; aber wieder nach einem geheimen Trieb des Gegensatzes drängte diesen der andere, grundverschiedene zurück, der dem noch nicht erschöpften Drang zur Antike erst völlig Genüge thun sollte: das alte Thema der „feindlichen Brüder“ in erneuerter Gestalt unter dem Titel „Die Braut von Messina“.

Hatte Schiller in der „Jungfrau von Orleans“ sich von der Form der griechischen Tragödie entfernt, so fühlte er um so mehr das Bedürfnis, ihr wieder einen Schritt näher zu treten und, wie früher in der „Maria Stuart“ der Methode des Euripides, so jetzt noch strenger dem Muster des Äschylus nachzueifern. Zuerst hatte er dabei die „Malteser“ im Sinne, zu denen er das meiste bereits reiflich ausgedacht und beisammen hatte; aber es fehlte ihm noch an derjenigen dramatischen That, auf welche die Handlung zueilt und durch die sie gelöst wird, und das war gerade die Hauptsache. Auch sonst in der Geschichte hatte er vergebens nach dem Stoff einer einfachen Handlung gesucht, die zu seinem Zweck tauglich wäre. Er entschloß sich deshalb, seine Phantasie frei walten zu lassen. Er meinte, „man müsse eine tragische Familie erfinden, ähnlich der des Atreus und Laius, durch die sich eine Verkettung von Unglück fortzöge“. In das griechische Altertum selbst konnte und wollte er eine solche erfundene Familie nicht hineinstellen, vielmehr dachte er einen Augenblick sogar an die nächste Gegenwart. „Am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glückes hinabgestürzt, und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die obere Bahn leicht verwirren könne, sei der passendste Platz für ein solches Gemälde des Menschengeschicks in seiner Allgemeinheit.“ Das Tragische des Stückes sollte darin bestehen, daß die Verkettung des Unglücks, die Schuld, aus der sich neue Schuld gebiert, in der Vergangenheit verborgen, unabänderlich feststeht und daß die Handlung, je mehr sie sich von der Enthüllung und dem drohenden Übel zu entfernen scheint, um so sicherer darauf zuschreitet. Das Mittel dazu konnte, nach dem Beispiel der Alten, nur die trügende Wahrsagung, das Orakel, geben, und aus dessen Erfüllung entstand mit dem Schein des Unausweichlichen der Begriff des Schicksals, das aber nichtsdestoweniger sich nur als das notwendige Ergebnis aus der freien That des Menschen darstellt.

Ein solcher Geist war mit den modernen Anschauungen der aufgeklärten Revolutionszeit nicht zu vereinigen, sondern mußte, um glaubhaft und wirksam zu erscheinen, aus dem Boden einer romantischen Periode hervorwachsen, in welcher Aberglaube und Schicksalsidee sich mit dem Gefühl sittlicher Verantwortung ver-

banden. Es galt, zur frei erfundenen Handlung auch einen passenden historischen Hintergrund zu erfinden. Als solcher bot sich die Zeit der Kreuzzüge, wo morgenländische und abendländische Völker, ritterliche und geistliche Sitten, heidnische und kirchliche Kultur sich eng berührten, und als Schauplatz Messina unter den normannischen Eroberern, wo selbstherrliche Abenteuerlust und kriegerischer Thatendrang der Phantasie freien Spielraum gaben, „wo das Christentum zwar die herrschende Religion war, aber das griechische Fabelwesen noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Städte selbst, welche von den Griechen gegründet waren, lebendig fortwirkte und der Märchenglaube, sowie das Zauberwesen an die maurische Religion sich anschloß". Dadurch erhielt das Stück einen ganz neuen, farbigen, internationalen Charakter, der durchaus nicht als eine Nachahmung des griechischen angesehen werden kann.

In der Form freilich schloß sich Schiller an das griechische Vorbild hier aufs engste an, zumal durch die Einführung des Chors, dessen Gebrauch in der Tragödie zu rechtfertigen, er seinem Stück sogar eine besondere Abhandlung vorsetzte. War dies aber die äußerste Grenze seiner Anpassung an den reinen griechischen Kunststil, so traf es doch zugleich auf eine merkwürdige Weise mit den Bedürfnissen seiner eigenen dichterischen Natur zusammen. Schillers Trieb zur Ausbreitung und Massenentfaltung, der auch sonst nicht blos in seinen früheren Dramen, sondern selbst in Gedichten hervortritt, konnte sich hier in völlig künstlerischem Sinn ein Genüge thun, indem er die umgebende Menge, das Volk, die öffentliche Meinung als verkörperte Idee einer Gesamtpersönlichkeit an der ganzen Handlung teilnehmen ließ und ihren abgeschlossenen Kreis zum Bilde der Welt erweiterte. Zugleich war ihm der Chor ein höchst willkommenes Auskunftsmittel, die zurückgedrängte lyrische Empfindung und gedankenvolle Betrachtung, die bisher immer noch stellenweise in den handelnden Personen hervorgebrochen war, aus diesen rein abzusondern und ihnen als ein selbständig berechtigtes Element, mit dem höchsten Glanz und Schwung des Ausdrucks geschmückt, gegenüberzustellen. Daß der Chor die Spielbarkeit des Stückes auf der modernen Bühne vereitelte, solange ihm die Bindung der Masse durch Musik zu einem einheitlichen Organ fehlte, war dem Dichter durchaus nicht entgangen; denn an ein gemeinsames Sprechen umfangreicher und kunstreich gegliederter rhythmischer Strophen war nicht zu denken. Auch meinte Schiller, möchte es für das Theater keine Spekulation sein, weil die Ausführung der an sich wohl theatralischen Handlung durchaus zu lyrisch für den gemeinen Zweck und für das Talent gemeiner Schauspieler zu antik sei. Aber nachdem er durch eine Vorlesung des Stückes in einer „sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern"

eine große und einmütige Wirkung erzielt, gewann er etwas mehr Hoffnung, es samt dem Chor auf die Bühne zu bringen. Zu diesem Zweck sah er sich jedoch genötigt, aus der Masse sechs Führer auszulösen und die Gesamtreden, ohne daß an den Worten das geringste geändert wurde, an diese einzelnen zu verteilen, die nun aber physiognomisch sich nicht weiter unterschieden und, indem sie die Grundidee des Chors wieder aufhoben, doch selbst keine wirklichen Persönlichkeiten mehr darstellen konnten. Freilich waren auch die aus dieser allgemeinen Umgebung herausgehobenen eigentlichen Hauptpersonen nur in großen, für die Handlung wesentlichen Zügen gehalten und hatten kaum mehr als einen Gattungscharakter, so daß das Ganze wie zu einem reinen mächtigen Accord zusammenstimmte.

Als das bis Ende Januar 1803 vollendete Werk am 19. März in Weimar zum erstenmal aufgeführt wurde, war der Eindruck bedeutend und ungewöhnlich stark, zumal auf den jüngeren Teil des Publikums. Schiller selbst sagte von sich, daß er in der Vorstellung der „Braut von Messina" zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen habe, und Goethe meinte, der theatralische Boden sei durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden.

Vierzehn Tage darauf, am 2. April, kam von Goethe selbst ein neues Stück auf die Bühne, das er während des verflossenen Jahres in tiefster Heimlichkeit und seit den letzten drei Monaten auch äußerlich abgeschlossen von aller Welt vollendet hatte: „Die natürliche Tochter." Das Werk, von dem auch Schiller während der Entstehung nichts als den Titel und das Personenverzeichnis erfahren hatte, stand zu dessen eigener Schöpfung doch in einem absonderlichen leisen Verhältnis der Analogie und des Antagonismus. Die Verkettung von Unglück in einer Familie, die sich Schiller einmal am liebsten in die Zeit der französischen Revolution hineinversetzt denken mochte, hatte Goethe wirklich darin gefunden. Den Stoff dazu hatte ihm sogar Schiller selbst gegeben in den „Mémoires historiques de Stéphanie Louise de Bourbon-Conti", die, angeblich von der natürlichen Tochter des Prinzen Conti selbst geschrieben, im Jahre 1798 in Paris erschienen waren und eine märchenhafte Geschichte ihrer verborgenen Geburt sowie ihrer abenteuerlichen Lebensschicksale enthielten.

Die Begebenheit, die Goethe daraus für die „natürliche Tochter" entnahm, erinnert in gewisser Hinsicht an das Motiv der „Braut von Messina": die Fürstentochter, die im Mittelpunkte steht, heimlich erzogen, zum Unglück ans Licht gebracht, im verhängnisvollen Augenblick entführt, und in dem einen Fall von feindlichen Brüdern, in dem anderen von feindlichen Parteien umstritten. Aber wenn Schiller seine frei erfundene Handlung um ihrer selbst willen gestaltete, so bildete Goethe seine

entlehnte nur aus, um die Zustände daran zu entwickeln, aus denen sie hervorging und die aus ihr folgten. Es sollte alles darin zur Sprache kommen, was er über Ursache und Verlauf der französischen Revolution Bedeutsames gedacht. Die gewaltige Staatsumwälzung, die sich an dem Einzelschicksal abrollt, sollte nicht in ihrer besonderen Erscheinung, sondern in ihrem typischen Wesen zur Darstellung kommen. Wie Schiller, so hält sich Goethe hier am engsten an die Idee des antiken Dramas, aber auch jetzt noch jeder auf seine Weise und nach den Bedingungen seiner Natur. Beide gehen in ihren Stücken auf Verallgemeinerung aus, aber der eine durch Zusammensetzung verschiedener, der andere durch Ausscheidung jeder Farbe. Wenn Schiller zu seiner Fabel sich einen passenden kulturhistorischen Hintergrund zurecht macht, um durch Vermischung mehrerer Nationalitäten, Sitten und Religionen einen neutralen Boden zu gewinnen, so löscht Goethe die überlieferte historische Bestimmtheit so völlig aus, daß kein Name den Ort oder die Zeit des Vorganges andeutet, die Sitte sich auf den Höflichkeitsgebrauch der ganzen gebildeten Welt beschränkt und die Religion selbst des frommen Mönches statt eines Gottes nur noch „das Waltende" verehrt. So sind auch die handelnden Menschen von jeder zufälligen Besonderheit des Charakters befreit und nur nach den großen ursprünglichen Naturverhältnissen oder den durch das sociale Leben notwendig hervorgerufenen Gattungsunterschieden entwickelt. Sie tragen deshalb sogar, außer der Titelheldin Eugenie, keine persönlichen Namen, sondern nur die Bezeichnung des Standes oder Berufes, dem sie angehören, und dieser selbst ist nur durch seine Gesinnung, nicht durch Merkmale der ihm eigentümlichen Thätigkeit kenntlich. Demgemäß ist auch alles andere vereinfacht und vergeistigt. Alles Stoffliche, Unwesentliche, Zufällige, was nur die Neugier reizt, ist verzehrt und das übriggebliebene Wesentliche in reine Form verwandelt. Die Frage nach dem Wer und Was hört auf, nur das Warum und Wie wird ausgeführt. Alle äußere Handlung ist hinter die Scene verlegt, nur die Entschließungen und Empfindungen machen sich geltend. Nicht sich selbst, auch nicht einmal seine Personen läßt der Dichter von der Leidenschaft hinreißen, sondern giebt ihnen einen gehaltenen, ruhigen und schönen Ausdruck auch im Affekt, eine Art beschauliches Gefühl. Wenn Schiller sich in mannichfachem Rhythmus und Wohlklang ergeht, so bescheidet sich Goethe in schlichtester Jambenrede, die bei aller edlen Klarheit sich selten zu eindringlichem Pathos steigert. Selbst die alltägliche Wirklichkeit wird in ihr durch allgemeine Begriffe aufgelöst, und alles Gestaltete erscheint darum blaß und körperlos.

Der Plan der „natürlichen Tochter" war groß angelegt zu einer Trilogie. Das vorliegende erste Stück bildet eigentlich nur die Exposition

und ist als selbständiges Drama gar nicht zu beurteilen. In diesem ganzen Vorgang erscheint die Heldin nur leidend, aus dem Vorgefühl glänzender Erhöhung fortgerissen auf den Weg der Verbannung. Erst mit der letzten Scene ist der Konflikt gegeben, da die hochherzige Fürstentochter sich entschließt, dem bürgerlichen Gerichtsrat ihre Hand zu reichen, um unerkannt im Vaterlande bleiben zu können. In den folgenden Stücken sollte sie dann hervortreten und handelnd in die Geschicke ihrer Familie und ihres Volkes eingreifen, zugleich aber in dem nur formell geschlossenen Ehebund sich mit tieferer Neigung zu ihrem menschlich edlen Scheingemahl erfüllen. Doch ist die Art des weiteren Verlaufs aus dem noch vorhandenen Bruchstück des Schemas zum zweiten Teil nicht mit Sicherheit zu entnehmen. Nur so viel erhellt, daß dem Despotismus von oben der Despotismus von unten zu folgen bestimmt war, welcher unerträgliche Zustand wahrscheinlich, wie in dem wirklichen Verlauf der französischen Revolution, durch die überragende Kraft eines neu aufstrebenden Herrschergeistes zu Gesetz und Ordnung übergeführt werden sollte.

Trotz der aufs äußerste getriebenen Verallgemeinerung war auch diese Dichtung Goethes wie seine früheren, mit seinem innersten Leben verflochten. Nicht blos die Schmerzen der Zeit, auch seine persönlichen Schmerzen klangen darin mit. Er hatte in seiner schweren Krankheit mit Thränen an die Möglichkeit gedacht, seinen Knaben samt dessen Mutter schutzlos in diesen unsicheren Weltverhältnissen zurücklassen zu müssen; er hatte noch am Schluß des letzten Jahres ein Töchterchen wenige Tage nach der Geburt, wie schon früher drei andere Kinder, wieder verloren und war darüber in leidenschaftlichen Jammer ausgebrochen. Aber in der Zusammenstimmung dieses stilisierten Werkes durften auch die aus dem eigensten Herzen stammenden Empfindungen nur in gedämpften Schwingungen vernehmlich werden.

„Die natürliche Tochter" machte bei ihrer Aufführung in Weimar einen reinen, tiefen Eindruck, aber, wie es scheint, im Gegensatz zur „Braut von Messina" mehr auf den älteren, litterarisch ausgebildeten Teil der Zuschauer. Ähnlich war das Verhältnis bei den Aufführungen beider Stücke auf der Sommerbühne in Lauchstädt, deren Neubau Goethe das Jahr zuvor geleitet und am 26. Juni 1802 mit einem symbolisch-allegorischen Vorspiel „Was wir bringen" eröffnet hatte. Das Publikum der anderen Bühnen Deutschlands sowie der größte Teil der Kritik stand kühl und verständnislos gegenüber diesen Erzeugnissen reinen Kunststils, die den Sinn des Volkes auch bis zum heutigen Tage noch nicht angezogen haben, „Die natürliche Tochter" um so weniger, als das, was darin dichterisch schön ist, der theatralischen Wirkung geradezu aus dem Wege geht. Aber auch in Weimar wurde Goethe selbst durch das Urteil Einsichtiger empfindlich verletzt. Er hatte erfahren, daß Herder, der am ehesten der Mann

war, Absicht und Leistung gründlich zu unterscheiden, sich über das Stück aufs günstigste ausgesprochen hatte, und hoffte auf eine Wiederannäherung des ihm durch seinen Widerspruchsgeist in den letzten drei Jahren immer mehr entfremdeten Freundes, der indessen noch am 13. Juni 1802 seinen Sohn August auf eine liberalere Weise, als sonst üblich, konfirmiert hatte. In der That begann Herder bei einem zufälligen Zusammentreffen dem Dichter zu dessen innerlichster Freude die Vorzüge des Werkes mit innigem Anteil zu entwickeln, endigte jedoch „mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstand vernichtet ward". Goethe sah ihn an, erwiderte nichts, und die vielen Jahre ihres Zusammenseins erschreckten ihn in diesem Symbol auf das fürchterlichste. Es war das letzte Mal, daß er der so oft geduldig ertragenen Herbigkeit des alten Genossen standhielt; denn schon am 18. Dezember desselben Jahres starb Herder nach langjähriger Krankheit, die viel dazu beigetragen hatte, seine Laune zu verbittern.

Auf Goethe hatte die kühle Aufnahme seines Werkes, durch dessen Veröffentlichung der erste Eifer ohnedies halb erschöpft war, verbunden mit der Weite des Planes die Wirkung, daß die Fortsetzung stockte und bald völlig aufgegeben ward. Auch ließ er sich wieder durch naturwissenschaftliche Studien, Kunstinteressen, Geschäftspflichten und besuchende Gäste nach anderen Richtungen ablenken.

Als er erfuhr, daß die in Jena erscheinende „Allgemeine Litteratur-Zeitung" beim Abgang mehrerer Professoren nach Halle von diesen ihren Leitern dorthin verpflanzt werden würde, beugte er mit rasch entschlossener Thatkraft der drohenden Gefahr dadurch vor, daß er sogleich unter anderer Leitung eine neue „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung" begründete und an deren Erhaltung eine Zeitlang urteilend und beitragend mitwirkte.

Frau von Staël, Tochter des Exministers Necker, aus Frankreich verbannt und nach Deutschland gekommen, um dessen ausgezeichnete Männer kennen zu lernen und Beobachtungen zu ihrem nachmals berühmten Buch „De l'Allemagne" zu sammeln, verweilte monatelang in Weimar und hielt die beiden Dichter durch ihre geistreich zudringliche, übermäßig bewegliche und liebenswürdig anspruchsvolle Redseligkeit in Atem. Durch den Verkehr mit ihr der französischen Litteratur wieder näher gebracht, übersetzte Goethe ein noch ungedrucktes Werk Diderots, welches ihm durch Schiller in einer Abschrift zu Händen gekommen war: „Rameaus Neffe", eine scharfe, geistreiche Charakteristik berühmter Zeitgenossen in Form eines Gesprächs mit dem erfundenen Titelhelden, und erweiterte diese in erschöpfenden Erläuterungen zu einem umfassenden Sammelbild der ganzen französischen Geistesbewegung im achtzehnten Jahrhundert.

Mit ähnlicher Tendenz ergänzte er in der gründlichen Abhandlung „Winckelmann und sein Jahrhundert“ die Herausgabe der Briefe des großen Kunstreformators durch eine liebevolle Würdigung seiner Persönlichkeit und der mit ihm zusammenhängenden Epoche.

Beide Schriften zeigen das verallgemeinernde Bestreben, die großen Erscheinungen des abgelaufenen Jahrhunderts als aus der Gesamtentwickelung hervorgehend theoretisch aufzufassen und darzustellen.

Der Strom der Dichtung aber, in Goethe zu dieser Zeit ebbend, schien in Schiller zu um so höherer Flut anzuschwellen; ja mit der poetischen Stimmung war auch einer ihrer Gegenstände von jenem auf diesen übergegangen: die Sage von Wilhelm Tell. Auf seiner Schweizerreise, im Anblick der Örtlichkeiten, an die sich der Vorgang knüpfte, hatte Goethe das Thema in sich aufgenommen und trug sich lange damit, den Stoff zu einer epischen Dichtung in Hexametern auszubilden. Oft und reiflich besprach er mit Schiller diese Angelegenheit, die Gegenden und Zustände aus eigener Anschauung lebhaft schildernd, ohne doch selber bis zum Entschluß der Ausführung zu gelangen. Da hingegen durch solche Unterhaltungen der Stoff allmählich in dem beratenden Freunde nach dessen eigener Weise sich zu gestalten begonnen hatte, so wurde er diesem gern und in aller Form überlassen. So erhielt das deutsche Volk statt des Goetheschen Epos das Schillersche Drama, das sich freilich schon in der ersten Anlage von jenem völlig unterschied und durchaus seinen eigenen Gang einhielt. Aber verdankte auch der eine Dichter dem anderen nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung, so ward doch durch diesen Vorgang der „Wilhelm Tell“ gleichsam die symbolische Urkunde und das große Siegel ihrer höchsten Geistesgemeinschaft.

Eine merkwürdige Unterstützung fand der Besitzwechsel an dem vorahnenden Volksgeist. Schon im Jahr 1801 war in litterarischen Kreisen davon die Rede, daß Schiller einen „Wilhelm Tell“ bearbeite, und es waren deshalb schon aus Berlin und Hamburg Anfragen an ihn ergangen. Augenscheinlich beruhte die Verwechselung mit Goethe auf der instinktiven Voraussetzung, daß der Befreier Tell nur ein Thema für den Dichter der „Jungfrau von Orleans“ sein könne. Dieser äußere Antrieb rief den schlummernden Vorsatz in Schiller hervor oder bestärkte ihn wenigstens und beschleunigte die Ausführung. Nun fing er an, Tschudis schweizerische Geschichte zu studieren, deren „treuherziger, herodotischer, ja fast homerischer Geist“ schon im stande war, ihn poetisch zu stimmen, und die er später auch so sorgsam benutzte, daß längere Stellen daraus fast wörtlich und nur dem Versbau angepaßt in sein Drama übergingen. Der Stoff schien einer dramatischen Darstellung nichts weniger als günstig, da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zer-

streut auseinander lag und großenteils, das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen, eine Staatsaktion war. Umgekehrt wie bei der „Braut von Messina“, wo für das frei erfundene Poetische eine Art historischer Boden erst geschaffen werden mußte, war hier die Aufgabe, „ein ganzes lokalbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter, und ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen, mit dem Charakter der höchsten Notwendigkeit und Wahrheit“ zur Anschauung zu bringen, den Vorgang aus dem Historischen ins Menschlich-Poetische umzuwandeln. Als die Säulen des Gebäudes fest standen, wurde der Plan vorerst zu gunsten der „Braut von Messina“ zurückgelegt. Aber sowie dieses Drama vollendet war, begann das eifrigste Quellenstudium zum Schweizerstück in geschichtlichen, geographischen und beschreibenden Reisewerken. Auch Abbildungen schweizerischer Gegenden wurden herbeigeschafft, um die Anschauung zu unterstützen. Ende August 1803 ging Schiller an die Ausführung, die anfangs langsam vorrückte, so daß bis zum Januar 1804 nur der erste Akt vollendet ward, von da an aber um so rascher dem Ziele zueilte. Schon Mitte Februar 1804 war das ganze Werk fertig, und am 17. März wurde es in Weimar zum erstenmal aufgeführt mit einer größeren Wirkung als alle früheren Stücke Schillers.

Dem Erfolge mußte zum Teil schon die Art des Stoffes zu gute kommen, die, wie bei jedem echten Kunstwerk, die zugehörige Form mit sich brachte. Wie bei den Dramen der Griechen, lebte der Name und die That des Helden bereits in der Phantasie des Volkes. Neben dem Helden konnte als handelnde Person das Volk selbst würdig auftreten, nicht mehr in der streng gebundenen Weise des griechischen Chors als gleichartige Masse wie in der „Braut von Messina“, sondern in einer Reihe lebendig bewegter Einzelvertreter und landsmannschaftlich verschiedener Gruppen, die sich nur in einer einzigen feierlichen Scene zu gemeinsamer Rede zusammenschließen und damit, weil es durch die Situation begründet ist, eine unfehlbare Wirkung hervorbringen. Die Idee der mannhaften Abwehr der Gewalt, aus dem besonderen Verhältnis zum allgemeingiltigen Beispiel erhoben, begegnete einem tiefen Bedürfnis der Zeit, und der fröhliche Sieg der gerechten Sache nicht blos, sondern auch ihrer Verfechter erfüllte die bedrückten Gemüter gleich einer göttlichen Prophezeiung mit zuversichtlicher Begeisterung. Noch erhöhte den Eindruck die Verwandtschaft des Stammes und selbst der Schauplatz der Handlung, das ragende Gebirgsland, das von altersher als die Urheimat der Freiheit angesehen ward.

Mit „Wilhelm Tell“ hat Schiller zugleich sich selbst von dem allzu engen Anschluß an die griechischen Dramatiker befreit. Er hat die Schlichtheit ihrer Anschauung sich gänzlich zu eigen gemacht, aber die strenge Gebundenheit ihrer Form überwunden. Ort und Zeit erweitern sich wieder, und die Hand-

lung spinnt sich aus mehreren Fäden zum Knoten zusammen. Schiller ist wieder ganz er selbst, aber auf einer höheren Entwickelungsstufe. Wie aus seinen Jugenddramen spricht auch aus „Tell“ die Tendenz der Freiheit, und das Herz des Dichters schlägt in seinen Helden. Aber die Tendenz ist hier die Sache selbst, und aus dem Herzen entspringt die ganze Handlung. Die Idee der Freiheit erscheint geläutert, vereinfacht, auf ihren menschlich all-



Schiller (ca. 1804).

gemeinsten Ausdruck zurückgeführt, als Abwehr des Feindes, der in die unveräußerlichen Rechte der Natur einbricht: in die Liebe zur Familie und zur selbst erarbeiteten Scholle. Die Staatsaktion ist zur Volksaktion umgewandelt, und mit dem harmonischen Dreiklang: Natur, Freiheit, Liebe geht sonnig aus, was unheildrohend mit Gewaltthat, Sturm und Gewitter begonnen.

Schon während der Proben zum „Tell“ hatte sich Schiller nach seiner Gewohnheit wieder mit einem Dramaplan entgegengesetzter Art beschäftigt, zu dessen Ausführung er sich nun entschloß. Ursprünglich war es seine Absicht gewesen, nach dem „Tell“ sogleich den „Warbeck“ zu vollenden. Eine

äußere Anregung hieß ihn diesen englischen Stoff mit einem verwandten aus der russischen Geschichte vertauschen: dem Auftreten des falschen Demetrius, dessen Katastrophe zugleich den Beginn des noch jetzt regierenden Herrscherhauses der Romanow in sich schließt. Eine Prinzessin aus diesem Hause, die Großfürstin Maria Paulowna, hatte sich vor kurzem dem Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar verlobt. Wolzogen, der in Petersburg die Werbung betrieb, hatte seinen Schwager mit der Nachricht erfreut, daß die hohe Braut und deren Mutter, die Kaiserin, Schillers „Don Carlos" überaus beifällig aufgenommen hätten, und als dieser zum Dank dafür sich nach einem Dramenstoff aus dem Lande seiner Gönnerinnen umsah, stieß er auf jenen Gegenstand, der die bereits vorgesetzte Richtung seiner Phantasie mit der neuen Absicht auf das glücklichste verband.

Vorerst jedoch wurde die Arbeit durch eine längere Reise unterbrochen, von welcher Schiller eine günstige Umgestaltung seiner äußeren Lebenslage erhoffte. Denn obwohl er sich jetzt nichts mehr zu versagen brauchte, war ihm doch, sobald er von der Arbeit aufatmete, die Enge des Daseins in der kleinen Residenz nicht immer nach Sinn, und er hätte nicht übel Lust gehabt, sie mit einem weiteren Wirkungskreis in einer großen Stadt zu vertauschen. Daher, als ihn Iffland zu einigen Vorstellungen seiner Stücke nach Berlin einlud und auch die Möglichkeit einer Anstellung an dem dortigen Theater durchblicken ließ, entschloß er sich rasch und begab sich am 26. April 1804 mit Frau und Kindern auf die Reise. Am 1. Mai angelangt, fand er während seines dreiwöchentlichen Aufenthalts in der preußischen Residenz bei Iffland und alten jenaischen Freunden, die dahin übergesiedelt waren, die zuvorkommendste Aufnahme, wurde vom Publikum im Theater mit lauten Ehrenbezeigungen begrüßt, vom Prinzen Louis Ferdinand zur Tafel gezogen, auch dem König und der Königin vorgestellt. Man zeigte sich geneigt, den allgefeierten vaterländischen Dichter nach Berlin zu ziehen, und veranlaßte ihn durch den Kabinetsrat von Beyme, seine Bedingungen zu nennen. Aber das Jahresgehalt von sechshundert Friedrichsdor, unter welchem er in der teueren Großstadt nicht leben zu können meinte, muß doch allzu hoch befunden worden sein; denn auf diese Forderung erhielt Schiller niemals eine Antwort. Freilich kühlte sich auch sein vorübergehender Drang in die Ferne nach der Heimkehr bald wieder ab, da er die freie Bequemlichkeit seiner Stellung in Weimar, die Unersetzlichkeit seines Verhältnisses zu Goethe und die Anhänglichkeit seiner Frau an die thüringische Heimat bedachte. Das Entscheidende aber war, daß der Herzog, dem er die Berliner Anträge mitteilte, aus freien Stücken seine Besoldung auf achthundert Thaler erhöhte und versprach, bei ehester Gelegenheit das Tausend voll zu machen. Außerdem wollte er ihm gestatten, mehrere Monate des Jahres seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen, wenn man dort

auf ein so geteiltes Verhältnis einginge. Aber auch dieser Vorschlag mit der Forderung eines Jahresgehalts von zweitausend Thalern erfuhr in Berlin nur eine schweigende Ablehnung.

So fand sich denn Schiller endgiltig und zufrieden in seine verbesserte Lage und ging an die Ausführung des „Demetrius“, der aber schon wieder durch einen neuen Plan gekreuzt wurde. Äußere Störungen kamen hinzu. Mitte Juli begab er sich mit seiner Familie nach Jena, wo Lotte unter der bewährten ärztlichen Hilfe des Hofrats Starke ihrer Niederkunft entgegensehen sollte. Am 25. Juli wurde ihm sein zweites Töchterchen Emilie geboren. Doch die Freude fand einen schwer kranken Mann. Auf einer Abendfahrt durch das Dornburger Thal in zu leichter Kleidung hatte sich Schiller erkältet und lag nun seit zwei Tagen danieder an der heftigsten Kolik, deren Anfälle wiederholt den Eintritt des Todes befürchten ließen. Zwar wich der schmerzhafte Krampf schon nach weiteren zwei Tagen, aber die Widerstandskraft des Körpers schien der Erschöpfung nahe und wollte sich nach der Rückkehr in die Häuslichkeit Weimars nur notdürftig wieder herstellen.

Desto unversehrter erwies sich die Spannkraft des Geistes, als sich nach zwei Monaten die Neigung zur Thätigkeit wiedereinfand. Der Einzug der neuvermählten großfürstlichen Erbprinzessin sollte auch im Theater durch ein Festspiel gefeiert werden. Goethe, in dieser Zeit zerstreut und abgelenkt, konnte die Stimmung dazu nicht finden und drängte den jüngeren Freund, als die letzte Frist heranrückte, ihm die Last abzunehmen. In vier Tagen vollendete denn Schiller die „Huldigung der Künste“, eine dramatische Allegorie, die aber das Wesen der in ihr poetisch verkörperten Begriffe so einfach, rein, bestimmt und schön ausspricht, daß sie dadurch weit über die Bedeutung eines Gelegenheitswerks hinauswächst und als ein selbständiges Muster ihrer Gattung erscheint. Am 12. November, drei Tage nach dem Einzug, wurde das Festspiel aufgeführt und rührte die junge Fürstin, die es feierte, bis zu Thränen.

Durch die Teilnahme an den Hoffestlichkeiten, bei denen er sich nicht schonen konnte, wurde Schillers Befinden von neuem geschädigt. Katarrh und Husten verließen ihn nicht mehr, aber er hatte gelernt, sich mit seiner Gesundheit abzufinden. Konnte er seinen eigenen „Demetrius“ nicht fördern, so übersetzte er inzwischen Racines „Phädra“.

Das neue Jahr brachte neue Krankheit. Anfangs Februar 1805 befiel ihn eine fieberhafte Grippe. Fast zu gleicher Zeit wurde Goethe nach längerem Kränkeln von einer gefährlichen und höchst schmerzhaften Nierenkolik heimgesucht. Wochenlang waren die beiden Freunde gänzlich voneinander abgeschlossen. Erst am 22. Februar konnte Goethe wieder schrift-

lich anfragen, wie es seinem Leidensgefährten ginge: „Mit mir ist es wieder zur Stille, Ruh' und Empfänglichkeit gelangt. Hervorbringen aber kann ich noch nichts ..... Wie sehr wünschte ich Sie bald wieder zu sehen.“ An demselben Tage antwortete Schiller: „Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen ..... Möge es sich täglich und stündlich mit Ihnen bessern und mit mir auch, daß wir uns bald in Freuden wieder sehen.“ Und als sie sich endlich im Anfang des März wiedersahen, fielen sie einander um den Hals und hielten sich mit einem langen, herzlichen Kuß umfangen, ohne ein Wort hervorzubringen. Dann aber erwähnten sie ihrer Krankheit nicht, sondern genossen in heiterem Gespräch ihrer Wiedervereinigung.

Lange währte die Freude nicht mehr. Goethes bedenkliche Anfälle wiederholten sich, und wenn er sie auch jedesmal rasch überwand und sich zwischendurch wohl befand, so ließ ihn doch die drohende Rückkehr des Übels zu keiner freien Thätigkeit kommen. Schiller begann zwar sich etwas erträglicher zu fühlen und führte nun in eifrig anhaltender Arbeit seine Scenen des „Demetrius“ aus, deren überwältigende Wirkung die Energie seines Wesens, die siegende Herrschaft seines Geistes über den hinfälligen Körper so strahlend erweist. Aber er hatte doch die Vorahnung, daß es bald zu Ende gehe. Mehrfach sprach er in Briefen an seine Freunde den Wunsch aus, Lebenskraft und leidliche Gesundheit nur noch bis zum fünfzigsten Jahre zu behalten, damit er bis dahin durch seine Arbeit wenigstens den Kindern eine unabhängige Existenz schaffen könnte. Doch nicht einmal so viel Zeit war ihm vom Schicksal gegönnt. Mitten aus dem gewaltigen Werke, das der Anlage nach an Kühnheit, Glanz und Wucht alle früheren übertreffen sollte, riß ihn das unerbittliche Verhängnis. Noch am 25. April 1805, als Goethe, von einem neuen heftigen Anfall kaum halb genesen, ihn besuchte, hofften beide auf die herannahende bessere Jahreszeit für ihre Wiederherstellung. Allein schon vier Tage darauf sahen sie sich zum letztenmal. Am 29. April gegen Abend kam Goethe wieder, fand aber Schiller im Begriff, ins Schauspiel zu gehen, und wollte ihn nicht davon abhalten. Ein Mißbehagen hinderte ihn, den Freund dorthin zu begleiten. So schieden sie vor Schillers Hausthür flüchtig, mit leichtem Gruß, ohne zu ahnen, daß es für immer war.

Goethe erlitt in den nächsten Tagen wiederholte Angriffe seines gewaltsamen Übels. Schiller wurde noch an demselben Abend im Theater von einem heftigen Katarrhfieber befallen, das den Heimgekehrten aufs Krankenlager warf.

Anfangs schien sein Zustand, obwohl der Husten sich mehrte, weder den Seinen, noch ihm selbst unmittelbar bedrohlich. Doch vom Abend des 6. Mai

an begann er zeitweise zu phantasieren. Als tags darauf seine Schwägerin Karoline, die ihn ruhig halten wollte, auf ein von ihm begonnenes Gespräch über Tragödienstoffe und die Erregung der höheren Kräfte im Menschen nicht lebhaft genug einging, sagte er: „Nun, wenn mich niemand mehr versteht, und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen.“ Die Arbeit am „Demetrius“ beschäftigte ihn noch immer in seinen Träumen, aber auch Ideen des Jenseits. Einmal halb im Erwachen rief er: „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?“ und sah dann sanft lächelnd in die Höhe wie nach einer überirdischen Erscheinung. Allmählich löste sich sein Bewußtsein von den körperlichen Empfindungen ab, und als am Abend des 8. Mai Karoline ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: „Immer besser, immer heiterer.“ Am Morgen des 9. verlor er die Besinnung, und am Nachmittag löschte ein Nervenschlag den verglimmenden Funken seines irdischen Lebens aus. Die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

Als Goethe, selbst leidend, von der fortschreitenden Krankheit des Freundes Bericht erhielt, sagte er nur: „Das Schicksal ist unerbittlich, der Mensch wenig.“ Die Todeskunde wagten die Seinigen nicht ihm sogleich mitzuteilen. Aber er ahnte sie aus ihren verstörten Gesichtern und sagte: „Ich merke es, Schiller muß sehr krank sein.“ Als er dann am nächsten Morgen auf seine erneute Frage die Wahrheit erfuhr, bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus.

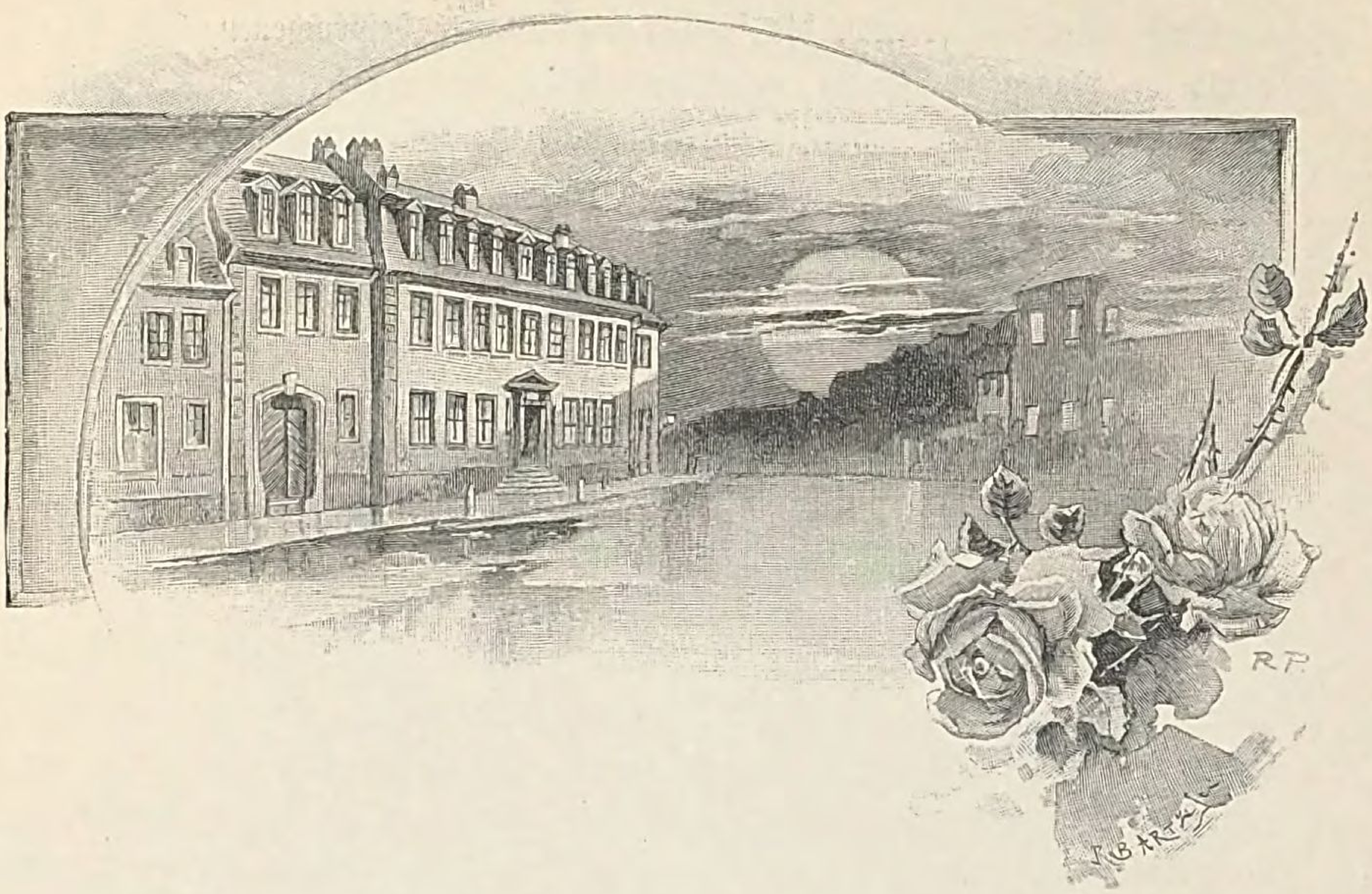
Spät abends am 11. Mai geschah die Bestattung des Hingeschiedenen. Freunde und Verehrer des Dichters trugen ihn zu Grabe. Nur ein kleines Gefolge ging hinter dem Sarge, der auf dem Jakobikirchhof beigesetzt und erst zweiundzwanzig Jahre später nach der Fürstengruft übertragen wurde.

Goethe war durch sein Leiden daheim zurückgehalten. Auch den Leichnam zu sehen, hatte er verweigert; er fürchtete den Anblick der Zerstörung und wollte das Bild des Freundes lebendig in seiner Anschauung bewahren.

Am Begräbnistag blieb das Theater geschlossen. Eine banale Totenfeier auf der Bühne war nicht nach Goethes Sinn, der die Absicht hatte, die Manen des Verewigten auf eine würdigere Weise zu ehren. Eine Zeitlang trug er sich mit dem Gedanken, den „Demetrius“ zu vollenden, dessen Plan er mit Schiller öfters durchgesprochen, und das Stück auf allen Theatern zugleich spielen zu lassen. Aber er mochte bald einsehen, daß dieses Werk nach seinem Urheber von keinem anderen in gleicher Kraft und Kühnheit zum Ziel zu führen war. Auch der Entwurf eines großen opernartigen Werkes zu des Freundes Gedächtnis ward wieder aufgegeben. Doch sollte dem Toten der liebende Nachruf aus des Überlebenden Munde nicht fehlen.

Am 10. August 1805 wurde auf der Lauchstädter Bühne Schillers „Glocke“ dramatisch dargestellt, und daran schloß sich als unvergängliches Denkmal über das Grab hinaus wirkender Geistesgemeinschaft Goethes feierlicher „Epilog“. Herrlicher ist der Dichter vom Dichter nie gepriesen, wahrer der innerste Kern seines Wesens nie ausgesprochen worden als in diesen ätherreinen, von Liebe und heiliger Rührung verklärten Weihestrophen.

Auf einsamer Höhe



I.

Durch Schillers Tod ward Goethes dichterische Persönlichkeit wieder ganz auf sich selbst zurückgewiesen. Ein volles Jahrzehnt hindurch hatte er sich gewöhnt, seine und des Freundes geistige Thätigkeit als eine Art gemeinsamen Doppellebens zu empfinden. Nun war ihm die Hälfte dieses Daseins entrissen. Der Mund, der ihm seine Träume ausgedeutet, war verstummt; die Schöpferhand, die sich im Bilden gern von ihm bedeuten ließ, regte sich nicht mehr. Der vertraute Wegegenosse hatte seine Pilgerschaft beendet; nun mußte der Wanderer allein seine Straße weiter ziehen.

Noch suchte Goethe das Wechselgespräch mit dem abgeschiedenen Freunde geistig fortzusetzen, indem er sich in dessen unvollendet hinterlassenes Werk vertiefte. Erst, als er die Hoffnung aufgeben mußte, das entschwundene Dasein durch seine eigene nachschaffende Kraft zu ergänzen, fühlte er ganz die Hohlheit des Zustandes, in den ihn der ungeheure Verlust versetzt hatte. Fortdauernde und wiederkehrende körperliche Leiden hielten den Vereinsamten fern von tröstender oder zerstreuender Gesellschaft, und so empfindlich war sein Gemüt betroffen, daß es mehrere Monate währte, ehe er sich die Kraft zutrauen durfte, Schillers trauernder Witwe ins Angesicht zu blicken. Allmählich stellte seine reiche Natur sich durch stille Thätigkeit wieder ins Gleichgewicht. Die laufenden Geschäfte wurden erledigt, wenn auch ohne inneren Anteil. Seine

poetischen Arbeiten freilich, die früher mit Schiller besprochenen, ließ er unberührt. Dagegen wandte er seine Beschäftigung auf einen Gegenstand anderen Gebietes, der mit ihren gemeinsamen Bestrebungen zusammenhing, und an dem Schiller auch hatte teilnehmen wollen: auf die antike Kunst und seine Arbeit über Winckelmann.

Bald wurde sein Interesse durch den willkommenen Besuch des geistreichen Philologen Friedrich August Wolf aus Halle auf das benachbarte Feld der alten Litteratur gelenkt. Ein längerer Gegenbesuch in Halle knüpfte die Freundschaft zwischen beiden Männern enger, obwohl Goethe von der scharfsinnigen Lehre des Altertumsforschers über den geteilten Ursprung der homerischen Gesänge sich nachmals wieder losmachte, um zu dem alleinseligmachenden Glauben an den einheitlichen Dichter zurückzukehren.

Neben alter Kunst und Litteratur wurde aber zugleich die neueste Naturwissenschaft nicht versäumt. In Halle lernte Goethe den Dr. Gall kennen, dessen Schädellehre damals das größte Aufsehen machte, und weit entfernt, diese neuen Ansichten, wie viele seiner gelehrten Zeitgenossen, zu verspotten, nahm er daraus den echten Kern, die genauere Kenntnis des Gehirns, die Entwicklung der einzelnen Sinne und die rationelle Methode ihrer Betrachtung in Besitz, um sie mit seinen eigenen Untersuchungen in der vergleichenden Anatomie in Einklang zu bringen.

Nahezu gegensätzlich zu diesen frisch anregenden Erscheinungen war der Eindruck, den Goethe in der Zwischenzeit von dem Besuche seines alten Freundes Fritz Jacobi erhielt. Die herzliche Freude ihres Wiedersehens ging bald in eine Art Enttäuschung über. Das geistige Interesse, das sie einst so eng zu einander gezogen, hatte mit den Jahren in beiden eine verschiedene Wandlung erfahren. Goethes philosophische Anschauung war an Schillers Seite auf dem Wege der Naturentwicklung fortgeschritten, während Jacobi sich in den Kreisen andächtiger Spekulation weiterbewegte. Verringerte das auch nicht die Neigung ihrer Gemüter zu einander, so fanden sie doch keinen Vereinigungspunkt mehr für ihre Ideen.

Um so wohlthuender empfand Goethe danach die Nähe eines anderen Freundes, dem er erst seit einigen Jahren sich verbunden hatte, und den er jetzt nach Lauchstedt berief, um die Hilfe seiner Tonkunst zur musikalisch-dramatischen Aufführung von Schillers „Glocke“ in Anspruch zu nehmen. Es war Karl Friedrich Zelter, ein Mann von unverfälschter Ursprünglichkeit, in Berlin seßhaft, Maurermeister von Beruf und Musiker aus Neigung, Direktor einer Singakademie, die er aus eigener Kraft gegründet und durch beharrlichen Eifer zu hoher künstlerischer Bedeutung gebracht. Für Goethe und Schiller begeistert, hatte er schon seit Jahren Lieder und Balladen seiner beiden Lieblinge mit schlichten, ausdrucksvollen Tonweisen versehen, die

den vollen Beifall der Dichter fanden. Seit 1799 mit Goethe in Briefwechsel, fand er bei diesem, als er drei Jahre später in Weimar eintraf, um den über alles verehrten Mann persönlich kennen zu lernen, die freundlichste Aufnahme. Nur drei Jahre jünger als Goethe, von kräftiger Beschaffenheit des Leibes und des Geistes, fest auf sich selbst beruhend, von zarter



Karl Friedrich Zelter.

Empfindung und derbem Ausdruck, heiter und entschieden, welterfahren und kindlich, klar in seinem Wollen und tüchtig in seiner Kunst, mutete er den Dichter wie ein längst Vertrauter, durch eine Familienähnlichkeit mit dem Wesen seiner eigenen Mutter Nahverwandter an, gewann in wiederholtem Verkehr sein ganzes Herz und schien nach Schillers Hingang auch dessen Freundschaft völlig zu erben. In der That steigerte sich seit dieser Zeit der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter und erhielt sich bis zu dem fast gleichzeitigen Tode beider in ununterbrochener Lebhaftigkeit, nicht blos musi-

kalische, bildnerische, theatralische und litterarische Dinge behandelnd, sondern ebensowohl das häusliche und das öffentliche Leben, Weltanschauungen und Gemüthseindrücke, trübe Erfahrungen und scherzhafte Begebnisse, kurz alles, was den beiden Männern von Tag zu Tage Bemerkenswertes aufstieß. Es war ein zärtliches Verhältnis wie unter unzertrennlichen Zwillingsbrüdern. Und wirklich ward ihm auch äußerlich gleichsam das Siegel solcher nächsten Blutsverwandtschaft aufgedrückt. Denn als im Jahre 1812 Zelter den entsetzlichen Schmerz erlitt, daß sein Sohn sich selbst entleibte, fand Goethe den schönsten Trost für ihn dadurch, daß er sich als Bruder seines Leides mit selbstverständlichem „Du" an seine Seite stellte. So blieb es zwischen beiden bis ans Ende.

Noch manche Freundschaft hat Goethe nach Schillers Verlust geschlossen, noch manches ideale Interesse hat ihn mit bedeutenden Männern der Wissenschaft und Kunst herzlich und dauernd verbunden. Doch so wenig alle diese Interessen für die aussetzende Schöpferkraft eintreten konnten, so wenig auch ersetzten alle nachfolgenden Freundschaften, auch Zelters nicht, den einen großen Freund, der es allein verstanden hatte, Goethes eigentlichstes Wesen zur Zwiesprache aufzurufen: seinen Dichtergenius.

Schillers Entwicklungsgang war auf ragender Höhe durch den Tod jäh zum Stillstand gebracht. Ob bei längerem Leben den Dichter sein Weg von dem erreichten Gipfel der Kunst noch zu einem stolzeren geführt hätte? Das hinterlassene Bruchstück des „Demetrius" deutet auf eine solche Aussicht. Aber es ist auch erlaubt zu zweifeln, ob es gelungen wäre, den mächtigen Eindruck der Reichstagsscene im Folgenden noch zu überbieten und die allzubreite Anlage des Stücks zu geschlossener Wirkung zusammenzuziehen. Eine überreiche Anzahl anderer Pläne und Entwürfe, Anfänge und Ideen zu Tragödien, Intriguenstücken, Schauspielen und auch zu einem Lustspiel ist aus Schillers letzten Lebensjahren zurückgeblieben. Ob ihre Ausführung einen Fortschritt bedeutet hätte, die Antwort darauf hat das geheimnisvoll waltende Schicksal für immer abgeschnitten.

Dem überlebenden Freunde war noch eine lange Zeit vergönnt, um die reiche Aufgabe seines Daseins bis auf den letzten Rest zu vollenden. Doch auch in Goethes Geisteswesen machte der Tod seines Genossen einen scharfen Abschnitt. Der Trieb seiner Entwicklung ging seitdem nicht mehr nach der Höhe, sondern nach der Breite. Nicht nur, daß seine Thätigkeit sich je länger je mehr auf die verschiedensten Gebiete der Naturforschung und Kunstwissenschaft verteilte; auch was er noch an Dichtung schuf, verlor allmählich die gedrängte, intensive, einfache Selbständigkeit und nahm mit wenigen Ausnahmen einen umfassenden, zusammengesetzten Sammelcharakter an. Wie in den Fortsetzungen seiner beiden großen Lebenswerke, des „Faust" und „Wilhelm Meister", so zeigt sich dies auch in dem reichen Liederkranz seiner

späten Liebe, dem „West-östlichen Divan", so reizend darin auch viele einzelne Blüten für sich schimmern und duften. Der Dichter beginnt hinter den Weisen, der Schöpfer hinter den Forscher zurückzutreten, und in dem einzigen neuen Werk, das eine streng geschlossene künstlerische Form aufweist, in den „Wahlverwandtschaften", kommt diese gerade dadurch zustande, daß entgegen der früheren Art eine ausgesprochene Idee, und zwar eine naturwissenschaftliche, die Gestaltung beherrscht.

Zunächst beschränkte sich Goethes poetische Thätigkeit auf die Vorbereitung einer mit dem Verleger Cotta vereinbarten neuen Ausgabe seiner Werke, welche neben anderen Ergänzungen und Veränderungen, wie eine Anzahl noch ungedruckter Gedichte und den tragischen Schluß von „Stella", als bedeutsamste Erscheinung auch den in nächster Zeit abgeschlossenen ersten Teil des „Faust" enthalten sollte.

Das seit der Veröffentlichung des „Fragments" geradezu als eine von dem Dichter übernommene Pflicht angesehene Werk erschien nun endlich nach achtzehn Jahren, wenn auch nur erst zur Hälfte abgeschlossen, in voller organischer Gestalt. An Umfang war es um das Doppelte gewachsen. Alle Lücken waren ausgefüllt, alle Verbindungen hergestellt. Neu hinzugekommen waren fast der ganze zweite Monolog Fausts mit dem Selbstmordversuch und dem Ostergesang, der ganze Spaziergang „Vor dem Thor", die darauffolgende Scene im „Studierzimmer" mit der Beschwörung des Pudels, dem ersten Auftreten Mephistos und der Einschläferung Fausts, das zweite Auftreten Mephistos im „Studierzimmer" mit dem Abschluß des Vertrages bis zu Fausts Worten: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist", welche nun ohne Spur der früheren Unterbrechung mitten an die ergänzende Rede sich genau anschlossen. Die Scene „Wald und Höhle", früher zwischen der Unterhaltung der Mädchen „Am Brunnen" und dem Gebet Gretchens im „Zwinger", war jetzt heraufgeschoben gleich hinter das erste Zusammentreffen mit Gretchen im „Garten", wodurch Fausts Entweichen in die Einsamkeit eine weit strengere Bedeutung gewann. Vor die Scene im „Dom" war Valentins Tod auf der „Straße vor Gretchens Thüre" neu eingefügt, und nach ihr folgte, ebenfalls neu, alles übrige, wie es noch jetzt dasteht: die Zaubersphäre der „Walpurgisnacht" mit dem „Walpurgisnachtstraum", die beiden grausig der Katastrophe zudrängenden Auftritte „Trüber Tag. Feld" und „Nacht, offen Feld", und als Gipfel tragischer Erschütterung Gretchens Buße und Sühne im „Kerker". Zudem eröffnete als Einleitung der „Prolog im Himmel" die Aussicht auf eine künftige versöhnende Lösung des ganzen Problems in einem zweiten Teil des Stückes, das „Vorspiel auf dem Theater" entschuldigte halb ironisch die Gestalt des bisher Gebotenen, und die „Zueignung" erinnerte wehmütig an die erste Entstehung des Werkes in des Dichters Jugendzeit.

Fast diesen ganzen reichen Zuwachs hatte noch das gesteigerte Klima der nun dahingeschwundenen Wechselströmung zwischen den beiden Dichtergenien gezeitigt. Unter der erwartungsvollen Teilnahme Schillers war alles, wenn auch nicht ursprünglich entworfen, so doch vervollständigt, ausgeführt, geklärt und auf die einheitliche Grundidee zusammengestimmt worden. Seinem Antrieb verdankte Goethe nicht nur das wiedererwachte Interesse für den „Faust", sondern auch die Anspannung des Willens zu dessen Vollendung, und befriedigt lächelnd mag das verklärte Bild des Freundes vor seiner Seele gestanden haben, als er den letzten fertigen Bogen dem Druck übergab.

Der leidenschaftliche Reiz der Dichtung, welche im Jahre 1808 neben dem achten Band der gesammelten Werke auch noch gesondert in Taschenbuchform ausgegeben wurde, traf, ungleich der früheren stumpfen Aufnahme des „Fragments", überall auf empfängliche Gemüter, und ihre unerschöpfliche Tiefe erweckte sogleich nicht nur in der eigentlichen litterarischen Gemeinschaft, sondern bei allen vornehmen Geistern und in weiten Kreisen der höher gebildeten Stände eine staunend-andächtige Bewunderung. Goethe ward, wie schon früher der gefeiertste, nun erst gar der verehrteste Name in Deutschland und sein „Faust" für eine stets wachsende Gemeinde berufener und unberufener Jünger ein lebendiger Quell der Begeisterung und Erhebung, des Glaubens und der Schwärmerei, eine Art heiliges Buch der Verheißung für eine neue unsichtbare Kirche.

Freilich ließen sich unter den öffentlichen Kritikern auch einzelne weise Stimmen vernehmen, welche es für geboten hielten, die Schwächen des Werkes herauszuspüren und dem Dichter vorzuhalten, wie er es besser hätte machen sollen. So schließt eine lange Besprechung in einer Leipziger Zeitschrift, der „Bibliothek der redenden und bildenden Künste":

„Wie Göthe hat kein andrer deutscher Dichter das menschliche Herz ergründet. Hat er aber auch das Problem gelöst: warum Faust sich dem Teufel ergab? Wir zweifeln. Sein Faust ist uns zu sehr noch Student. Da es mit seinem Streben, die Natur zu ergründen, nicht recht fort will, verfällt er darauf, durch Magie mit den Höllengeistern Bekanntschaft zu machen, um durch sie seinen Zweck zu erreichen. So weit alles recht gut! Aber warum wählt er sich einzig den Geist der Sinnlichkeit zum Vertrauten? Wie niedrig! War es nicht besser, wenn er sich aus überspanntem Ehrgeiz dem Teufel ergab? Wenn er herrschen, alles neu einrichten wollte? Auch die alte deutsche Haupt- und Staatsaction, Doctor Faust betitelt, konnte den Verfasser leiten, diesen Weg einzuschlagen, um seinem Helden mehr Achtung zu verschaffen. Wer hingegen muß nicht einen Menschen verachten, der übernatürliche Kräfte bloß dazu vergeudet, um ein armes unschuldiges Bürgermädchen zu verführen? Ueberhaupt begreifen wir nicht, warum Herr von Göthe so gern Menschen

mit Löschpapier-Seelen, wie sein Clavigo, sein Egmont, sein Faust, sein Karl (sic) Meister, zum Hauptgegenstand seiner Darstellungen des menschlichen Treibens und Denkens wählt. Der Held einer Geschichte oder eines Dramas muß doch Charakter mit Kopf verbinden; obschon freylich Charakterlosigkeit sehr viele Menschen ins Verderben zieht." . . . . .

Der Verfasser dieser selbstbewußten Aussprüche war der Archäologe Karl August Böttiger in Dresden, wo er seit 1804 als Studiendirektor der kurfürstlichen Pagen lebte, nachdem er bis dahin dreizehn Jahre lang in Weimar Direktor des Gymnasiums gewesen und daneben sowohl Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden" als Wielands „Deutschen Merkur" redigiert hatte: ein kenntnisreicher Gelehrter und fruchtbarer Schriftsteller, aber zugleich ein unruhiger Zwischenträger und seit seiner Entfernung aus Weimar nächst Kotzebue der betriebsamste Verkleinerer Goethes, um so gefährlicher, als er es verstand, seiner gehässigen Gesinnung ein moralisches Mäntelchen umzuhängen und seinen verzerrenden Tadel mit heuchlerischem Lobe zu verbrämen. Gleich Kotzebue hatte freilich auch er einen persönlichen Anlaß, dem Dichter mit einem Scheine von Recht zu zürnen. Noch in Weimar hatte er, mit den Gebrüdern Schlegel aufs äußerste verfeindet, nach der unglücklichen Aufführung des „Jon" eine höhnische Kritik darüber für das „Journal des Luxus und der Moden" geschrieben. Goethe, der davon Kenntnis erhalten, ließ sich durch Bertuch den Artikel vorlegen und verhinderte dessen Abdruck durch die Erklärung, daß er beim Herzog sofort seine Entlassung von der Direktion des Theaters nehmen würde, wenn die Veröffentlichung nicht unterbliebe. Durch diese Maßregel hintertrieb er wirksam, wenn auch etwas eigenmächtig, gerade so wie im Falle Kotzebue, den beabsichtigten Skandal, machte sich aber dessen Urheber fortan zum unversöhnlichen Widersacher, der denn auch nicht unterließ, die Geschichte seiner unerhörten Vergewaltigung durch Kotzebue in dessen Berliner Zeitschrift „Der Freimütige" auf seine Weise vortragen und Rechenschaft daüber fordern zu lassen.

Der Dichter jedoch ließ sich durch die systematisch fortgesetzten Vorstöße der beiden Verbündeten damals ebensowenig wie früher zu irgend einer Gegenwirkung veranlassen. Er hatte Besseres zu thun. Gegenwärtig hielt neben der Ausgabe seiner Werke die eifrige Fortführung der „Farbenlehre" sowie überhaupt die Betrachtung der Naturerscheinungen seine Neigung so fest, daß er sogar regelmäßig einmal wöchentlich einem auserwählten Kreis von Prinzessinnen und Hofdamen, darunter auch Frau von Stein, Vorlesungen darüber hielt. Die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften erhielt und erweiterte sich noch in Karlsbald, wohin Goethe seiner häufiger auftretenden Zufälle wegen im Sommer 1806 sich begab, um die Kur zu gebrauchen, die dann in den nächsten acht Jahren regelmäßig mit dem besten Erfolge wiederholt ward.

Inzwischen hatten sich am politischen Horizont die schweren Gewitterwolken von Frankreich her gegen Norddeutschland zusammengezogen. Bei seiner Rückkehr aus dem friedlichen Leben Karlsbads geriet Goethe in die ernstlichsten Kriegsbesorgnisse. Das Deutsche Reich war aufgelöst, und unter Napoleons Schutzherrschaft hatten sich sechzehn deutsche Fürsten wohl oder übel zum Rheinbund zusammengethan. Auf der andern Seite hatte Herzog Karl August mit Preußen einen Vertrag geschlossen und in dessen Heer ein Kommando übernommen. In dem ausbrechenden Kriege war Weimar der größten Gefahr ausgesetzt. Auch ließ die Not nicht lange auf sich warten. Schon im Beginn des Jahres 1806 hatten die Durchmärsche preußischer Truppen Stadt und Land mit empfindlicher Last gedrückt. Jetzt im Herbst zog sich die blutige Entscheidung zwischen den Heeren in die unmittelbarste Nähe. Am 14. Oktober wurde die unglückliche Schlacht von Jena geschlagen. Die flüchtenden Preußen nahmen ihren Weg über Weimar. Feindliche Kanonenkugeln, ihnen nachgesandt, schlugen in die Stadt ein. Die verfolgenden Franzosen drangen nach. Gewaltthat, Brand und Plünderung begann. Goethes Haus zwar ward durch die Einquartierung des Marschalls Augereau gesichert. Aber bevor dieser eintraf, in der Nacht, ertrotzten zwei verwegene Tirailleurs ihre Aufnahme und thaten sich an vorgesetztem Weine gütlich. Berauscht brachen sie dann mit ungestümen Forderungen in Goethes Schlafzimmer ein und hätten in dem drohenden Handgemenge das Leben des Dichters arg gefährdet, wäre es nicht Christianens furchtloser Entschlossenheit gelungen, noch zu rechter Zeit Hilfe herbeizuschaffen.

Diese rettende Liebesthat und das aus der unmittelbaren Erfahrung sich ergebende Bedürfnis, in solcher äußersten Not der Zeit das Schicksal seiner Freundin und seines Sohnes auch vor der Welt zu sichern, bestimmten Goethe, seinem inneren Verhältnis zu beiden auch die äußere gesetzliche Form zu geben. Am 17. Oktober wandte er sich deshalb in einem Schreiben an den Oberkonsistorialrat Günther mit den Worten: „Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebt, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine. Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sonntag oder vorher, getraut werden." Schon zwei Tage darauf, am Sonntag, fand in der Sakristei der Hofkirche die Trauung statt in Gegenwart Augusts und des Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, eines feingebildeten Philologen, den Goethe zum Lehrer für seinen Sohn und Sekretär für sich seit drei Jahren seinem Hauswesen beigesellt hatte.

Dieser nachträgliche Zoll an Ordnung und Sitte, der bei den Vertretern des Anstands die bereitwilligste Anerkennung hätte finden müssen, rief nur

neue Mißbilligung hervor. Hatte man sich früher über das unlautere Verhältnis des Dichters zur „Demoiselle Vulpius" aufgehalten, so rümpfte man jetzt die Nase über die Standeserhöhung der „dicken Geheimrätin". Freilich durfte das nur hinter dem Rücken Goethes geschehen. Denn er achtete peinlich darauf, seiner Gattin auch die gebührenden Ehren ihrer Stellung zu wahren. Allmählich brachte er sie mit angesehenen und vornehmen Damen seines Kreises zusammen, führte sie zu Festen an den Hof und erwirkte, daß selbst Frau von Stein sich an ihre Gesellschaft gewöhnte. Christiane aber, wenn sie auch durch Geist und Bildung an die Höhe ihrer Stellung nicht heranreichte, verdiente sich das ihr so viel mißgönnte Glück durch anspruchslose Herzenstreue und unermüdliche Liebessorge für den von ihr wie eine Gottheit verehrten Mann.

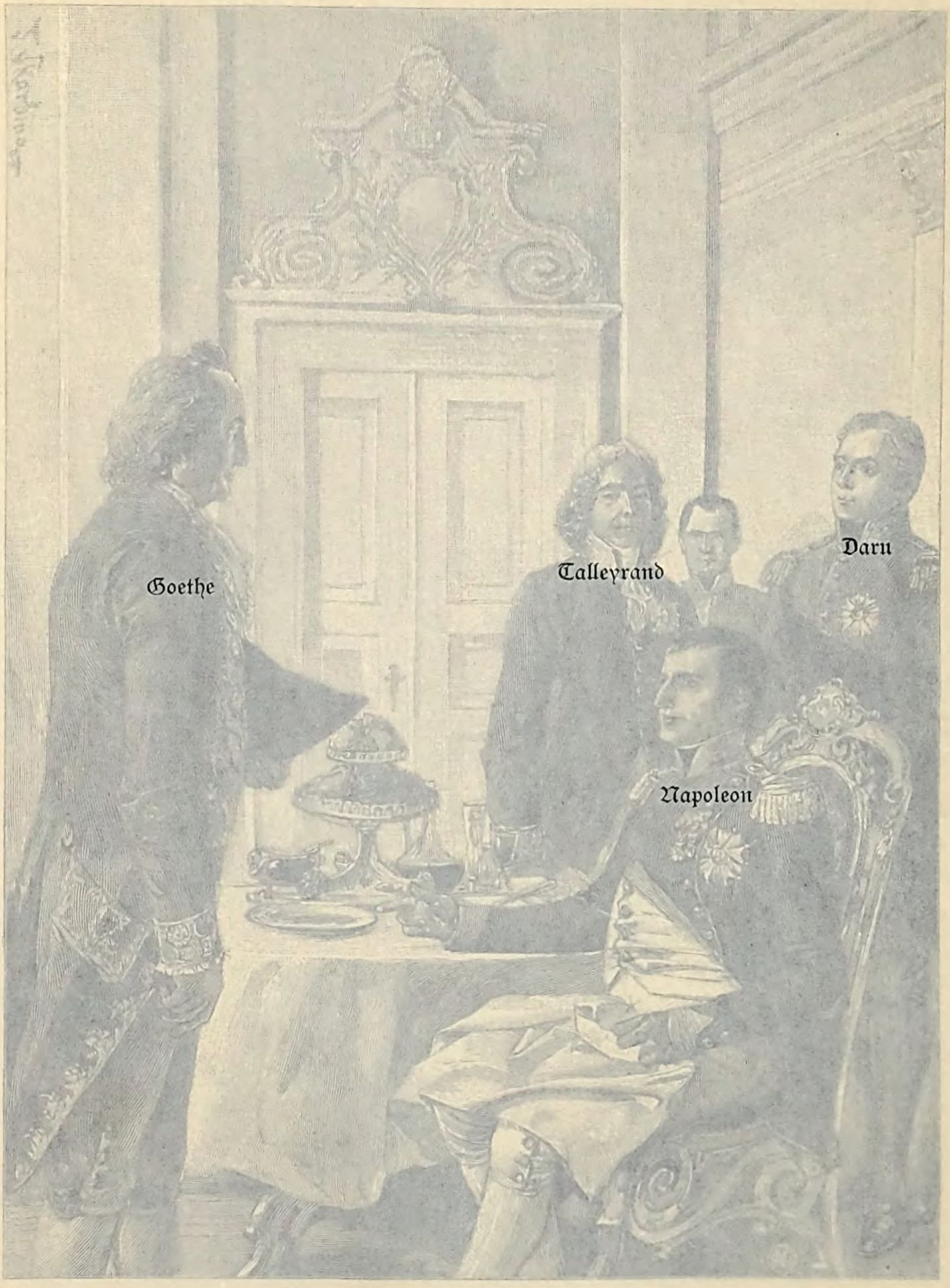
In jenen Schreckenstagen der schwersten deutschen Niederlage hatte in Weimar von allen Mitgliedern des fürstlichen Hauses allein die Herzogin Louise standhaft ausgehalten. Dem einziehenden Eroberer zwang sie durch ihre würdevolle Haltung die höchste Achtung ab und bewog Napoleon, nicht nur der Plünderung der Stadt Einhalt zu thun, sondern auch den Herzog im Besitz seines Landes zu lassen, freilich unter der Bedingung, daß er sich sogleich vom Preußischen Bündnis lossage und nach Weimar zurückkehre.

Der Posener Friede, durch welchen Weimar, unter stillschweigender Billigung Preußens, in den Rheinbund hineingenötigt wurde, stellte am 15. Dezember 1806 für die nächsten Jahre zwar keinen erfreulichen und gesicherten, doch immerhin einen verhältnismäßig ruhigen Zustand wieder her. Sogleich nahm auch Goethe seine unterbrochene Thätigkeit auf. Die „Farbenlehre" wurde gefördert, das Theater wieder eröffnet und gepflegt. Bald schien alles im alten Geleise, wenn auch jedermann unter den Folgen des erlebten Unheils und der Beitreibung der auferlegten Kontribution noch schwer zu leiden hatte. Man ertrug die Lasten williger, weil der Kaiser im übrigen mit den sächsischen Landen gelinde verfuhr und die von ihm eingesetzten Kommandanten, die ihre Jugendbildung in Weimar und Jena genossen hatten, sich zugänglich und freundlich erwiesen. Goethe betrachtete die unvermeidliche politische Lage auch wie ein notwendiges Naturereignis, und wie vor dem Walten einer folgerichtigen unwiderstehlichen Elementarmacht, hatte er Achtung vor der Kraft und dem Geist des außerordentlichen Mannes, der es vermocht hatte, ein moderner Herkules, nicht nur daheim das vielköpfige Ungeheuer der Pöbelherrschaft mit einem Schlage zu vernichten und eine neue gesetzliche Gesellschaftsordnung herzustellen, sondern auch, seine Nation in Begeisterung mit sich fortreißend, alle Gewalten, die sich ihm von draußen her feindlich gegenüberstellten, im unaufhaltsamen Siegeslauf niederzuwerfen. Daß die morsche Form des Deutschen Reichs dabei in Trümmer ging, mochte Goethe wenig anfechten. Der Begriff Deutschland bestand für ihn längst nur

noch in dessen Litteratur, als deren berufenster Vertreter er selber seit Schillers Tode allein aus allen hervorragte. Aus dieser mußte die Nation erst das Gefühl ihrer Stärke und Einheit holen, um in der Zukunft herrlich aufzuerstehen. Aber in welcher Zeit dies geschehen könnte, schien unabsehbar. Inzwischen galt dem auf die höchsten allgemeinen Ziele der Menschheit gerichteten Blick des Dichters und Forschers die Förderung stiller Geistesarbeit als das höchste Gut und dieses unter der starken Hand des Eroberers, der Europa den Frieden diktierte, vorläufig am besten gesichert.

Für Goethe mußte es daher ein dreifach gesteigerter Schicksalsmoment sein, als er, der höchste Inbegriff deutschen Wesens dem glänzendsten Vertreter des Franzosentums, das Genie der Betrachtung dem Genie der That, der Herrscher im Geist dem Herrscher in der Gewalt Aug' in Auge gegenüberstand. Das geschah im Jahr 1808 während des Kongresses zu Erfurt, auf welchem die großen und kleinen Fürsten Deutschlands mit ihrem ganzen Gefolge gleichsam nur einen einzigen glanzvollen Hofstaat um die Kaiser Napoleon und Alexander bildeten, das Geschick ihrer Länder von der Vereinbarung dieser beiden Machthaber erwartend. Zwei Tage nach ihrem Eintreffen, am 29. September, berief der Herzog Karl August, dem von dieser Zusammenkunft die größte Last, aber auch ein befriedigendes Ergebnis zufiel, seinen Freund und Staatsminister Goethe zu sich nach Erfurt. Seiner Stellung gemäß war der Dichter bei allen festlichen Veranstaltungen anwesend, bewunderte im französischen Theater, wo ein „Parterre von Königen" dem Spiel zuschaute, die vollendete tragische Kunst Talmas, speiste mit den französischen Ministern, die er zum Teil schon von früher her kannte, und fand sich wie die übrigen Würdenträger zum offiziellen Lever Napoleons im Vorsaal ein. Der Kaiser, sei es durch einen seiner Minister aufmerksam gemacht, oder von selbst des Dichters sich erinnernd, dessen „Werther" er siebenmal gelesen, ließ ihn am 2. Oktober zu sich bestellen und unterhielt sich mit ihm fast eine ganze Stunde in Gegenwart Talleyrands und zweier oder dreier Marschälle über Goethes persönliche Verhältnisse, seine Stellung zur fürstlichen Familie, seine Werke und über allgemeine ästhetische Fragen, vornehmlich das Wesen des Dramas.

„Vous êtes un homme!" waren die ersten Worte, die Napoleon zu Goethe sprach, nachdem er ihn aufmerksam angeblickt, und als das Gespräch beendet war, wiederholte er zu seiner Umgebung: „Voilà un homme!" Dieser Ausspruch unter solchen Umständen war im Munde Napoleons keine bloße Redensart, sondern traf genau mit dem Wesen dessen zusammen, was Goethe selber im Leben und Dichten als sein Eigenstes und Höchstes in Anspruch nahm: ein Mensch zu sein. Über die Unterredung hat Goethe in seinen „Annalen" zweiundzwanzig Jahre später einen dürftigen, skizzenhaften Bericht gegeben, worin er,

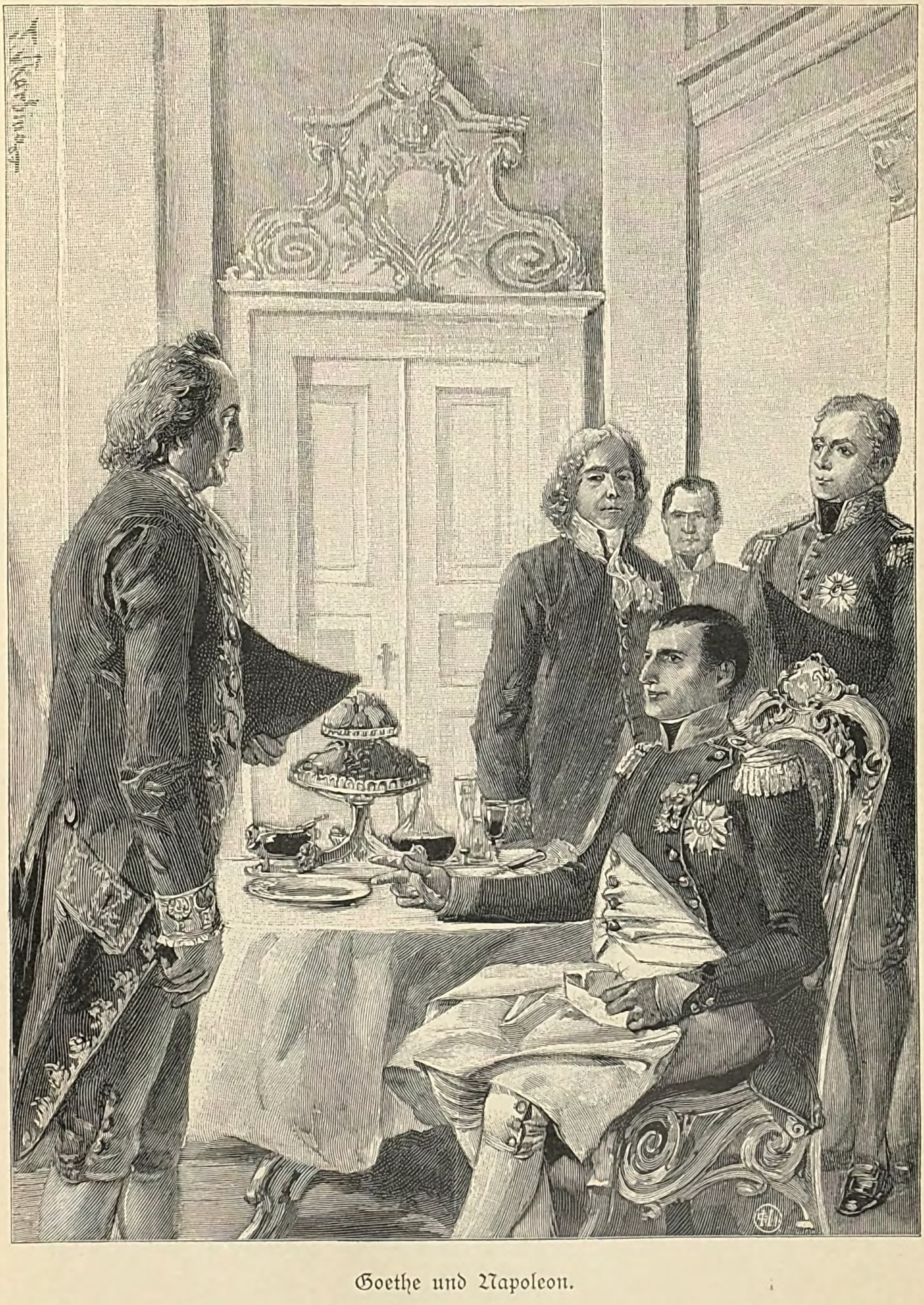


Goethe und Napoleon.

noch in dessen Litteratur, als deren berufenster Vertreter er selber seit Schillers Tode allein aus allen hervorragte. Aus dieser mußte die Nation erst das Gefühl ihrer Stärke und Einheit holen, um in der Zukunft herrlich aufzuerstehen. Aber in welcher Zeit dies geschehen könnte, schien unabsehbar. Inzwischen galt dem auf die höchsten allgemeinen Ziele der Menschheit gerichteten Blick des Dichters und Forschers die Förderung stiller Geistesarbeit als das höchste Gut und dieses unter der starken Hand des Eroberers, der Europa den Frieden diktierte, vorläufig am besten gesichert.

Für Goethe mußte es daher ein dreifach gesteigerter Schicksalsmoment sein, als er, der höchste Inbegriff deutschen Wesens dem glänzendsten Vertreter des Franzosentums, das Genie der Betrachtung dem Genie der That, der Herrscher im Geist dem Herrscher in der Gewalt Aug' in Auge gegenüberstand. Das geschah im Jahr 1808 während des Kongresses zu Erfurt, auf welchem die großen und kleinen Fürsten Deutschlands mit ihrem ganzen Gefolge gleichsam nur einen einzigen glanzvollen Hofstaat um die Kaiser Napoleon und Alexander bildeten, das Geschick ihrer Länder von der Vereinbarung beider Machthaber erwartend. Zwei Tage nach ihrem Eintreffen, am 29. September, berief der Herzog Karl August, dem von dieser Zusammenkunft die größte Last, aber auch ein befriedigendes Ergebnis zufiel, seinen Freund und Staatsminister Goethe zu sich nach Erfurt. Seiner Stellung gemäß war der Dichter bei allen festlichen Veranstaltungen anwesend, bewunderte im französischen Theater, wo ein „Parterre von Königen" dem Spiel zuschaute, die vollendete tragische Kunst Talmas, speiste mit den französischen Ministern, die er zum Teil schon von früher her kannte, und fand sich wie die übrigen Würdenträger zum offiziellen Lever Napoleons im Vorsaal ein. Der Kaiser, sei es durch einen seiner Minister aufmerksam gemacht, oder gern selbst des Dichters sich erinnernd, dessen „Werther" er siebenmal gelesen, ließ ihn am 2. Oktober zu sich bestellen und unterhielt sich mit ihm fast eine ganze Stunde in Gegenwart Talleyrands und zweier oder dreier Marschälle über Goethes persönliche Verhältnisse, seine Stellung zur fürstlichen Familie, seine Werke und über allgemeine ästhetische Fragen, vornehmlich das Wesen des Dramas.

„Vous êtes un homme!" waren die ersten Worte, die Napoleon zu Goethe sprach, nachdem er ihn aufmerksam angeblickt, und als das Gespräch beendet war, wiederholte er zu seiner Umgebung: „Voilà un homme!" Dieser Ausspruch unter solchen Umständen war im Munde Napoleons keine bloße Redensart, sondern traf genau mit dem Wesen dessen zusammen, was Goethe selber im Leben und Dichten als sein Eigenstes und Höchstes in Anspruch nahm: ein Mensch zu sein. Über die Unterredung hat Goethe in seinen „Annalen" zweiundzwanzig Jahre später einen dürftigen, skizzenhaften Bericht gegeben, worin er,



Goethe und Napoleon.

mit dem alten „realistischen Tic“, seinen eigenen Anteil daran unscheinbarer hinstellt, als er wirklich war. Denn aus den Erinnerungen des Kanzlers von Müller, dem der Dichter sie mündlich erzählte, und den erst kürzlich veröffentlichten Denkwürdigkeiten Talleyrands, der dabei anwesend war, geht hervor, daß Goethe den Fragen und Anregungen Napoleons mit einer natürlichen Würde und einem schlichten Freimut entgegnete, wie es die späteren Verkleinerer seiner deutschen Gesinnung an seiner Stelle schwerlich vermocht hätten.

Vier Tage darauf zu Weimar auf einem Hofball, der unter anderen großen Festlichkeiten der Fürstenversammlung zu Ehren gegeben wurde, sah sich Goethe wiederum von Napoleon in lebhafte Erörterungen über Geschichte und Drama gezogen. Der Kaiser forderte ihn auf, in einer neuen Tragödie von „Cäsars Tod“, würdiger als Voltaires Stück, das die französische Truppe an demselben Abend in Weimar aufgeführt, zu zeigen, wie glücklich Rom und die Welt unter Cäsars Herrschaft geworden wäre, wenn der Mord nicht seine Pläne vorzeitig durchschnitten hätte. Auch lud er ihn dringend ein, nach Paris zu kommen, wo er einen größeren Kreis für seine Anschauung und einen ungeheuern Stoff für seine Dichtung finden werde. Beide Vorschläge konnten in Goethes Geist auf verwandte Stimmungen früherer Epochen treffen; jetzt aber war weder des lebenden Cäsars deutliche Absicht noch des Dichters abgeschlossene Entwickelung dem Gedanken einer Ausführung günstig. Bald darauf, am 14. Oktober, erhielt Goethe zugleich mit Wieland, den Napoleon ebenfalls auf jenem Ball durch eine Unterredung ausgezeichnet, das Kreuz der Ehrenlegion.

So klar und fest nun Goethe grade zu jener Zeit sich und die deutsche Art vor dem Andrang des fremden französischen Wesens zu wahren strebte, so war doch der persönliche Eindruck des Weltgebieters, der des Dichters Geist verstand und bei diesem das Verständnis für den eigenen Geist voraussetzte, auf ihn ein so starker, daß er die nahe Berührung mit dem unüberwindlichen Heros als eine neue Bereicherung seines Daseins angenehm empfand. Hatte er doch auf der andern Seite in diesen letzten Zeiten nach dem Tode Schillers noch manche Verluste zu überwinden. Am 10. April 1807 war die edle freiherzige Gönnerin seiner Weimarer Jugendjahre, die Mutter seines herzoglichen Freundes, Anna Amalia gestorben, und der dankbare einstige Schützling hatte zur Weihe ihres Andenkens eine Würdigung ihres Wesens und Wirkens verfaßt, die auf Befehl des Herzogs von allen Kanzeln herab verlesen wurde.

Und nun in diesen jüngst vergangenen Tagen, am 13. September 1808, ward ihm das verehrteste Menschenwesen entrissen, dem er mit seinem Dasein zugleich seine besten Eigenschaften verdankte, das von allen zuerst seinen Genius erkannt und geweckt, das, wie kein anderes, ihn geliebt und an ihn geglaubt,

dessen einziger Ruhm und Stolz er durch das ganze Leben gewesen: seine eigene Mutter. Achtundsiebzig Jahre alt, nur kurze Zeit leidend und heiter bis zum letzten Augenblick, hatte sie mit klarem Bewußtsein dem kommenden Ende entgegengesehen und noch übers Grab hinaus alle Vorkehrungen für einen wohlgefälligen Abschluß ihrer irdischen Laufbahn mit sorgsamer Genauigkeit getroffen.

Die tiefe Trauer um ihren Hingang trug der treue Sohn still in der Brust verschlossen. Sein Vorsatz, ihrer seltenen Erscheinung in einer besonderen Schrift ein frommes Denkmal zu setzen, verlor sich in der Folge der Zeiten und konnte später nur teilweise durch die Darstellung ihres Wesens in der Geschichte seines eigenen Lebens ersetzt werden. Auch für diese war, namentlich für die Schilderung der Kinderjahre, durch den Tod der Mutter die natürlichste und reichste Quelle der Erinnerung versiegt. Durch eine günstige Fügung indes hatte vorher noch ein jüngeres Menschenkind mancherlei daraus schöpfen können, was unmittelbar aus dessen Munde dem Dichter doppelt willkommen war.

Bettina Brentano, eine Tochter jener Maximiliane, an deren Eheschicksal Goethe einst so innigen Anteil genommen, hatte wohl schon von der Mutter her die Verehrung für den ehemaligen Freund des Hauses eingesogen. Eine leidenschaftlich-phantastische Natur, steigerte sie diese Empfindung in sich zur Schwärmerei durch häufige Besuche bei der Frau Rat, mit der ihre Familie in Verbindung geblieben war, und die nicht müde wurde, von den frühesten Wunderthaten ihres Wolfgang zu erzählen, wie Bettina nicht müde wurde, auszufragen und zuzuhören. Allmählich ergriff die heranwachsende Jungfrau eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Anblick ihres Halbgotts, dem sie inzwischen ihre romantische Liebe aus der Ferne schon angekündigt hatte. Im April 1807 ward der heißeste Wunsch ihres jungen Lebens erfüllt. Mit ihrer älteren, verheirateten Schwester und deren Gatten Savigny reiste die Zweiundzwanzigjährige als Knabe verkleidet von Berlin aus durch die feindlichen Armeen nach Weimar, eilte, dort angekommen, sobald sie sich umgekleidet, zu Goethe, wurde von ihm nach ihrem kindlichen Aussehen und Benehmen als ein geistreich zutrauliches Kind freundlich aufgenommen, warf sich ihm, wie sie wenigstens in einem Brief an Frau Rat erzählt, stürmisch an den Hals und schlief, ermüdet wie sie war von dem langen Fahren und Wachen, auf seinen Knieen sitzend ein.

Nach dieser so ungewöhnlichen persönlichen Anknüpfung entspann sich zwischen beiden ein eigentümliches briefliches Verhältnis: von ihrer Seite überströmend in erhitzter Einbildung und eifersüchtig anspruchsvoller Leidenschaftlichkeit, von seiner Seite sparsam in streichelndem Wohlwollen und mild lächelndem Sichgefallenlassen. Er fand Ergötzen an ihren mutwillig geistreichen Plauder-

einfallen und fühlte sich ihr zu Dank verpflichtet für die töchterliche Liebe und Pflege, die sie, nach Frankfurt zurückgekehrt, seiner Mutter angedeihen ließ. Nach deren Tode ließ Goethe sich von Bettina gern alles berichten, was sie aus den Erzählungen der Hingeschiedenen von seinen Kinderjahren wußte, und benutzte nachmals das schätzbare Material mit bescheidener Vorsicht für seine Darstellung.



Bettina von Arnim.

Allein das in der gegenseitigen Empfindung nicht recht zusammenstimmende Verhältnis konnte nicht von dauerndem Bestand sein. Im Jahre 1811 heiratete Bettina den romantischen Dichter Ludwig Achim von Arnim, den Freund ihres Bruders Clemens Brentano, mit dem er auch gemeinsam die von Goethe wohlgefällig aufgenommene und freundlich besprochene Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" herausgegeben. In demselben Jahr kam sie mit ihrem Gatten wieder nach Weimar und verkehrte eine Zeitlang freundschaftlich in Goethes Hause. Indes, gleich der vornehmen Gesellschaft Weimars heimlich gereizt gegen Christiane, ließ sie sich bei einem Wortwechsel mit ihr über

die Beurteilung eines Gemäldes in der Kunstausstellung zu einer Ungezogenheit hinreißen, worauf ihr Goethes Gattin im berechtigten Gefühl gekränkter Würde ihr Haus verbot. Goethe, in diesem Punkt sehr empfindlich und streng, hielt das Verbot aufrecht und ließ sich auch nachmals weder auf Arnims Bitte noch auf die Vermittelungsversuche von Freunden herbei, die unhaltbar gewordenen Beziehungen wieder aufzunehmen.

Nichtsdestoweniger blieb er für Bettina nach wie vor der Abgott ihrer Verehrung. Lange Jahre zehrte sie an dem Nachgefühl des bestandenen Verhältnisses und malte es sich in der Erinnerung zu einem Ideal aus, dem ihr künstlerischer Sinn endlich auch eine äußere Gestalt zu geben nicht unterließ. Aus ihren und des Dichters wirklich ausgetauschten Briefen, aus später ihm zugedachten Herzensergüssen, Tagebuchblättern und Phantasien machte sie durch Erweiterung, Ausschmückung und Umbildung ein zwischen Urkunde und Roman schillerndes Werk zurecht, das sie zwei Jahre nach Goethes Tod unter dem Titel „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" der Öffentlichkeit übergab.

Daß alles darin als buchstäbliche Wahrheit aufgenommen werden sollte, beanspruchte sie schwerlich. Aber sie hatte zu ihren Briefen auch eine Anzahl von Goethes Sonetten und anderen aus der ungefähren Zeit ihrer Bekanntschaft herrührenden Gedichten benutzt, deren Sinn umschreibend oder einzelne ihrer Bestandteile mit geringer Wortumstellung einfügend. Das erweckte den Anschein, als hätte Goethe den Inhalt jener Dichtungen aus ihren Briefen geschöpft, oder als wären sie doch wenigstens an „das Kind" Bettina gerichtet gewesen. Dadurch eignete sie sich etwas zu, worauf sie kein Recht hatte. Denn die im Jahre 1807 entstandenen „Sonette", um die es sich handelt, galten einem andern „lieben Kinde": Minna Herzlieb, der Pflegetochter des Buchhändlers Frommann in Jena, in dessen Familie Goethe schon seit Jahren während seines wiederholten Aufenthaltes in der Universitätsstadt heiteres Behagen fand. Die jugendliche Anmut und das reiche Gemüt der damals Neunzehnjährigen erweckten in ihm eine Neigung, deren leidenschaftliche Stärke von dem Mädchen nicht geahnt, noch erwidert, von dem Dichter heimlich genährt, schmerzlich bekämpft, tapfer überwunden und endlich künstlerisch dargestellt wurde. Die Dichtungsform, in der sie ihren ersten, heiter spielenden Ausdruck fand, entsprang aus einer Anregung des Romantikers Zacharias Werner, der durch die Vorlesung seiner eigenen leicht- und wohlgebauten Sonette im Frommannschen Hause Goethe zum erstenmal mit dieser ihm sonst unbequemen Versart befreundete. Den ernsten, tiefen Gehalt seiner entsagenden Leidenschaft spricht ein anderes, größeres Werk aus, der Roman „Die Wahlverwandtschaften", dessen weibliche Hauptgestalt Ottilie das innerliche Wesen und einige eigentümliche Züge der ihm vorschwebenden Minna Herzlieb zart und rührend wiedergiebt.

Im Sommer desselben Jahres 1807, während seines Aufenthaltes in Karlsbad, hatte Goethe „eine Reihe kleiner Geschichten ersonnen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, welche alle durch einen romantischen Faden unter dem Titel ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘ zusammengeschlungen ein wunderlich anziehendes Ganze bilden" sollten. Von jener Reihe kleinerer Geschichten lösten sich allmählich „die Wahlverwandtschaften" zu selbständigem Dasein los. Ihr Stoff war allzubedeutend und zu tief in dem Dichter gewurzelt, um so leicht wie die anderen beseitigt zu werden. Sie alle behandeln als gemeinsames Grundthema in verschiedenen Tonarten, bald gefällig scherzend, bald ernst gewichtig, bald schmerzlich trüb das Gebot der Selbstbeschränkung und des Verzichtens auf die Erfüllung sehnlicher Herzenswünsche; doch in den „Wahlverwandtschaften" sollte es dargestellt werden in jenem alleräußersten Fall, wo die Natur selbst zwei menschliche Wesen einzig für einander geschaffen zu haben scheint und die Unmöglichkeit ihrer Verbindung auch die Unmöglichkeit ihrer Existenz mit einschließt.

Wer gewöhnt ist, Goethe nur als das verwöhnte Schoßkind des Glückes zu betrachten, den muß es Wunder nehmen, zu sehen, wie der Dichter Jahre lang sich mit einer solchen Stimmung herumträgt, wie er das schmerzliche Thema nicht etwa blos einmal als dichterisch angeschauten Gegenstand der Phantasie behandelt, sondern mit wachsendem Anteil des Gemütes zu ihm zurückkehrt, als suche er wiederholt das rechte ausdrucksvolle Wort für ein tief inneres stockendes Gefühl. In Wahrheit ist die Vorliebe für dieses Thema eine der ursprünglichsten Eigentümlichkeiten seines Wesens. Klingt es doch schon gewaltig in den Anfängen seiner großartigsten und persönlichsten Schöpfung, aus dem bittern Ausruf Fausts: „Entbehren sollst du, sollst entbehren!" Wiederholt es sich doch schmerzlich im „Werther", im „Tasso", so in allen denjenigen Dichtungen, an denen die eigene Individualität des Dichters einen mehr als gewöhnlichen Anteil hat, und bildet es doch gleichsam in verklärter Gestalt wieder den erhabenen Schluß zum „Faust" wie den Gipfel der Weisheit in den „Wanderjahren".

Der Unterschied zwischen der Empfindung des Jünglings und der des ausgereiften Mannes und Greises ist nur der, daß in den früheren Werken mit dem Kampf des persönlichen Willens gegen den Zwang der Natur zugleich sein Untergang, in den späteren aber sein Sieg geschildert wird. Die notgedrungene Qual der Entbehrung wird allmählig zur freiwillig geübten Pflicht der Entsagung.

Betrachtet man aber das Liebesleben des Dichters genauer, so entdeckt man, daß auch dieses eigentlich nur aus einer Kette von Entbehrungen und Entsagungen bestand. Keine derjenigen Frauen, denen seine tiefste Herzensneigung galt, sollte ihm ganz angehören. Weder Friederike noch Lotte, weder

Lili noch Frau von Stein konnte er heimführen, und wenn Christiane ihm mit ihrem naiven frischen Reiz anmutiges Behagen ins Haus brachte, so war auch sie mit ihren persönlichen Vorzügen doch immer nicht dazu geschaffen, alle Kräfte seines Geistes und Gemüts dauernd in Anspruch zu nehmen und zu befriedigen.

Zu diesem allgemeinen negativen Bewußtsein kam nun eine frische Herzenserfahrung, um welche als festen Kern die ähnlichen Erfahrungen früherer Jahre krystallisierten, „eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheute“: die so schwer überwundene und so schmerzlich festgehaltene Liebe zu Minna Herzlieb.

Das tragische Geschick der beiden Liebenden in dem Roman ist freie Erfindung des Dichters, dagegen ihr inneres Verhältnis zu einander, die Grundvoraussetzung, aus welcher dies Geschick sich entwickelt, ist die thatsächliche Erfahrung seines Lebens.

Auf die Gestaltung des Werkes hatte aber diesmal ein neues Moment entscheidenden Einfluß. Das Geschick der Liebenden, welches aus der notwendig bestimmten Eigentümlichkeit ihrer Charaktere hervorgeht, erhielt durch die Anwendung eines allgemeinen Naturgesetzes auf ein besonderes sittliches Problem seine Begründung und Erklärung. Die „Wahlverwandtschaften“ wurden so das erste und letzte Werk von größerem Umfange, welches Goethe bewußterweise „nach Darstellung einer durchgreifenden Idee“ arbeitete. Ob diese abstrakte Idee sogleich bei der Konzeption des Gegenstandes dem Geiste des Dichters gegenwärtig gewesen ist, oder ob sie erst bei beginnender Ausarbeitung ihren bestimmenden Einfluß geübt und demgemäß auch den Titel verändert hat, ist für die fertige Gestalt des Werks gleichgiltig. Jedenfalls steht das den Titel und die Idee erklärende Gespräch über die Ähnlichkeit gewisser chemischer Trennungen und Vereinigungen mit höheren seelischen Vorgängen jetzt mit dem Werk in engster Verbindung und wirft im Voraus auf die Entwicklung des Ganzen ein ahnungsvoll aufzuckendes Licht, welches auch die unausgesprochenen Vorgänge in den Seelen der Handelnden aufhellt und zugleich auf die geheimnisvoll offenbare Quelle alles Wesens und Wirkens, die unverleugbare Natur, als auf ihren letzten Grund hinweist. So innig ist diese chemische Auseinandersetzung mit ihren gleichnisartigen Beziehungen auf menschliche Verhältnisse in die thatsächlichen Voraussetzungen verwebt, so natürlich geht sie aus der gegebenen Situation hervor, so genau paßt sie auf die spätere Entwicklung der Ereignisse, daß man sich nicht getrauen möchte zu entscheiden, ob das Naturgesetz herbeigezogen ist, um das Faktum in allgemeinem Sinne zu begründen, oder das Faktum erfunden, um die hohe Bedeutung des Naturgesetzes in einem äußersten, den Kern des menschlichen Wesens treffenden Vorgang zur Anschauung zu bringen.

Über die sittliche Bedeutung der „Wahlverwandtschaften" herrscht seit dem Erscheinen des Romans im Jahre 1809 bis in die neueste Zeit ein Zwiespalt entgegengesetzter Meinungen. Die einen erklären ihn für eine Verherrlichung der Heiligkeit der Ehe, die andern geradezu für einen Angriff auf deren Bestand. Beide Teile vergessen, daß es niemals in Goethes Natur gelegen hat, sich in seinen Werken von einer bestimmten Tendenz leiten zu lassen. Will man durchaus einen auf die Ehe bezüglichen Lehrsatz aus dem Roman ableiten, so ist es der, daß eine eheliche Verbindung sich nur dann als innerlich glücklich und auf die Dauer unauflöslich erweisen kann, wenn das sittliche Gesetz bei beiden Gatten von vornherein sich in vollkommener Übereinstimmung mit der natürlichen Grundlage befindet.

Über die künstlerische Form des Werkes ist dagegen jederzeit nur eine einzige Stimme gewesen. Es gilt allgemein mit Recht als das erste vollkommene Muster eines deutschen sozialen Romans. An strenger Geschlossenheit der Komposition, an durchsichtiger Klarheit der Sprache, an enger Folgerichtigkeit der Motivierung übertrifft es selbst alle anderen erzählenden Dichtungen Goethes, an Tiefe der Empfindung steht es keiner nach, während es freilich an Raschheit der Entwicklung und an Fülle des Ausdrucks mit dem überschwellenden Erguß jugendlichen Gefühls im „Werther", mit dem es sonst gern verglichen wird, sich nicht messen kann. Die Zeichnung der Charaktere ist sorgsam nach der Natur entworfen, die Schilderung der Örtlichkeit anschaulich und genau vorhandener Wirklichkeit entsprechend; die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse giebt ein getreues Abbild des damaligen Lebens und Verkehrstons in den höheren Ständen, und selbst der äußere Verlauf der Begebenheiten ist durch die angedeutete Folge der Jahreszeiten sorgsam geregelt. Bei keinem anderen Werke Goethes ist der ordnende Verstand in so hohem Grade thätig gewesen, und darum befriedigt auch kein anderes neben der Einbildungskraft und dem Gemüt so vollständig gerade den Verstand.

Dasselbe Gefühl der Entbehrung, das die „Wahlverwandtschaften" zwar nicht hervorgerufen, jedoch beseelt hat, spricht auch nach Goethes eigenem Zeugnis aus dem zu gleicher Zeit begonnenen Festspiel „Pandora", und zwar noch unmittelbarer, aber gerade darum mehr lyrisch ausklingend als anschaulich gestaltet. Den äußern Anlaß gab dieser Dichtung ein neuer, von Freunden in Wien unternommener Musenalmanach gleichen Titels, dem sie gleichsam zur Einführung bestimmt war. Sie sollte Pandorens Wiederkehr zu ihrem nur in der schmerzlichen Erinnerung an die Vergangenheit lebenden Gatten Epimetheus und dessen Verjüngung zum Genuß der Gegenwart darstellen. Doch nur der erste Teil ward ausgeführt, und die verzehrende Sehnsucht nach der entschwundenen Geliebten offenbart sich darin mit leidenschaftlich rührenden Tönen, die an des Dichters Jugendzeit gemahnen, durch

mitten in die antikisierenden Rhythmen eingefügte Lieder wie: „Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden" und: „Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist". An die Gebilde der Jugendzeit knüpft aber auch der ganze Inhalt des Stückes an mit der Gestalt des Prometheus, nur daß jetzt der Trotz des Titanen gemildert erscheint und nicht der Kampf- und Thatfrohe den Sinn des Dichters wiederspiegelt, sondern eher dessen Bruder Epimetheus, der Nachdenkliche und Zurückschauende.

In der That zeigt sich auch Goethe selbst in dieser ganzen Periode der nationalen Erniedrigung zumeist als ein Zurückschauender. Vor dem unerfreulichen und seiner Meinung nach auf lange Zeit hinaus unabwendbaren Druck der politischen Gegenwart flüchtet er sich in die poetische Vergangenheit, zunächst in seine eigene durch Herausgabe seiner Werke und Vorbereitung seiner Lebensgeschichte, und in eigentümlichem Zusammenhange damit in vergangene Kulturepochen, die ihn auch früher angezogen: neben dem römisch-griechischen das heimatliche deutsche Altertum und das Mittelalter.

Verwandte Bestrebungen der Romantiker und die ganze Richtung des Zeitgeistes wirkten übereinstimmend mit, diese wieder auftauchende Neigung zu bestärken und zu bestimmen. Die erweckten „Nibelungen" hielten auch Goethes Teilnahme fest durch die Großheit und Konsequenz ihrer Motive, obwohl er darin die Harmonie der Schönheit und die Beziehung auf eine höhere, göttliche Welt vermißte. In den Zusammenkünften seiner Mittwochsgesellschaft las er die ganze Dichtung hintereinander nach dem Original aus dem Stegreif übersetzend vor. Die anderen deutschen Heldengedichte folgten, die nordischen Sagen schlossen sich an, das deutsche Volkslied wurde durch „Des Knaben Wunderhorn" wieder lebendig. Und neben der altdeutschen Litteratur machte sich auch die altdeutsche Baukunst wieder geltend.

Ein tüchtiger Kenner und eifriger Verehrer altdeutscher Kunst, der, früher dem Kaufmannsstande bestimmt, den selbstgewählten Beruf mit ganzer Kraft erfüllte, gemeinsam mit seinem Bruder eine bedeutungsvolle Sammlung niederdeutscher Gemälde zusammengebracht hatte und seine Lebensaufgabe darin sah, den gotischen Baustil wieder zu Ehren zu bringen, Sulpiz Boisserée aus Köln, unternahm es, auch die Fürsprache des berühmtesten Deutschen, der einst selber des Straßburger Münsters begeistertes Lob geredet, für seinen Zweck zu gewinnen. Konnte er nun zwar den Dichter in seiner festgegründeten Überzeugung von der einzig vollkommenen Schönheit und Mustergiltigkeit der antiken Baukunst nicht mehr irre machen, so weckte er doch dessen erneute Anerkennung für den einer vergangenen Zeit gemäßen und im Kölner Dom zum höchsten Ausdruck gelangten gotischen Baustil. Aber er frischte auch Goethes Sinn für die niederdeutsche Malerei zu dauernder Teilnahme wieder auf und, was das Beste war, er erwarb nach seinem ersten

persönlichen Besuche in Weimar im Mai 1811 durch sein frisches, wackeres und tüchtiges Wesen sogar die Herzensfreundschaft des um volle vierunddreißig Jahre älteren Mannes, die sich in Begegnungen, gemeinschaftlichen Rheinreisen und einem ununterbrochenen Briefwechsel für die ganze übrige Lebenszeit folgereich erwies.

Mußten solche Bestrebungen Goethe an seine Straßburger Periode gemahnen, so lockte ihn in die Zeit seiner italienischen Reise eine andere Anregung: die Biographie des Landschaftsmalers Philipp Hackert, die er dem Andenken des verewigten römischen Freundes nach den ihm von den Erben überlieferten Papieren mit vieler Mühe und Liebe stiftete.

Die Beschäftigung damit bestimmte ihn endlich, auch an die schon längere Zeit vorbereitete Geschichte seines eigenen Lebens zu gehen, und so begann er die Ausführung „mit dem Entschluß, gegen sich und andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, insoweit die Erinnerung nur immer dazu behilflich sein wollte“. Da diese allein aber für den inneren Zusammenhang der Darstellung nicht ausreichen konnte, so nannte er das Werk, obwohl „mit sorgfältiger Treue behandelt, bescheiden genug“, wie er selbst sagt, „Dichtung und Wahrheit“, innigst überzeugt, daß „der Mensch in der Gegenwart, ja viel mehr noch in der Erinnerung, die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele“.

Der Titel bedeutet also nicht, wie so gern angenommen wird, Erfundenes und Erfahrenes, sondern hat einen andern, doppelten Sinn, der sowohl den Inhalt als die Form betrifft. Er weist auf den innern Zusammenhang der Werke mit dem Leben hin, auf die Art, wie eines aus dem andern hervorgeht, wie beides aufeinander wirkt, und er spricht aus, daß die Darstellung dieses durchgehenden Verhältnisses Wahrheit im Gewande der Dichtung sei, eine Komposition des Erlebten in dem Sinne, daß das Nebensächliche, Unwirksame weggelassen, das Wesentliche, Folgenreiche hervorgehoben und künstlerisch verbunden wird. Da niemals alle Fäden der Wirklichkeit aufgefunden werden können, so kam es dem Dichter auch hier, wie immer, darauf an, die wichtigsten, bedeutsamsten, in einem bestimmten Sinn zusammenlaufenden darzustellen und so ein künstlerisches, aber gerade um so treueres Bild seines Wesens und Wirkens zu entwerfen. Goethe hat sein Leben gedichtet, wie er seine Dichtungen gelebt hat. In seiner Biographie giebt er nicht die bloßen thatsächlichen Vorgänge, sondern ihre Bedeutung. Vor allem aber giebt er seine eigene Anschauung seines Selbst, und die Art dieser Anschauung giebt eben auch wieder ein Bild von ihm. Es ist wie ein Doppelspiegel, wo man den einen im andern und in beiden zugleich die dazwischen stehende Gestalt abgespiegelt sieht. Ob in dem Berichteten die Einzelheiten chronologisch zuverlässig sind oder nicht, ist dabei gleichgiltig. Denn was von dem Leben eines Menschen, außer dem Gehalt

seiner Werke, die Nachwelt fördert, ist nicht die genaue Zeitbestimmung aller seiner Verrichtungen, sondern das ganze gefühlte Bild seiner Persönlichkeit.

Das Werk, wie des Titels Zusatz: „Aus meinem Leben" andeutet, giebt nur ein Stück einer Autobiographie, aber freilich das wichtigste Stück, die Jugendjahre bis zur Schicksalswendung der Reise nach Weimar, die stetige Entwickelung des Kindes zum bedeutenden Mann, das Keimen, Sprossen und Blühen seines Menschen- und Dichterwesens mit allen erkennbaren Einflüssen des Orts und der Zeit, der Verhältnisse und Umgebungen, der vorausbedingenden und mitwirkenden Geistesströmungen.

Binnen wenigen Jahren, in der Zeit von 1809 bis 1813 wurde der größte Teil vollendet und nacheinander in drei Bänden veröffentlicht; nur die Ausführung der letzten Frankfurter Erlebnisse, vom Besuch Knebels an, blieb zum Teil einer viel späteren Zeit vorbehalten.

Die Art dieser Arbeit brachte es mit sich, daß Goethe mit seinen abgelaufenen Bildungsperioden auch diejenigen Geisteserzeugnisse, die darin Epoche gemacht, wieder in sich aufleben ließ, und an der erneuten Übereinstimmung mit diesen im Gegensatz zu manchen Erscheinungen des Tages konnte er mit Genugthuung empfinden, daß der Kern seines Wesens, trotz aller Häutungen, die es durchgemacht, sich im Innersten nicht verändert hatte. Von den geistreich lüsternen „Novelle galanti" des Verrocchio und des Abbate Costi, welche letzteren ihn sogar zu dem Versuch einer Nachbildung angeregt, kehrte er mit „unschuldigem Behagen" zum „Landprediger von Wakefield" zurück; vor dem schmerzlichen Verdruß, den ihm seines alten Freundes Jacobi Schrift „Von den göttlichen Dingen" erregte durch die Lehre: die Natur verberge Gott, rettete er sich zu Spinozas „Ethik" und fühlte ihre alte Einwirkung auf ihn frisch gesteigert.

Auch sonst regten sich alte Neigungen, Triebe und Stimmungen, selbst das einst so hartnäckig geübte landschaftliche Zeichnen wurde eine Zeitlang wieder aufgenommen, freilich zum letztenmal, um dann auf immer zu verschwinden. Zugleich aber wirkte die wiederholende Rechenschaft des Lebens, während sie wie ein Abschluß aussah, verjüngend auf des Dichters schaffende Phantasie. Zwischen unermüdeter eigener Thätigkeit in Wissenschaft, bildender Kunst, Theater und williger Teilnahme an allen darin hervortretenden großen Bestrebungen anderer, begann, wenn auch zunächst noch sparsam, die Muse sich wieder gefällig einzustellen. Gelegenheitsgedichte und Darstellungen zu festlichen Tagen am Hofe, die bedeutsamste darunter der Redoutenaufzug „Die romantische Poesie", wurden ersonnen, einem fürstlichen Gesangsdilettanten zulieb die nur auf den Klang berechnete Kantate „Rinaldo" und „auf Veranlassung guter Menschen aus der Cleveschen Gegend" zur Verherrlichung eines heldenmütigen Dorfmädchens die Kantate „Johanna Sebus" geschrieben,

ein paar Volksliedchen nach sicilianischem, finnischem und Schweizer Vorbild angestimmt, die Romanzen „Der Totentanz“, „Der getreue Eckart“ und „Die wandelnde Glocke“ geformt und sogar eine Oper, „Der Löwenstuhl“, begonnen, die aber bald ins Stocken geriet und sich später zu der Ballade „Die Kinder sie hören es gerne“ zusammenzog. Das merkwürdigste und wertvollste Erzeugnis jener Zeit ist der „Epilog zum Trauerspiele Essex“, am Tage der Schlacht bei Leipzig gedichtet, mit den wie unbewußt prophetisch das gleichzeitige Schicksal Napoleons anzeigenden Versen:

„Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.“

Der Dichter hatte dabei alles andere eher im Auge als die politischen Tagesverhältnisse; vielmehr, nach seinem eigenen Zeugnis, „wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf er sich eigensinnig auf das Entfernteste“. Damals hatte er begonnen, der chinesischen Litteratur das ernstlichste Studium zu widmen, das einstweilen unterbrochen ward, aber anderthalb Jahrzehnte später wieder aufgenommen, als Frucht „Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten“ hervorbrachte.

Nach der Schlacht bei Leipzig freilich wurde Goethe wohl oder übel auch persönlich in die patriotische Bewegung mit hineingezogen, da nun das Geschick seines Landes nicht nur, sondern auch seines Sohnes ins Spiel kam. Der Herzog sagte sich vom Rheinbund los und trat wieder zu den Verbündeten. In Weimar meldeten sich, wie in anderen deutschen Landen, begeisterte Männer jedes Alters und Standes zum Eintritt in das Heer als Freiwillige, und Goethes nunmehr vierundzwanzigjähriger August, nach Beendigung seines juristischen Studiums in Heidelberg und Jena bereits seit zwei Jahren daheim als Kammerassessor angestellt, verlangte sich diesen kampfesfreudigen Scharen anzuschließen. Goethe war damit nicht einverstanden. In jener des neuen Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht noch ungewohnten Zeit meinte er mit manchem wackern und wohlgesinnten Staatsmann, daß nicht alle ohne Unterschied berufen seien, mit den Waffen in der Hand gegen den Feind zu ziehen, daß vielmehr jeder dem Vaterlande mit dem am besten diene, wozu seine ausgebildeten natürlichen Anlagen ihn befähigten, und daß ein tüchtiger Mann in seinem Amte schwerer zu entbehren sei, als im Felde, wo ihn mancher andere ebenso wohl ersetzen könne. Daher, als nun August seine Absicht dennoch ausführte, wandte sich der schwer besorgte Vater sogar an den Herzog mit dem Bittgesuch, den hoffnungsvollen jungen Mann „in der angetretenen seiner Natur und Eigenschaften ganz angemessenen Carriere fernerhin zu belassen“. Was ihn dazu bestimmte, war aber nicht blos der persönliche Wunsch, den einzigen

Sohn in seiner Nähe zu behalten, sondern auch darüber hinaus ein Mißtrauen in den nachhaltigen Erfolg des unternommenen Entscheidungskampfes.

Obwohl seit jeher von Grund aus deutsch und vaterländisch gesinnt, war doch dem Dichter der all-einigen Menschlichkeit und der All-Liebe die Überschwänglichkeit eines einseitigen Nationalitätsgefühls und der Fanatismus des Völkerhasses fremd geblieben. Auch als Jüngling keine kriegerische Natur, konnte er um so weniger im Alter seinem ganzen Entwickelungsgang entgegen sogleich in die allgemeine Kampf- und Siegesbegeisterung einstimmen. Er wagte nicht, an eine dauernde Einigung der deutschen Fürsten, an eine selbständige Erhebung des ganzen deutschen Volkes zu glauben, und wenn diesem auch wirklich die Befreiung vom französischen Joche gelang, so sah er es doch von anderen fremden Mächten abhängig und noch unfähig, selbst zu wissen, was es wolle und vermöge.

Indessen brachte ihm die Kunde von dem Einzug der Verbündeten in Paris am 9. April 1814 und der Abdankung Napoleons, wenn auch noch kein sicheres Vertrauen in die Zukunft Deutschlands, so doch ein Aufatmen der Erleichterung, ein Frohgefühl unverhoffter Enttäuschung und fast eine Art Entschuldigungsbedürfnis für seine bisherige Teilnahmlosigkeit. Als er daher aus Berlin von Iffland die Aufforderung erhielt, zur Rückkehr des Königs ein Festspiel zu dichten, ergriff er diese Gelegenheit, um in „Des Epimenides Erwachen" seinen eigenen Gemütszustand während der Knechtung und nach der Befreiung des deutschen Volkes auszusprechen. Rührend bescheiden klingt es, wenn der Erwachende vor allen Versammelten eingesteht:

„Wie selig euer Freund gewesen,
Der diese Nacht des Jammers überschlief,
Ich konnt's an den Ruinen lesen,
Ihr Götter, ich empfind' es tief!
Doch schäm' ich mich der Ruhestunden;
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin."

Sonst macht die ganze antikisierend allegorische Erfindung und Ausführung, obgleich in raschem Zuge und kurzer Zeit von Mitte Mai bis Anfang Juni 1814 vollendet, einen etwas gekünstelten, unlebendigen Eindruck. Und so blieb auch die erste Aufführung in Berlin, welche, durch die Schuld des Komponisten verzögert, erst am 30. März 1815, während der hunderttägigen Wiederherrschaft Napoleons erfolgte, ohne lebendige Wirkung auf die Zuschauer, ebenso wie die nachfolgende Aufführung in Weimar am 30. Januar 1816.

Hatte nun Goethe nach seiner Art durch diese dichterische Beichte dem patriotischen Bewußtsein gehuldigt, so meinte er darum doch nicht sein bis-

heriges Verhalten ganz preiszugeben; ließ er doch die Selbstanklage des „Epimenides“ sogleich entkräften durch die Antwort des Priesters:

„Tadle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannst:
Sie bewahrten dich im Stillen,
Daß du rein empfinden kannst.“

Und so that er denn auch hernach, wie er zuvor gethan. Da die Kriegsbesorgnisse noch keineswegs gänzlich zerstreut waren und die Frage der nachfolgenden inneren Entwickelung Deutschlands neue Bedenken hervorrief, so flüchtete sich der Dichter, der weder Neigung noch Beruf fühlte, auf die politischen Zustände einzuwirken, aus der unerquicklichen wirklichen Welt wiederum in eine ideelle Ferne und fand wiederum im Orient den willkommensten Zufluchtsort. Wie immer in seinem Leben, so stimmten auch diesmal, um eine neue Offenbarung seines Wesens hervorzurufen, inneres Bedürfnis und äußerer Anlaß harmonisch zusammen: eine leicht erklärliche Folge seines allseitig umgreifenden Geistes und äußerst anregbaren Naturells.

Zur rechten Zeit war ihm eine persische Gedichtsammlung aus dem vierzehnten Jahrhundert, der berühmte „Divan des Hafis“ in der deutschen Übersetzung von Joseph von Hammer in die Hände gekommen und hatte durch ihren tiefen, reichen und freien Geist auf ihn so lebhaft eingewirkt, daß er die unabweisbare Nötigung empfand, sich gegen diese Erscheinung durch wetteiferndes Hervorbringen zu behaupten. Gründlich, wie zu einem wirklichen Aufenthalt im Morgenland, bereitete er sich darauf vor. Schon von früher her mit dessen Eigentümlichkeiten nicht ganz unbekannt, studierte er jetzt eifrig, um sich den Schauplatz recht zu vergegenwärtigen und jene Luft geistig zu atmen, Persiens Natur und Geschichte, Religion und Sitten, Sprache und Litteratur, holte sich bei namhaften Gelehrten Aufklärung und übte sich sogar, der Einbildungskraft nachzuhelfen, in kunstreich verzierten arabischen Schriftzügen.

Als nun auch der politische Horizont sich aufklärte, brachte dem Dichter die seinem Schaffenstrieb von jeher günstige Bewegung einer längeren Sommerreise nach Frankfurt und an den Rhein, der ländliche Aufenthalt bei lieben Freunden in der Nähe seiner Vaterstadt und in dem heilsamen Wiesbaden, vor allem aber das Aufblühen einer innig erwiderten Herzensneigung mit der heiteren Steigerung seines Wesens und dem inneren Glücksgefühl auch die dem östlichen Leben verwandte Geistesstimmung. Der aufgesammelte Stoff begann zu gären und stieg, mühelos perlend wie quellende Tropfen, als eine unerschöpfliche Reihe von Sprüchen und Liedern auf, die, geordnet und in zwölf Bücher mit besonderer Bezeichnung ihres Inhalts verteilt, den gemeinsamen Namen „West-östlicher Divan“ erhielten.

Westlich ist ihr Gemüt, östlich nur der beschauliche Sinn und der Anklang der Form. Denn nicht um genaue Nachbildung war es dem Dichter zu thun, sondern um verwandte Wirkung. Nicht seine Eigenart in der fremden aufgehen lassen wollte er, sondern das fremde Wesen dem seinigen aneignen. Aber wenn auch unter dem durchsichtigen Schleier des Persers „Hatem" das deutsche Antlitz Goethes leicht zu erkennen ist, wenn auch die anderen morgenländischen Namen und Bezeichnungen sich auf abendländische Verhältnisse umdeuten lassen, dennoch webt es in dieser Offenbarung des wiedergeborenen Dichterherzens wie unter tiefblauem sternenfunkelndem Himmel einer paradiesischen Welt der Duft von jungen Rosen und süßem Wein und der Hauch ewiger Jugend, göttlicher Weisheit und sanft beseligenden Liebesbewußtseins.

Nicht verzehrende Glut der Leidenschaft ist es, was dem „Buch Suleika", dem reichhaltigsten unter allen, seinen köstlichen Reiz giebt, sondern das reine, wechselseitig beglückende Wohlgefallen, die sehnsüchtig einander zustrebende, durch die bloße Nähe des Geliebten befriedigte Herzensneigung.

Das wirkliche Verhältnis, das dieser dichterisch gesteigerten Empfindung zu Grunde liegt, war eine zärtlich liebevolle Freundschaft. Die Suleika des Liedes hieß in Wahrheit Marianne und war seit kurzer Zeit die Gattin des von früherher mit Goethe befreundeten, hochgebildeten und auf verschiedenen Gebieten schriftstellerisch thätigen Geheimrats Joh. Jak. von Willemer in Frankfurt.

Maria Anna Jung, wie ihr Mädchenname lautete, schon in früher Jugend dem Theater bestimmt, war von ihrem dreizehnten bis zum sechzehnten Jahre durch ihr anmutiges Wesen und Gesangstalent ein Liebling der Frankfurter Bühne. Von dort nahm sie Willemer, damals verwitwet, um ihr ein würdigeres Los zu bereiten, seinen beiden Töchtern zur Gesellschaft in sein Haus, hatte seine Freude an der sorgfältigen Ausbildung ihres Geistes und ihrer künstlerischen Anlagen und vermählte sich endlich mit ihr, nachdem sie bereits vierzehn Jahre die Zierde und der Stolz seiner Familie gewesen, am 27. September 1814.

Dreißig Jahre war sie alt, als Goethe, der Fünfundsechzigjährige, sie kennen lernte. Mit hingebungsvoller Verehrung kam ihm, als dem „Größten" und „Besten" die Gattin des Freundes entgegen; mit vertrautester Anhänglichkeit fühlte er sich zu ihr hingezogen. Mehrere Wochen verlebte Goethe während des Sommers 1815 mit ihr und ihrem Gatten im unbefangensten Genuß heiterer Geselligkeit auf der Gerbermühle, einer ländlichen Besitzung Willemers bei Frankfurt, und in seinem Stadthause; dann trafen sie noch einmal flüchtig in Heidelberg zusammen. Später sahen sie sich nicht mehr; aber bis zu des Dichters Tode hielt beide ein herzlicher Briefwechsel ver-

bunden, untermischt mit dem gelegentlichen Austausch poetischer Erinnerungen an jene schöne Zeit. Denn Marianne sang und malte nicht nur mit künstlerischem Gelingen, sie hatte auch eine ungewöhnliche dichterische Begabung, und mehrere der schönsten Lieder des „Divan", Goethes eigenen entgegnend und von ihm in die Sammlung aufgenommen, zeugen von dem wohllautenden Ausdruck ihres tiefen Gefühls, wie das erste Geständnis:



Marianne von Willemer.

„Hochbeglückt in deiner Liebe" und die beiden Sehnsuchtsseufzer: „Was bedeutet die Bewegung" und „West, um deine feuchten Schwingen".

Mehrere Jahre noch hielt Goethes östliche Stimmung an, immer frische Blüten aus dem fruchtbaren Boden lockend. Als die gesammelte und geordnete Fülle im Jahre 1819 an die Öffentlichkeit trat, war die Anzahl der Lieder, Sprüche, Gleichnisse und Legenden auf mehr als ein Vierteltausend gewachsen. Auch ein ganzes Buch historischer und litterarischer Anmerkungen über die fremdländischen Namen und Beziehungen war hinzugekommen, willkommen und wertvoll dem lernbegierigen Leser, aber dem lebendig genießenden fast ganz entbehrlich.

Während so des Dichters Empfindung sich frohgemut mit bunten Fäden an neues, junges Leben spann, löste der Tod altvertraute Bande der Freundschaft und Liebe schmerzlich mahnend von ihm ab. Einer nach dem andern schwanden die Zeugen und Gefährten seiner goldenen Jugendzeit dahin. Wieland, vormals der begeistertste Herold seines Ruhms in Weimar, war schon im Januar 1813 geschieden, und alles Guten seiner Natur eingedenk hatte ihm Goethe in einer Trauerloge des Freimaurerbundes einen tief empfundenen, den heiteren Genius des „edlen Dichters, Bruders und Freundes" liebevoll preisenden und dessen ganze Entwickelung zeichnenden Nachruf gehalten. Das Jahr 1819 beraubte ihn seines treuesten Genossen und Helfers im Amt, Christian von Voigt, wie seiner beiden alten Jugendfreunde Fritz Stolberg und Fritz Jacobi, denen er trotz räumlicher und geistiger Entfernung im Herzen nahe geblieben war.

Das Härteste aber war, daß ihn, drei Jahre vorher, am 6. Juni 1816 Christiane, seine „liebe, kleine Frau" verließ, die achtundzwanzig Jahre lang, vom ersten bis zum letzten Tage ihrer Verbindung, kein höheres Glück gekannt hatte, als in ihm und für ihn zu leben. Die tiefe Niedergeschlagenheit seines Gemüts bekunden die wenigen kunstlosen, gleichsam nur halblaut vor sich hingesprochenen Zeilen, die er ihrem Todestage widmete:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch düstre Wolken zu scheinen,
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen."

Nicht lange jedoch entbehrte sein verwaistes Hauswesen der Herrin. Das heitere Walten der abgeschiedenen Gattin, wenn auch nicht ihr wirtschaftlicher Sinn ward einigermaßen ersetzt durch den Einzug einer lebensfrischen Schwiegertochter. Am 17. Juni 1817 vermählte sich Goethes Sohn August mit Ottilie von Pogwisch, einem Sprößling alten Adels, deren verwitwete Mutter, eine geborene Gräfin Henckel von Donnersmark, seit länger als einem Jahrzehnt als Hofdame in Weimar lebte. Durch Geist, Gefühl, Bildung und Talente ausgezeichnet, hatte das junge Mädchen, unter Goethes Augen heranwachsend, sein Wohlgefallen gewonnen und hing an ihm mit einer schwärmerischen Verehrung, aus der wohl auch zum guten Teil die Neigung für seinen Sohn entsprang. Das junge Paar nahm seine Wohnung in dem obersten Stock des Goetheschen Hauses, genoß dort in der ersten Zeit eines friedlichen Glückes und beschenkte den Vater in den folgenden Jahren nacheinander mit zwei freudig begrüßten Enkeln, Walther und Wolfgang. Später freilich verscherzte August die Liebe der Gattin durch sein reizbares, verschlossenes Wesen und einen unseligen Hang zu sinn-

lichen Genüssen, der allmählich seine leibliche und geistige Gesundheit untergrub. Doch wie er dem Vater, dem er als Kammerassessor in Geschäften beigeordnet worden, hilfreich zur Seite stand, so blieb auch Ottilie immer gleich bemüht, diesem die liebevollste Aufmerksamkeit und Pflege zuzuwenden. Ihre Fürsorge bereitete ihm wieder eine behagliche Häuslichkeit, in der er gern einen kleinen Kreis anhänglicher Freunde willkommen hieß.



Wieland.

Von politischen Dingen hielt Goethe sich auch fernerhin möglichst zurück, da weder die vorwärtsdrängenden Bestrebungen der Freiheitsjünger, noch die rückwärtsstauenden der Machthaber nach seinem Sinn waren. Daß der Wiener Kongreß das Weimarische Land zum Großherzogtum erhoben hatte, mochte ihm kein großer Gewinn dünken. Daß die Neuordnung der Regierungsform ihm selbst den Titel eines ersten Staatsministers mit erhöhtem Gehalt und das Großkreuz des neugegründeten Falkenordens eingebracht, durfte er

sich im Bewußtsein seiner geleisteten Dienste wohl gefallen lassen. Pflichtschuldigst stand er bei der Huldigungsfeier trotz eines starken rheumatischen Übels an seinem Platze rechts zunächst am Thron. Doch mit der Freiheit der landständischen Verfassung, die Karl August, seinem Wort getreu, als der erste und vorläufig einzige unter den deutschen Fürsten, seinem Volke gab,



August von Goethe.

konnte sich der Dichter des „Götz" und „Egmont" nicht mehr befreunden, da sie unter einer ganz andern Gestalt erschien und eine unabsehbare Reihe innerer Kämpfe besorgen ließ. Die unbeschränkte Preßfreiheit dünkte ihm eine sehr gefährliche Waffe in der Hand unklarer Schwärmer oder gewissenloser Parteiführer, und zu einer unmittelbaren konstitutionellen Teilnahme an der Regierung glaubte er das deutsche Volk noch lange nicht reif genug. Leider schien ihm die Ermordung Kotzebues durch den burschenschaftlichen Studenten Sand und die heftige Bewegung, die daraus hervorging, Recht

zu geben. Doch war er weit davon entfernt, die Unterdrückungsmaßregeln des Bundestags gutzuheißen; vielmehr blieb er allezeit bemüht, geistige und religiöse Freiheit zu schützen, und hörte nicht auf, wie in seinen Versen zum dreihundertjährigen Reformationsfest, so immerfort gegen jede Knechtung „in Kunst und Wissenschaft zu protestieren“. Darum wandte er sich auch gegen



Ottilie von Goethe.

die übertriebenen mittelalterlichen Tendenzen, die Auswüchse der romantischen Schule, gegen die frömmelnde Deutschtümelei in der Litteratur, wie gegen das asketische Nazarenertum in der Malerei.

Das Organ, dessen Goethe sich zur öffentlichen Aussprache seiner Anschauungen und Urteile bediente, war die Zeitschrift „Kunst und Altertum“, die er seit 1816 bis 1828, von Freund Heinrich Meyer unterstützt, in zwanglosen Heften herausgab. Anfänglich nur für die Ergebnisse seiner mit Boisserée betriebenen altdeutschen Studien „in den Rhein- und

Maingegenden" bestimmt, erweiterte sich der Inhalt der Zeitschrift bald zu einer allgemeinen Übersicht, welche nicht nur das ganze Gebiet der bildenden Kunst, sondern neben der deutschen Litteratur auch die hervorragendsten Erscheinungen ausländischer Dichtung umfaßte. Als Gegenhalt zum Prinzip der Nationalität, welches in der Politik die Völker zu trennen und voneinander abzuschließen drohte, unternahm es Goethe, eine geistige Vereinigung der verschiedensprachigen Menschengruppen durch das Prinzip einer Weltlitteratur anzubahnen. Wie er sich bewußt war, durch seine Werke die Dichtung des ganzen zeitgenössischen Europa beeinflußt zu haben, so wollte er wieder dem deutschen Geiste das Verständnis für die charakteristischen Erscheinungen der ausländischen Litteratur vermitteln. Er rühmte Lord Byron, verhalf Manzoni zur Anerkennung, interessierte sich lebhaft für die Entwicklung der jungfranzösischen Romantiker und gab neugriechische Volkslieder in poetischer Übersetzung wieder.

Mit ähnlicher Tendenz legte er daneben während der Jahre 1817 bis 1824 in Heften „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie" seine eigenen Erfahrungen, Betrachtungen und Folgerungen auf diesen Gebieten sowie seine Würdigung fremder Forschungen und Lehren nieder. Auch in der Wissenschaft griff sein Geist immer weiter um sich. Zur Botanik, Osteologie, Anatomie und Farbenlehre traten Mineralogie und Geologie; Wolkenbeobachtung schloß sich an und führte zum Versuch einer allgemeinen Witterungslehre. Diesen Studien gemeinsam war immer wieder dieselbe Anschauung von der Einheitlichkeit des Prinzips in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen.

Solchen Bestrebungen konnte Goethe sich um so ungestörter widmen, als er seit dem Jahre 1817 auch die Oberleitung des Theaters niedergelegt hatte, die ihm während eines Vierteljahrhunderts viel Genuß und Erheiterung, aber auch viel Mühe, Sorge, Ärger und Undank gebracht. Die Hauptanstifterin der Intriguen und Differenzen, die ihm mit der Zeit das Theaterwesen gänzlich verleideten, war die Primadonna der Oper Karoline Jagemann, seit 1799 zur Frau von Heygendorf geadelt. Als Geliebte des Herzogs eifersüchtig auf Goethes Einfluß und unwillig, sich der strengen Disziplin zu fügen, benutzte sie wiederholt die Gelegenheit, seiner Autorität entgegenzuwirken. Schon einmal im Jahre 1808 war er aus einem solchen Anlaß um Entbindung von einem Geschäft eingekommen, das seinen „sonst so wünschenswerten und dankenswerten Zustand zur Hölle mache". Damals wurde nach langen Verhandlungen durch die Dazwischenkunft der Herzogin Louise der Streit dahin beigelegt, daß Goethe sich von der Oper gänzlich zurückzog, dagegen die unumschränkte Leitung des Schauspiels behalten sollte. Doch fehlte es auch in der Folge nicht an Miß-

verhältnissen und willkürlichen Eingriffen, die endlich in einem äußersten Fall den unabwendbaren Bruch herbeiführten.

Ein Wiener Schauspieler Karsten, der mit seinem dressierten Pudel in dem Melodram „Der Hund des Aubry" bereits auf verschiedenen deutschen und ausländischen Bühnen großen Zulauf gefunden hatte, wollte seinen Schüler auch in Weimar bewundern lassen. Goethe lehnte eine solche Herabwürdigung des Theaters auf das Entschiedenste ab. Trotzdem verordnete Karl August, als Hundeliebhaber auf die Kunst des vierbeinigen Mimen neugierig und überdies von der Jagemann angereizt, die Aufführung des Stückes. Goethe, der schon im Anfang desselben Jahres von neuem die Entlassung aus seinem Theateramt erbeten, jedoch nicht erhalten hatte, war aber nicht der Mann, eine solche Rücksichtslosigkeit, sei es auch von seinem fürstlichen Freunde, geduldig hinzunehmen. Er entzog sich der Inscenierung des Stücks durch die demonstrative Abreise nach Jena, nicht ohne seiner Entrüstung unverholenen Ausdruck zu geben. Diese thatsächliche Selbstentlassung bestätigte Karl August durch folgendes Schreiben vom 13. April 1817: „Lieber Freund! Verschiedene Aeußerungen Deinerseits, welche mir zu Augen und Ohren gekommen sind, haben mich unterrichtet, daß Du es gerne sehen würdest, von denen Verdrießlichkeiten der Theaterintendanz entbunden zu werden, daß Du aber selbiger gern mit Rath und That an die Hand gehen würdest, wenn, wie Dieses wohl ofte der Fall seyn wird, Du von der Intendanz darum ersucht würdest. Ich komme gern hierin Deinen Wünschen entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite desselben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren soll. — Einen officiellen Brief, diese Veränderung betreffend, lege ich bei und wünsche wohl zu leben."

Die Verstimmung löste sich sanft, und das alte Freundschaftsband blieb um so reiner bestehen, als mit den persönlichen Theaterinteressen die Gelegenheit zu Mißverständnissen entfernt war. Seitdem besuchte der gewesene Intendant das Theater nie wieder, aber als das Haus, an dem so viele seiner schönsten Erinnerungen hafteten, acht Jahre später, am 22. März 1822, abbrannte, war es ihm doch ein großer Schmerz, und an dem Plan zum Neubau nahm er den regsten Anteil.

Seit dem Abschluß seiner amtlichen Thätigkeit für die Bühnenschaustellung begann Goethe seine Person auch von dem Schauplatz der Welt immer mehr abzuschließen. Zwar entwickelte er um so größere Sorgsamkeit in der Oberaufsicht über alle öffentlichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst, aber er selbst ließ sich wenig in der Öffentlichkeit sehen und ging nur noch selten zu Hofe. Desto häufiger kam der Hof zu ihm und suchte ihn die

Welt in seinem Hause auf. Regelmäßig an bestimmten Tagen holten sich seine fürstlichen Gönner belehrende Mitteilungen über wissenswürdige und bedeutsame Dinge, von Zeit zu Zeit wurden genußreiche Musikaufführungen veranstaltet, einmal in der Woche versammelte sich eine größere Gesellschaft um seinen Theetisch, jeden Abend fand sich ein engerer Kreis zu angeregter Unterhaltung ein, und fast kein Vormittag verging, ohne daß verehrungsvoll sich anmeldende Fremde zu kurzem Besuch angenommen wurden. Denn nachgerade war für die Poesiegläubigen aus aller Herren Ländern Weimar ein Wallfahrtsort und Goethe eine Art Hohepriester des Geistes geworden, dessen Antlitz zu schauen, allein schon selig machen konnte.

Er selbst entfernte sich aus seinem Wohnort, außer in die nächste Umgebung, nur noch zu seinen gewohnten Badereisen, die ihm jedesmal zu leiblicher und geistiger Auffrischung dienten. Allen Aufregungen, auch wenn sie freudiger Art waren, ging er möglichst aus dem Wege. Seinen siebzigsten Geburtstag brachte er auf der Reise nach Karlsbad zu, wo ihn dann nach seiner Ankunft Glückwünsche und Ehrungen von allen Seiten trafen und die Kunde von Festlichkeiten, mit denen er an vielen Orten gefeiert worden.

Und doch wurde das sorgsam gewahrte Gleichmaß seines Gemüts drei Jahre später noch von einer heftigen Erschütterung ergriffen, einem letzten Aufflackern leidenschaftlicher Liebesempfindung, die, rasch entglommen und langsam verglüht, in drei Gedichten rührende Wahrzeichen ihrer Wirkung hinterließ.

In Marienbad, wo er im Sommer 1822 seinen Kuraufenthalt nahm, wurde der dreiundsiebzigjährige Dichter von dem seelenvollen Reiz einer blutjungen Hausgenossin, der neunzehnjährigen Ulrike von Levezow, so mächtig angezogen, daß er über ihre Gegenwart jedes andere Interesse vergaß. Sie erwiderte dies Gefühl, wenn auch nicht in derselben heftigen Weise. Das Bangen des ersten Lebewohls bei ihrer Abreise und die schmerzliche Sehnsucht nach einem Wiedersehen zittert in dem Gespräch „Äolsharfen" nach. Als das ungleiche Paar das nächste Jahr sich wieder in Marienbad zusammenfand, steigerte sich die gegenseitige Zuneigung so offenbar, daß die Badegesellschaft sich erzählte, Goethe habe dem Mädchen seine Hand angetragen und sei nicht ablehnend beschieden worden. Wenn etwas davon wahr ist, so kann es nur ein flüchtiger Gedanke gewesen sein. Denn schon nach wenigen Wochen riß er sich los von ihr, diesmal mit dem herben Entschluß des Verzichts nicht nur auf eine Verbindung, sondern sogar auf ein ferneres Wiedersehen, und das beklommene Leid einer letzten großen Entsagung strömte aus in die thränenschwere Klage der „Elegie". Die nachgebliebene Spannung seines Herzens löste die Musik, hervorquellend unter den kunstreichen Fingern einer liebenswürdigen und liebevoll ihm zugewandten Klaviervirtuosin, Frau von

Szymanowska. Im Anhören ihres Spiels fand er den Trost, der in den weichen Versen der „Aussöhnung“ weht. Auf seine hochgradige, fast überjugendliche Empfindsamkeit war vielleicht nicht ohne Einfluß die kürzliche Genesung aus schwerer Krankheit, einer Herzbeutelentzündung, und die zartere Empfänglichkeit eines solchen Zustands für alle Reize des Lebens.

Seltsam klingt in diese Zeit der schmerzlichen Altersliebe Goethes hinein der Mahnruf einer Frau, die einst, vor einem halben Jahrhundert fast, die Vertraute seiner nicht minder schmerzlichen Jugendliebe gewesen. Am 22. Oktober 1822 erhielt er von der Gräfin Bernstorff, früher Auguste Stolberg, nach mehr als vierzigjährigem Schweigen einen Brief, in dem freilich nicht von der irdischen Liebe die Rede war, sondern von der himmlischen. Die Gräfin, in Frömmigkeit eifrig geworden gleich ihren verstorbenen Brüdern, und im Drang, die Seele des heidnisch gesinnten Dichters zu retten, richtete an ihn die bewegliche Bitte: „den zu suchen, der sich so gerne finden läßt“, und schloß mit den Worten: „Und nun, ich rede auch im Namen der verklärten Brüder, die so oft den Wunsch mit mir aussprachen: ‚Lieber, lieber Goethe! Freund unserer Jugend! Genießen auch Sie das Glück, was schon im irdischen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung!‘ und die Vollendeten fügen hinzu: ‚Gewißheit und ewiger seliger Frieden harrt dann auch Deiner hier‘.“

Goethe aber war wie in der Liebe so auch im Glauben derselbe geblieben, der er schon in jener Zeit ihres Briefwechsels gewesen, und antwortete auf die Zumutung mild ablehnend: „Von der frühsten, im Herzen wohl gekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Andern gemeint und bei allen irdischen Trieben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort so lang es Tag für uns ist, für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammen finden."

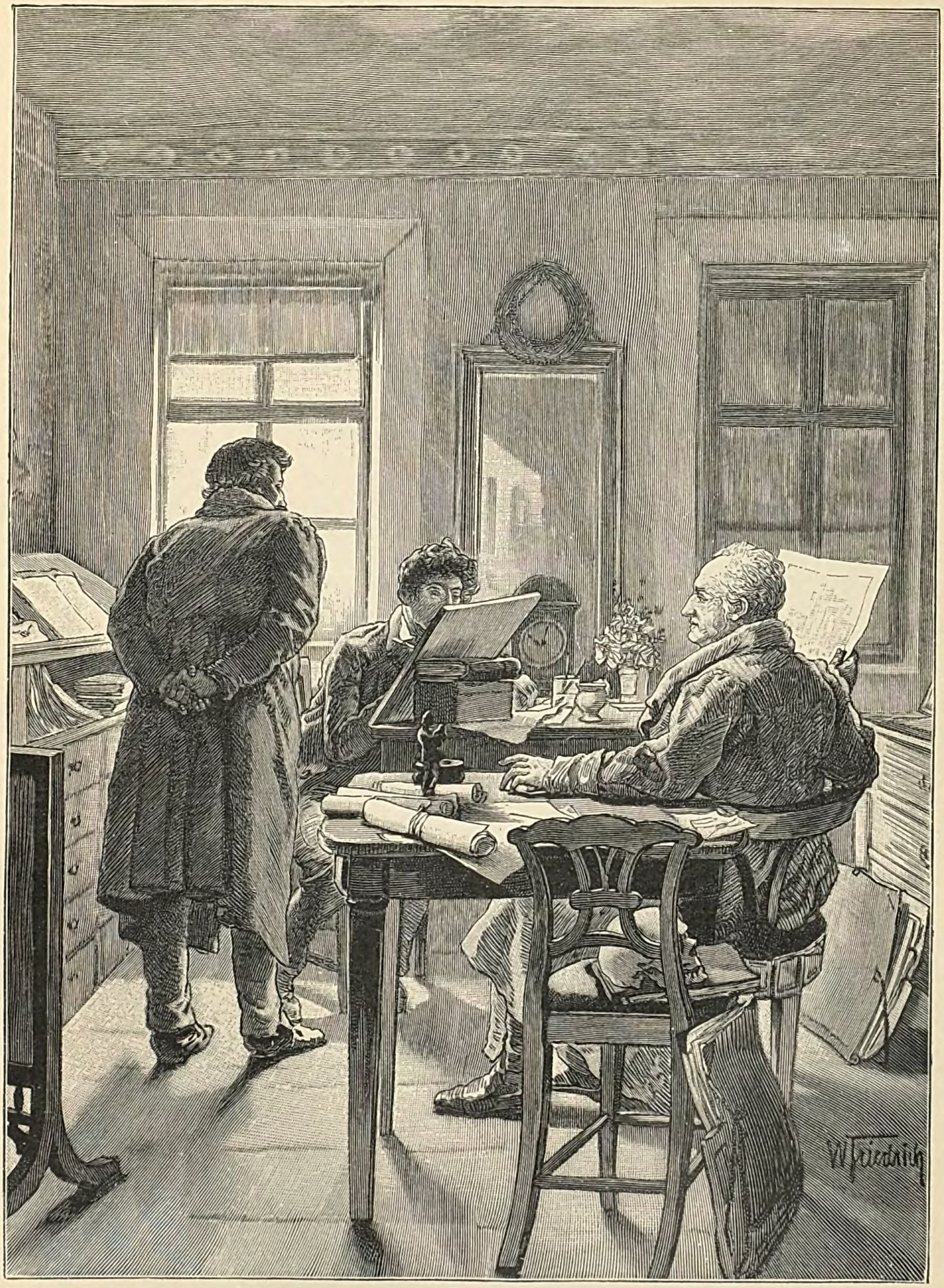
Ein volles Jahrzehnt noch war es dem Liebling des Schicksals beschieden, sich des irdischen Daseins zu freuen, immer entrückter den vergänglichen Welthändeln, immer eingeschränkter auf die ewigen Interessen des Menschengeistes und immer unermüdlich darauf bedacht, das Tagewerk seines Lebens zu vollenden, ehe der Abend hereinbrach.

Noch manche köstliche Spätfrucht dichterischen Volltriebs ward durch Stimmung und Gelegenheit gezeitigt; doch hauptsächlich galt es jetzt, die nachgereifte Ernte früherer Saat zu binden und zu bergen. Die unerschöpfliche Fülle aufgesammelter Erfahrungs- und Betrachtungsweisheit reihte sich aneinander als „Sprüche in Versen" und „Sprüche in Prosa", die Rechenschaft des Lebens in „Dichtung und Wahrheit" ward durch die autobiographischen Reiseberichte ergänzt und in den „Annalen" fortgeführt. Der „Briefwechsel mit Schiller" ward zur Veröffentlichung geordnet als bleibendes Denkmal der Mittagshöhe deutscher Dichtung.

Zum abschließenden Vermächtnis aber bereitete Goethe eine Gesamtausgabe letzter Hand seiner Werke vor, welche ein vollständiges, allseitiges Bild seiner geistigen Persönlichkeit darbieten sollte.

Als Gehilfen und Vollstrecker dieses Unternehmens dienten ihm sein früherer Sekretär Riemer, seit 1812 durch Goethes Fürsorge Professor am Gymnasium zu Weimar, und sein damaliger Sekretär Johann Peter Eckermann, ein junger Mann von redlichem litterarischem Streben und unbedingter Hingebung an Goethes Persönlichkeit.

Ein Sohn armer Bauern, war er erst spät nach mannichfaltigen Schicksalen



Goethe im Arbeitszimmer.

dazu gelangt, sich eine regelmäßige Schulbildung anzueignen, und hatte von dem Tage an, wo er Goethes Dichtungen kennen lernte, sein Wesen gänzlich mit ihnen durchtränkt. Im Jahre 1821 schickte der neunundzwanzigjährige Student an den einzig verehrten Meister ein Bändchen eigener „Gedichte“, und zwei Jahre später eine Schrift „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe“, die eine wohlwollende Beurteilung fanden. Als er nun bald darauf sich persönlich vorstellte, empfing der Dichter von seiner wackern, offenen Natur und seiner bescheidenen Strebsamkeit einen so vorteilhaften Eindruck, daß er bald beschloß, ihn zu weiterer Ausbildung als vertrauten litterarischen Helfer für die Redaktion seiner Schriften bei sich zu behalten. Diesem allergetreuesten Jünger des greisen Dichterpropheten verdankt die Nachwelt die „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“, eine unschätzbare Folge von Augenblicksbildern höchster menschlicher Persönlichkeit mit dem intimen Reize ihrer im Entstehen aufgefangenen Geistes- und Seelenbewegungen.

Für die geplante Gesamtausgabe harrten aber noch zwei Hauptwerke der Vollendung: „Wilhelm Meister“ und „Faust“. Beide waren auf breiten Fundamenten aufgebaut, beide zu imposanter Höhe bis zu einem wirksamen Mittelabschluß geführt und mit einer Art Notdach versehen. Aber es fehlten noch die oberen Stockwerke und die Krönung des Gebäudes.

Noch vor der Beendigung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ war, durch Schiller angeregt, in dem Dichter bereits der Gedanke an eine mögliche Fortsetzung des Werkes in späterer Zeit aufgetaucht. Es wurden deshalb im letzten Buche „Verzahnungen“ angebracht, deren hauptsächlichste die aus dem alten Turm ausgehende Gesellschaft bedeutender Männer ist, die sich in alle Teile der Welt ausbreiten und in die man aus jedem Teile der Welt sollte eintreten können. Erst ein Jahrzehnt später griff der Dichter den Gedanken von neuem auf. Aber er hatte nicht mehr die Kraft oder die Geduld, die Idee so organisch auszugestalten, wie sie ihm vorschweben mochte. Statt dessen begann er eine Reihe von Erzählungen zusammenzustellen, „welche durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus einem Stück, aber doch in einem Sinn erscheinen sollten“.

Einige dieser Erzählungen hatte Goethe im Geiste schon lange mit sich herumgetragen, ursprünglich mit der Absicht, sie als zweiten Teil seiner „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ zu bearbeiten. So bildeten sich allmählich das Märchen „Die neue Melusine“, dessen Idee sogar bis in des Dichters frühe Jugendzeit zurückreicht, „Die pilgernde Thörin“, als Übersetzung eines französischen Romans, „St. Joseph der Zweite“, „Das nußbraune Mädchen“, „Der Mann von fünfzig Jahren“ und „Die Wahlverwandtschaften“, welche letzteren jedoch sich als selbständiges Werk loslösten.

Die sechs Geschichten zeigen untereinander eine Familienähnlichkeit und eine gemeinsame Beziehung auf die Idee der Selbstbeschränkung und Entsagung, welche sie wohl geeignet machte, in einem zweiten Teile der „Unterhaltungen" mittels eines ähnlichen Rahmens wie diese als Illustrationen eines im Gespräch aufgeworfenen Problems zusammengefaßt zu werden. Aber eben diese verschiedenen Spiegelungen des einen Sinnes der Entsagung mußten den Dichter auf die verwandte Idee des fortzusetzenden „Wilhelm Meister" als auf ihren bereits vorhandenen natürlichen Mittelpunkt hinweisen. Andere Erzählungen: „Wo steckt der Verräther", „Die gefährliche Wette", „Nicht zu weit" kamen später hinzu.

Schon 1821 war der erste Band „Wilhelm Meisters Wanderjahre" erschienen. Nun aber, da das Werk zu Ende geführt werden sollte, stellte sich die Notwendigkeit heraus, das schon Geformte noch einmal einzuschmelzen, und so wurde denn durch Umordnen, Ergänzen, Ausfüllen und Fortsetzen das Ganze bis 1828 fertig gestellt.

Der Ursprung der „Wanderjahre" ist demnach dem der „Lehrjahre" entgegengesetzt, und auch die Ausführung geht in umgekehrtem Sinn vor sich. In den „Lehrjahren" strebt die Darstellung von dem in Wilhelms Persönlichkeit als Mittelpunkt festgehaltenen lebendigen Kern strahlenförmig nach außen; in den „Wanderjahren" setzt sie gleichzeitig an verschiedenen Stellen eines weiten Kreises an und rückt allmählich in mannichfachen Verschlingungen und Verästelungen zu einem gemeinschaftlichen Knotenpunkt zusammen. Es dauerte mehr als zwei Jahrzehnte, bis die völlige Ausführung des Einzelnen, die Zusammenfassung des Ganzen und die ideelle Verbindung hergestellt wurde. Goethe selbst bezeichnete das Werk als eine Art geschmackvoller Zusammenstellung, bei der auf eine einheitliche künstlerische Form von vornherein verzichtet werden müßte; aber er konnte doch sich rühmen, daß keine Zeile darin stehe, die nicht gefühlt oder gedacht wäre.

Als eine vollgiltige künstlerische Fortsetzung der „Lehrjahre" können freilich, unbeschadet ihrer Bedeutung, die „Wanderjahre" nicht angesehen werden. Die Weiterentwicklung Wilhelms kommt in ihnen nur wenig zur Anschauung. Ist er in den „Lehrjahren" der Held oder doch wenigstens die Hauptperson gewesen, um derentwillen alle üb igen Personen in Bewegung gesetzt sind und welche selbst in alle Vorgänge lebendig eingreift, so wird er in den „Wanderjahren" immer mehr nur Beschauer und Betrachter von Ereignissen und Zuständen, welche zu ihm selbst nur insofern in einer gewissen Beziehung stehen, als sie an das Thema der Entsagung und Selbstbeschränkung anklingen, welches jetzt in harmonischem Gegensatz zu seinem frühern Streben nach allgemeiner Ausbildung sein Wesen erfüllen soll. Diese Entsagung und Beschränkung, welche in den eingeflochtenen Erzählungen bald deutlich und klar, bald bis zur Unkenntlichkeit

verschleiert als Tendenz auftritt, welche in der pädagogischen Provinz gelehrt und von jedem Mitglied des Wanderbundes als erste, unerläßliche Pflicht gefordert wird, ist nicht etwa asketische Weltflucht oder bezieht sich auf bestimmte Lebensverhältnisse, vielmehr handelt es sich dabei um eine allgemeine Fähigkeit, welche erworben und in allen Lebenslagen geübt werden soll, weil durch sie allein der Eintritt in die thätige Welt und ein ersprießliches Wirken für das Allgemeine möglich wird. Im übrigen legen alle Teile dieses Werkes, wenn sie sich auch nicht zu einer künstlerischen Einheit zusammenschließen, ein beredtes Zeugnis ab nicht nur von dem Reiz, der Anschaulichkeit und lebendigen Wahrheit der darin enthaltenen Gestaltungen, sondern auch von der Fruchtbarkeit und Originalität der für die Hauptgebiete menschlich geselliger Verhältnisse in ihm aufgestellten Grundsätze, von der tiefen Einsicht des Dichters in die Mißstände und Bedürfnisse der modernen Kultur und von seiner prophetischen Vorausnahme der sozialen Aufgaben, deren praktische Lösung zu versuchen, das heutige Geschlecht durch die Gewalt der Thatsachen gedrängt wird.

Genauer als irgend ein anderes Werk Goethes ist sein „Wilhelm Meister“ mit der ganzen Dauer seiner Weimarer Existenz verknüpft. In der Zeit der ersten Liebe zu Frau von Stein entworfen, während des schönsten Zusammenfindens mit Schiller zur Höhe geführt und ein halbes Jahrhundert lang ausgesponnen, konnte der Abschluß dieses Romans für Goethe ein stilles Jubiläum seiner Weimarischen Dichterjahre bedeuten.

Lauter war vorher das Jubiläum seiner Weimarischen Dienstjahre gefeiert worden, in unmittelbarer Folge auf das Regierungsjubiläum Karl Augusts und die goldene Hochzeit des großherzoglichen Paares. Den fünfzigjährigen Gedenktag von Goethes Eintreffen begingen nicht nur die ganze Residenz Weimar, die Universität Jena und alle öffentlichen Wissenschafts- und Kunstanstalten mit festlichen Ehren- und Freudenbezeigungen, auch in anderen Städten deutscher Lande thaten sich bedeutende Personen zusammen, um bei diesem Anlaß dem greisen Herrscher im Reiche des Geistes ihre dankbare Huldigung darzubringen.

Am unmittelbarsten aber sprachen zu seinem Herzen die schönen Worte, mit welchen Karl August ihr gegenseitiges unverbrüchliches Treueverhältnis vor dem ganzen Lande gleichsam amtlich bekräftigte. „Bis zum letzten Hauch beisammen!“ hatte der Fürst seinem alten Freunde tief bewegt geantwortet, als dieser ihn am 3. September 1825 zu seinem Ehrentage in der frühsten Frühe, der erste, glückwünschend begrüßte. Und am 7. November desselben Jahres erhielt Goethe zu seinem eigenen Jubelfeste vom Großherzog nebst goldener Gedenkmünze ein Handschreiben, dessen Inhalt „mehr als Gold“, lautete: „Sehr werthgeschätzter Herr geheimer Rath und Staats-

minister! Gewiß betrachte ich mit allem Rechte den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkt an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gerne benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben sich überzeugt zu halten."

Doch nur wenige Jahre, und der Tod durchschnitt das Band, das in so langer Zeit keine andere Schickung auch nur zu lockern vermocht hatte.

Am 15. Juni 1828 kam nach Weimar die Kunde, daß am Tage vorher Karl August auf der Rückkehr von einer Reise nach Berlin in Graditz bei Torgau einem Schlaganfall plötzlich erlegen sei. Schwer verwand Goethe die unerwartete Trennung. Er hatte gedacht, vor dem um acht Jahre Jüngeren hinzugehen. In der Einsamkeit des Schlosses Dornberg suchte er sich von der tiefen Erschütterung durch stille Zwiesprache mit sich selbst und mit der Natur zu erholen.

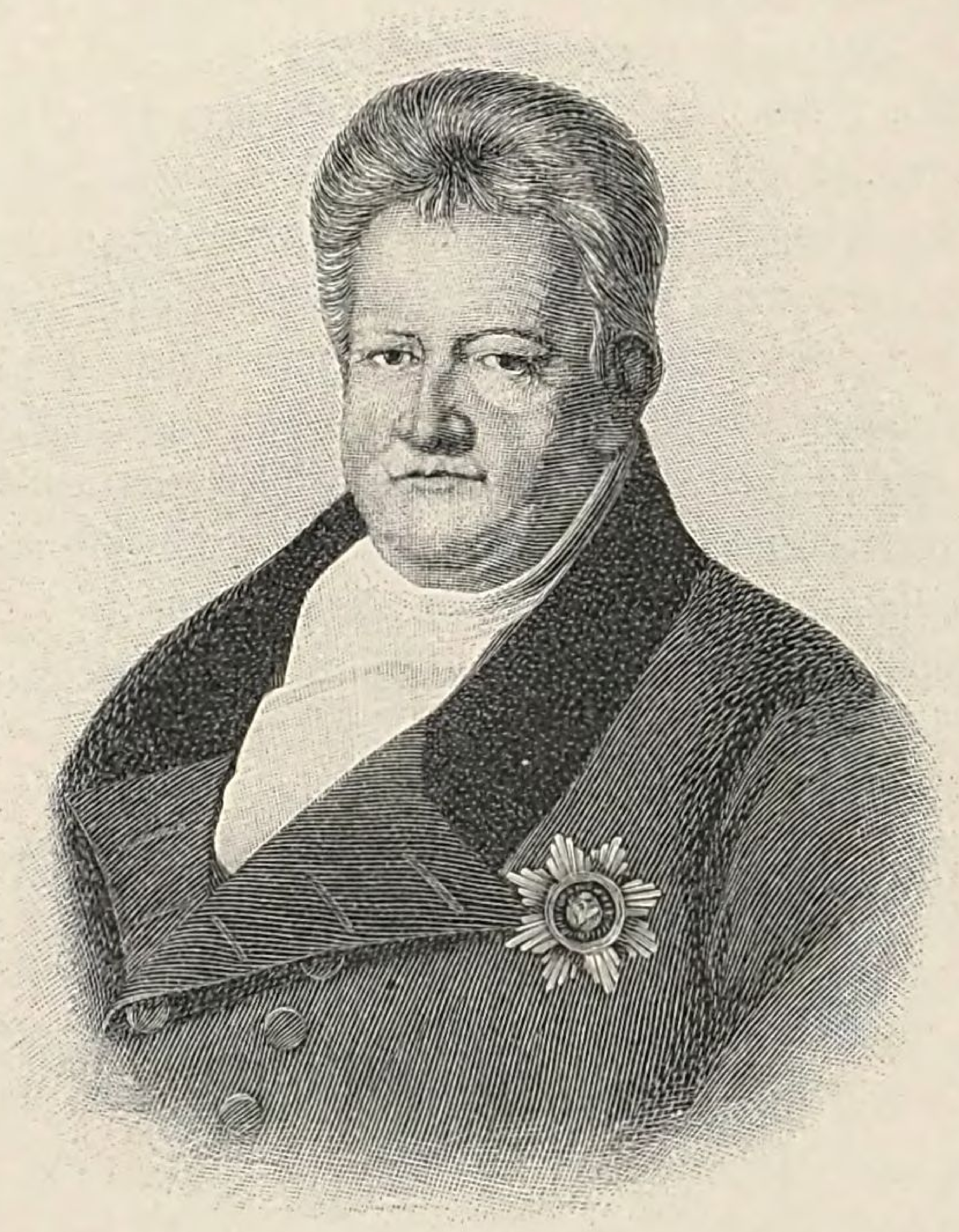
Am 14. Februar 1830 folgte die Großherzogin Louise ihrem Gatten.

Noch vor diesen beiden, am 6. Januar 1827 war auch Frau von Stein dahingeschieden. In ihrer letzten Zeit wieder zärtlich besorgt wie nur je um das Wohl des einst so sehnlich geliebten und so schmerzlich verlorenen Mannes, hatte sie angeordnet, daß ihr Leichenzug nicht an seinem Hause vorübergehen sollte.

Mit diesen drei letzten Lebensgenossen war für Goethe das alte Weimar ausgestorben. Zu dem jungen konnte sein Gemüt nur in seiner Familie ein näheres Verhältnis haben. Aber gerade hier stand ihm noch der härteste Schlag bevor. Sein Sohn August, als Geheimer Kammerrat seine Amtspflichten gewissenhaft erfüllend, aber von unbefriedigter Schwermut umgetrieben, mit seiner Gattin in wachsendem Zerwürfnis und durch die Zügellosigkeit seines leidenschaftlichen Temperaments an seiner Gesundheit schwer geschädigt, hatte endlich von ihm die langersehnte Einwilligung zu einer Reise nach Italien erlangt. Im April 1830 machte er sich auf den Weg. Aber das gelobte Land, dem Vater einst die Wiege der Wiedergeburt, ward dem Sohn zur

Stätte der Zerstörung. In hastig überreiztem Genusse dahinstürmend, ließ er die Unzulänglichkeit seiner Kräfte unbeachtet und wurde in Rom nach kaum überstandenem Scharlachfieber am 27. Oktober 1830 von einem jähen Nervenschlage hingerafft.

Die grausame Kunde ertrug der zweiundachtzigjährige Altvater mit gewaltsam zusammengefaßter Ruhe. Aber der Rückschlag des unterdrückten



Herzog Karl August.

(1822.)

Herzeleids blieb nicht aus. Ein heftiger Blutsturz bedrohte und rettete zugleich Goethes Leben, indem er die wochenlang heimlich gesteigerte Spannung des Schmerzes löste.

Noch einmal konnte der rasch Wiedererstandene die altgewohnte Thätigkeit wieder aufnehmen. „Prüfungen erwarte bis zuletzt!“ . . . erwiderte er auf den Trostbrief seines Zelter (21. November 1830). „Das eigentliche wunderliche und bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jünger-Lebigen zu über-

tragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiter zu tragen habe.

Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen: alles andere giebt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen."

So entsprach er denn den erhöhten Anforderungen des Tages, den mannichfachen Interessen eines ausgebreiteten Briefwechsels mit berühmten Gelehrten und aufstrebenden Talenten, den Anregungen jeder bedeutsam hervortretenden Geistesthat mit unverminderter Frische, „ohne Rast, doch ohne Hast," wie der Spruch besagte, den, umschlossen von einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und auf einem goldenen Petschaft eingegraben, englische Verehrer ihm als ein Sinnbild seines Wesens darbrachten.

Den politischen Ereignissen freilich war seine Teilnahme nun gänzlich abgestorben, und selbst die Entthronung des letzten Bourbon durch die Pariser Julirevolution verschwand seinem Auge vor dem gleichzeitigen Streit der beiden französischen Naturforscher Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire über die organische Entwicklung im Tierreich, den er durch eine eigene Abhandlung klarzustellen suchte.

Nun aber blieb ihm als Dichter noch eine letzte große Aufgabe zu erfüllen: die Vollendung des zweiten Teils „Faust".



II.

Seit der Ausgabe des vollständigen ersten Teils „Faust“ im Jahre 1808 bis zur Veröffentlichung einiger Stücke aus dem zweiten Teil waren fast zwanzig Jahre vergangen. Aber auch zum zweiten Teil stammte der Plan schon aus des Dichters Jugend. Ursprünglich hatte Goethe jedenfalls den ganzen Stoff als Inhalt eines einzigen zusammenhängenden Dramas gedacht und erst später, als ihm die Gretchentragödie unter den Händen gewachsen war und der erste Teil sich zu einem eigenen Ganzen bildete, eine Ablösung des Übrigen und dessen besondere Ausführung in der Form eines zweiten Teils beschlossen. Indes, wie dem Dichter schon die Wirkung von Schillers Tod die Stimmung zur Fortsetzung des Werkes geraubt hatte, das er mit dem Freunde eingehend besprochen, so nahmen ihn dann lange Zeit mannichfache andere dichterische und wissenschaftliche Arbeiten völlig in Anspruch. Entschlossen, den Gedanken an eine Vollendung des zweiten Teils nun ganz aufzugeben, wollte er im Sommer 1824 den Plan in dem vierten Teil von „Dichtung und Wahrheit“ zwischen Ereignissen des Sommers 1775 veröffentlichen. Allein Eckermann, dem er mit dem Schema zur Fortsetzung seiner Lebensgeschichte zugleich den Plan des „Faust“ übergab, schrieb unter diesen die Bemerkung: „Ob nun dieser Plan zu Faust mitzutheilen oder zurückzuhalten sein wird, dieser Zweifel dürfte sich dann beseitigen lassen, wenn man die bereits fertigen Bruchstücke zur Prüfung vor Augen hat und erst darüber klar ist, ob man überall die Hoffnung einer Fortsetzung des Faust aufgeben muß oder nicht.“

Die Folge davon war, daß Goethe sich umstimmen ließ und sogleich im Beginn des folgenden Jahres die Arbeit wieder aufnahm. Nachdem er

einzelnes am fünften Akt ausgeführt hatte, gewann zunächst die „Helena“, welche bereits 1800 bis zur Hälfte gediehen war, von neuem sein Interesse. 1827 erschien diese gesondert im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand unter dem Titel: „Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie. Ein Zwischenspiel zu Faust.“

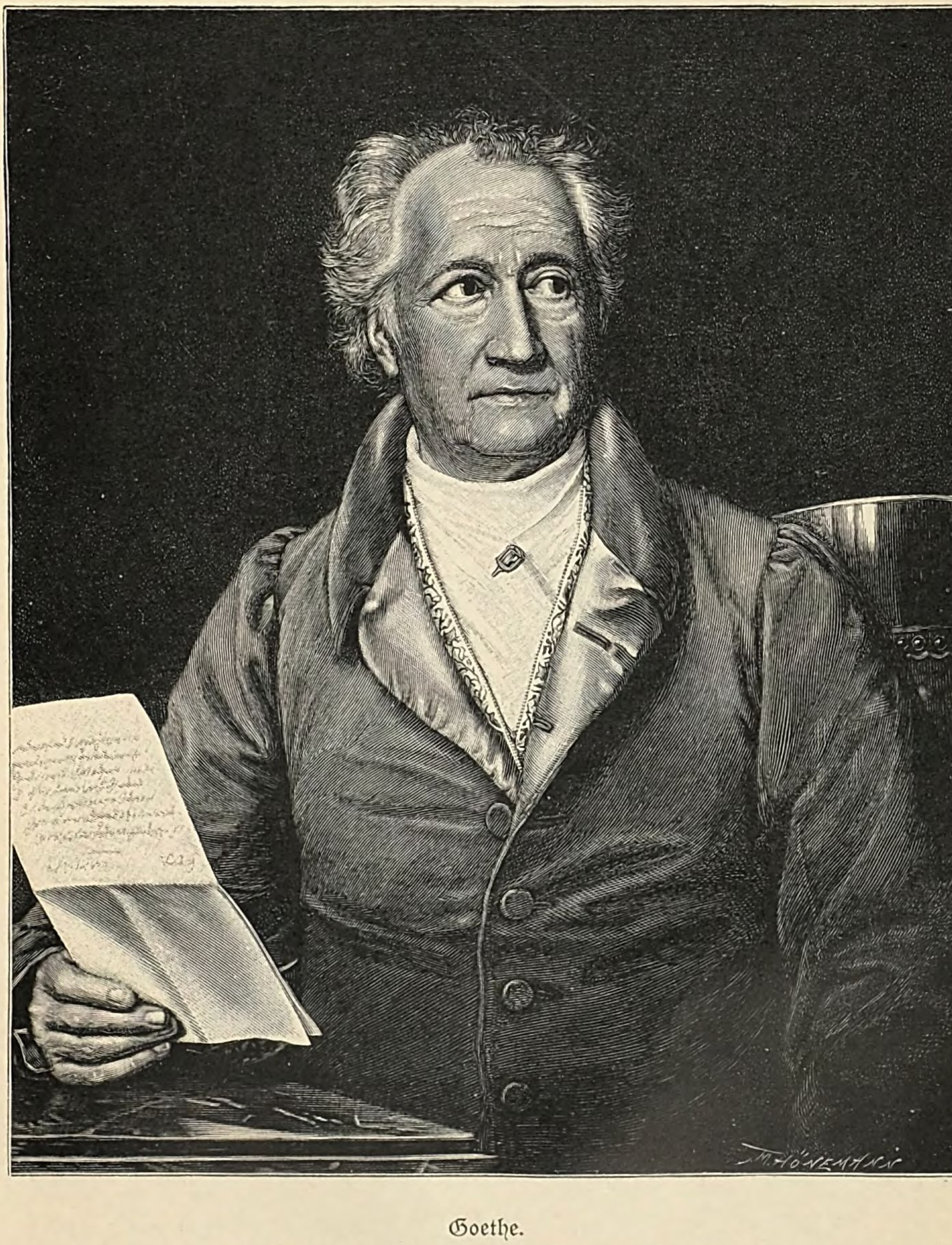
Der Beifall, welchen dieses abgerundete Bruchstück trotz des Fremdartigen und Rätselhaften seines Inhalts sogleich durch die entzückende Vollendung des Ausdrucks und der Form hervorrief, trug dazu bei, die Stimmung des Dichters lebendig zu erhalten, und so arbeitete denn der nunmehr fast achtzigjährige Greis in den nächsten vier Jahren mit längeren Unterbrechungen, aber mit immer wieder erneutem Eifer an der Ausfüllung der noch vorhandenen Lücken.

Im Juli 1831 lag vor dem Dichter das Werk vollendet da, das er sein ganzes Menschenleben lang im Herzen getragen. Nachdem er das Manuskript eingesiegelt und bestimmt hatte, daß es erst nach seinem Tode eröffnet und zum Druck befördert werde, sagte Goethe zu Eckermann: „Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue.“

Noch einmal im Januar 1832 löste Goethe das Siegel, um seiner Schwiegertochter Ottilie die noch ungedruckten Scenen vorzulesen, und nahm auf ihre Veranlassung im einzelnen einige kleine Änderungen vor.

Damit war das Werk für immer abgeschlossen. Den Bitten seiner Freunde, namentlich Wilhelms von Humboldt, den zweiten Teil „Faust“ noch bei seinen Lebzeiten zu veröffentlichen, leistete er unbesieglichen Widerstand und vertröstete den Ungeduldigen mit der Auskunft über die Frage des Zusammenhangs (17. März 1832): „Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des ‚Faust‘ bei mir jugendlich, von vorn herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen und nur die mir gerade interessantesten Stellen durchgearbeitet, sodaß im zweiten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Übrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch noch einem so lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Ältere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir dann den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.“

Die Quelle, aus welcher der junge Goethe, nächst einem Puppenspiel, das er in Frankfurt gesehen, die früheste Anregung zu seinem „Faust“ ge-



Goethe.

Nach dem Gemälde von Jos. Stieler in der Kgl. Pinakothek zu München.

schöpft hatte, war aller Wahrscheinlichkeit nach die letzte der aufeinander folgenden Bearbeitungen des aus dem Jahr 1587 stammenden alten Volksbuchs, welche 1728 in Frankfurt und Leipzig erschien unter dem Titel: „Des durch die ganze Welt beruffenen Ertz-Schwartz-Künstlers und Zauberers Doctor Johann Faust's mit dem Teuffel aufgerichtetes Bündniß, darinnen dessen abentheuerlicher Lebenswandel und mit Schrecken genommenes Ende alles aufs deutlichste beschrieben wird. Anitzo wiederum aufs neue übersehen, in einer beliebten Kürtze zusammen gezogen, und allen vorsetzlichen Sündern zu einer hertzlichen Vermahnung und Warnung zum Druck befördert von einem Christlich Meynenden." Diese kunstlose Überlieferung gab den Stoff zum Aufbau des größten und tiefsten Dichterwerks, welches die deutsche Nation, ja vielleicht die ganze Menschheit besitzt. Fast alle Motive, welche die Dichtung enthält, sind in den Elementen der Sage nachzuweisen, aber sie sind umgebildet, vergeistigt und durch die Individualität des Genius, der sie in sich aufgenommen, zu einer Bedeutung erhoben, von welcher die Volksphantasie des früheren Jahrhunderts keine Ahnung haben konnte. Der lebendige Keim, welchen die Überlieferung in die junge Seele des Dichters geworfen hatte, schlug kräftige Wurzeln in seiner feurigen Einbildung. Der Zeitgeist begünstigte seine Entwickelung. Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem sechzehnten. Auch jetzt waren die Geister aufgeregt; auch jetzt strebte das Individuum nach Selbstbestimmung und Befreiung aus den Fesseln überlieferter Unnatur; auch jetzt fand man an dem irdischen Menschenschicksal kein Genüge; auch jetzt wollte man die Schranken der Endlichkeit überspringen und in allmächtigem Drange gewaltsam die Rätsel des Weltengeistes lösen; ja, um selbst äußerlich die Ähnlichkeit zu vervollständigen, auch jetzt beschäftigte man sich mit geheimen Wissenschaften, mit kabbalistischen und alchymistischen Studien, mit Hellseherei und Geisterbeschwörungen. Sehr natürlich, daß sich die Aufmerksamkeit der Dichter auf jene Gestalt richtete, welche, noch im Volksbewußtsein lebend, recht eigentlich als der Vertreter des nie erlöschenden und damals gerade wieder frisch hervortretenden Dranges nach dem Übermenschlichen erscheinen mußte. So verdankt der Goethesche „Faust" neben den Fausten anderer Dichter, welche vor, neben und nach ihm auftauchten, seine Entstehung der „Sturm- und Drangperiode" des vorigen Jahrhunderts, wenn auch in seiner Ausführung und Vollendung Goethe mit jener Zeit zugleich ihre Anschauungsweise, die Intentionen seiner Dichtergenossen und vielleicht selbst die seiner eigenen Jugend weit hinter sich ließ.

Dem großen auf das rein Menschliche und dessen Vervollkommnung gerichteten Sinn Goethes konnte die Tendenz der Faustsage keineswegs genügen. Nicht blos dem fortgeschrittenen Geiste der Zeit, sondern vor-

nehmlich seinem eigenen Wesen nach mußte er zu ihr in vollkommenen Gegensatz der Auffassung treten, wenn er ihren Inhalt lebendig gestalten wollte. Der Held erschien ihm als ein Vertreter berechtigten menschlichen Strebens; er selbst teilte dieses Streben mit ihm, er versetzte sich in dessen Zustand, sein eigenes Wesen ging in dem Gebilde seiner Phantasie auf. Was den Zeitgenossen der Sage Sünde war, mußte ihm als das natürliche Erbteil eines hochbegabten Geistes gelten; was in den Augen jener ein Verbrechen war, welches zur Verdammnis führte, das war nach des Dichters Gefühl der menschlichste Irrtum und als solcher der einzige Weg zur Wahrheit und zum Heil. Wenn der Faust der Sage wegen seines hochfliegenden Sinnes vom Teufel geholt wird, so mußte der seinige gerade durch diesen Drang, der ihn auf Abwege führt, auch wieder gerettet werden: das stand in dem Dichter schon bei der ersten Konzeption der Idee fest, wenn auch auf das Vorhandensein dieser Absicht erst durch den im Jahre 1797 entstandenen „Prolog im Himmel" hingedeutet wird.

Erst durch eine derartige Auffassung wurde die Idee zu einem tiefen sittlichen Problem. Und als die Lösung eines solchen behauptet sich der „Faust" von Anfang bis zu Ende. Wie sehr auch übernatürliche Kräfte den äußern Gang der Handlung bestimmen, die innere Entwicklung, der Fortschritt der Idee, die Läuterung des Helden, seine Schuld und seine Sühne ergeben sich einzig aus der ihm eigentümlichen Richtung des Geistes und Gemütes, welche sich allen Anfechtungen zum Trotz in jedem entscheidenden Momente geltend macht.

Stellt sich so die ganze Dichtung in ihren Vorgängen wie in ihrer Form auch nicht im strengen Sinn als ein geschlossenes bühnengerechtes Drama dar, so läßt sich ihr dennoch weder ein dramatischer Organismus, noch eine höhere Einheit absprechen. Denn trotz aller Symbolik der Darstellung, welche im zweiten Teil durch die Innerlichkeit der rein geistigen Vorgänge geboten erschien, vollzieht sich doch von Schritt zu Schritt eine dramatische Steigerung des Gegenstandes und der Stimmung, welche kaum in ähnlicher Weise durch Umsetzung in reale äußere Handlung hätte hervorgebracht werden können; auch wird trotz aller durch die verschiedene Zeit der Abfassung sowohl wie durch die innere Eigentümlichkeit der einzelnen darzustellenden Scenen selbst bedingten Mannichfaltigkeit der Formen und Stilarten das Ganze von einer und derselben großen Idee beherrscht, welche in der zur Vollendung des Riesenwerks erforderten langen Reihe von sechzig Jahren durch Veränderungen in der Ausführung des Einzelnen dennoch keine Veränderung erlitt und selbst dem geringsten Bruchteil der Dichtung ihr kenntliches Gepräge aufdrückt. Ja, die anscheinenden kleinen Widersprüche und Unklarheiten, die stehen gebliebenen Spuren früherer Gestaltung, die der eigentlichen Handlung fremden An-

spielungen auf zeitgenössische Personen und Bestrebungen und sogar die ursprünglich zu anderen Zwecken bestimmten Einschiebsel sind so untrennbar mit dem ganzen Werke verwachsen, daß sie eben so notwendig zu seinem Organismus zu gehören scheinen, wie zu dem vollen Wesen eines alten ehrwürdigen Baumes nicht blos Stamm und Äste, Blätter und Zweige, Blüten und Früchte gehören, sondern auch die Erde an seinen Wurzeln, die verwachsenen Ansätze abgefallener Äste an seinem Stamm, das Moos und die Insekten in den Ritzen seiner Rinde und die zwitschernden Vögel in seiner Krone.

Seit dem Erscheinen der Dichtung hat sich eine ganze Litteratur von begeisterten Lobpreisungen, scharfsichtigen Erläuterungen, tiefsinnigen Deutungen und gelehrten Untersuchungen bis in die jüngsten Tage um sie angehäuft und wird noch lange nicht aufhören, sich aus diesem unerschöpflichen Quell immer neu zu erzeugen. Freilich fehlt es auch nicht an ablehnenden und meisternden Simmen solcher, welche die Einheit und innere Zusammengehörigkeit der beiden Hälften nicht anerkennen wollen. Ihnen genügt weder die Fortsetzung, welche der Dichter dem Lebenslaufe seines Helden zu geben beliebte, noch die symbolische Gestalt, in welcher die innerlichen Seelenvorgänge in die Erscheinung treten.

Auch die deutende Forschung, soviel sie zum leichteren Verständnis des Einzelnen beitrug, war lange Zeit hindurch der unbefangenen Auffassung des Ganzen eher hinderlich als zuträglich. Indem sie vorzugsweise dem philosophischen und ästhetischen Ideengehalt der Dichtung nachging, verlor sie den poetisch-menschlichen Kern aus den Augen. Man nahm „Faust" bald zu weit als eine allegorische Gestalt, welche die kulturgeschichtliche Entwickelung des deutschen Volkes darstellen sollte, oder als den typischen Vertreter der ganzen Menschheit, oder als die dichterische Einkleidung eines allgemeingiltigen sittlichen Princips, bald wieder zu eng als ein ideelles Selbstbekenntnis des Dichters, als die bildliche, aber getreue Abspiegelung seines eigenen Lebens. Sicherlich steckt von allem diesem etwas im „Faust". Aber in welcher Schöpfung des Genius, insofern er doch ein Mensch mit individuellen Erfahrungen und Bestrebungen und einer eigentümlichen sittlichen Weltanschauung ist, dessen Bewußtsein zugleich naturgemäß aus dem seiner Nation und der ganzen Menschheit hervorwächst, steckt nicht etwas von seiner Individualität, von seinen sittlichen Grundsätzen, von der Eigentümlichkeit seines Volkes und von jenen Gefühlen und Bestrebungen, welche ihm mit den Menschen aller Länder und Zeiten gemeinsam sind! Freilich hat so die Dichtung überall einen doppelten und dreifachen Boden. Will man aber zu ihrem unbefangenen Genusse gelangen, so thut man am besten, nur dem sichtbaren Gang der dargestellten Ereignisse folgend, überall den leitenden Faden in ihrem inneren Zusammenhang und Fortschritt aufzusuchen und dem Drang nach ideeller Deutung nur da nachzugeben, wo

der Dichter selbst durch symbolische Behandlung des Gegenstandes über die Grenzen der unmittelbaren anschaulichen Verständlichkeit hinausgewiesen hat.

Das „Vorspiel auf dem Theater" steht mit der Dichtung selbst nur in lockerer Verbindung. Es behandelt im allgemeinen die Aufgabe und Wirkung des Schauspiels und deutet nur mit den Schlußworten äußerlich wenigstens den Gang der Handlung im „Faust" an. Man hat in diesem Hinweis: „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle" einen Widerspruch zu finden vermeint, da ja Faust zuletzt in den Himmel aufgenommen werde. Aber man übersieht dabei, daß im entscheidenden Moment in der That der Höllenrachen selbst auf der Bühne erscheint und daß in seinem Anblick der Kampf um Fausts Seele zwischen den Teufeln und Engeln sich abspielt.

Der „Prolog im Himmel" giebt die Idee des Stückes und bereitet auf dessen Inhalt vor. Inmitten der himmlischen Heerscharen, welche die Herrlichkeit der Schöpfung preisen, naht sich Mephistopheles dem Throne Gottes, um im Gegensatz zu jenen die Krone der Schöpfung, den Menschen, mit schadenfrohem Spott zu verhöhnen. Mephistopheles ist weder hier noch sonst im Stück der in offener Empörung gegen Gott begriffene Teufel des mittelalterlichen Aberglaubens, sondern den vorgeschrittenen Anschauungen des Zeitalters gemäß das vergeistigte und personifizierte Princip der Verneinung und Zerstörung. Er darf unter dem himmlischen Gesinde erscheinen, denn er ist ein unentbehrliches Glied in der Kette der wirkenden Kräfte und dient, als Geist des Widerspruchs, den höchsten Zwecken, indem er die leicht erschlaffende Thätigkeit des Menschen reizt und so, wenn auch wider Willen, am Schaffen teilnimmt. Im Schaffen und Streben aber liegt Leben und Heil, im Ruhen und Beharren Tod und Verdammnis. Das ist der sittliche Grundton, der aus allen Teilen der Dichtung wiederklingt. Mephistopheles findet auf der Erde alles „herzlich schlecht" und die Menschen schon von selbst so jämmerlich, daß es sich nicht einmal der Mühe verlohne, sie mit Versuchung zu plagen. Als ihn aber der Herr selber auf Faust, als auf einen nach dem Göttlichen strebenden Geist, hinweist, will Mephistopheles wetten, daß es ihm noch gelingen werde, den das Irdische verschmähenden Idealisten in die Gemeinheit herabzuziehen. Auf eine Wette freilich kann sich der Herr nicht einlassen; er hört darüber weg. Aber er giebt doch Mephistopheles die Erlaubnis, seine Verführungskünste an Faust zu üben, ob es gleich vergeblich sein werde; denn das Bewußtsein eines guten Menschen werde durch den ihm eingeborenen dunklen Drang auf den rechten Weg geleitet. Damit ist denn schon eine Hindeutung auf den Ausgang gegeben; doch bleibt es Fausts eigener guter Natur überlassen, den Kampf auszukämpfen, und es handelt sich nur um den Weg, den er durchlaufen wird, um zum Heile zu gelangen.

Beim Beginne des „ersten Teiles" zeigt sich Faust in dem Zustand, wie

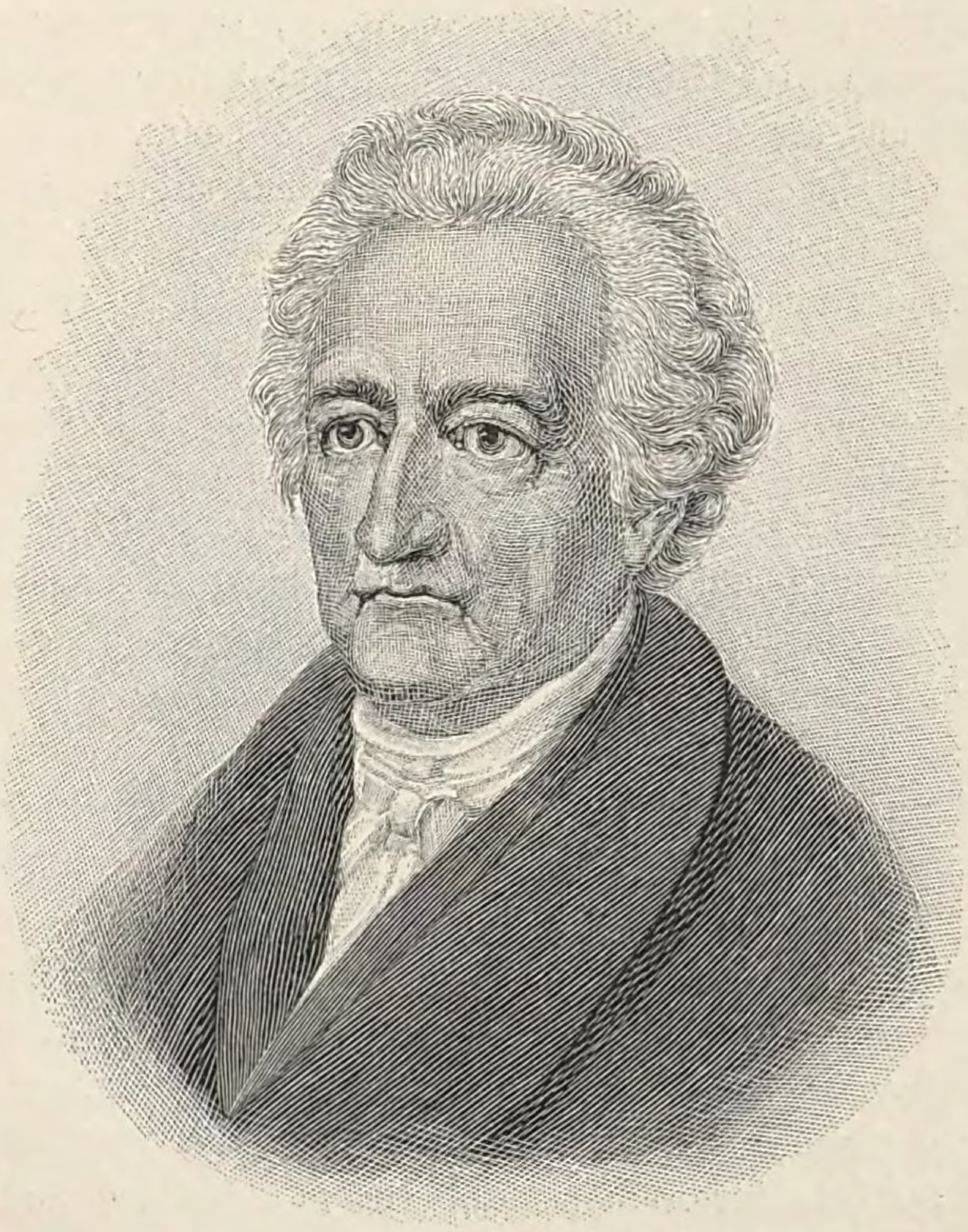
ihn Mephistopheles ironisch geschildert, nach dem Höchsten und Tiefsten strebend, alles Irdische verschmähend, an jeder Befriedigung durch Erkenntnis und Genuß verzweifelnd. Er möchte sich „von allem Wissensqualm entladen", um die „wirkende Natur" zu erfassen; es drängt ihn nach „den Quellen alles Lebens". Er hat sich der Magie ergeben, um das Geheimnis der Schöpfung zu ergreifen, das ihn zu göttergleicher Thätigkeit befähigen soll. Er ist auf dem rechten Wege, nur daß sich das Ziel nicht im Ansturm der Leidenschaft erreichen läßt. Der Erdgeist, den er beschwört, stößt ihn zurück; denn Faust begreift noch nicht, daß die Natur auch „in Lebensfluten" und „im Thatensturm" ein stetiges und allmähliches Wirken offenbart. Dies ist die Erkenntnis, die er sich später erst auf langem Wege erobern, dies die Thätigkeit, welche ihn zuletzt zu reiner, hoher Befriedigung führen wird. Jetzt fühlt er sich durch die Zurückweisung in seinem innersten Wesen vernichtet. Unwirsch fertigt er den Famulus Wagner ab, der auf seine Art im Zusammenlesen toter Gelehrsamkeit Befriedigung findet. Er selbst verzweifelt daran, auf Erden das Ziel zu erreichen, nach dem seine Seele ringt. Das Gefühl seiner Ohnmacht treibt ihn zum Selbstmord. Er will die Erde verlassen, um, selbst auf die Gefahr der Vernichtung hin, zu versuchen, ob sein Geist sich nicht „auf neuer Bahn" in den Äther schwingen könne, um dort „zu neuen Sphären reiner Thätigkeit" zu gelangen. Von diesem gewaltsamen Schritt hält ihn der herübertönende Ostergesang der Gemeinde zurück, welcher Erinnerungen an das Glück der Kindheit in ihm weckt. Den Sinn der Botschaft, welche die Auferstehung Christi feiert, kann er nicht verstehen. Denn ihm fehlt der Glaube, nicht an das Göttliche überhaupt, sondern an das Heil, welches der Menschheit durch die selbstaufopfernde Liebe des Erlösers zu teil geworden. Auf die Erde zurückgewiesen, sucht er, innerlich gequält, auf dem Spaziergang mit Wagner in der freien Natur unter harmlos fröhlichen Menschen Zerstreuung und Beruhigung. Aber beim Anblick der untergehenden Sonne überfällt ihn die Sehnsucht nach dem Unendlichen mit erneuter Macht. Er wünscht sich einen Zaubermantel und ruft die dämonischen Geister des Zwischenreiches an. Das ist die Stimmung, in welcher er für die Annäherung des Versuchers empfänglich erscheint. Mephistopheles, der ihn heimlich beobachtet und auch seinen Selbstmordversuch belauert hat, umkreist ihn in der Gestalt eines Pudels und folgt ihm auf seinen Anruf nach Hause.

In hoffnungsvollerer Stimmung in sein Studierzimmer zurückgekehrt, versucht Faust, sein erneutes Sehnen nach „des Lebens Quelle" in der Offenbarung zu stillen. Im Evangelium Johannis forscht er nach dem Ursprung der Schöpfung. Auch hier zeigt sich wieder, daß sein innerer dunkler Drang fortdauernd auf Thätigkeit gerichtet ist. Er übersetzt die ersten Worte des Evangeliums, abweichend vom Buchstaben, dem Geiste nach: „Im Anfang

war die That." Wieder ist er auf dem richtigen Wege. Aber der Pudel, dem es bei dieser heiligen Beschäftigung unheimlich wird, stört ihn und giebt sich in der Folge der Beschwörung als der Geist der Sünde, der Zerstörung und des Bösen zu erkennen. Das Wesen dieser Gestalt ist vielleicht die genialste Schöpfung, die jemals ein Dichter hervorgebracht hat. Die Art, wie Mephistopheles, der doch leibhaftig vor uns steht, von sich selber spricht, als ob er gar nicht wäre, erweckt eine ähnliche Empfindung, wie wenn man träumend sich sagt, daß man träume, und sich doch von der Wirkung des Geträumten nicht losmachen kann. Es entsteht dadurch der Eindruck des rein Dämonischen, das in demselben Augenblick als Wirklichkeit und zugleich nur als eine Einbildung erscheint. Des Mephistopheles Äußerung, daß auch für die Höllengeister gewisse Gesetze gelten, bringt Faust auf den Gedanken, einen Pakt mit ihm einzugehen. Aber Mephistopheles weicht aus, um den Verlangenden durch seine Zögerung zu reizen und bei dem zweiten Besuche desto sicherer festzuhalten. Der Vertrag, der dann zu stande kommt, bezieht sich auf Tod und Jenseits. Mephistopheles verpflichtet sich, Faust auf dieser Erde zu Willen zu sein, dafür soll Faust ihm drüben dasselbe thun. Doch nur dann soll dieses Abkommen Geltung haben, wenn Faust sich auf Erden einmal befriedigt fühle, wenn er nicht weiter fortstrebe, wenn er in irgend einem Zustand „beharre". Zugleich soll der Zeitpunkt, in welchem er zum Augenblicke sagen würde: „Verweile doch, du bist so schön!" seinem Erdenleben ein Ziel setzen. Dieser Augenblick trifft mit seinen Folgen später buchstäblich ein, nicht aber die erste, innere Bedingung.

Um Fausts hohen Sinn durch Genuß herabzuziehen, will ihn Mephistopheles erst in die kleine, dann in die große Welt einführen. Das Eine geschieht sofort, das Andere erst im „zweiten Teile". Die ironische Herabwürdigung aller Wissenschaften erweist sich inzwischen an dem Durchschnittsgeist eines unerfahrenen Schülers um so wirksamer, als Mephistopheles in der That mit seinem Spotte recht hat, nur daß er, seinem Wesen gemäß, überall allein die schlechte Seite hervorhebt. Dagegen scheitert die erste Probe seiner niedrigsten Verführungskunst an Faust. Diesem widersteht die platte Lustigkeit der zechenden Gesellen in Auerbachs Keller ebenso wie der abgeschmackte Zauberkram der Hexe, von welcher er den Verjüngungstrank erhält. Doch durch das Bild der nackten Frauenschönheit im Zauberspiegel wird seine Sinnlichkeit auf diejenige Bahn geleitet, auf welcher ihn Mephistopheles zu verderben hofft. Der Wirkung des Trankes ist es zuzuschreiben, daß Faust beim ersten Anblick Gretchens sie so „geradezu" anredet. Bald jedoch fühlt sich sein Gemüt von ihrem unschuldigen, rührend innigen Wesen ergriffen. Was Mephistopheles zu seinem Verderben ersann, das wird die erste Stufe zu seiner Läuterung: Faust lernt die Macht der selbstvergessenen, hingebungsvollen Liebe kennen.

Im Kampf zwischen sinnlicher Leidenschaft und den reinen, tiefen Empfindungen seines Herzens für die Geliebte entweicht er in die Wildnis. Aber immer wieder schürt Mephistopheles in seiner Brust das wilde Feuer der Begierde an, bis er trotz der fürchterlichsten Gewissensqualen dem Verführer folgt und das Glück der Geliebten hinopfert. Nach Gretchens Fall bemächtigt sich seiner Seele die düsterste Stimmung. „Nächtig sieht es in seinem Busen aus", da



Goethe im Alter.

er, von Mephistopheles begleitet, sich wieder zur Geliebten schleicht, deren Mutter auf seine Veranlassung, wenn auch ohne seine Schuld, an den Folgen des ihr gereichten Schlaftrunks gestorben. Jetzt ladet Mephisto, um ihn völlig in seine Gewalt zu bekommen, durch Valentins Ermordung Blutschuld auf des willenlos ihm Gehorchenden Haupt, der infolgedessen aus der Stadt entfliehen muß. Gleich nach der herzerschütternden Scene im Dom ist der von Gretchen im Wahnsinn der Verzweiflung begangene Kindesmord anzunehmen, von welchem der entflohene Faust ebensowenig erfährt, wie von der Einkerkerung der Geliebten.

Um die Erinnerung an das Geschehene zu verscheuchen und ihn ganz in die Gemeinheit herabzuziehen, bringt Mephistopheles seinen Herrn und Zögling auf den Blocksberg, nach dessen Gipfel eben die ganze Hexenheit zusammenströmt, um dort in wüster Bestialität die Feier der Walpurgisnacht zu begehen. Der Dichter läßt bei diesem nächtlichen Spuk außer dem eigentlichen, leibhaftigen und gespenstischen Hofgesinde des Satans nicht blos bekannte Zeitgenossen, welche sich zu ihrem Emporkommen falscher oder unehrlicher Mittel bedienen, als Hexenmeister und Hexen auftreten, sondern personifiziert als solche auch mancherlei verkehrte Anschauungen und Bestrebungen, aber immer so individuell und der phantastischen Stimmung des ganzen Hexensabbaths entsprechend, daß sie auch ohne jenen übertragenen allgemeinen Sinn ihre eigentliche Bedeutung für die Situation behaupten.

Aus Neugier nimmt Faust eine Weile an dem wüsten Treiben teil, ohne Geschmack daran zu finden. Mitten im tollsten Sinnenwirbel ergreift ihn plötzlich der Gedanke an Gretchen, deren geisterhaftes Bild er in der Ferne zu sehen glaubt, mit beängstigender Gewalt. In rasender Reue und Verzweiflung, da er ihr Schicksal erfahren, zwingt er seinen höllischen Genossen, ihm zu ihrer Rettung behilflich zu sein. Allein dieser Versuch dient nur dazu, ihn das Elend, in das er sie gestürzt, in herzzerreißender Wirklichkeit schauen und empfinden zu lassen. Vor der Nähe des Geliebten vergißt die arme Büßerin im Kerker alle Qualen des Gewissens und der Todesangst. Doch dem Drängen des Freundes zur Flucht setzt sie entschlossenen Widerstand entgegen. Sie will ihre Schuld durch den Tod sühnen. Im Grauen vor dem Bösen übergiebt sie sich der Barmherzigkeit Gottes und wird, auf Erden gerichtet, für den Himmel gerettet. Faust aber, von Mephistopheles fortgerissen, der ihn jetzt ganz in seiner Gewalt zu haben glaubt, hat in dieser Stunde die siegende Macht des sittlichen Bewußtseins erfahren, welche in seinem eigenen Gemüte fortwirken wird. So führt der Weg, auf dem Mephistopheles ihn hatte verderben wollen, zwar zu Schuld und Fall, aber durch diese selbst zu dauernder Erhebung, welche sich freilich bei Faust nicht wie bei Gretchen durch den Glauben vollziehen kann, sondern nur durch männlich strebende Thätigkeit.

Der „zweite Teil" behandelt nun den inneren und äußeren Weg, auf welchem Faust durch eigene Kraft aller Anfechtung des Bösen zum Trotz stufenweise zur Erkenntnis des Schönen, zu reiner und freier Menschlichkeit, zu weiser Selbstbeschränkung und endlich zum ursprünglichen Ziel alles seines Strebens, zu schöpferischer, in alle Zukunft nachwirkender Thätigkeit gelangt.

In anmutiger Gegend, krampferstarrt von dem erlebten Graus, erscheint der Unglücksmann Faust wieder. Die heilsamen Kräfte der Natur, in der symbolischen Gestalt mitleidiger Elfen, und der wiederherstellende Schlaf

reinigen sein Inneres von der unfruchtbaren Pein der Selbstvorwürfe. Wie ein eben Genesender freut er sich der jugendlich grünenden Erde; auch er beginnt ein neues, geläutertes Leben. Den nach Thätigkeit Strebenden bringt Mephistopheles jetzt in die große Welt, an den kaiserlichen Hof. Dort kommen im Staatsrat, in welchen sich Mephistopheles als Narr eingedrängt hat, die heillosen Zustände des Reiches zur Sprache. Allein der sorglose, vergnügungssüchtige Kaiser läßt sich wenig davon berühren; nur daß es überall an Geld mangelt, ist ihm unangenehm, da er eben den Karneval feiern will. Um so gelegener kommt ihm der Vorschlag des Mephistopheles, Geld aus Papier zu machen. Der Mummenschanz giebt Gelegenheit zur Entfaltung eines bunten Maskenzuges. Die darin auftretenden allegorischen Personen stehen mit Gang und Sinn der eigentlichen Handlung in keinem Zusammenhang. Nur Faust, unter der Maske des Plutus, deutet durch seine Unterredung mit dem Knaben Lenker an, daß er in Macht und Gebrauch des Reichtums eine höhere Einsicht besitzt als der Kaiser, welcher als Pan die selbstsüchtige unumschränkte Herrschergewalt darstellt. Zugleich giebt Faust eine Probe seiner Zauberkünste durch das Flammengaukelspiel, dessen geheimer Sinn: die Gefahr, welche die ungezügelte Habsucht des Herrschers dem Staate bringt, dem Kaiser entgeht. Dieser sieht darin nur einen zu seinem Vergnügen veranstalteten Scherz. In der Lust des Karnevals hat er auch seine Unterschrift zu dem trügerischen Papiergeld gegeben, das nun, tausendfach vervielfältigt, aller Not abhilft. So in Wohlleben und Genuß schwelgend, verlangt der Kaiser zur höchsten Ergötzung seiner Sinne von Faust die Heraufbeschwörung der Helena und des Paris. Faust wendet sich an Mephistopheles. Allein dieser hat als mittelalterlich christlicher Teufel über die unter ihren eigenen Beherrschern, dem Pluto und der Proserpina, stehende griechische Unterwelt keine Gewalt. Doch giebt er Faust ein Mittel an, wie dieser selbst statt der eigentlichen abgeschiedenen Wesen der beiden schönsten Griechen die Urbilder ihrer Gestalten aus dem raum- und zeitlosen Reiche der Ideen von den geheimnisvollen Gottheiten der Mütter heraufholen könne. Das Unternehmen gelingt. Faust bringt den Dreifuß, das Symbol jener Ideenwelt, zur Stelle, und aus dem aufsteigenden Weihrauchduft treten die Gestalten von Paris und Helena hervor. Die Bemerkungen der zuschauenden Höflinge zeigen, daß diese nur den äußeren Schein zu erfassen vermögen. Faust aber erkennt in Helena den Inbegriff und das Ideal der höchsten Schönheit. Leidenschaftlich aufgeregt will er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen. Allein das wesenlose Bild zerrinnt, und er selbst stürzt bewußtlos zu Boden. Wieder muß Faust, wie schon einmal bei der Erscheinung des Erdgeistes, erfahren, daß, wie das Geheimnis der schaffenden Natur, so auch das Geheimnis der vollkommenen Schönheit nicht im Sturm zu erobern ist. Nur in stetigem, besonnenem Streben wird er zum Ziele gelangen können.

Im Lande der Schönheit selbst, in Griechenland, muß er Helena aufsuchen, muß das Schönheitsideal in seiner stufenweisen Entwickelung kennen und begreifen lernen, ehe es ihm vergönnt ist, es in wahrem Besitz sich anzueignen. Das erste Hilfsmittel hierzu bietet die früher von ihm so tief verachtete Gelehrsamkeit.

Mephistopheles, der im zweiten Teil immer mehr zum willenlosen Vollstrecker der Absicht seines Herrn herabsinkt und nur von Zeit zu Zeit, obwohl vergeblich, versucht, ihre Ausführung nach seinen eigenen Zwecken zu lenken, muß Fausts Verlangen Befriedigung verschaffen. Er bringt den Bewußtlosen nach seiner früheren Behausung, in das alte Studierzimmer. Dort findet er den gelehrten Wagner, welcher inzwischen Fausts Lehrstuhl eingenommen hat, damit beschäftigt, aus toten Stoffen auf chemischem Wege ein lebendiges Menschlein, den Homunculus, zu erzeugen. Mit heimlicher Hilfe des Mephistopheles gelingt das Werk. Homunculus ist die reine geistige Anschauung ohne körperliche Organe, der innere Sinn, der Faust auf den richtigen Weg zu seinem Ziele zu leiten vermag. Unter seinem Vorleuchten bringt Mephistopheles den von Helenas Erzeugung träumenden Faust nach Griechenland auf die pharsalische Ebene, wo soeben in der klassischen Walpurgisnacht die Gestalten der hellenischen Sage und die fabelhaften Gebilde der Vorzeit sich als Geister einfinden. An ihnen erkennt Faust, indem er den Spuren der Helena nachgeht, die Entwickelung der antiken Kunst von ihren ersten Anfängen bis zur Vollkommenheit. Von den Sphinxen an den Kentauren Chiron und von diesem, der einst die Helena auf seinem Rücken getragen, an die Seherin Manto gewiesen, steigt er mit ihrer Hilfe in die Unterwelt hinab, um dort von Proserpina die Erlaubnis zur Rückkehr Helenas auf die Oberwelt zu erbitten. Diesem Vorgang parallel holt sich Homunculus bei den griechischen Philosophen, welche über die Entstehung alles Lebendigen streiten, Rat, wie er selbst es anfangen könne, um körperlich zu entstehen. Der Weisung des Thales folgend, der den Ursprung alles Organischen im Feuchten erkennt, begiebt er sich ins Meer, wo Galatea, die Göttin der erzeugenden Liebe, ihr heiteres Fest feiert, und zerschellt dort in inbrünstiger Sehnsucht an ihrem Muschelwagen das ihn von der Wirklichkeit abschließende Glasgehäuse, um seine körperliche Entstehung als winzigstes gestaltloses Lebewesen zu beginnen und allmählich durch fortschreitende Umbildung bis zum menschlichen Dasein zu gelangen. So wird auf dreifache Weise der Weg der allmählichen Entwickelung aufgezeigt, den Kunst, Natur und Menschengeist zu ihrer Vervollkommnung einschlagen müssen. Im Gegensatz dazu steigt Mephistopheles, der gegen seinen Willen Faust in die ihm widerwärtige Sphäre zu folgen gezwungen ist, seinem Wesen gemäß vom Häßlichen, das sich auch in der griechischen Sagenwelt vorfindet, zum Häßlichsten hinab, um in der Gestalt der Phorkyas seinem Herrn bei der Gewinnung Helenas zur Seite zu stehen.

Helena kehrt auf die Oberwelt zurück. Die Art, wie Faust in der Unterwelt von Proserpina diese Gunst erlangt, sollte nach einer früheren Absicht des Dichters in einer besonderen Scene dargestellt werden, deren Ausführung aber unterblieben ist. Man muß annehmen, daß die Erlaubnis nur möglich ist unter der Bedingung, daß Helenas Leben da anknüpfe, wo es nach einer alten Überlieferung aufgehört hat. Die Vermählung des mittelalterlichen Geisteshelden mit der griechischen Heroine, aus welcher als wunderbarer Sprößling der in die Lüfte strebende Euphorion entspringt, bedeutet zugleich symbolisch das Eindringen des germanischen Gemüts in die maßvolle Schönheit des antiken Geistes, die Verschmelzung der romantischen Innerlichkeit mit der klassischen Formvollendung griechischer Dichtungsweise, aus welcher dann nach der Rückkehr zur reinen, freien Natur der Genius der modernen Poesie hervorgeht. Daß unter Euphorion zugleich Byron verstanden werden soll, ist eine Nebenanspielung, welche bei der Auffassung des eigentlichen Sinnes unbeachtet bleiben darf.

Helena erscheint also in dem Augenblick, da sie, von Menelaos aus Troja zurückgeführt und dem Heere vorausgeschickt, ihren heimischen Palast in Sparta betreten will. Dort empfängt und erschreckt sie Mephistopheles-Phorkyas mit der Nachricht, daß der erzürnte König die treulose Gattin seiner Rache zum Opfer bestimmt habe. Mephistopheles erbietet sich, die Geängstigte vor dem gewissen Tode zu retten und leitet sie durch Zauberkunst in die Burg hinüber, in welcher Faust mitten im Herzen Griechenlands als Eroberer seinen Herrschersitz aufgeschlagen hat. In glücklicher Minnewerbung gewinnt Faust die Königin und zieht sich mit ihr zu seligem Liebesgenuß in die herrlichen Thäler Arkadiens zurück, wo ihnen in der Geburt und wunderbar raschen Entwickelung Euphorions die reinste Elternfreude erblüht. Allein die Wonne dieses innigen Zusammenlebens hat nur kurzen Bestand. Euphorion geht an dem Übermaß seines Freiheitsdranges zu Grunde, und Helena, deren Bestimmung auf Erden erfüllt ist, folgt ihrem dahingeschwundenen Liebling in die Unterwelt hinab. Nur ihr Schleier und Gewand bleibt Faust in den Armen zurück und erhebt ihn als rosig umhüllende Wolke hoch über alles Gemeine der irdischen Alltäglichkeit.

In der deutschen Heimat auf einem Gipfel des Hochgebirges findet sich Faust wieder, nicht mehr erschüttert von dem erlebten Schicksal und seiner ferneren Bestimmung gewiß. Die beiden höchsten Kräfte, die sein Gemüt erhoben und geläutert haben: selbstlose Liebe und reine Seelenschönheit, als die verschwimmenden Bilder Gretchens und Helenas seinem inneren Auge vorschwebend, erfüllen ihn mit Besonnenheit und dem Streben nach einem großen erreichbaren Ziele. Zu ihm gesellt sich Mephistopheles, froh, das ihm fremde Gebiet der Schönheit verlassen zu haben, und hoffend, nun auf heimatlichem

nordischem Boden Faust wieder in seine Netze zu ziehen. Allein vergeblich versucht er ihn mit der Aussicht auf Herrschaft und Besitz. Fausts Sinn ist mehr als je auf großartige, fruchtbare Thätigkeit gerichtet. Er hat auf seiner Wanderung mit Verdruß bemerkt, wie das Meer an seinem Ufer weite Strecken überflutet und unfruchtbar macht. Er faßt den Entschluß, das Meer einzudämmen, ihm allmählich immer mehr Land abzugewinnen und so einen Boden zu schaffen, auf dem ein freies Volk sich ansiedeln und in thätiger Kraft sich selbst erhalten könne. Zur Ausführung dieser Absicht soll ihm Mephistopheles behilflich sein, und dazu bietet sich die beste Gelegenheit. Dem schwachen Kaiser, dessen sorglose Regierung das Reich in immer ärgere Zerrüttung gestürzt hat, ist ein Gegenkaiser erstanden. Zwischen beiden tobt der Krieg, und unten im Thale soll die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Mit des Mephistopheles Hilfe verschafft Faust dem Kaiser durch allerlei Gaukelkunst den Sieg und erhält dafür als erbetene Belohnung den Meeresstrand zu Lehen. Der Kaiser verfällt sogleich nach erfochtenem Siege, den er sich selbst und der gerechten Sache zuschreibt, obgleich er wohl weiß, welchen Künsten er ihn verdankt, in die frühere Schwäche und Sorglosigkeit zurück. Die neue Reichsordnung, welche er verkündet, zeigt, daß es ihm mehr um Genuß und Gepränge als um eine wohlgesicherte Regierung und das Gedeihen des Landes zu thun ist.

Im Gegensatz hierzu zeigt sich an der Meeresküste Fausts unablässiges Wirken zum Wohle der Menschheit. Sein Unternehmen ist geglückt. Eine große Strecke Landes, den Fluten abgewonnen, ist urbar gemacht und von thätigen Kolonisten bewohnt. Eine eigene Flotte von Handelsschiffen fördert durch den Verkehr mit fernen Ländern den Reichtum ihres Besitzers. Aber Faust hat an seinem Besitz keine Freude; ihn verlangt nach dem kleinen Gütchen auf benachbarter Höhe, um von einem Wartturm aus das ganze Gebiet seiner selbgeschaffenen Herrschaft überschauen zu können. Einem friedlichen, vorteilhaften Tausch widerstrebt das alte Pärchen, das dort in frommer Genügsamkeit dahinlebt. Zum letztenmale benutzt Mephistopheles die Gelegenheit, um Faust in Schuld zu verstricken. Bei seinem anbefohlenen Versuch, den Tausch gewaltsam ins Werk zu setzen, sterben die beiden Alten vor Schrecken, der Wanderer, den sie gastfreundlich aufgenommen, wird erschlagen, Hütte und Kapelle eingeäschert. Der unglückliche Erfolg dieser Gewaltthat giebt der Sorge Macht über den hochbetagten Faust. Seine Lebenskraft nimmt ab, und er erblindet. Um so heller aber leuchtet sein inneres Licht, um so rastloser will er sein Werk zur Vollendung fördern. Nur ein großer Sumpf ist noch auszutrocknen. Faust ruft die Knechte zur Arbeit auf, und im Geiste die Zukunft schauend, wo das von ihm geschaffene Land vielen Millionen Menschen freien Wohnsitz und Nahrung bieten wird, stirbt er im Vorgefühl der

höchsten Befriedigung. Die Bedingung seines Vertrages mit Mephistopheles hat sich dem Wortlaut nach erfüllt, nicht aber dem höheren Sinne nach. Der Augenblick, zu welchem Faust sagt: „Verweile doch! du bist so schön!“ ist noch gar nicht vorhanden. Deshalb bedeutet gerade dieser Ausruf in Fausts Munde nicht ein Beharren, sondern ein Weiterstreben. Des Mephistopheles Recht an Fausts Seele ist mindestens zweifelhaft geworden, und der Kampf um sie zwischen den Engeln und Teufeln kann durch die ewige Liebe entschieden werden. Fausts Unsterbliches wird in den Himmel entführt, um dort im Verein der Seligen von Stufe zu Stufe sich weiterzuentwickeln. Zu diesen Seligen gehört auch Gretchen, welche, als begnadete Büßerin an die Himmelskönigin angeschmiegt, die Gunst erbittet, den im Jenseits wiedergefundenen Jugendgeliebten zu belehren.

Wie die Dichtung vom Himmel ausgegangen, in welchem „das Werdende, das ewig wirkt und lebt, die echten Göttersöhne mit der Liebe holden Schranken umfaßt“, so kehrt sie durch das „Ewig-Weibliche“ der Liebe, welche den Menschengeist in fortwirkender Vervollkommnung zum Göttlichen „hinanzieht“, wieder in den Himmel zurück und fügt sich zu einem Kreis zusammen, dessen Umfang, indem er die Entwicklung eines reichen, rastlos vorwärts strebenden Menschenlebens durchläuft, zugleich ganze Zeitalter und Kulturepochen, Natur und Kunst, Staat und Religion, Himmel und Hölle, ja in der That, wie es der Direktor im „Vorspiel“ verlangt, nur in einem höheren Sinne, die „ganze Schöpfung“ einschließt.

Mit der Vollendung des „Faust“ hatte Goethe der Dichter sich rein ausgelebt, und der Mensch hatte nur noch geduldig seine Stunde zu erwarten.

Der Feier seines Geburtstags zu entgehen, begab er sich kurz darauf mit seinen Enkeln auf einige Tage nach Ilmenau, das er seit achtzehn Jahren nicht wiedergesehen. Am 27. August fuhr er auf den Gickelhahn und setzte sich vor das Bretterhäuschen, wo er sein „Nachtlied“, vor fast einem halben Jahrhundert mit Bleistift an die Wand geschrieben, noch lesbar wiederfand. Lange saß er dort, den Blick auf die sonnige Landschaft gerichtet und in Erinnerung versunken an die Genossen der Jugend, die vor ihm dahin gegangen. Seine Augen füllten sich mit Thränen und leise sprach er vor sich hin: „Ja, warte nur! balde ruhest du auch!“

Noch vor dem Frühling des nächsten Jahres ging das unbewußt prophetische Wort in Erfüllung.

Am 16. März 1832 erkrankte Goethe durch eine Erkältung, die er sich zugezogen. Dem raschen Eingreifen des Arztes schien das Übel schon am nächsten Tage zu weichen. Aber in der Nacht vom 19. auf den 20. kehrte es mit einem so heftigen und schmerzhaften Fieberanfall zurück, daß bald jede Hoffnung auf Genesung verloren ging. Zwar schwanden die Schmerzen wieder,

aber mit ihnen auch die Kräfte. Doch blieb bis auf wenige Momente der Ohnmacht die Besinnung erhalten. Hoffnungsvoll sprach der Kranke vom nahenden Frühling und versuchte in einem Buche zu lesen.

Am Morgen des 22. begann er zu phantasieren. Er sah vor sich einen schönen weiblichen Kopf mit schwarzen Locken und prächtigem Kolorit auf dunklem Hintergrunde und hielt ein Blatt Papier am Boden für Schillers Briefwechsel. Noch einmal kehrte ihm das Bewußtsein wieder. Heiter plauderte er mit seiner neben ihm sitzenden Schwiegertochter, ohne zu ahnen, daß es zu Ende ging. Als ihm allmählich die Sprache versagte, beschrieb er noch mit dem Finger Buchstaben in der Luft. Gegen Mittag rückte er sich in die Ecke des Lehnstuhls, in dem er saß, und schlief ruhig ein, um nicht wieder zu erwachen.

Vier Tage darauf ward sein irdisch Teil unter großem Gefolge des Ministeriums, der Behörden, der Universität Jena und der Bürgerschaft in der Fürstengruft, wie er es gewünscht, neben Schiller beigesetzt.

So fanden sich die Freunde nach langer Trennung des Lebens im Hause des Todes wieder zusammen.



Auf dem Gickelhahn bei Ilmenau.

Ausblick

Zwischen Schillers und Goethes Tode liegen fast drei Jahrzehnte, eine Zeit reich an großen Ideen und großen Ereignissen, an bedeutsamen Erscheinungen des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst. Auch auf dem Felde der Dichtung erwuchs eine Fülle von Bestrebungen, die in buntem Wechsel sich offenbarte.

Betrachtet man die großen Geister einer vergangenen Kulturepoche in ihrer Einzelbedeutung, gleichsam durch ein absonderndes Fernglas, so hat man leicht den Eindruck, als ob ihr Genius alleinherrschend wäre und die ganze umgebende Welt in seine Richtung hineinzöge. Allein die mächtigste Persönlichkeit ist nur ein Teil der allgemeinen Kraft, durch welche die zusammengesetzte Wellenbewegung des Zeitgeistes hervorgebracht wird, und ihre Wirkung, durch gleichzeitige Einflüsse gehemmt, abgelenkt, zeitweilig aufgehoben, ja scheinbar in ihr Gegenteil verkehrt, tritt erst in einem späteren Geschlechte rein zu Tage. Das große Publikum hat keinen beständigen Geschmack. Sein geistiges Bedürfnis wird wie sein leibliches durch das Gesetz des Reizes und der Ermüdung bestimmt. Wie die Empfänglichkeit des Auges für eine bestimmte Farbe sich allmählich abstumpft und dann um so leichter von der Ergänzungsfarbe angeregt wird, so wechselt auch im geistigen Sinn eines Volkes die Empfänglichkeit für entgegengesetzte Einwirkungen. Und hier wie dort können die sich ablösenden Ergänzungen ebenso gut nebeneinander wie nacheinander auftreten.

So kam es, daß neben den Schöpfungen einer idealen Kunst die Erzeugnisse einer trivialen Fertigkeit sich breit machen konnten, neben den höchsten menschlichen Interessen die dürftigste Alltagsarmsäligkeit. Die Begeisterung, welche Schillers erhabene Dramen erweckten, erhielt ihr Gegengewicht in dem Behagen, mit dem man nüchterne Rührstücke, fade Späße oder seichte Bühnenhistorien genoß, und Goethes Meisterbilder menschlichen Lebens wurden

in der Gunst der Lesewelt überboten durch rohe Ritter- und Räubergeschichten, süßliche Familienromane und leichtfertige Abenteuerlichkeiten. Es war der ewig unvermeidliche und ewig unversöhnliche Widerstreit zwischen hochgestimmter Lebensanschauung und niedriger Tagedienerei.

Aber auch innerhalb des Kreises der reinen Kunst, welcher in Weimar seinen Mittelpunkt hatte, that sich bald ein Widerspruch auf. Die beiden Richtungen, welche in Goethe und Schiller so glücklich zusammengetroffen waren, trennten sich wieder in ihren Jüngern und traten jenseits des Kreuzungspunktes um so entschiedener auseinander. Es erschienen dieselben Gegensätze nur mit neuen Namen. Was früher naiv und sentimental, objektiv und subjektiv hieß, das nannte man jetzt auf einem eingeschränkteren Gebiet klassisch und romantisch.

Beide Wege führten von dem erreichten Gipfel der Kunst über mäßige Hügel abwärts in breite flache Niederungen.

Die Romantiker auf der einen Seite, obwohl im Sinne Goethes und Schillers von dem Kunstprincip der Antike ausgehend, mochten wohl einsehen, daß in dem reinen Stil des Griechentums Vollendeteres von ihnen nicht geschaffen werden konnte und daß der gerade Fortschritt auf dieser Linie zu einem toten Punkt gelangen mußte. Dennoch einer weiteren Entwickelung zustrebend und von dem Drang nach selbständiger Geltung erfüllt, gingen sie von dem vorgezeichneten Wege ab und suchten eigene Nebenpfade. Um sich dem Zwang des Gesetzes zu entziehen, das sie beengte, griffen sie ihrerseits nach der Tendenz von „Sturm und Drang" zurück, aus welcher auch die Jugendwerke Goethes und Schillers hervorgegangen waren. Freiheit wurde wieder das Losungswort, diesmal zum Belieben des Einzelnen erweitert. Der auf sich selbst gestellten Persönlichkeit bot sich als passendster Schauplatz und Inhalt das Mittelalter mit seinem Faustrecht, seinem Minnedienst, seinem Heiligenkultus und den mannichfaltigsten Ausprägungen des Wahns im Märchen-, Zauber- und Hexenwesen. Dem reinen Menschlichkeitsideal des wiedergeborenen Griechentums wurde nun das fromme Christlichkeitsideal des auferweckten Rittertums gegenübergestellt, dem Weltbürgersinn das Vaterlandsgefühl, dem klaren protestantischen Gottesbewußtsein die katholisierende mystische Schwärmerei.

Dasselbe Princip, welches den Inhalt bestimmte, mußte auch für den Ausdruck gelten. Da es der Mehrzahl der Romantiker an Gestaltungskraft fehlte, machten sie aus der Not eine Tugend. Ihres Mangels bewußt und gleichsam ihrer selbst spottend erhoben sie die Ironie zum künstlerischen Princip und die willkürlich waltende Phantasie zur Alleinherrscherin. Losgebunden von allen Gesetzen der Kunst und des Lebens, verloren sie zuletzt den Boden unter den Füßen und arteten in völlige Formlosigkeit aus.

Die Klassiker auf der anderen Seite, getreu dem einmal angenommenen Gesetz, bannten seinen Sinn in starre Formeln, suchten den Mustern durch Nachahmung nahe zu kommen, betrachteten die Regelmäßigkeit der Gestaltung als oberstes Dogma und gelangten so auf einen ähnlichen Standpunkt des konventionellen Zwanges zurück, wie von dem ihre Gesetzgeber sich befreit hatten. Arm an schöpferischem Inhalt suchten sie ihre Stärke in der äußersten Ausbildung der Form und übten ihre Kunstfertigkeit im Spiel mit Rhythmus und Reim.

So mußten Romantiker wie Klassiker allmählich ins Leere geraten. Die einen gaben zerflatternde Luftgespinste, die anderen hohle Hülsen.

Immerhin enthielt die Romantik noch einen lebensfähigen Keim. Aus ihm erwuchsen ursprüngliche Talente, welche, durch ihr inneres Gesetz getrieben, sich zur strengeren Gestaltung lebendiger Natur zurückfanden. So brachten sie eigen geartete Schöpfungen hervor, welche durch die Verbindung der verschärften Gegensätze ein beinahe überwahres, tief eindringliches, freilich auch ein wenig überreiztes Dasein erhielten. Trotz ihrer Abkehr von den Alten haben sie doch das Kunstideal Goethes und Schillers vor Augen gehabt: sie allein stellen eine fruchtbare Fortbildung des übernommenen Princips dar und die Mittelglieder, an welche nach Stoff und Stil die späteren Dichter von bleibender Bedeutung bis in die Gegenwart sich anschlossen.

Wie in der dramatischen und epischen Dichtung, so zeigte sich ein ähnliches Verhältnis auch in der Lyrik. Von den mancherlei Talenten dieser Gattung hielten die einen sich an das Beispiel des jungen Goethe und frischten ihre dichterische Empfindung in dem immer grünenden Walde des deutschen Volksliedes auf, während die anderen dem alten Meister in die Rosengärten des Ostens nachfolgten.

Auch hier waren die Romantiker das kräftigere Geschlecht. Ihr scheinbarer Rückschritt ermöglichte den Anlauf zu einem neuen Fortschritt. Ihre Dichtung senkte die Wurzeln tiefer in den heimatlichen Boden und sog aus ihm frischen Lebenssaft. Gewann auch der Hauptstamm dadurch kein stärkeres Wachstum, so sproßte doch vorerst ein Nebenschoß hervor, welcher, von der gewitterschwülen Luft der Zeit getrieben, rasch zu voller Blüte und Frucht gedieh: die patriotische Lyrik.

Unabhängig von streitigen Kunstprincipien, ja dem Ideal jeder reinen Kunst zuwider, welche die Absicht unmittelbarer Einwirkung auf das handelnde Leben ausschließt, hatte diese Dichtung zum einzigen Inhalt die Befreiung des deutschen Vaterlandes und stellte so ihre Kraft in den Dienst eines außerhalb der Poesie liegenden Zweckes. Und doch floß auch die Begeisterung der Trutz- und Kampflieder, wie die Heldenthaten der Befreiungskriege selbst, mittelbar aus der Quelle der idealen Kunst. Sie waren die erste Vorfrucht der

ästhetischen Erziehung, welche Schiller theoretisch gefordert, Goethe anschaulich dargestellt, beide durch den Gehalt ihrer eigenen Werke gefördert hatten. Aus Goethes „Götz“, aus Schillers „Jungfrau“ und „Tell“ hatte das heranwachsende Geschlecht den nationalen Geist gesogen. Das Kunstideal ward in ihm zum Ideal der Gesinnung, und aus diesem erwuchs in Lied und Leben das Ideal der opfermutigen That.

Als Deutschland von der Fremdherrschaft befreit war, zeigte sich freilich, wie Goethe vorahnend ausgesprochen, daß die Deutschen darum von der Herrschaft heimischer Machthaber nicht freier geworden waren. Dem Volk wurden die versprochenen Rechte vorenthalten, dem Vaterland die erhoffte Einigung versagt. Die Unterdrückung des Geistes wurde ärger, als sie je gewesen.

Die deutsche Nation, noch politisch unreif, ließ sich in die Enge der Bevormundung zurückdrängen. Aber was sie in der Wirklichkeit nicht erreicht hatte, suchte sie nun in der Phantasie. Die Dichtungen der beiden Großen von Weimar drangen in immer tiefere Schichten. Es kam die Zeit, wo wenigstens eines ihrer Werke auch in der Hütte des Armen zu finden war. Aus ihnen schöpfte das Volk das Bewußtsein seiner Menschenwürde, aus ihnen lernte es das Recht der Selbstbestimmung. In seinen Dichtern fühlte es sich einig und frei. Die ästhetische Erziehung machte unaufhaltsame Fortschritte.

Inzwischen wurde in der jüngeren Dichtung das Ideal der Freiheit und Einheit weiter fortgebildet. Die Kampfpoesie übertrug sich aus dem Schlachtfeld auf das politische Feld und fand die Gemüter des Volkes vorbereitet. Lange Jahre setzte sich die Bewegung fort, durch den Gegendruck nur um so mehr verschärft, bis sie endlich zur befreienden That und zur gesetzlichen Vereinigung aller deutschen Stämme führte. Damit war das politische Ideal zunächst erfüllt, und die Kampfpoesie lebt seitdem nur von der socialen Frage, die erst im Beginn der Gärung begriffen ist. Dieser Inhalt führt zu einem menschlichen Urproblem zurück, das einer rein künstlerischen Behandlung im Sinne des Ideals fähig ist.

Hat auf solche Weise die Tendenzdichtung einen eigenen, von heißem Leben erfüllten Nebenstrom durchlaufen, so verlor seit Goethes Tode der Hauptstrom der reinen Dichtung immer mehr an wahrer Lebenskraft. Die nachgeborenen Dichter, die ihre Muse von der politischen Bewegung der Zeit frei halten wollten und doch keine so ursprünglich reiche Persönlichkeit hatten, um aus ihr allein zu schöpfen, sahen sich nach bedeutendem Inhalt um. Die Romantik war durch ihr eigenes Princip der Ironie zersetzt und lag im Sterben. Der Weltschmerz, der sie ablöste, war zu eintönig, um lange vorzuhalten. Die klassische Überlieferung bewegte sich

in einem bestimmten Kreis vollendeter Vorbilder und brachte nur verkleinerte Abformungen hervor. Man brauchte neue Gebiete. Es begann eine Teilung der Arbeit. Die Dichtung wurde philosophisch, religiös, kulturhistorisch. Sie suchte die fremdesten Länder und die entlegensten Zeiten auf. Der stoffliche Reiz konnte wohl eine Zeitlang über den Mangel rein menschlichen Gehalts hinwegtäuschen, aber nicht den Verfall des künstlerischen Geschmacks aufhalten. Mit der inneren Wahrheit des Gegenstandes schwand auch die Kunst der Darstellung. Der Stil wurde zur Manier, die Schönheit zum bloßen Schein, das Ideal zum gedankenlosen Gemeinplatz. Selbst die Sprache wurde leblos, steif und affektiert. Verbildung und Unnatur verbreiteten sich allgemein.

Allmählich erweckte die Langeweile dieses öden Zustandes wieder das Bedürfnis des Gegensatzes. Man sehnte sich nach etwas Natur, etwa wie man sich aus der Großstadt zur Sommerfrische aufs Land sehnt. Die Dorfgeschichte wurde Mode. Aber die Natur, die sich darin darbot, war nicht echt, sondern immer noch schöner Schein. Die Bauern waren zumeist empfindsame Städter in ländlichem Gewande, ähnlich, wenn auch nicht in demselben Grade verfeinert, wie die Schäfer in der Litteratur des vorigen Jahrhunderts.

Und ähnlich wie damals folgte auf diese Vorboten das unabweisbare Verlangen nach der wahren Natur mit seinem erneuten Sturm und Drang. Wie nach Goethes Ausspruch die Litteraturperiode seiner Jugend aus der vorigen durch Widerspruch hervorgegangen ist, so war es auch diesmal. Wie damals begann auch jetzt die Bewegung mit dem Kampf gegen die Überlieferung, mit der Zerstörung aller Konvention. Die Schulbegriffe, welche die Ästhetik aus den klassischen Meisterwerken abgezogen und zu Regeln verdichtet hatte, wurden über den Haufen geworfen. Aber noch mehr wie damals ging auch jetzt der Eifer zu weit. Es wurde keinerlei Autorität, kein Vorbild der Vergangenheit mehr anerkannt. Zum drittenmal hieß die Losung: Natur und Freiheit, aber ihr Sinn war noch umfassender als früher. Man verstand unter Natur die breite Wirklichkeit des gegenwärtigen Lebens, wo und wie es sich auch immer darbot, und unter Freiheit die schrankenlose Unabhängigkeit in der Wahl der Gegenstände und der Ausdrucksmittel.

Wieder spaltete sich die Bewegung kurz nach ihrem Beginn in eine objektive und subjektive Richtung, je nachdem sie die sinnliche Erscheinung oder den seelischen Eindruck zum Ziele hatte. Diesmal heißen die Gegensätze Naturalismus und Symbolismus.

Beide Richtungen kommen darin überein, daß sie den Begriff strenger Begrenzung sowohl in der Besonderheit der Kunstgattungen als in Stoff und Form des Einzelwerkes außer acht lassen, daß es ihnen weniger um

Entwickelung der Notwendigkeit als um Schilderung der Thatsachen zu thun ist, daß in ihren Schöpfungen das Verhältnis des Wesentlichen zum Unwesentlichen eine Umkehrung erfahren hat.

Die Naturalisten schaffen ihre Vorgänge nach dem Bilde des zufälligen Geschehens, die Symbolisten nach der springenden Folge der Einbildungskraft. Jene lassen den Charakter von den jeweiligen Umständen abhängen, diese die That aus augenblicklichen Zuständen hervorgehen. Jenen sind die Umgebung, diesen die Stimmung der eigentliche Gegenstand der Darstellung, und Personen und Handlungen nur Mittel zum Zweck.

Die Naturalisten erstreben die einfachsten Wirkungen mit den einfachsten Mitteln. Sie haben eine Vorliebe für die Armen an Besitz und die Armen an Geist, sie verschmähen die wohlgefügte Rede, schrauben die Ausdrucksweise bis zum unbeholfenen Stammeln herab und schrecken vor keiner Roheit zurück.

Die Symbolisten haben es auf besondere Phantasiereize abgesehen und benutzen die feinsten Kunstgriffe. Ihre Gestalten sind hochgespannt, ihre Naivetät ist durchgeistigt, ihre Schlichtheit vorbedacht, ihre Sprache anspielungsreich, und selbst ihre unartikulierten Laute eröffnen die Ahnung einer tiefen Seele.

In seinen letzten Konsequenzen führt der Naturalismus zur Plattheit, der Symbolismus zur Grübelei.

Die Aufgabe aller Kunst ist aber nicht die Wiederholung von Selbstverständlichkeiten, noch die Ersinnung von Rätseln, sondern die deutliche Darstellung eines bedeutsamen Gegenstandes.

Die Schule der Modernen glaubte das Ideal der klassischen Kunst zertrümmert zu haben, aber sie hat nur die Decke durchbrochen, welche der Staub und Schutt der Zeit darüber gelagert. Auch ihre Entwickelung steht nicht still. Schon mehren sich die Anzeichen, daß in den führenden Geistern ein Umschwung einzutreten beginnt. Schon nähern sich die Gegensätze, und aus der Stillosigkeit heraus streben sie nach einem neuen einheitlichen Kunstprincip. Die Bewegung ist von einem analogen Punkt ausgegangen wie der „Sturm und Drang“ des vorigen Jahrhunderts, sie wird analoge Bahnen durchlaufen wie die, auf welchen Goethe und Schiller fortgeschritten sind, und wenn der rechte Genius erscheint, wird sie durch ihn auch zu einem analogen Ziel gelangen: zur Wiedergeburt des alten Gesetzes in neuer, erhöhter Form. Denn die Gestalten des Idealen wechseln, aber das Ideal bleibt beständig. Sein Sinn ist derselbe wie der geheimnisvolle Trieb der lebendig fortzeugenden Natur: Vervollkommnung zur reinen Menschlichkeit.

Merkwürdig genug hat auch gerade in der letzten Zeit die litterarische Forschung sich mit besonderem Eifer unseren beiden größten Dichtern zugewendet. Die reinere Erkenntnis ihres Wesens wird ihren Einfluß auch auf die gegenwärtige Dichtung nicht verfehlen, und Goethe und Schiller

wird ihr ein Vorbild werden in demselben Sinne, wie Shakespeare und Homer es jenen gewesen.

Verstummt ist der müßige Streit, ob Goethe oder Schiller dem Geiste der deutschen Nation den größeren Segen gebracht. Wie an der Stätte ihres gemeinsamen Wirkens eine Gruft ihre sterbliche Hülle umfängt, ein Standbild ihre persönlichen Gestalten vereinigt und nun auch ein Haus die schriftlichen Denkmale ihres Schaffens verwahrt, so wird ihr Wesen auch in der Vorstellung ihres Volkes fortleben als Inbegriff eines einzigen großen doppelgestaltigen Dichtergenius.

Verzeichnis der Illustrationen

Vollbilder:

Abbildungen im Text:

Berichtigung:

Auf S. 371, 4. Zeile von oben, muß es statt: 1791 heißen: 1792.

Leipzig,
Druck von Fischer & Wittig.